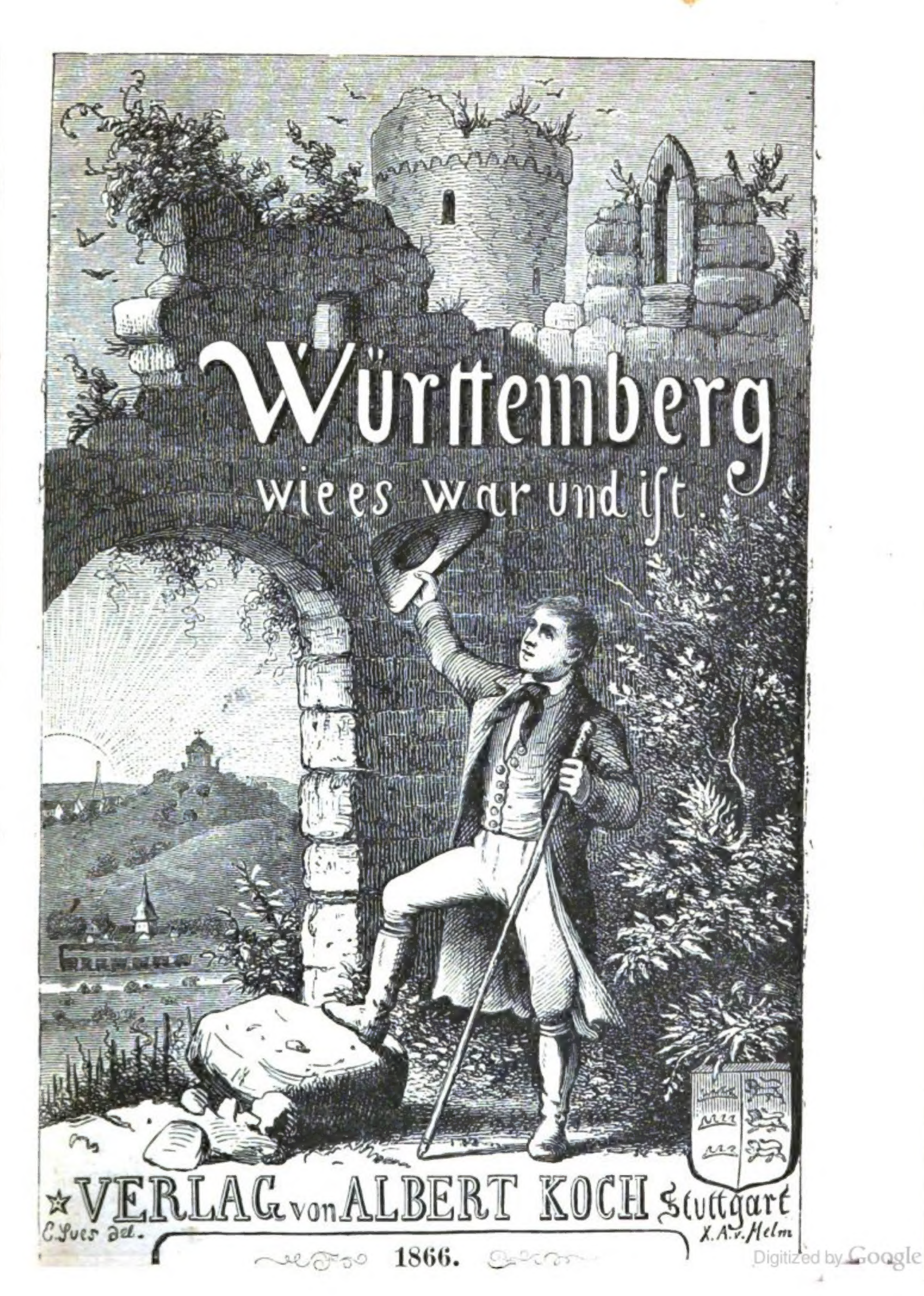


Württemberg wie es war und ist

Ernst Sues

<36635916130011


Württemberg
wie es war und ist.
VERLAG von ALBERT KOCH Stuttgart
C. Sues del.
X. A. v. Helm
1866.

Württemberg
wie es war und ist.

Geschildert
in einer Reihe vaterländischer Erzählungen,
Novellen und Skizzen
aus
Württembergs ältesten Tagen bis auf unsere Zeit.

Illustrirte Ausgabe.
Mit Originalzeichnungen
von
Ernst Fues.

Erster Band.

Stuttgart.
Verlag von Albert Koch.
1866.


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Erste Abtheilung.

Alte Zeit.

Schwabenland.

Fragst Du, wo Dir ein ew'ger Garten
Die deutsche Au entgegenlacht?
Der Hügel weinbekränzte Warten,
Der Thäler wechselvolle Pracht?
Aus Waldnacht blaue Ströme gießen
Die reichen Adern weltmeerwärts,
Und tausend Bäche lieblich fließen?
Sieh', das ist Schwaben, Deutschlands Herz!

Und siehst Du ob den schönen Gauen,
Wie ew'ge Wächter rings bestellt,
Die Alpenberge dort, die grauen,
Gelagert unterm Himmelszelt?
Wie Harnische im Abendschimmer
Die breiten Felsenwände hier,
Die Burgen dort und Schlössertrümmer
Auf ihrer Stirn' wie Helmeszier?

Sie sah'n Geschlechter, gleich der Welle,
An sich vorüber Völker geh'n,
Hochherz'ge Thaten, sonnenhelle,
Und Werke schwarzer Nacht gescheh'n.
Wie Licht und Schatten um sie jagen,
Jetzt Blau, jetzt Schwarz, jetzt Rosenglanz,
So webt um sie ein Chor von Sagen,
Geheimnißvoll in buntem Tanz.

Den Berg der Majestät und Siege,
Der Lichtglanz einer Welt gebracht,
Die alte, große Kaiserwiege,
Den Staufen, deckt jetzt öde Nacht.
Das Diadem ist ihm entfallen,
Den Weltthron brach ihm das Geschick,
Und übererbte dem Vasallen
Das Scepter über Schwabens Glück.

O Licht von Staufen, Weltensonne,
Die Erde leuchtete von Dir,
Ein Frühling tausendfacher Wonne,
Der Schönheit Maifest starb mit Dir!
Der großen Sonne letzter Funken
Erlosch in Blut am Meerstrand fern —
Doch mählig hob, die kaum versunken,
Sich neu als württemberg'scher Stern.

Ein Hügel ragt aus hellem Thale,
Seit grauen Zeiten bis an's Haupt,
Als säß' er zechend stets beim Mahle,
Mit Bacchus' heiterm Grün umlaubt.
In's lachende Gefilde dringet
Weithin sein Auge jugendlich,
Und eine Silberschlange schlinget
Um seinen Fuß der Neckar sich.

Von seinen Zinnen nieder zogen
Die edlen Herrn von Württemberg,
Ihr Schwert und ihre Stimme wogen
Beim Friedens- und beim Kriegeswerk,
Im Lorbeer- und im Eichkranz prangend,
Wuchs kühn empor das Heldenblut,
Aus großer Kaiserhand empfangend
Den Grafen- und den Herzogshut.

Es wuchs wie Ströme in Gewittern,
Weltstürme bräu'n ein jüngst Gericht,
Der ält'sten Häuser Säulen splittern,
Der große deutsche Zepter bricht.
Der letzte Kaiser steigt vom Throne,
Da — aus des Zeitsturms Sturz und Brand —
Erringt es sich die Königskrone,
Der Majestät Purpurgewand.

Der Hügel grünt im Thal noch immer,
Doch seine Zinnen sind nicht mehr,
Dort wirft jetzt den geweihten Schimmer
Ein Tempel schweigend weit umher.
In heil'ger Kühle seines Schooßes
Begrub der Liebe treuer Schmerz
Ein Weltglück-glüh'ndes, schönes, großes,
Ein volkbeweintes Fürstinherz.

Kein Thurm, kein Wall mehr, keine Veste,
Nein, friedlich in des Thales Raum,
Schirmt mit dem Schatten seiner Aeste
Jetzt Fürst und Volk ein heil'ger Baum,
Von gottesfürchtigem Gemüthe
Vordem gepflanzt am guten Tag,
Vertrauen heißet seine Blüthe,
Sein Nam': beschworener Vertrag.

Geschüttelt oft von Wind und Wettern
Rang er die Krone durch in's Blau',
Und Segen trof von seinen Blättern,
Da wo er grünte, gleich dem Thau.
Ihn traf Jahrhunderte vergebens
Die Axt des Unrechts Schlag auf Schlag,
Bis er durchbohrt im Mark des Lebens
Einst eines Tags am Boden lag.

Da floh'n, das Angesicht voll Jammer,
Des Landes Engel alsobald;
Es herrschte mit dem eh'rnen Hammer
Die ungebundene Gewalt.
Und aus Palästen, aus der Hütte,
Entwichen Liebe und Vertrau'n,
Es ging mit unheilvollem Tritte
Der Schrecken hin durch Stadt und Gau'n.

Und Frühling ward's, und frühlingsmächtig,
Und schöner, größer als zuvor,
Trieb aus den Wurzeln übernächtig
Der heil'ge Baum sich neu empor.
Freiwillig selbst herangezogen
Von edler, königlicher Hand,
So wölbt er seiner Aeste Bogen,
Neu grünend über's neue Land.

O Schwabenland, du ew'ger Garten,
In deiner Thäler weitem Raum,
Auf deiner Berge sonn'gen Warten
Trägst du wie diesen keinen Baum.
Daß aus dem Dunkel seiner Zweige,
Die oft ein Sturm noch kämpfend schlägt,
Ein lichter Geist bald niedersteige,
Der der Versöhnung Palme trägt!

Die Harfe deiner Sänger klinget,
Wie in der Staufen gold'ner Zeit,
Die Weisheit deiner Forscher dringet
Durch die erstaunte Christenheit:
So sei in dieser Zeiten Trübe
Du auch, soweit die Sonne scheint,
Ein Vorbild durch das Band der Liebe,
Das Fürstenglück und Freiheit eint!

Wilh. Zimmermann.

Die Schlösser
Württemberg, Hohenstaufen, Hohenurach und Teck.

1.
Schloß Württemberg.

Steht auch kein Stein mehr von dem Stammschloß des württembergischen Regentenhauses, können wir auch nicht einmal auf die Trümmer desselben hinweisen, so ziemt es sich nicht minder, unsre Reihe schwäbischer Schlösser und Burgen mit der Beschreibung dieses Schlosses zu beginnen, das noch bis in unsre Tage herein freundlich in's Neckarthal herniederlächelte und dann — es sind jetzt 42 Jahre her — wie durch einen Zauberschlag gänzlich verschwand, um einer Grabkapelle Platz zu machen, welche die irdischen Ueberreste einer edlen Fürstin, der Königin Katharina von Württemberg, umschließt und einst auch diejenigen ihres Erbauers, des Königs Wilhelm, des trauernden Gemahls dieser nur zu früh verstorbenen Wohlthäterin des Landes, zu umschließen bestimmt ist. Einen reizenderen Punkt konnte man nicht wohl im ganzen an malerischen und lieblichen Punkten so reichen Neckarthale finden, als der ist, auf welchem acht Jahrhunderte hindurch die Burg Württemberg stand und welcher im Munde des Volks nur der „rothe Berg" heißt, weil unmittelbar hinter ihm, auf einem fast bis zu seiner Spitze heraufreichenden Hügelrücken, das Dörfchen Rothenberg in reizender Einfachheit hingegossen liegt.

In den Streit und alle die schon da und dort aufgestellten Hypothesen über den Ursprung des Namens Wirtemberg, Wirtenberg, Württemberg oder Würtemberg uns einzulassen, liegt ganz außer unserer Absicht und wer sich näher darüber unterrichten will, der mag zu unsern Geschichtschreibern seine Zuflucht nehmen. Wir unsererseits können ihm von unserem Standpunkte aus nichts Besseres empfehlen, als die in dieser Sammlung gleichfalls enthaltene Erzählung „Konrad und Gertrud oder die Gründung der Burg Wirtenberg“ recht eifrig nachzulesen. Um indeß doch auch eine andere Version zu erwähnen, führen wir noch an, daß Pregizer und nach ihm Sattler es wahrscheinlich finden, der Name komme daher, „daß unter den alten Schwaben ein Volk gewesen, welches man Virtungos oder Wirtunger genennet habe, die sich am Neckar niedergelassen.“ Durch Zusammenziehung des Wortes Viorotonberg sei nun der Name Württemberg entstanden und der Name des Dorfes und des Berges Rothenberg sei nur eine Abkürzung dieses Namens mit Hinweglassung der Vorsilbe Vio.

Wie dem auch sei, die Lage der Burg Württemberg war vortrefflich gewählt und macht dem Erbauer alle Ehre. Vom östlichen Ende der schwäbischen Alp zieht gegen Westen ein Waldrücken zwischen der Rems auf einer und der Fils und dem Neckar auf der andern Seite und endet nicht weit, wo den ersteren Fluß ebenfalls der Neckar aufnimmt. Auf einer der letzten vorspringenden, anmuthigsten Höhen über dem Neckar, auf dem Rothenberg, lag Württemberg. Im Süden hat man beinahe die ganze Alp mit ihren Burgen im Gesicht, gegen Abend den Schwarzwald; am Fuße des Berges und weiterhin nördlich die Gefilde des württembergischen Unterlandes vom Neckar durchflossen; in der Ferne am Horizont ist unter den Gebirgen der Melibocus zu erkennen. Keines der andern im Gebiete des alten Schwabenlandes liegenden Stammhäuser großer Herrschergeschlechter hat eine solche fruchtbare Umgebung.

Ist das Jahr der Erbauung von Burg Württemberg historisch auch nicht mit Bestimmtheit ermittelt, so ist doch so viel gewiß, daß sie unter die älteren und Hauptburgen der großen Zahl am mittleren Neckar zu zählen ist, denn es ist durch eine Inschrift auf einem alten

Steine nachgewiesen, daß die Burgkapelle am 7. Februar 1083 von dem Bischof Adelbert von Worms eingeweiht wurde. Sie hatte, wie urkundlich erwiesen ist, den heil. Nikolaus zum Schutzpatron. Die Burg muß also gegen das Ende des 11. Jahrhunderts schon gestanden haben. Daß sie von württembergischen Hausgütern und Einkünften dotirt worden, beweist eine Urkunde, nach welcher fünf Morgen Weingärten im Goldberg (gegenüber von Württemberg) einen Eimer Weingült zu dieser Kapelle gaben. Jene verkaufte im Jahr 1291 die Gräfin Adelheid von Sigmaringen, mit Gunst und Bewilligung ihres Oheims, des Grafen Eberhard zu Württemberg.

Wohl nicht den ersten, doch den wohlthätigsten und nützlichsten Schirm übte das Schloß über den hier schon sehr frühen Weinbau. Wenn auch nicht erwiesen werden kann, was doch nicht unwahrscheinlich ist, daß die Römer die ersten Reben an den Neckar gebracht haben, so ist doch auf jeden Fall der Anbau des Weins in dieser Gegend so früh, als in irgend einer andern in Deutschland. Die vorzüglichsten Weinberge an den südlichen Abhängen (am Schloß selbst, an dem weiter unten liegenden Mönchberg, an dem schon genannten Goldberg) waren theils eigene Hausgüter von Württemberg, theils als Lehen- und gültbare Güter verliehen, auch an die Klöster verschenkt worden (daher der Mönchberg seinen Namen erhielt). Der Uhlbacher Wein vom Abhange des Rothenbergs war schon in alten Zeiten und ist heutzutage noch hochgeschätzt.

Vom großen Interregnum bis zum ewigen Landfrieden (über 200 Jahre) war das Stammschloß Württemberg der lebhafteste Schauplatz ritterlicher Thaten. Hier sammelten sich zahlreiche Vasallen aus dem Adel des schwäbischen Herzogthums und traten unter den Schutz des Grafen von Württemberg. Hier war auch der Mittelpunkt des so oft mit dem nahen Eßlingen erneuerten Städtekriegs. Damals erhob sich das Schloß nach gleichzeitigen Zeugnissen in besonderer Stärke und Schönheit, die es nach den späteren Unfällen nie wieder erreichte. König Rudolphs I. Krieg gegen Eberhard den Erlauchten, in welchem Stuttgart belagert wurde, brachte den meisten im Neckarthale gelegenen Burgen den Untergang. Da Kaiser Heinrich VII., sein Nachfolger, ein noch stärkeres Heer aus den Reichsstädten gegen

Eberhard aufbot, fiel auch das Stammschloß und wurde ausgebrannt, wie das Stift zu Beutelsbach mit dem Erbbegräbniß. Doch erstand das Schloß bald wieder aus dem Schutt und blieb der Hauptwaffenplatz gegen die Städte noch über diese Periode hinaus bis zur Vertreibung Herzogs Ulrich durch den schwäbischen Bund, 1519. — Das Schloß soll schon 1127 im Kampf der Hohenstaufen gegen König Lothar, dann 1207 von den Welfen zerstört worden sein. Sicher ist, daß im Mai 1311 die Eßlinger und Gmünder es von Grund aus zerstörten. Es wurde zwar wieder aufgebaut, aber nicht mehr so stattlich als früher, da Graf Eberhard der Erlauchte seine Residenz von hier nach Stuttgart verlegte (1320). Die letzte Verwüstung traf das Schloß, als der schwäbische Bund den Herzog Ulrich bekämpfte; am 15. Oktober 1519 wurde es auf Befehl des obersten Bundes-Hauptmanns verbrannt. Nach seiner Rückkehr im Jahr 1534 stellte Herzog Ulrich das Schloß seiner Ahnen wieder her und es wurde von Herzog Christoph so weit ausgebaut, daß es als Bergschloß noch immer mit Nutzen gebraucht werden konnte bis nach dem 30jährigen Krieg. In letzterem wurde es blos besetzt und nicht zerstört und stand bis 1819 so wie Herzog Ulrich und sein Sohn Christoph es wieder hergestellt hatten, von einer dreifachen Mauer und tiefen Gräben umgeben; doch für fürstliche Personen nicht mehr bewohnbar. Die Grundmauern und einzelne Theile des Schlosses waren noch älter, als man nach der vorliegenden Ansicht glauben sollte. Ueberdieß waren noch bis zuletzt im Innern die Spuren zweier ganz alter Thürme zu erkennen, eines viereckigen, der gegen Abend und eines runden, der gegen Morgen stand. Ueberhaupt konnte man sich aus dem Ganzen und besonders aus dem sorgfältigen Wiedereinmauern der bekannten alten Inschrift überzeugen, daß die ehemaligen Verheerungen nie total gewesen, so wie daß man bei der Wiederherstellung das alte möglichst benützt hatte.

Zum Schlusse möge hier noch die Schilderung einen Platz finden, die Memminger in seinem im Jahr 1812 erschienenen Buche „Cannstatt und seine Umgebung" von der Burg macht, also in dem letzten Jahrzehnt ihres Bestehens. Er sagt: „Das Schloß ist noch jetzt mit Graben und Wall und einer dreifachen Mauer umgeben, und mag ehedem ziemlich fest gewesen sein. Sein Umfang ist jedoch nicht sehr

bedeutend, und der Umstand, daß ihm weder Felsen noch Abgründe zur Schutzwehr dienen, ist eine schöne Bestätigung dessen, was uns die Geschichte von dem starken Arme seiner ehemaligen Bewohner erzählt. Um in das Innere der Burg zu gelangen, steigt man entweder auf der langen, aus mehr als 200 Staffeln bestehenden, steinernen Treppe zu demselben hinauf, oder folgt dem Fahrwege, welcher zu dem Haupteingange führt. Auf den Mauern dieses ehrwürdigen Denkmals der Vorzeit fühlen wir uns sowohl durch den schönen Anblick der Natur als durch das Interesse der Geschichte angezogen, und der Zauber des Alterthums, der uns hier mehr als irgendwo ergreift, steigert jede Empfindung bis zur Begeisterung. Die Aussicht ist ebenso schön als anmuthig. Nach Süden hat man die ganze Alp von Hohenzollern und den Lochen bis an den Hohenstaufen herab mit all ihren Felsen und Ruinen, nach Westen den Schwarzwald und die jenseitigen Gebirge und nach Norden das schöne Unterland mit seinen freundlichen Landschaften vor sich, und das Auge dringt von dieser Seite bis an den Melibocus hinab. Nur nach Osten gegen das Remsthal hinüber ist der Blick beschränkt, aber hier ruhet er auf den umliegenden segenreichen Rebhügeln und freut sich der Fülle, welche die mütterliche Natur überall ausgespendet hat. Ueberhaupt ist es nicht sowohl der Umfang als die Lieblichkeit der Aussicht, wodurch sich dieser Standpunkt auszeichnet." — Die oben erwähnte Inschrift gibt Memminger wörtlich wieder sammt einem Facsimile. Sie lautet: Anno Dominicae incarnationis millesimo octogesimo tertio, Indictione sexta, VII Idus Febr. dedicata hac Capella ab Adelberto Wormensis Ecclesiae Episcopo, in honorem S. Nicolai. Zu deutsch: Im Jahr der Menschwerdung unsres Herrn 1083, den 7. Februar, ist diese Kapelle von dem Bischof Adelbert von Worms eingeweiht worden, zu Ehren des heiligen Nicolaus. Der Stein war im innern Schloßhofe über einer Thüre eingemauert und ist das älteste Denkmal von Württemberg, das wir kennen; jetzt befindet er sich in der Sakristei der Grab-Kapelle.

Bis auf die letzte Zeit stand auf dem Schlosse eine Kanone, welche bei Feuersbrünsten in der Umgegend gelöst wurde und auf dem Dache der Schloßgebäude war eine Plattform gebaut worden, auf welcher eine Einrichtung zu genauerer Beobachtung der Orte, in

welchen eine Feuersbrunst entstand, getroffen war und wo man zugleich die beste Aussicht auf dem Schlosse hatte. Die Einrichtung mit der Kanone und der Lösung derselben bei Feuersbrünsten war sogar bis in die jüngste Zeit, wo schon die Grabkapelle der höchstseligen Königin Katharina oben auf dem Berge an der Stelle des alten Stammschlosses stand, beibehalten worden und ist erst seit einigen Jahren weggefallen.

2.

Burg Hohenstaufen.

Welcher Deutsche fühlt nicht sein Herz höher schlagen, wenn der Name Hohenstaufen genannt wird, der alle die alten Erinnerungen an Deutschlands einstige Größe weckt! Und im Schwabenlande, in unserm Württemberg befindet sich der herrliche Berg, der einst die Stammburg des großen Kaiserhauses getragen, das die ganze Welt mit seinem Ruhme erfüllt hatte. Jetzt freilich steht der Berg kahl und öde, beraubt seines einstigen Schmuckes, der Mauern und Thürme, und dennoch einen großartigen Eindruck hervorbringend, schon wenn man von der Ferne sich nähert. Wie mußte es erst gewesen sein, als seine blinkenden Zinnen noch weit hinausschauten über Thäler und Gefilde!

In der St. Johanniskirche zu Gmünd ist ein Gemälde erhalten, welches Hohenstaufen zeigt, wie es einst in seiner vollen Pracht gewesen. Da die Umgebungen durchaus mit der Natur übereinstimmend sind, und besonders der Rechberg von Jedem auf den ersten Anblick erkannt werden wird, so dürfen wir wohl auch die Darstellung der Hauptburg als richtig annehmen. Der Standpunkt ist auf einer Anhöhe in der Nähe von Gmünd und zeigt die zur Rechten zwischen Tannenwäldern sich hinschlängelnde Rems, wobei der Künstler die Absicht gehabt zu haben scheint, den Hohenstaufen selbst für den Gesichtskreis recht hoch zu stellen. Es ist die nordöstliche Seite der Burg, welche uns zugekehrt ist. Wir bemerken außer drei kleinen Mauerthürmen, zwei größere Thürme im Innern, und wieder gegen Abend, wo das Hauptgebäude gewesen zu sein scheint, eine dritte Thurmspitze.

Außer diesem vor nicht viel mehr als einem Vierteljahrhundert entdeckten Gemälde ist noch ein Grundriß von den Trümmern des Schlosses, wie sie Crusius im Jahre 1588 gesehen, vorhanden. Die Beschreibung, die er dabei gibt, scheint von dem obigen Gemälde in mehreren Stücken abzuweichen, was für ein höheres Alter des Gemäldes spricht, da sich mit Recht annehmen läßt, daß die Burg schon unter den Hohenstaufen selbst und noch mehr unter den nachgefolgten Besitzern verschiedene Veränderungen in Hinsicht auf die Bauart erfahren haben möge.

Das geographische Verhältniß des zu 2351 württ. Fuß über den Meeresspiegel sich erhebenden Berges zum östlichen, wie das von Hohenzollern zum westlichen Anfang oder Ende der schwäbischen Alp erhielt erst seine Bedeutung durch die Zeitverhältnisse, unter welchen die Burg erbaut worden.

In den früheren Zeiten war der Sitz des Herzogthums Schwaben oder Alemannien am Bodensee; dort hatten die ältesten Herzoge ihre Burgen, darunter Hohentwiel. Zürich und Constanz konnten Hauptstädte des Herzogthums heißen. Als Kaiser Heinrich IV. den Erbauer der Burg Hohenstaufen, Friedrich von Büren (dessen Burg Büren genannt wurde und jetzt das Wäscherschlößchen heißt), zu seinem Eidam ersah, und ihm das Herzogthum Schwaben verlieh (1070) gegen die Ansprüche der Zähringer und Welfen, so entging ihm wohl nicht, daß nur ein in diesen Gegenden angesessener Fürst, in Verbindung mit dem Kaiserhaus, dessen wichtigste Hausbesitzungen in dem angrenzenden Franken liegen, sich behaupten könne. Dieß geschah durch Friedrich von Staufen, wie sich von nun an Friedrich von Büren nannte. So kam der Sitz des Herzogthums in das östliche Schwaben; Ulm wurde Hauptstadt, und da die Hohenstaufen in das Erbe des Salischen Kaiserthums eintraten, wurden die beiden Herzogthümer Schwaben und Franken in ihrem Hause vereinigt.

Die Geschichte mehrerer alten Häuser bestätigt die Bemerkung, daß ihre Niederlassungen, wovon sie den Namen erhielten, in der That noch von älteren gleichen Namens ausgegangen sind. Von den alten Grafen von Urach und vom Breisgau läßt sich dieses urkundlich nachweisen. Auch auf dem Härdtfeld finden wir ein wahrscheinlich

älteres Staufen, ein Büren und ein Waiblingen, wie bei Hohenstaufen. Gewiß ist, daß Friedrich von Büren (geboren um 1015—1020) der erste der eigentlichen Hohenstaufen war und die Burg wiederherstellte oder erweiterte.

Damals wurde auch der Berg von einem noch älteren Lehensband befreit. Schon zu Karl des Großen Zeit, im achten Jahrhundert, hatte der Abt Fulrad zu St. Denys bei Paris (ohne Zweifel aus einem schwäbischen Hause) unter anderen Schenkungen die Celle, nachherige Dionysiuskirche zu Eßlingen u. s. w. erhalten. Dazu wurde auch der Hohenstaufen gezählt. Er vermachte diese schwäbischen Besitzungen seinem Kloster, welches sie später um die Mitte des 12. Jahrhunderts wieder zu erlangen suchte. Auf Konrads III., des ersten Hohenstaufischen Kaisers, Kreuzzug hatte König Ludwig VII. von Frankreich demselben bedeutende Hülfeleistungen nach den Unglücksfällen des Kreuzheeres in Kleinasien zukommen lassen. Diese Gelegenheit nun wollte ein Mönch von St. Denys nicht unbenützt vorübergehen lassen, um seinem Kloster die von den Hohenstaufen entzogenen Rechte über Eßlingen und Staufen wieder zu erlangen. Er bat seinen König, den deutschen Kaiser, der ihm so viel Dank schulde, an die Rückgabe zu erinnern. Ludwig VII. betrieb die Sache nach besten Kräften, allein der Kaiser war durchaus nicht zu einer Anerkennung jener Rechte zu bewegen. Er wollte seine Stammburg von keinem Kloster, am wenigsten von einem außerdeutschen, abhängig wissen. Zugleich mit dieser erst in neuerer Zeit aufgefundenen Nachricht taucht die Behauptung auf, Konrad III. habe nur einen Thurm im Schlosse besessen, der andere mit dem übrigen Theil der Burg habe seines verstorbenen (älteren) Bruders Sohn, dem damaligen Herzog in Schwaben, nachherigen Kaiser Friedrich I. (Barbarossa), der auch mit auf dem Kreuzzug gewesen, zugehört.

Obgleich der Erstere während seiner Regierung mehr als Einen kaiserlichen Palast in verschiedenen Gegenden des Reichs angelegt hat (darunter Gelnhausen), so haben doch er und seine Nachfolger die väterliche Burg stets in Ehren gehalten und sind oft in dieser Gegend gewesen.

Als Philipp, Kaiser Friedrichs I. jüngster Sohn, der seinem

Bruder Kaiser Heinrich VI. im deutschen Reiche folgte, im Krieg gegen Otto IV., seinen Nebenbuhler im Reich, auf dem Schlosse Altenburg bei Bamberg durch Otto von Wittelsbach erschlagen wurde, nahm seine Gemahlin Irene ihre Zuflucht auf Hohenstaufen. Sie war des griechischen Kaisers, Isak Angelus des Komnenen Tochter, und zuerst dem Sohne Tankreds, Königs von Sicilien, Roger verlobt, von Kaiser Heinrich VI. aber, nachdem er jenen gefangen, geblendet und auf Hohenembs in Verwahrung gebracht, seinem Bruder Philipp vermählt worden. Selbst auf den griechischen Thron ward diesem Hoffnung gemacht, als Irenens Vater von seinem Bruder Alexius abgesetzt und geblendet, bei Kaiser Heinrich VI. Hülfe suchte. — Philipps Tod machte einen solchen Eindruck auf die unglückliche Kaiserstochter, daß sie nach der Ankunft auf Hohenstaufen zu früh entbunden wurde und bald darauf starb. Acht Tage vor ihrem Tode vergabte sie dem Kloster Adelberg einen Hof zu Obereßlingen zum Heil der Seele ihres Gemahls, weil derselbe, von dem schrecklichen Tode übereilt, ohne letzte Verordnung von der Welt geschieden. Aus der großen Zahl von Fürsten und Herren, welche sonst im Gefolge der Hohenstaufen gefunden werden, ist Graf Ludwig von Württemberg der einzige, der ihre Vergabung als Zeuge unterzeichnet und also allein bei ihr ausgehalten hat, während die anderen bereits zu Otto IV. übergetreten waren.

Was den letzten Hohenstaufen bei den zunehmenden Unfällen ihres Hauses von Stammgütern und Lehen übrig geblieben, das vermachte Conradin vor seinem unglücklichen Zuge nach Sicilien seinen beiden Oheimen, den Herzogen von Baiern. Unter diesen Gütern aber ist Hohenstaufen nicht genannt, auch von den Herzogen von Baiern nie angesprochen worden. Es geht daraus hervor, daß diese Burg unter den letzten Kaisern dieses Hauses als Reichsburg betrachtet und den Reichsdomänen einverleibt worden. Als solche ward sie auch unter den nachfolgenden Kaisern erhalten bis auf Karl IV. Dieser verpfändete zuerst Hohenstaufen nebst Achalm und den dazu gehörigen Schirmvogteien an Graf Eberhard von Württemberg den Greiner im Jahre 1347.

In dem Krieg mit den Städten nahm der Kaiser zwar die

Pfandschaft 1360 wieder zurück und gab sie nachher dem Herzog Leopold von Oesterreich. Allein Eberhard ließ die schöne Erwerbung nicht mehr aus den Augen. Als bald darauf die Herzoge von Oesterreich die Pfandschaft an Johann und Wilhelm von Rietheim abgetreten hatten, brachte er es bei dem Kaiser dahin, daß er dieselbe, 1376 und 1378, wieder einlösen durfte. Durch nachgefolgte Verträge mit Oesterreich ist von da an auch das Haus Württemberg in Besitz derselben geblieben. Auch die Einwohner des Dorfes Hohenstaufen bewiesen, wie gern sie unter württembergischer Herrschaft waren. Als im fünfzehnten Jahrhundert eine Verpfändung vorkam, brachten sie selbst 600 fl. zur Wiedereinlösung auf und erhielten dagegen die Versicherung, daß sie nicht mehr verpfändet werden sollen. Dieß geschah 44 Jahre vor dem Tübinger Vertrag, der dieselbe Versicherung dem ganzen Lande gab.

Anderthalb Jahrhunderte blieb die Kaiserburg wohlerhalten bei Württemberg, bis der Bauernkrieg auch ihr den Untergang brachte. Herzog Ulrich war bekanntlich durch den schwäbischen Bund vertrieben. Auf der Burg lagen nur 32 Mann Besatzung und der Burgvogt, Georg Stauffer von Blossenstaufen, war abwesend, als die Bauern heranzogen; an seiner Stelle führte Michael Reuß von Reussenstein den Befehl. Da die Bauern mit Stücken zu schießen anfingen, erwiderte solches zwar die Besatzung und tödtete einige derselben; bald aber verlor sie den Muth und floh davon. Da ward denn die ehrwürdige Burg von den zügellosen Bauern eingenommen, ausgeraubt und verbrannt. Dreiundsechzig Jahre später fand Crusius das Ganze in folgendem Zustand, den wir mit seinen eigenen Worten hier beschreiben wollen:

„Von dem Dorf Staufen steigt man links auf den Schloßberg. Daselbst ist in der Mitte eine kleine Ebene, wo man weiland, wie man sagt, Tänze gehalten. Hernach, wenn man weiter hinaufgeht, kommt man an das Thor von zwei Flügeln, welches das einzige ist. Der Berg selbst ist rund, wie ein hoher Spitzhut, doch an einem Theil länger als breiter. Wir gingen auch außerhalb um die Mauern herum, und es ist wenig Raum übrig, also daß man das Schloß nicht mehr hätte erweitern können, als jetzt der Umfang desselben ist, weil der

Berg ziemlich gäh ist. Man kann aber von zwei Orten hinaufgehen. Erstlich auf einem engen und mühsamen Fußwege, zu dessen Rechten der Tanzplatz ist, wovon ich gesagt habe; wir sind selbigem gefolgt und es sind 450 Schritte vom Dorf bis zum Thore. Hernach auf einem breitern Umwege, der mehr zur Rechten des Berges ist, gegen Lorch, auf welchem man fahren kann. Wenn man bei dem Thore hineingegangen ist, sieht man nun zwei Theile des Schlosses, einen zur Rechten, den andern zur Linken, beide durch eine Mauer von einander abgesondert. — In dem zur Rechten ist heutigen Tages kein Gebäude mehr, außer ein Stück von einer Mauer, sondern der Platz ist voll Gras. Dessen Länge und Breite hat ungefähr 46 meiner Schritte. In dem Eck rechts vom Thor, so gegen das unten gelegene Dorf Staufen sieht, ist eine Kapelle gewesen. In dem Eck links, nicht weit vom Thor, neben der abgesonderten Mauer, steht ein Brunnen, jetzt mit Steinen gefüllt. In den Ecken und neben den Mauern sind, in beiden Theilen des Schlosses, Bäume und Stauden. Nun ist mitten in der unterscheidenden Mauer ein Thor, dadurch man in den andern Theil des Schlosses, welches zur Linken ist, hinein ging. Ich habe die Länge dieses Theils mit 60 und die Breite mit 40 Schritten gezählt. Also wird die ganze Länge des Schlosses sein 106 meiner Schritte. Aber zur linken Hand, wenn man zum Schloß hineingeht, steht ein Thurm, welcher damals noch 52 Schuh hoch war, und der Mannsthurm genannt worden, in welchen man die Gefangenen legte. Er hatte nur von oben, nicht von unten (wie auch zu Achalm) einen Eingang. Neben diesem Thurm, auf der Seite der Mauer, wo man von Staufen zum Thor hinaufgeht, war die Wohnung des Frauenzimmers, wie uns ein sehr alter und verständiger Einwohner des Dorfes gesagt hat. Allda war auch unter der gemeldten absondernden Mauer ein Weinkeller, welcher mit Steinen schier ausgefüllt ist. Ich wollte hineinkriechen, konnte aber nicht. Es sind Bäume dabei. Im äußersten Eck dieses Theils, welches im Hineingehen zur rechten Hand ist, steht ein Thurm, der Bubenthurm genannt. Unten an der Mitte der rechten Seite ist eine Höhle, welche man das Heidenloch heißt. Vielleicht ist sie damals ausgehauen worden, das Schloß zu fällen, als es weiland von Lothario dem

Sachsen, der mit Kaiser Konrad III. Krieg führte, belagert wurde. Auch in dem Hof dieses andern Theils wächst Gras, so abgemähet wird. Die Mauer, welche das ganze Schloß umfasset, ist beinahe 7 Fuß dick, an einem Orte höher, am andern niedriger, weil viel davon eingefallen oder hinweggeführt worden. Das Fürnehmste an der Mauer sind die viereckigen Steine, welche an allen vier Seiten neben behauen worden, so daß das mittlere Viereck über die vier Nebenseiten herfürgeht, wie die Steine an der Nürnbergischen Stadtmauer. Die Steine sind noch roth von dem Brand, da die Bauern das Schloß angesteckt. Man kann auf der Mauer gehen und wir sind auch darauf gegangen und haben weit und breit herumsehen können. Gewiß es ist ein weites und anmuthiges Aussehen allenthalben herum; und wer ein scharf Gesicht hat, kann bis an den Rhein sehen, wenn er selbige Gegend weiß. Bisweilen ackert auch der Schultheiß den innern Hof und säet Frucht darauf. Es ist kein Bildniß mehr in diesen Theilen, keine Inschriften, keine Wappen, keine Farbe. Alles ist durch Feuer, Regen oder durch die bösen Zeiten ausgetilgt. — Kein Kaiser, kein Fürst ist mehr da; keine Hofleute, keine Ritter, keine griechische Irene, keine andere Kaiserin, keine Herzogin, keine Jungfrau, kein Geräusch mehr; keine Trommete hört man weit und breit erschallen. Alles ist verschwunden wie ein Rauch. — Ein Bauerschultheiß hat jetzt die Schlüssel zu dem Thor, welches vor Alter fast wurmstichig ist. Er mähet das Gras, so im Schloßhofe hoch stehet. Der Holderbaum wächst da und dort in den Winkeln. Auch was noch heutiges Tages von den Mauern übrig ist, wird nach und nach weniger, da die Steine zu andern Gebäuden nach Göppingen geführt werden. Wir waren bei zwei Stunden in dem Schloß. Wir betrachteten Alles fleißig mit den Augen und mit einer Erbarmung über das menschliche Elend. Daher ich auch das Lied gesungen: „Mag ich Unglück nicht widerstehn.“ So weit Crusius im Jahre 1588.

Jetzt ist leider auch von diesen letzten Resten nichts oder nur wenig mehr übrig. Der Hohenstaufen ist jetzt ein kahler Berg ohne Ruinen, ohne Bäume! sagt ein Historiker der Gegenwart. Gustav Schwab, der Sänger der Herrlichkeiten der schwäbischen Alp, schreibt: Es ist dem Reisenden genug gesagt worden, daß er auf dem kahlen

Gipfel keine Ueberreste einer herrlichen Kaiserburg mehr suchen darf. Das einzige, wirkliche Ueberbleibsel der Burg ist ein kleiner Rest von Mauerwerk am äußersten südlichen Rande der obersten Bergfläche, wo wahrscheinlich der Eingang in die Burg war. Dieser Ueberrest besteht nicht einmal aus Quadern, sondern nur aus wohlverkitteten Bruchsteinen, die nun, da über diesen letzten Trümmern sorgfältig gewacht wird, noch lange Zeit stehen können.

Ist aber auch wenig mehr von der Kaiserherrlichkeit übrig und hat auch der Hohenstaufen das Schicksal alles Irdischen erfahren, so wird er darum nicht minder viel von Reisenden besucht, welche theils die hehre Erinnerung an das größte deutsche Kaisergeschlecht auf diesen Höhepunkt der schwäbischen Alp führt, theils durch die Lage des Berges angelockt werden, welche eine der herrlichsten Aussichten verheißt und auch in Wirklichkeit bietet.

Gustav Schwab schildert sie folgendermaßen: Das Ausgezeichnete dieser Aussicht, das nur noch die von Rechberg mit ihr gemein hat, ist der freie Ausblick nach allen Seiten, auch nach der südlichen und südöstlichen, wo auf den andern Alpgipfeln allein das Auge auf der Gebirgsfläche unmittelbar aufliegt, hier aber noch über Hügel und Ebenen schweifen darf, ehe es auf der Alpwand, von der diese Ausläufer mehrere Stunden vorwärts springen, zu ruhen kommt. Bei ganz heiterem Himmel ist überhaupt die Aussicht, besonders gegen Westen, wo sie fast schrankenlos ist, von diesen beiden Bergen entzückend und wird von denjenigen Wanderern, die einen Sonnenuntergang bei wolkenlosem Himmel hier genossen haben, meist unbedingt allen andern Alpaussichten vorgezogen. Was das Einzelne der Aussicht betrifft, so hat man gegen Osten gekehrt den untersten Theil der Alp, der den Namen Albuch führt, mit seinem Fürsten, dem Rosenstein vor sich. Läuft der Blick von Osten nach Süden, so verweilt er zuerst auf dem Rechberg, dessen Schloß auf dem tiefen Vorsprung, dessen Wallfahrtskirche auf dem kahlen Gipfel, dessen freundliches Dorf an der Seite dem seltsam gestalteten Höcker ein lachenderes Ansehen geben, als der etwas kahle Rücken sonst haben würde, und das Ganze zu einer fremdartigen, aber anmuthigen Erscheinung macht. Um den Rechberg her lagern sich die nähern und fernern Alprücken: der Horn-

berg, der Stuifen, der Bernhardusberg mit einer Wallfahrt, noch weiter rechts winkt aus der Tiefe Stauffeneck, dann kommen die Berge des Geislingerthals, der grüne Berg und in der Richtung gegen Schlatt und Eschenbach der hohe Fels „auf der weißen Mauer“ genannt. Südlich und südwestlich der Breitenstein, Teck, der gelbe Fels, Neuffen, Achalm, Hohenzollern, Alles auf engem Raum zusammengedrängt und hinter einander geschoben, westlich die Fläche bis zum Schwarzwald, die Filder; nordwestlich der Stromberg und der Heuchelberg im Hintergrund, im Vordergrund Ebene mit lauter einzelnen Tannenwäldern. Im Norden der Welzheimer Wald, die Löwensteinerberge und einige blaue ferne Gipfel in der Richtung von Schwäbisch-Hall; im Vordergrund die Stadt Gmünd, groß, wohlgelegen. Nordöstlich in blauer Ferne der Schöneberg von Ellwangen, und nun ist der Kreis vollendet und das Panorama schließt sich wieder mit dem Albuch im Nordosten, als dessen äußerste Spitze sich hier „der Braune“, noch ein recht tüchtiger Berg der sonst gestreckteren Kette, darstellt.

3.

Schloß Hohenurach.

Zu den historisch merkwürdigsten, sowie ihrer Lage nach interessantesten Burgen Schwabenlands gehört unstreitig das Schloß Hohenurach, das Schloß, welches die Wiege der Grafen von Urach und derer von Achalm, sowie der Fürsten von Fürstenberg und der Grafen von Freiburg, der Erben der Herzoge von Zähringen ist. Zwei Brüder, Egino und Rudolph, welche aus Franken um's Jahr 1024 nach Schwaben kamen, sind die Erbauer der beiden Burgen Urach und Achalm und die Stammväter der Grafen von Urach und Achalm. Das Geschlecht der Grafen von Achalm aber starb schon mit Rudolphs Söhnen, den Grafen Kuno († 1092) und Luitold († 1098) aus, welche das Kloster Zwiefalten stifteten und reichlich begabten. Das Geschlecht der Grafen von Urach blüht in einem seiner Zweige noch jetzt fort. Es zählte unter seinen Mitgliedern nicht nur kluge Staatsmänner und tapfere Krieger, sondern auch an-

gesehene Geistliche. Kuno wurde Kardinalbischof in Präneste, er war ein stürmischer Eiferer für den Kirchenglauben und einer der einflußreichsten Kirchenfürsten seiner Zeit. Selbst die päbstliche Krone wurde ihm angeboten, er aber schlug sie aus und starb kurz nachher den 9. August 1122. Sein Bruder Gebhard, Domherr in Straßburg im Jahr 1080, war Anfangs ein geschworener Feind der Klöster. Einst nahm er den Mönchen des Klosters Hirschau ihren Wein im Elsaß mit Gewalt weg. Nachher begab er sich auf Zureden selbst nach Hirschau zu einem Vergleich mit dem damaligen berühmten Abt und Reformator des Klosters, Wilhelm, und fand die Anstalten so vortrefflich, daß er da blieb und selbst ein Mönch wurde. Abt Wilhelm war ein Mann für ihn, und er wieder für diesen, denn Gebhard verstand die Oekonomie, war ein scharfsichtiger, gewandter, beredter Geschäftsmann, gelehrt für jene Zeit und tadellos im Wandel. Nach einiger Zeit wurde er Prior und Abt Wilhelm schickte ihn in Geschäften zu Pabst Urban II. nach Rom und zu Abt Hugo nach Clugny in Frankreich. Noch vor seiner Zurückkunft starb Wilhelm im Jahr 1091 und Gebhard wurde den 1. August einstimmig zum Abt erwählt. Er bekleidete diese Würde vierzehn Jahre mit Ruhm und zeigte Regierungsfähigkeiten, die ihn eines noch höhern Postens würdig machten, denn er wurde häufig von Königen und Fürsten zu Rathe gezogen. Kaiser Heinrich V. beförderte ihn auch im Jahr 1105 zu dem bischöflichen Stuhl von Speyer und verlieh ihm die Abtei des Klosters Lorsch dazu. Ungern entsagte er der Abtei Hirschau und suchte sie ebenfalls beizubehalten, weil er, wie sich vor seinem Ende nachher zeigte, seine letzten Tage hier zuzubringen gedachte. Dadurch reizte er den Neid und, weil er es mit dem kaiserlichen Hofe hielt, den Haß der Päbstlichen und Pfaffen. Sie veranstalteten einst einen Auflauf von Männern, Weibern und Kindern, welche Pasquille über ihn sangen, bis seine Diener und Bewaffneten den Haufen vertrieben. Nach fünf Jahren aber, als er von Leiden des Alters geplagt, dem Bisthum zu entsagen beschloß und schon die Reise angetreten hatte, um nach Hirschau zurückzukehren, zeigte sich, wie sehr er die Herzen gewonnen hatte. Denn kaum war es laut geworden, der Bischof fliehe dem Kloster zu, um nicht mehr zurückzukehren,

so ereilten sie ihn auf dem Weg, umringten und baten ihn, der Hirt möchte seine Schafe nicht verlassen. Er nahm das Versprechen von ihnen, daß sie wenigstens nach seinem Tod ihn nach Hirschau bringen lassen wollen und erwählte nun Bruchsal zu seiner Residenz, lebte aber nur noch drei Monate und starb den 1. März 1110, worauf sein Leichnam nach Hirschau geführt und in der Kirche daselbst vor dem Hochaltar beigesetzt wurde, wo sein Denkmal noch zu sehen ist. Dem Kloster hatte er als Abt einige Güter vermacht.

Unter den weltlichen Grafen ist Egino mit dem Bart der merkwürdigste; er vermählte sich um's Jahr 1181 mit Agnes, einer Tochter Herzog Berthold IV. und Schwester Herzog Berthold V. von Zähringen, wodurch das Haus zu einem ansehnlichen Theil der zähringischen Ländereien gelangte. Seine Gemahlin wurde nämlich, als ihr Bruder, Herzog Berthold V. im Jahr 1218 kinderlos starb, mit ihrer Schwester Anna, die mit einem Grafen Ulrich von Kyburg vermählt war, Erbin an den Gütern von Zähringen. Dieser fielen die Güter in Helvetien und Burgund zu, Agnes sollte die übrigen im Breisgau und auf dem Schwarzwald bekommen, wurde aber in der Besitznahme von Kaiser Friedrich II. gestört, der als Herzog von Schwaben einen Theil an sich zog. Ueberdieß gründeten die Herzoge von Teck auf ihre Abstammung von einem Oheim des letzten Herzogs von Zähringen ebenfalls Ansprüche an die Verlassenschaft und traten sie dem Kaiser gegen eine Geldsumme ab. Empört darüber zog Egino gegen den Kaiser zu Felde. Nach langer Fehde kam es zu einem Vergleich in Ulm im Jahr 1219, kraft dessen Egino alle ererbten Güter von Kaiser Friedrich als Lehen zurück erhielt.

Die zwei ältesten Söhne Egino's mit dem Bart waren noch bei Lebzeiten ihres Oheims, des Herzogs von Zähringen, in den geistlichen Stand getreten, in Folge eines Gelübdes, wie erzählt wird, das sie bei folgender Veranlassung gegeben hatten. Herzog Berthold, ihr Oheim, war im Jahr 1198 nach Köln berufen worden, wo einige versammelte Reichsstände die Absicht hatten, ihn zum römischen König zu wählen. Er erschien und nahm seine beiden Neffen von Urach dahin mit sich. Als er aber seine Kräfte berechnete und einsah, daß er sich

wider die Gegenpartei nicht würde behaupten können, reiste er ab unter dem Vorwand, sich Bedenkzeit zu nehmen, und ließ seine beiden Neffen als Geisel zurück. Da er nicht mehr kam, wurden sie gefangen gehalten. Unter diesen Umständen gelobten sie, der Welt zu entsagen, wenn sie wieder in Freiheit kämen. Sie mußten am Ende sich selbst loskaufen und erfüllten nun ihr Gelübde. Der eine, Berthold, starb als Abt zu Salmannsweiler im Jahr 1242; dem anderen, Kuno, winkte ein höheres Geschick; er schwang sich vom Klosterabt zum Bischof und Kardinal empor und kam in den Vorschlag bei einer Pabstwahl, verbat sich aber diese Würde. Pabst Honorius III. sandte ihn im Jahr 1224 als Legat nach Deutschland, um einen Kreuzzug zu predigen, und er starb den 29. September 1227, als er gerade im Begriff war, nach Palästina zu reisen.

Ihr Bruder Egino, der Jüngere, vermählt mit Adelheid, einer Gräfin von Neuffen, nahm von den ererbten zähringischen Gütern im Breisgau neben seinem Stammnamen den Titel eines Grafen von Freiburg an und baute im Jahr 1236 ein Schloß oberhalb Freiburg, starb aber noch im nämlichen Jahre. Von seinen fünf Söhnen traten die beiden jüngsten in den geistlichen Stand, Gebhard kommt im Jahr 1240 als päbstlicher Kaplan, Gottfried in den Jahren 1258 und 1270 als Domherr zu Konstanz vor. Die übrigen drei Brüder, Konrad, Berthold und Heinrich, nahmen nach ihrer Mutter Adelheid Tod um's Jahr 1238 eine Theilung vor. Berthold erhielt die Grafschaft Urach und residirte zu Urach; Konrad die Güter im Breisgau und blieb zu Freiburg; Heinrich die Güter auf dem Schwarzwald und nahm seinen Sitz auf dem Schlosse Fürstenberg. So entstanden die besondern Grafschaften Fürstenberg und Freiburg. Das Geschlecht der Grafen von Freiburg erlosch 1457. Das Haus Fürstenberg erhielt sich allein und blüht bis auf den heutigen Tag als fürstliches Haus. Graf Heinrich von Fürstenberg beerbte seinen Oheim Berthold zu Urach und verkaufte um's Jahr 1264 die Grafschaft Urach an den Grafen Ulrich den Stifter von Württemberg, welcher die dazu gehörigen Reichslehen schon im Jahr 1260 vom König Richard erhalten hatte. Dieß ist die erste größere Erwerbung, womit Ulrich den Anfang zur fol-

genden Vergrößerung Württembergs machte und einen näheren Zusammenhang mit den oberschwäbischen Herrschaften erhielt. Urach wurde nun häufig der Aufenthalt der württembergischen Grafen und von jetzt an ist seine Geschichte ganz mit der Württembergs verwebt.

Später verweilten namentlich die Grafen Ludwig und Ulrich vor der Landestheilung in brüderlicher Eintracht auf der Feste Urach. Bei der Theilung im Jahr 1442 wurden die beiden Landestheile mit dem Namen der beiden Hauptburgen bezeichnet. Ludwig erhielt den Uracher, Ulrich den Neuffener Theil und bis das neue Schloß in der Stadt aufgeführt war, das Ludwig 1443 an die Stelle des alten erbauen ließ, diente ihm die Burg zur Residenz. Als die getrennten Theile im Jahr 1482 unter Graf Eberhard im Bart, Ludwigs weisem Sohn und Nachfolger, und dem Grafen Eberhard dem Jüngern, seinem Vetter, Ulrichs Sohn, durch den Münsinger Vertrag wieder zur Einheit verbunden waren, und Hof und Kanzlei von Urach nach Stuttgart verlegt wurden, erhielt die Stadt zur Entschädigung verschiedene Freiheiten, damit sie nicht in Abgang komme, weil an ihrer wehrhaften Verfassung und Befestigung viel gelegen sei.

Im 30jährigen Kriege ward die Feste Hohenurach, als die Stadt schon lange in den Händen der Kaiserlichen war, noch 8 Monate von ihrem Kommandanten Holzmüller heldenmüthig gegen eine große Uebermacht vertheidigt und ergab sich erst am 24. Juli 1635 vom Hunger gezwungen. Von da an fiel sie allmälig in Trümmer und zuletzt wurde sie noch ruinirt, um mit ihren Ruinen einige Gulden beim Bau eines Pferdestalls zu ersparen.

Die Burgfeste Hohenurach stand 1/4 Stunde von der Stadt auf einem hohen und steilen Bergvorsprung der Alp, 2160 Pariser Fuß über dem Meere, wo noch ihre Ruinen gar kühn ins Land herabschauen. Die immerhin noch ansehnlichen Trümmer von Mauern, Thürmen und Gewölben erinnern an die ehemalige Festigkeit des Platzes. Sie bestand eigentlich aus drei Theilen; der sogenannten unteren Festung mit der Schloßkapelle, von der noch die Mauern stehen, der obern Festung, gerade über dieser, und der inneren Festung auf der höchsten Spitze des Berges. Der Zugang auf diese alten

schönen Ruinen ist in neuester Zeit, 1839, durch den Grafen Mandelslohe bequem gemacht worden, und bemerkenswerth ist am Eingang in die erste Ringmauer ein großer senkrechter Stein mit einer Inschrift, aus der man ersieht, daß einst die Herzogin Franziska, die zweite Gemahlin des Herzogs Karl, diesen Berg zu Fuß erstiegen habe.

Zum Schlusse dürfen wir noch der merkwürdigsten Staatsgefangenen erwähnen, welche einst in dem Schlosse zu Urach gefangen gehalten wurden. Graf Heinrich von Württemberg saß von 1490 bis 1519 zu Hohenurach, wo er als Festungsgefangener starb. — Der bekannte Dichter und Humanist Nikodemus Frischlin saß hier vom April bis zum 29. November 1590, wo er bei einem unglücklichen Fluchtversuch, als das Seil brach, über die Felsen hinabstürzte und elendiglich zerschellte. Später bewohnte der Geheimerath Mathäus Enzlin vom Frühjahr 1608 bis zu seiner Hinrichtung am 22. November 1613 das Schloß Hohenurach als Gefangener. — Die letzte Gefangene von Bedeutung war die Landverderberin Wilhelmine von Grävenitz, Gräfin von Würben, welche die Zeit vom 16. Oktober 1731 bis 19. Dezember 1732 in der Stadt und Feste Urach zubrachte.

4.

Schloß Teck.

Die Burg, von der ein Herzogsgeschlecht, ein Zweig der alten Herzoge von Zähringen, seinen Namen genommen, welcher nach Aussterben dieses Geschlechts sammt allen Besitzungen auf die Regentenfamilie von Württemberg übergegangen ist, die jetzt noch Herzoge von Teck heißen, verdient vorzugsweise in unsre Sammlung aufgenommen zu werden, auch abgesehen davon, daß die Lage der Burg als einer der Hauptvorsprünge der Alp und ganz besonders zum Hauptsitz einer Herrschaft situirt, ihr ein Recht dazu geben.

Schon zu der Zeit, wo der Name Württemberg zum ersten Mal in der Geschichte genannt wird, führte Berthold von Zähringen, Herzog in Kärnthen, hier den Krieg gegen Heinrich IV. in Verbindung mit dem Gegenkönig Rudolph von Rheinfelden. Adelbert, sein Urenkel, brachte den Herzogstitel auf seine Linie und wurde Stammvater

der Herzoge von Teck, im letzten Jahrzehnt des zwölften Jahrhunderts. Alle umliegenden Güterbesitzer, die Lichtenecker, die Wernau, die Neussen waren Dienstadel dieser Herzoge. Die ganze Gegend, vom Teckberge her über Boll und Dürnau, Lothenberg und Heiningen gegen Göppingen hin, gehörte zu der Teckischen Herrschaft, welche nur durch die Besitzungen der Grafen von Aichelberg durchschnitten wurde. Außerdem besaßen die Herzoge von Teck noch bedeutende Landstriche im Unterland und im Schwarzwald. Am blühendsten scheint dieses Haus zur Zeit des Interregnums gewesen zu sein, nach dem Abgange der Hohenstaufen. Von diesem Zeitpunkt an aber begann es merklich zu sinken — durch Schulden und Theilungen, Eigenschaften, gerade denen entgegengesetzt, durch welche das Haus Württemberg um dieselbe Zeit emporkam. Diesem würde es noch leichter geworden sein, die Teckischen Besitzungen durch Kauf an sich zu bringen, wenn nicht die Herzoge von Oesterreich es ebenso erwünscht gefunden hätten, ihre schwäbischen Herrschaften bis hieher auszudehnen. Dennoch gelang es der Ausdauer der württembergischen Grafen, daß sie auch diejenigen Theile, welche jene schon im Besitz hatten, zu dem Uebrigen erhielten. Bei Erhebung Württembergs zum Herzogthum ist aber auch Teck mit in den Titel aufgenommen worden.

Einer der Söhne Adelberts I., der sich zuerst Herzog von Teck nannte, Berthold, wurde Bischof von Straßburg und regierte daselbst 1220—1244; sein Bruder Konrad I., der auf Burg Teck saß, gab seinen Anspruch an das Zähringen'sche Erbe zu Gunsten der Hohenstaufen auf. Besonders ausgezeichnete Männer scheint das Geschlecht nicht erzeugt zu haben; doch stand der Sohn des Vorigen, Konrad II. bei König Rudolph in hohem Ansehen und wurde von diesem oft als Gesandter gebraucht. Nach dessen Tod erhielt auch er, wie wenigstens Crusius schreibt, bei der neuen Königswahl einige Stimmen und nannte sich nun bis zu seinem Tode, 1292, einen erwählten römischen König, obgleich in der That nicht er, sondern Graf Adolph von Nassau erwählt worden war.

Kurz darauf begann das Geschlecht zu sinken und Hermann I. mußte schon 1295, weil er sich anders seiner Schuldenlast nicht mehr entledigen konnte, Vieles veräußern. Konrad III., der Rath des Mark-

grafen Ludwig von Brandenburg, wurde 1348 in seinem eigenen Hause zu München durch Schwigger von Gundelfingen ermordet; Friedrich III. wurde 1360 unter Kaiser Karl IV., der ihm sehr gewogen war, Landvogt in Schwaben und im Elsaß und erwarb den Besitz der ihm verpfändeten Herrschaft Mindelheim. Dagegen trat er 1381 und 1385 seine Besitzungen an und auf der Alp, sowie auch auf dem Schwarzwald, größtentheils den Grafen von Württemberg, die ihm bereitwillig Geld vorstreckten, ab, so daß seinen Söhnen nur noch die Herrschaft Mindelheim übrig blieb. Friedrich III. hatte auch seinen Sitz zu Mindelheim, sein Bruder Ulrich aber, der eine polnische Prinzessin zur Gemahlin hatte, wurde als ein kluger und gewandter Mann von mehreren Kaisern in den wichtigsten Staatsgeschäften gebraucht und starb 1432 als oberster Statthalter Sigismunds in Italien. Von zwei andern Brüdern, die in den geistlichen Stand traten, starb Simon als Prior zu Mindelheim, Ludwig aber wurde Patriarch zu Aquileja, führte als solcher Krieg mit den Venetianern und starb zu Basel den 19. August 1439 während der Kirchenversammlung als der letzte männliche Sprosse des teckischen Geschlechts, das einst so angesehen und reichbegütert gewesen. Die Grafschaft Mindelheim kam durch Irmengard, eine Schwester der letztgenannten, Herzogin von der Teck, an ihren Gatten Veit von Rechberg.

Das Begräbniß derer von Teck ist in dem Chor der Stadtkirche zu Owen. Herzog Ludwig von Württemberg ließ einen Theil öffnen, man fand Schädel und Gebeine von vier Leibern, alle groß und gewaltig; an einem der Schädel ein Loch, als von einem Kolbenstreich, so groß wie ein Hühnerei. Wahrscheinlich war es der Schädel des 1348 zu München ermordeten Konrads III. Die Grabsteine sind noch in der Kirche zu schauen.

Wie ansehnlich vormals die Teckburg gewesen, beurkunden noch zwei Gemälde, welche die Kirche zu Owen aufbewahrt.

Der Berg, auf dem die Burg Teck stand, liegt anderthalb Stunden südlich von Kirchheim, gerade über dem Städtchen Owen und hat eine Höhe von 2378 Pariser Fuß über der Meeresfläche. Die Figur des Berges ist nicht regelmäßig, aber ganz frei und losgerissen von dem übrigen Alpgebirge. Er erhebt sich zwar über seine Nach-

barn, ist aber doch niedriger als die rauhe Alp. Auf der Abend- und Nordseite ist er weit herauf mit Ackerfeld angebaut, weiter oben sind Viehweiden. Die Morgenseite hat von unten an bis zu den Schloßruinen Wald und die Mittagsseite hat Weinbau bis zu einer Höhe von 1500 Fuß über dem Meer. Der Wein gehört freilich zu den geringeren Württembergs. Auf der nördlichen Spitze dieses Berges erhebt sich ein hoher, verwitterter Marmorfelsen, welcher den übrigen Berg beherrscht. Dieser macht die sichere Lage des Schlosses Teck aus, dessen Alter man nicht erkunden kann. Der Bauart nach ist die Burg nicht von Römern, sondern von den alten Bewohnern der Gegend erbaut worden.

Gleich nachdem die Burg Teck württembergisch geworden war, wurde daselbst ein Gestüte angelegt, das aber schon 1415 einging. Der Herzog Karl Alexander wollte das Schloß, das sich am 3. April 1519 dem schwäbischen Bund ergab und 1525 von den aufrührerischen Bauern unter der Anführung von Hans Wunderer zerstört worden war, und den Berg wieder befestigen und ließ 1738 den Bau einer Kaserne oben anfangen, ohne sie jedoch zu vollenden und davon rühren die meisten noch vorhandenen Ruinen her.

Die noch stehenden ältern Mauern sind von einer bewunderns-würdigen Festigkeit und bestehen außer ausgehauenen Steinen, innen aus Schutt- oder Gußmauern, darin der Kalk so fest geworden ist, als die Steine selbst. Gegen das Städtchen Owen zu sind die Mauern noch am besten, da stehen auch noch vier Halbthürme. Ein Theil der Ecke dieser Seite ist niedergerissen, weil Herzog Karl daselbst der Gräfin Franziska von Hohenheim Aussicht verschaffen wollte. Hier ist der Felsen am wenigsten steil. Gegen Mittag steht ein Thurm halb, innen bedeckt, der vormals ein Gefängniß gewesen, man kann noch hinabsteigen. Diese hintere mittägige Seite ist stark beschädigt. Am meisten sind aber die zwei Seiten gegen Mitternacht und gegen Morgen verwüstet, wo die Mauern bis auf die Fundamente abge-tragen sind. Auf dieser mitternächtlichen Seite gegen Kirchheim war das Thor, wo noch jetzt der Eingang ist; ein gut gemachter Weg führt in die Burg hinein.

Die innern Gebäude sind alle verwüstet und von diesen findet

man keine Spur mehr. Der innere Raum ist ein großer länglich viereckiger Platz, mit den alten Mauerruinen umgeben. Ein runder, gemauerter Kreis, noch deutlich sichtbar, bezeichnet das Andenken eines Brunnens oder einer Cisterne, die ausgefüllt ist.

Am untersten Rande des großen westlichen Burgfelsens öffnet sich eine hohe und weite, von der Natur gebaute Grotte, das Sybillenloch genannt. Der Weg führt durch den Wald hinab, eines Büchsenschusses Länge, an dem hohen Felsen vorbei; er gewährt den einzigen Standpunkt, von dem aus die Trümmer auf dem schroffen Felsen sich wirklich kühn und pittoresk ausnehmen. Die Höhle selbst, von Waldgesträuch umgeben, ist über Felsen schwer, und weil sie am Abgrund liegt, mit großer Behutsamkeit zu ersteigen. Die Grotte ist von braunen Felsen, die drohend aus der Decke herunterhangen, hoch und schön gewölbt, die Aussicht auf den weiten Westen und die untergehende Sonne aus ihrer dunkeln Einfassung neu und unvergleichlich. Nach einer mächtigen Tiefe verengt sich die Höhle so, daß man auf dem Bauche kriechen muß. Wohin und wie weit sie führt, ist unergründet. Einige meinen mittäglich aufwärts gegen die Burg, wo sich wieder ein längst verschüttetes Loch findet. Die Volkssage führt sie zwei Stunden durch des Berges Eingeweide fort bis nach Guttenberg. An den Eingang pflanzt die Sage einen großen Hund, den Wächter eines ungeheuren Schatzes. In den Kriegen des sechzehnten Jahrhunderts forschten diesem Schatze spanische und andere Kriegsknechte nach; sie brachten aber nichts Anders mit als zerrissene Kleider. — Den Namen Sybillenloch hat der Höhle ohne Zweifel auch die Volkssage gegeben. Eine Sybille soll hier als Prophetin und Hexe gehaust haben und mit feurigem Zauberwagen ins Thal hinabgefahren sein. Auf der Stelle, über die der Wagen in der Ebene fuhr, verdorrt noch bis auf den heutigen Tag Gras, Kraut und Halm. Mit jedem Frühjahr erscheint der rothe Strich quer durch das Feld. Das Phänomen ist nicht zu leugnen. Kommt es vielleicht von einem unterirdischen Gang her, der die Felder unterminirt und das Wachsthum hindert?

Gegen Mittag war unter dem Schlosse eine zweite Höhle, die aber jetzt verschüttet ist. Auf der Mittagsseite, am Ende des Berges, ist der gelbe Felsen, einer der höchsten der Gegend und ganz

schroff. Hier ist die vom Geschichtsschreiber Sattler erwähnte Höhle, das sogenannte Brene-Beutlins-Loch, von welchem gleichfalls eine Volkssage geht und in welches man wie in ein Kamin hinabsteigt; unten erweitert sich die Höhle. Am Fuß des gelben Felsen ist noch eine Höhle, die durch Zufall entdeckt wurde, 30 Fuß weit und von ansehnlicher Höhe ist.

Ezzelingen.

Eine Erzählung aus der vaterländischen Vorzeit

von

Karl Pfaff.

Das fünfte Jahrhundert unsrer Zeitrechnung ist merkwürdig durch jene allgemeine Bewegung der Nationen des Nordens, die wir unter dem Namen der Völkerwanderung kennen, und welche durch wiederholte Angriffe das weströmische Reich zertrümmerte. Allmählich immer mehr wichen die römischen Legionen von den früheren Gränzen zurück, und die verlassenen Standlager, die von Vertheidigern entblößten Wälle wurden nun leicht von Deutschen und andern Völkerschaften überstiegen.

So ging es auch in Schwaben, weder der Gränzwall, der von der Donau an über die äußersten Vorgebirge der Alp hin nordwärts lief, noch der Neckar mit seinen Verschanzungen vermochten es, den mächtigen, zahlreichen Völkerbund der Alemannen noch ferner aufzuhalten, bald war die ganze Gegend bis an den Rhein von ihnen besetzt, und selbst diesen Strom überschritten sie.

Jetzt verschwand römische Bildung wieder aus dem Neckarthale und den angränzenden Gefilden, die wenigen von den Römern hier

angelegten Städte zerfielen, statt ihrer erhoben sich nun im Thale und auf den Höhen die einzelnstehenden Gehöfte und Burgen der Alemannen.

Auch die geringen Anfänge des Christenthums verloren sich mit den Römern wieder aus diesen Gegenden, und wenn auch der standhafte, Gefahr und Tod kühn verachtende Muth der christlichen Glaubensboten Einzelne bekehrte, so waren dies doch nur wenige, die in geheimer Stille ihren Gottesdienst feierten, indeß noch überall auf den Höhen und in den Hainen Wodan der Donnerer verehrt wurde.

Eines der Heiligthümer dieses Gottes lag auf der Höhe eines Berges, dessen südwestlicher Abhang jetzt mit Weinreben und Obstbäumen bekleidet ist, aus denen die Häuser seiner Bebauer da und dort zerstreut hervorschimmern. Aber statt des reichen Blüthenschmuckes, mit dem jetzt der Frühling seinen Abhang begabt, und der so manche Besucher in das auf seiner Höhe liegende Eßlinger Jägerhaus führt, erblickte man damals hier nur der Eichen wechselndes Grün, und aus dem Dunkel der Haine hervor strömten da und dort kühle Quellen, die, im Hainbache sich vereinend, dem nahen Neckar zuströmten.

Auf der Höhe, wo die urältesten, gewaltigsten Eichen prangten, befand sich das Heiligthum der Asen, große Felssteine, die Weihesteine genannt, umschloßen den geweihten, heiligen Kreis, in dessen Mitte sich Wodans Altar erhob. Es war dies ein roh behauener Felsblock von ansehnlicher Größe, dessen Oberfläche tellerförmig ausgehöhlt und mit etlich Rinnen versehen war, mittelst welcher das Blut der Opfer ablaufen konnte. Mehrere Stufen führten zu ihm, sie waren mit frischem Rasen bekleidet und gerade zu der Zeit, in welcher unsere Geschichte beginnt, nämlich im Frühlinge des Jahres 451, wie der Altar selbst, reichlich mit Blumen bestreut. Ueberall her aus den Gehöften der Umgegend waren die Alemannen zusammen gekommen, um das Osterfest, das Fest des Frühlings, der neu geschmückten Erde, das bei ihnen zugleich den Anfang des Jahres bezeichnete, zu feiern.

In schneeweiße Gewänder gekleidet, Arme und Füße mit ehernen Ringen geziert, die Stirnen mit Eichenlaub und Blumen umkränzt, standen im geweihten Kreise die Priester, außerhalb desselben das

Volk, die Männer mit blanken Waffen, Weiber und Kinder bemalte Ostereier, zu gegenseitigen Geschenken bestimmt, in zierlich geflochtenen Körben tragend. Etliche waren auch beschäftigt, die da und dort auf den freien Plätzen des Haines angezündeten Osterfeuer zu unterhalten, und die ganze Scene bot im Dunkel der Eichen, von den flatternden Flammen abwechselnd beleuchtet, ein sehenswürdiges Schauspiel dar.

Dreimal stieß der Oberpriester Werdomar in ein kleines silbernes Horn, das ihm am Gürtel hing, und das Lärmen der Menge hörte alsbald auf, still horchten alle auf des Oberpriesters Worte, der also begann: „Vater Wodan, strahlend im lichten Waffenkleide, der du den Wagen des Donners lenkest und deine Blitzgeschosse niederschleuderst aus Asgard *), Mutter Hertha, goldlockigte, rosenbekränzte Allerhalterin, die du die Erde mit Blumen bekleidest und aufsprießen lässest die grüne Saat, und du der Asen größter, o Thor, dessen eiserner Streithammer die Riesen niederschmetterte, der du dem Ungewitter rufst und den Wettersturm wiederum bändigest, zu euch, ihr Hohen, flehen wir um ein fruchtbares Jahr, erhöret unser Gebet, nehmet gnädig auf unser Opfer!"

So sprach Werdomar und ergriff nun ein gewaltiges Messer, das auf dem Opfersteine lag, einer seiner Gehülfen brachte einen jungen Stier herbeigeschleppt, der, ahnend welch Geschick ihm bevorstehe, sich gewaltig sträubte; aber umsonst, der Priester zog ihn, trotz alles Widerstandes, die Stufen des Altars herauf, beugte sein Haupt niederwärts, und so empfing das Thier von oben herab in den Nacken den Todesstoß durch Werdomar, hierauf ward es auf den Opferstein gelegt, wo es bald unter Zuckungen sein Leben vollends aushauchte. Während das Blut des Stieres vom Opferstein herab rieselte, ergriff der Opferpriester ein großes, oben mit Silber eingefaßtes, zierlich geglättetes Trinkhorn, einer seiner Genossen faßte einen Krug mit Meth, deren mehrere auf den Stufen des Opfersteins standen, und füllte das Horn. Nun goß der Oberpriester etwas von Meth auf den Altar, setzte das Trinkhorn an die Lippen und trank es aus.

*) Wohnsitz der Götter.

Von ihm ging es zu seinen Gehülfen, von diesen zu den beim Feste versammelten Männern über, und kaum reichte der reichlich vorhandene Meth zum Festestrunke zu.

Jetzt begannen die Priester den Frühlings- und Lobgesang, das Volk fiel mit lauter Stimme ein, und weithin durch die Schluchten tönte der Nachhall des Liedes. Noch waren sie damit nicht ganz fertig, als an den Enden des enger zusammen sich drängenden Kreises ein Getümmel entstand, das sich schnell bis in die Mitte fortpflanzte. Zürnend erhob der Oberpriester seine Stimme und rief: „Wer wagt's, zu stören den heiligen Gesang? ihn treffe Wodans Blitz, und Hertha's Fluch mache seine Triften unfruchtbar, Thor zertrümmre durch Wettersturm sein Gehöfte!“

„Ja! ruf' ihnen nur, Deinen falschen Göttern,“ antwortete hinter ihm eine helle, starke Stimme, „ruf' ihren unmächtigen Zorn herab über mich, ich stehe unter des Allmächtigen Schutze!“ Wild sah Werdomar sich nach dem Sprechenden um und erblickte eine hohe, kaum von der Last der Jahre gebückte Gestalt mit langem Barte und weißen Locken, die reichlich auf das dunkle, rauhe Gewand des Greisen herabfielen. An dem Kreuze in seiner Hand erkannte ihn Werdomar sogleich als einen Christen-Priester und mit doppelt gesteigertem Zorn trat er vor den Fremdling, faßte ihn an der Schulter und rief: „Beim goldenen Speere Wodans, Du sollst nicht ungestraft die Götter lästern! Sollten wir ihren Zorn auf uns herunter rufen, indem wir Deine Frevelworte geduldig anhören? Nein! Christ, dafür sollst Du büßen! Auf, Theutmal, schleppe ihn zum Opfersteine!“

Als er dieß gesprochen, schritt er rasch die Stufen hinauf und faßte das blutige Opfermesser, einer seiner Gehülfen aber ergriff den Greis, der lautlos und ohne Widerstreben, mit gefalteten Händen ihm folgte. Schon war das Messer über ihm gezuckt, da ertönte ein donnerndes „Halt!“ Betroffen senkte Werdomar das scharfe Eisen, sein Gehülfe ließ erschrocken den Fremdling los und unter der Versammlung erhob sich ein dumpfes Gemurmel.

Ein Jüngling trat hervor, von beinahe riesenmäßiger Gestalt, denn selbst über seine Landsleute reichte er noch um eine Hauptes-länge hinaus; das dichte, goldgelbe Haar war nach Volkessitte oben

auf dem Scheitel zusammengeflochten, der starke Nacken und der Obertheil der hochgewölbten Brust waren bloß, den übrigen Leib umschloß ein aus eisernen Ringen fest und künstlich zusammengefügter Panzer, über dem Rücken fiel ein mit vielfarbigen Streifen verbrämtes Bärenfell herab, die kurzen Beinkleider und die mit Riemen befestigten Sohlen ließen den größern Theil der Füße nackt. An der Seite hing dem Jüngling ein langes Schwert und in der Rechten trug er einen leichten Jagdspeer. Diesen stieß er in den Boden, faßte des Greisen Hand und rief: „Der Fremdling ist mein Gastfreund, in meinem Gehöfte hat er geschlafen und den Trunk des Friedens hab' ich ihm gereicht, wehe dem, der ihn beleidigt!"

„Er hat die Götter gelästert, er muß sterben!" sprach Werdomar. „Muß sterben!" hallte es furchtbar nach im Kreise. Aber der Jüngling fuhr unerschrocken fort: „Er darf nicht sterben, er ist mein Gast! Wohl war es thöricht von ihm, sich so unbesonnen in eure Mitte zu drängen, aber dafür hat er durch den Todesschrecken genug gebüßt, die hohen Asen bedürfen eurer nicht, wenn sie sich rächen wollen an denen, die gegen sie freveln! Darum macht Platz und laßt mich mit dem Christen frei abziehen, sonst muß ich mit dem Schwerte mir eine blutige Bahn hauen!"

„So nimm ihn hin, übermüthiger Teutobald," sprach unwillig Werdomar, „aber dafür treffe Dich und das Deinige die Strafe der Asen." Doch ohne ihm zu antworten, schritt der Jüngling, den Greis an der Hand führend, durch die Menge, die zum Theil mit wildem Getümmel, zum Theil jedoch auch mit ehrerbietiger Scheu ihm auswich. Der Ober-Priester, der seines Unmuths nicht mehr Meister werden konnte, machte dem Fest bald möglichst ein Ende, und ehe noch die Sonne hinter die westlichen Berge gesunken war, stand der Eichen-Hain wieder still und öde da, nur die allmählig erlöschenden Feuer und der blutbenetzte Altar zeugten noch von dem eben beendigten Feste.

* * *

Etwa acht Tage nachher war Wodans Hain von wildem Getümmel erfüllt, die Männer des Gaues hatten sich hier versammelt,

um über eine wichtige Angelegenheit zu berathschlagen. Es ging stürmisch her in der Versammlung, denn es handelte sich um nichts Geringeres, als: ob die freiheitsliebenden Alemannen sich einem fremden Eroberer unterwerfen sollten.

Es war dieß Ezzel, von den Römern Attila genannt, der furchtbare Hunnen-Fürst, vor welchem damals die Völker des Morgen- und Abendlandes zitterten. Er nannte sich selbst die Gottes-Geisel und im Munde des Volkes ging noch lange nachher die Sage, daß auf dem Platze, den seines Rosses Huf betrat, kein Gras mehr wachse; zertrümmerte Städte, verheerte Gefilde und Leichenhaufen bezeichneten seine Bahn, und bis jetzt hatte Niemand ihn in seinem Siegeslaufe zu hemmen vermocht.

Jetzt zog er mit siebenmalhunderttausend Streitern heran, um das Abendland vollends zu erobern, und hatte geschworen, nicht eher stille zu stehen, als bis er am Gestade des unermeßlichen Weltmeers angekommen wäre. Die Völker, durch deren Gebiet sein Weg ging, hatten nur eine Wahl, zwischen Tod und Unterwerfung, und über diese Wahl mußten nun auch die Alemannen einen Entschluß fassen.

Der Oberpriester Werdomar stimmte für Unterwerfung, es sei keine Schande, sich dem Besieger der Erde zu unterwerfen, sprach er, keinen Schimpf könnte es bringen, dem zu gehorchen, der über hundert Völker regiere. Ihm aber widersprach auf's Heftigste Teutobald, der, obwohl noch sehr jung, sich dennoch durch seine Tapferkeit, Kraft und Klugheit bei seinen Stammsgenossen das größte Ansehen erworben hatte. Der Streit wurde, besonders da Werdomar seine Rede nicht zu mäßigen wußte, immer heftiger, und vielleicht wäre es zuletzt noch zu Thätlichkeiten gekommen, hätte sich nicht einer der bejahrtesten Greise der Versammlung erhoben und also gesprochen: „Was hadert ihr hier? Wollt ihr das Blut, das im Kampf mit dem Feinde weit rühmlicher fließen würde, hier vergießen und so uns vollends alle Kraft zum Widerstande nehmen? Hört meinen Vorschlag! Ezzel ist in der Nähe, man sende also zu ihm Abgeordnete und biete ihm freien Durchzug durch's Land und Waffenbrüderschaft an, wenn er uns unsere Freiheit lassen will, schlägt er diese Forderungen ab, nun wohl, dann laßt uns fechten und als freie Männer sterben!"

Lauter Beifall erhob sich unter den Anwesenden, die Meinung des Greisen wurde allgemein angenommen, er nebst Teutobald und dem Oberpriester zu Gesandten erwählt, und die Versammlung ging auseinander.

Die Abgeordneten machten sich sogleich auf den Weg, und bald verkündete ihnen ein dumpfer Lärmen die Nähe des feindlichen Heerlagers. Der Oberpriester, mit allen Zeichen seiner Würde geschmückt, ging voraus und kam in Kurzem wieder zurück, begleitet von etlich Hunnen, um seine Genossen abzuholen. Bald sahen sich die Alemannen mitten unter den feindlichen Schaaren, die sich dies- und jenseits des Flusses am Abhange der Berge gelagert hatten. Staunend erblickten sie das Gewimmel der mancherlei Völkerschaften; da tummelten sich auf kleinen, unansehnlichen aber raschen und an Mühseligkeiten jeder Art gewöhnten Rossen die Hunnen, häßliche, untersetzte Gestalten, mit dicken Hälsen und gedrungenen, festen Gliedern, die bartlosen Gesichter waren durch Narben zahlreicher, tiefer Einschnitte verunstaltet, dicke Mützen bedeckten ihre Häupter, Pelze umhüllten die mißgestalteten Leiber und die dicken kurzen Füße waren in plumpe Stiefeln gehüllt. Weiterhin war auf dem weichen Rasen eine Schaar von Skyren gelagert, an Körperwuchs den Hunnen ähnlich, aber noch viel wilderen Blickes als jene; höher an Gestalt waren die Bastarner, mit gewichtigen Lanzen und breiten Schlachtschwertern bewaffnet, die bepanzerten Awaren, im Gebrauch des Speers und Bogens gleich erfahren, die Heruler, die Gepiden und andere Völker deutscher Abkunft, die dem gewaltigen Herrscher gehorchten.

Mit heimlichem Grauen betrachtete Werdomar die zahllosen Feindes-Schaaren, auch der Greis schüttelte bedenklich das silberlockigte Haupt, nur Teutobald schritt fest und kühn durch das Gedränge, einen Blick der Verachtung auf die häßlichen Zwerg-Gestalten werfend, die ihn und seine Begleiter umgaben.

So erreichten sie eine freie, sanft ansteigende Anhöhe, deren Fuß des Neckars Fluthen benetzten; hier saßen schmausend an einer langen Tafel Ezzel und seine Fürsten, er selbst, der gewaltige Herrscher, speiste halbrohes Fleisch, das in einer hölzernen Schüssel vor ihm stand, und trank Wasser aus einem Becher von Holz; vor seinen

Gästen dagegen standen zahlreiche goldene und silberne Gefäße, zum Theil kostbare Werke der griechischen und römischen Kunst, die auserlesenste Beute seiner Raubzüge.

Als die Abgeordneten näher kamen, erhob sich Ezzel und ging ihnen einige Schritte weit entgegen; er war klein von Wuchs, hatte einen großen Kopf und tiefliegende Augen, aber sein durchdringender Feuerblick, seine stolze Haltung und sein fester Gang verkündeten in ihm Jedem, der sich ihm nahte, den Herrscher. Nachdem er die Alemannen begrüßt hatte, ließ er ihnen Sitze anweisen, und die Mahlzeit ging ihren, durch der Fremdlinge Ankunft nur auf kurze Zeit unterbrochenen Gang wieder fort. Laute Freude und munterer Scherz herrschten unter den Gästen, nur Ezzel selbst legte den strengen Ernst seiner Mienen nicht ab; sogar als die Sänger auftraten und die Großthaten der Gottes-Geisel priesen und das wilde Geschrei und das Zusammenschlagen der Waffen ihrem Gesange Beifall zollte, blieb er allein theilnahmlos und unergriffen.

Sein Aufstehen gab das Zeichen zur Beendigung der Mahlzeit, die Gäste entfernten sich auf seinen Wink, und bald sahen sich die Alemannen allein in seiner Nähe. „Bringt ihr mir Unterwerfung?“ fragte sie Ezzel. — „Freien Durchzug durch unser Land und Waffenbrüderschaft,“ entgegnete Teutobald. Da verfinsterte sich des Herrschers Antlitz, die Adern seiner Stirne schwollen an, seine Feuer-Augen schoßen vernichtende Blitze auf den kühnen Redner. „Freien Durchzug!“ sprach er, „wahrhaftig, ihr Alemannen seid sehr großmüthig, mir etwas zu bewilligen, um was ich euch noch nicht einmal gebeten habe. Ihr Thoren, vom Wolga-Strom bis an euer Flüßchen hier hab' ich mir mit dem Schwerte den Durchzug geöffnet, ohne Jemand darum zu fragen oder zu bitten, und nur das Weltmeer soll Ezzels Siegeslaufe Schranken setzen. Was aber die Waffenbrüderschaft betrifft, so müßt ihr erst durch tapfere Thaten zeigen, ob ihr derselben würdig seid, für jetzt begehr' ich Unterwerfung; gebt Geiseln, zahlt Tribut und schickt eure junge Mannschaft zu meinem Heere, so will ich eure Wohnungen und Felder schonen, wo nicht, so soll auch euer Land eine Wüste werden, ein Denkmal eurer Thorheit, die sich der Gottes-Geisel zu widersetzen wagte!“

Er wandte sich mit diesen Worten um, und rief einem der in der Nähe stehenden Heerführer: „Widemir," sprach er, „mich ruft der Kampf mit Galliens Herrschern schnell über den Rhein, die Uebermüthigen bieten mir Trotz, aber wie der Blitz will ich über sie kommen und sie zernichten. Du aber bleibst mit deiner Schaar hier, und wenn bis morgen um diese Zeit die Alemannen sich nicht unterworfen und meine Gebote erfüllt haben, so brichst du los und verschonst nicht Haus noch Feld, nicht Greis noch Mann, nicht Weib noch Kind. Diese Abgeordneten aber läßt du jetzt sicher zurückbringen."

Noch einen Blick der Verachtung warf Ezzel auf Teutobald und seine Begleiter, dann entfernte er sich, um die Befehle zum Aufbruch zu geben. Grimmig blickte Teutobald ihm nach, aber erkennend, daß es Thorheit wäre, hier seinen Zorn ausbrechen zu lassen, bezwang er sich und folgte schweigend seinen Genossen. Ihnen nach hallte, wie Donnergetöse, das Freudengeschrei des kampflustigen Heeres, dem seine Führer den Befehl zum Aufbruch verkündigt hatten, und ganz entmuthigt kam Werdomar im Haine Wodans an, indeß Teutobald und der Greis die Männer des Gaues zusammen riefen.

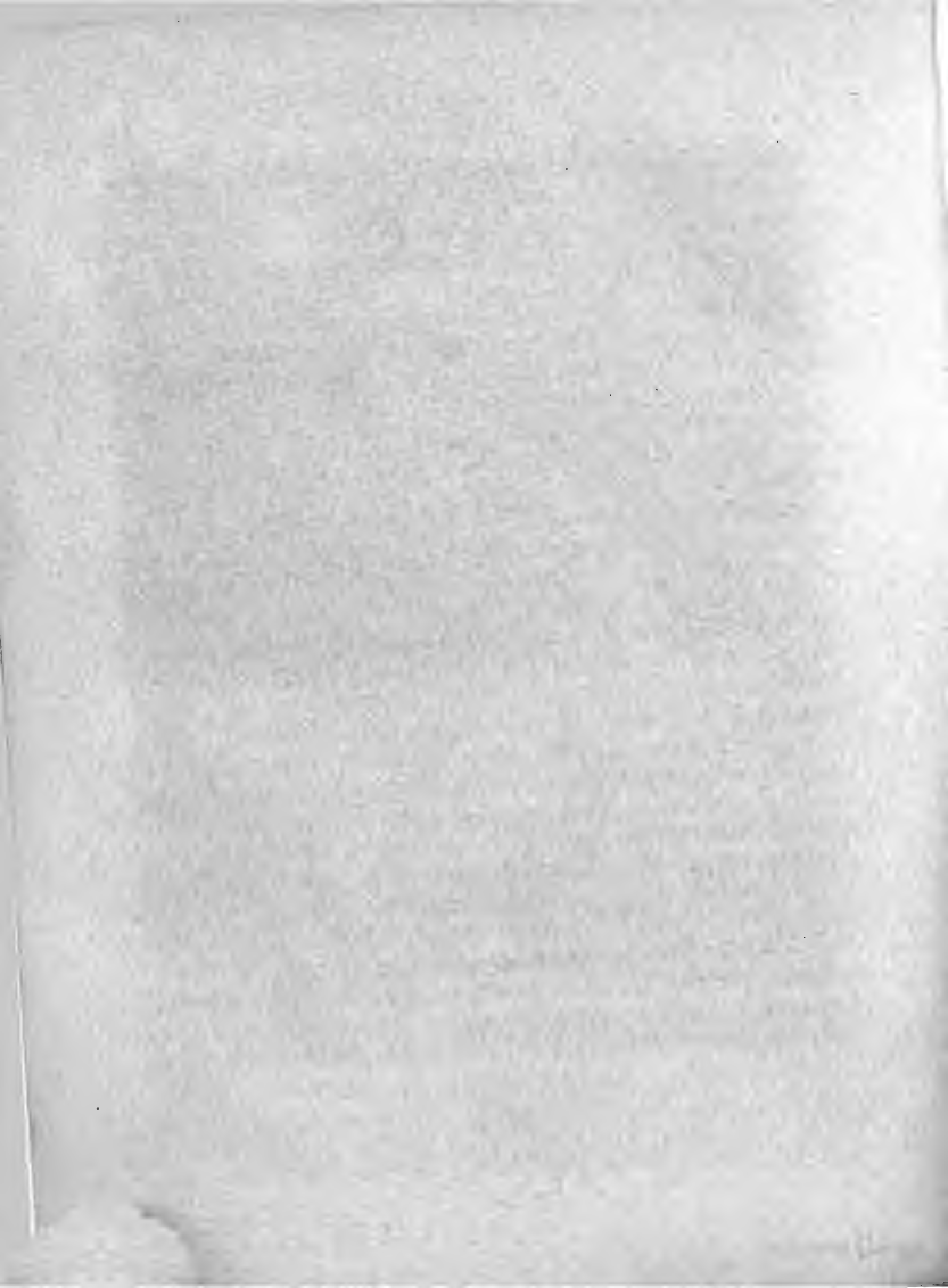
Es war tief in der Nacht, als die Versammlung im Haine wieder eröffnet wurde, der volle Mond stand hoch am Himmel und beleuchtete mit seinem Strahle den blutbefleckten Opferstein, um den die Männer sich versammelt hatten. Werdomar trat zuerst auf und sprach: „Wodan, der Donnerer, hat uns in die Hände unserer Feinde gegeben, weil wir es geduldet haben, daß sein Fest entweiht, seine Gottheit gelästert wurde! Schickt euch geduldig in die Strafe, sendet die Botschaft der Unterwerfung an den mächtigen Hunnen-Fürsten und laßt uns, damit Wodans Zorn besänftigt werde, den Christen-Priester auf seinem Altar opfern!"

„Nichts von Opfer, nichts von Unterwerfung!" rief Teutobald wild, „Kampf sei die Losung der freien Alemannen! Beim Schwerte Thyrs *), wer mir von Unterwerfung redet, dem soll mein Speer auf der Stelle das feige Herz durchbohren! Was würden unsre Vorfahren, die Römer-Besieger, in Walhalla sprechen, wenn sie erführen, daß wir

*) Thyr, der Kriegs-Gott.



Ezzelingen.
(S. 39.)



Fremdlingen uns ohne Schwertstreich unterworfen! Wer einst, wie ich, in Glasors Haine den funkelnden Becher aus der Walkyre Hand empfangen will, der folge mir zum Kampf, wer aber hinabsteigen will zu Hela in's finstre Nadstrand *), der mag hingehen und sich dem Hunnen-Fürsten unterwerfen."

Des Jünglings Rede erregte eine gewaltige Bewegung unter den Versammelten, doch Werdomar gab den Sieg über seinen Gegner noch nicht verloren, und wirklich gelang es ihm durch seine listigen Reden, den Eindruck, den Teutobalds Worte gemacht hatten, wieder zu schwächen, als ein Ereigniß vorfiel, das auf einmal alle seine Bemühungen zu Schanden machte und den Entschluß zum Kampfe unerschütterlich befestigte.

Plötzlich nämlich drängte sich durch die Reihen der Männer eine weiße Gestalt, eilte zum Opfersteine hin und schwang sich mit wunderbarer Behendigkeit hinauf. Staunend blickten Alle nach ihr, es war die Truthe Wola **), ein Gewand von feiner weißer Leinwand umhüllte sie, von einem ehernen Gürtel zusammen gehalten, die nackten Arme und Füße waren mit Erz-Ringen geschmückt, die langen blonden Locken flatterten losgebunden im Winde, und die mit dem Schwert bewaffnete Rechte hatte sich hoch zum Himmel erhoben.

„Keine Feigheit," rief sie aus, „ihr Männer, keine Unterwerfung, Kampf gebeut euch Wodan, Thyr schwingt, zum Streite rufend, das goldene Schwert, sie haben die stolzen Feinde in eure Hand gegeben! Schaut, wie im Osten die Schatten der Nacht entweichen, Skade ***) tritt hervor aus Asgard, schon glänzen die Spitzen der Berge vom Widerschein ihres Purpur-Gewands, ehe Balder die Sonnenrosse wieder hinablenkt, werdet ihr in Wodans Haine das Siegesfest feiern! D'rum auf zum Kampfe! zum Kampfe!"

Mit raschem Sprunge war Wola vom Altar herab und durchwandelte schnell die Reihen der Männer, die voll Ehrfurcht ihr Platz machten.

---

*) Nadstrand, die Hölle, Hela, deren Göttin.

**) Truthen (Vertraute der Götter) hießen die Wahrsagerinnen der alten Deutschen, die bei ihnen in großem Ansehen standen.

***) Skade, die Tages-Göttin, Balder, der Sonnen-Gott.

Kaum war sie fort, so erscholl's von allen Seiten wie der Widerhall von der Truthe Worten: „Zum Kampfe! zum Kampfe!“ und Jeder eilte, sich zu rüsten zur entscheidenden Schlacht.

* * *

Schon begannen die Höhen im Morgensonnenglanze zu schimmern, die Schatten der Nacht aus den Thälern zu weichen, als Teutobald in seinem Gehöfte ankam, um sich zum bevorstehenden Kampfe auf's Beste zu wappnen. Bei diesem Geschäfte traf ihn der Christen-Priester, der eben im Waldesdunkel seine einsame Morgenandacht gehalten hatte, und sah mit Wohlgefallen dem kräftigen Jüngling zu. Endlich sprach er: „Man sieht's Euch an, daß Ihr auf's Waffenwerk Euch trefflich versteht, und ich möcht' es den Hunnen rathen sich vor Euren Schwerthieben in Acht zu nehmen. Ihr seid noch einer von den alten Alemannen, wie wir sie unter Valentinian bekämpften.“

„Hast Du denn auch einmal Waffen geführt?“ rief Teutobald, den Greis schärfer anblickend; „wahrhaftig ja! man sieht Dir's noch jetzt an, Christ, daß auch Deine Rechte einst des Schwertes Wucht geschwungen.“

„Und führwahr nicht ruhmlos,“ entgegnete der Greis, dessen Augen von kriegerischem Feuer strahlten; „der Name Vitalis ward einst im römischen Heer mit Lob genannt, nicht nur am Rhein und an der Donau half ich manchen Sieg erfechten, auch mit den Persern stritt ich, am Tigris und Euphrat, bis eine schwere Wunde mich zwang, den Kriegsdienst aufzugeben.

„Seitdem,“ setzte er mit ruhigerer Stimme hinzu, „hab' ich mich diesem zwar friedlicheren, aber gerade auch nicht gefahr- und mühlosen Dienste gewidmet, ob nicht vielleicht mein Gott mich würdigen möchte, die Märtyrerkrone zu erringen, die Euer Beistand mir neulich entriß!“

„Ihr Christen seid doch seltsame Leute,“ sprach der Jüngling, „daß ihr es für so wünschenswerth haltet, hingeschlachtet zu werden, wie ein Opferthier. Da lob' ich mir's zu fallen im Kampfe, dann steigt man sogleich auf nach Walhalla, wo die Einherion die neuen Ankömmlinge mit Siegesgesängen und vollen Bechern begrüßen! Aber

ich sehe, Du lächelst, Christ, das dünkt Dir Thorengeschwätz, was ich da von Walhalla rede; aber sag' mir, warum suchst denn Du den Märtyrertod?"

„Damit ich einst am Tage des Gerichts mit einem weißen Gewand sitzen möge unter den heiligen Blutzeugen unserer christlichen Kirche!"

„So ist unser Zweck so ziemlich der gleiche," entgegnete Teutobald, „wir beide streben nach Ehre und Glückseligkeit; Du findest sie im Sitzen unter den Märtyrern, ich im Sitzen unter den Helden Walhalla's."

Der Greis schien entrüstet über eine, seiner Meinung nach, so unpassende und gottlose Vergleichung und schickte sich schon zu einer scharfen Gegenrede an, aber Teutobald kam ihm zuvor und sprach: „Laß es gut sein, Christ, jetzt ist's nicht Zeit, über dergleichen Dinge zu streiten, Dein und mein Gott sind zuletzt doch ein und eben derselbe *), ob wir ihn verehren in Hainen, ihr aber ihn in Kirchen anbetet!"

Des Jünglings verständige Rede besänftigte den Greis und das Gespräch wandte sich nun auf den nahe bevorstehenden Kampf. Teutobald hörte mit viel Aufmerksamkeit auf die klugen Rathschläge des Christen-Priesters und beschloß ihnen zu folgen. Denn das erkannte er wohl, daß man bei einem so ungleichen Kampfe, wo fast zehn Feinde auf einen Alemannen kamen, List mit der Tapferkeit verbinden müsse. Er berief also die Führer der verschiedenen Schaaren, die sich versammelt und einstimmig ihm den Oberbefehl übertragen hatten, ertheilte ihnen die nöthigen Aufträge und wies jedem seinen Posten an.

So verfloß die Frist, welche Ezzel den Alemannen verwilligt hatte, und Widemir zog mit seiner Schaar unter wildem Geheul heran. Ihnen entgegen tönte der Schlachtgesang der Alemannen, Anfangs nur wie leises Gemurmel, dann immer lauter werdend, bis er zuletzt dem mächtigen Tosen der Wogen glich, die sich an Felsen brechen. Die Hunnen eröffneten den Angriff, auf ihren Rossen ritten sie bis dicht vor die feindlichen Schlachtreihen und suchten mit großer

*) Der höchste, ewige Gott, der Welten-Schöpfer, der von Anfang war, lang ehe es Götter gab und die Erde bestand, hieß bei den Deutschen Allfadur (Allvater).

Behendigkeit ihren Gegnern Stricke über den Nacken zu werfen, um sie auf diese Art, sich schnell wieder wendend, fortzuschleppen. Aber es wollte ihnen dießmal nicht recht gelingen, denn die Alemannen standen in dicht geschlossenen Reihen, mit weit vorgehaltenen Lanzen da; also versuchten sie es aus der Ferne mit ihren scharfen Pfeilen, mit denen sie nun die Alemannen überschütteten. Jetzt wichen diese langsam zurück, siegstrunken stürmten die Hunnen nach, die Gepiden und Heruler folgten ihnen und vergebens versuchte es Widemir, die Ordnung zu erhalten, Jeder wollte der Erste sein, um die fliehenden Reihen der Feinde zu durchbrechen, und so entstand unter der Schaar Widemirs eine verderbliche Verwirrung.

In ein enges Wiesenthal zusammengedrängt, stürzten Reiter und Fußgänger untereinander auf die Alemannen, die Halt gemacht hatten. Jetzt erhob sich ein furchtbares Handgemenge, die klaren Fluthen des Baches, der das Thal durchfloß, färbten sich blutroth, und Rosseshufe und Männertritte zerstampften den weichen, frischgrünenden Rasen.

Da ertönte auf einmal von den Bergen, aus den Wäldern heraus ein furchtbares Geschrei, gewichtige Felssteine und schwere Lanzen flogen, wie von unsichtbarer Hand geschleudert, unter die dichten Reihen der Hunnen und ihrer Kampfgenossen. Diese stutzten, hier und dort begannen ihre Schaaren zu wanken, indeß das kleine Häuflein der Alemannen wieder vordrang. Widemir, die Noth der Seinigen gewahrend, führte nun die Awaren zum Kampfe heran, da brach gegen ihn aus dem Walde Teutobald hervor und jetzt erhob sich zwischen den Awaren und Alemannen der furchtbarste Kampf. Vor Allen zeichneten sich die Führer in diesem Kampfe aus, bald hier, bald dort, überall helfend, die Ordnung herstellend, die Weichenden auf's Neue antreibend, waren sie bis jetzt einander im Gedränge des Gefechtes noch nicht begegnet; aber nun, als erkenneten sie beide zugleich, daß nur des Führers Fall für die eine der Parteien den Sieg entscheiden könne, suchten sie einander eifrig auf und trafen auch bald zusammen.

Ihre Schaaren trennten sich, die Waffen ruhten, indeß unter den Führern der heftigste Kampf entbrannte. Schon quoll zwischen Teutobalds zerhauenen Panzerringen Blut hervor, auch Widemir blutete

schon aus mehreren Wunden, noch aber wollte keiner von beiden sich überwunden geben; da wandte plötzlich eine unerwartete Erscheinung die Augen der Zuschauer von den Kämpfenden weg und zog selbst Widemirs und Teutobalds Blicke auf sich.

Unter einer hohen Linde, die weit umher die kräftigen Aeste verbreitete, und um so mehr in die Augen fiel, weil rings um sie nur Haide und kleines Gestrüppe sich befand, stand die Truthe Wola mit entblößtem Schwert, und rief mit gewaltiger Stimme: „Heil Dir, Teutobald, Dein Feind ist in Deine Hand gegeben, wehe Dir, Widemir, ich sehe die Walkyren todverkündend Dein Haupt umschweben!"

„Was murmelt die schlimme Truthe da droben?" rief, als er den Eindruck sah, den Wola's Worte machten, einer der Awaren, spannte den Bogen, zielte und schwirrend flog der Pfeil durch die Luft, gerade auf Wola zu; sie aber, die Gefahr erblickend, bückte sich und schadlos fuhr das Geschoß in den Stamm der Linde.

Als die Alemannen dieß gewahrten, erhoben sich auf's Neue zum allgemeinen Kampfe Schwerter und Speere, aber Teutobald rief: „Halt!" Da senkten sich die Eisenspitzen und wiederum begann der Zweikampf der Führer. Beide griffen einander mit erneuter Kraft und Wuth an, aber die Worte der Truthe hatten gewirkt, freudiger kämpfte im Vorgefühl des nahen Sieges Teutobald, Widemirs Stirn umwölkten bange Ahnungen, die auch bald erfüllt wurden, da des Alemannenführers Schwert ihm zischend in die Brust fuhr und er rücklings niederstürzend sein Leben aushauchte.

Erschrocken sahen die Awaren ihres Führers Fall, aber die Alemannen erhoben ein Siegesgeschrei, und drangen rasch in der Feinde wankende Rotten.

Der Sieg war nun vollends bald entschieden, die geschlagenen Reste der Feinde zerstreuten sich, und die Alemannen, der Verfolgung überdrüssig, sammelten sich und zogen nach Wodans Haine, wo indeß von den Weibern das festliche Siegesmahl bereitet war.

Fröhlich kreisten hier die Becher, kräftig tönten die Lieder, wetteifernd bemühten sich die Barden, den nun errungenen Sieg zu preisen, und erst der anbrechende Morgen fand die Schmausenden auf dem weichen Rasen des Hains entschlummert. Nur Teutobald

wandelte sinnend hin und her; Wola's Erscheinung während des Kampfes hatte tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Dieß Mädchen, bei dem Heldenmuth und Klugheit mit herrlicher Schönheit gepaart sich zeigten, schien ihm unter allen Jungfrauen des Gaues am würdigsten, seine Gattin zu werden, und weil bei ihm dem Entschlusse rasch auch die That zu folgen pflegte, so säumte er nicht, sich, in sein festliches Gewand gehüllt, zum Gehöfte der Eltern Wola's zu begeben.

Der Bund war bald geschlossen, denn Deutschlands Jungfrauen kannten Ziererei damals nicht, und Wola, da ihr Herz für den sieggekrönten, jungen Helden sprach, reichte ihm freudig die Hand. Der Christen-Prediger, dessen Vorschläge so viel zum Siege beigetragen hatten, blieb bei Teutobald, und es gelang ihm, nicht nur diesen und seine Gattin, sondern auch noch mehrere Nachbarn derselben zum Christenthum zu bekehren. Die Neubekehrten bauten auf der Anhöhe, wo damals Ezzel mit seinen Fürsten geschmaust hatte, eine Kapelle, in welcher einige Jahre später die Leiche des Christen-Priesters Vitalis beigesetzt wurde, dessen Wunsch, die Märtyrerkrone zu erringen, doch noch erfüllt wurde, indem ihn auf einer Wanderung durch die Umgegend heidnische Alemannen erschlugen. Zu seinem Grabe geschahen Wallfahrten und bald erhob sich um die Kapelle her am Gebirgsabhang und im Thale eine Ortschaft, welche nach dem Namen des furchtbaren Eroberers Ezzelingen genannt wurde, und rasch zu einer Stadt anwuchs. Die Linde aber, unter welcher Wola während des Kampfes gestanden hatte und die von der Nachbarschaft hoch verehrt wurde, erhielt, da die Truthe auf den Namen Katharina getauft worden war, die Benennung: Katharinen-Linde.

Das Kloster Hirschau

von

Karl Pfaff.

Das Christenthum wurde in Schwaben vornemlich durch Glaubensboten aus Irland verbreitet, welche seit dem Anbeginn des sechsten Jahrhunderts unsere Gegenden besuchten und hier die ersten Klöster stifteten. Auch auf den Schwarzwald erstreckte sich ihre Thätigkeit und hier fand der christliche Glauben gleichfalls bald Eingang.

Denn längst schon hatten hier in den wohlbewässerten Wiesenthälern, umgeben von wildreichen Waldungen, die Alemannen ihre Gehöfte angelegt und bald erhoben sich hier auch die Burgen der Adeligen. Ein solche von den Edelherrn von Calw bewohnte Burg lag an der Nagold, und bei ihr entstand allmählich eine gleichnamige Ortschaft, die durch Gewerbsthätigkeit zu großer Blüthe kam und schon im Mittelalter ein Hauptsitz der württembergischen Gewerbsamkeit war, die Stadt Calw.

Noch aber war es nur eine kleine Ortschaft, als von hier aus die Gründung des ersten altwürttembergischen Klosters geschah. Im Jahr 645 nämlich wohnte hier eine reiche, kinderlose Wittwe aus dem Geschlecht der Edelherrn von Calw, Namens Helizena. Nachdem sie einige Jahre im Wittwenstande zugebracht hatte, wünschte sie Gott allein anzuhangen und betete alle Tage brünstiglich zu ihm: Er möchte ihr, da sie keine Kinder habe, offenbaren, wie sie ihre Güter auf eine ihm wohlgefällige Weise und zu seines Namens Preis und Ehre verwenden könne. Auch bei Nacht dachte sie hierüber nach und als sie einmal schlief, da träumte ihr, sie höre eine Stimme, welche ihr zurief: „Merk auf, Helizena! Gott hat dein Gebet erhört und dessen zum gewissen Zeichen siehe hier diesen ebenen Platz, auf welchem drei aus Einem Stamme gewachsene schöne Fichten stehen. Hier sollst du zur Ehre Gottes eine Kirche bauen, damit darin sein Name gepriesen

und sein Ruhm vermehrt werde!" Als sie am andern Morgen erwachte, waren diese Worte noch so frisch in ihrer Erinnerung, als ob sie dieselben wachend gehört hätte. Sie säumte auch nicht, dem göttlichen Befehl zu gehorchen; angethan mit ihrem schönsten Festgewande und begleitet von zwei Dienern und einer Magd, verließ sie ihre Wohnung und ging hinaus in's Freie, als ob sie lustwandeln wollte. Nachdem sie eine Zeit lang im Thal fortgegangen war, bestieg sie eine Anhöhe, um hier sich weiter umschauen zu können. Von da aus erblickte sie nun auch den, im Traume erschauten, freien Platz mit den drei Fichten. Hocherfreut eilte sie dahin und fand wirklich die drei, Einem Stamm entwachsenen Bäume, deren Wurzeln eine kleine Quelle entströmte. Unter Freudenthränen warf sie sich zur Erde nieder, zog ihr Festgewand aus und legte es vor die Fichten hin, um damit anzuzeigen, daß sie an diesem Orte all' ihre Habe zur Ehre und zum Lobe Gottes verwenden wolle. Alsdann kehrte sie mit ihren Leuten nach Hause zurück, berief ihre Verwandten, namentlich ihre Oheime, die Edelherren Eckward und Lupold von Calw, die Ortsvorsteher und ihr ganzes Gesinde zusammen, erzählte ihnen ihren Traum und die Auffindung des ihr von oben herab angewiesenen Platzes, und theilte ihnen ihren Entschluß mit, hier ein Gotteshaus zu bauen. Die Edelherren, denen der hiezu erwählte Platz gehörte, gaben nicht nur mit Freuden ihre Zustimmung, sondern überließßen ihrer Nichte neben dem Bauplatz auch noch Wald, Weide und Felder, die dazu gehörten. Hierauf ließ Helizena ihre Festkleider, ihre Ringe und Kostbarkeiten in die St. Nikolauskapelle zu Calw bringen und that das Gelübde, künftig keinen weltlichen Schmuck und keine Kleinodien mehr zu tragen. Täglich aber sann sie darauf, wie sie den Befehl Gottes vollführen könne, begann sogleich den Bau einer Kirche und vollendete ihn in drei Jahren. Dann bat sie Gott aufs Neue, er möchte dem Werk, zu dessen Vollendung er ihr Anweisung und Kraft gegeben habe, auch ferner seine Huld und Gnade schenken. Da wurde sie nochmals im Traume ermahnt, zu der Kirche auch Leute zu bestellen, welche darin den Namen des Herrn verkündigten und verherrlichten. Sie ließ daher zunächst der Kirche eine Wohnung bauen für vier Männer, welche, der Weltlust entsagend, hier ihr Leben

allein dem Dienste Gottes weihen wollten und setzte genügende Einkünfte zu ihrem Unterhalt aus. Die weltliche und geistliche Obrigkeit bestätigte Helizena's Stiftung und täglich wurde die Kirche von einer Menge Volkes besucht. Helizena aber starb kurz nachher, ehe die Kirche geweiht war, und wurde in Tübingen begraben.

Die Kirche der Helizena, von der man noch zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts Trümmer sah, ist längst verschwunden, der Namen der Stifterin aber hat sich noch, obgleich etwas entstellt, erhalten in der Benennung Letschenau oder Pletschenau (Helizenas-Au), welche eine Gruppe minder ansehnlicher Häuser des Ortes Hirschau, mit reizender Aussicht auf das Nagoldthal, führt. Auch hat die Dichtkunst ihr Angedenken erhalten; Justinus Kerner singt von ihr:

Helizena eine Wittwe war,
Reich, fromm vor andern Frauen,
Sie strebte brünstig ganz und gar
Sich Jesum anzutrauen,
Drum warf sie oft sich auf die Knie,
Er möcht' ihr offenbaren,
Wie ihre Erdengüter sie
Ihm treulich könnt' bewahren.

Da lag sie in der Nacht einmal,
Gewiegt in fromme Träume,
Und sah ein seltsam fremdes Thal,
Darin drei Fichtenbäume.
Die Bäume waren wundersam
Aus Einem Stamm entsprossen,
Aus ihren duft'gen Wurzeln kam
Ein klarer Born geflossen.

Und ob der fremden Wunderau
Sah sie am Himmel wallen
Ein hohes Dom, auf Wolken blau,
Hört eine Stimme schallen:

Dieß Gotteshaus, du fromme Braut,
Sei, wo die Bäume stehen,
In festem Grund von dir gebaut!
Nimm's aus geweihten Höhen!

Sieh! da erwacht die fromme Frau
Aus ihren süßen Träumen,
Noch steht vor ihr die fremde Au,
Der Born mit den drei Bäumen.
Sie ist in hoher Freudigkeit
Bereit zu Gottes Ruhme,
Zieht an ein prächtig Feierkleid,
Schmückt sich mit duft'gen Blumen.

In tiefer Demuth geht sie aus
Mit ihrer Magd, der treuen,
Als ging sie in das Gotteshaus
Oder zur Lust im Maien;
Doch weiter wandte sich ihr Fuß,
Die Wolken zogen schnelle,
Die Vögel sangen Morgengruß,
Der Fraue ward gar helle.

Ein Duften füllte rings die Au,
Als sie darüber gangen,
Zu gehen mit der hohen Frau
Fühlt jede Blum Verlangen.
Sie ging wohl in ein fremdes Thal,
Stieg auf des Berges Rücken,
Und Alles thut im Sonnenschein
Ihr klar entgegen blicken.

Da steh'n drei Bäum' auf grüner Au,
Aus einem Stamm gesprossen,
Da ist ein Born von Himmelsthau,
Ueber Blumen hell geflossen.

Die Fraue kann nicht länger steh'n,
Zu den Bäumen muß sie eilen,
Ein heil'ger Hauch thät sie umweh'n,
Da möcht' sie ewig weilen.

Sie leget ab ihr Feierkleid,
Blumen und Edelsteine,
Den heiligen drei Bäumen weiht
Ihr zeitlich Gut die Reine,
In stiller Demuth ging sie aus,
So stille kehrt sie wieder,
Und setzet hier das Gotteshaus
Aus Himmelshöhen nieder.

Zweihundert Jahre später lebte Erlafried, ein angesehener, reichbegüterter Graf, der Stammvater der Grafen von Calw. Er hatte zwei Söhne, Ermanfried und Nottung, welcher letztere in den geistlichen Stand trat und durch die Gunst Kaisers Karl des Großen die Bischofswürde in Vercelli erlangte. Er konnte aber an den schönen Ufern des Po sein heimathliches Thal nicht vergessen. Im Jahr 830 machte er sich auf, um seinen Vater zu besuchen und brachte ein Heiligthum mit, die Gebeine des heiligen Aurelius, Bischofs von Redicia, welche ihm kurz zuvor der Erzbischof von Mailand geschenkt hatte. Um dieses Heiligthum würdig aufbewahren zu können, schlug er seinem Vater den Bau eines Klosters vor, worauf dieser auch willig einging. Bis zur Vollendung des Baus sollten die heiligen Gebeine in der Kirche Helizena's, die jetzt dem heiligen Nazarius geweiht war, aufbewahrt werden. Als man sie dahin brachte, rief ein Blinder den heiligen Aurelius um Hilfe an und erhielt sein Gesicht wieder. Die Stelle, wo dieß geschah, lag auf dem rechten Ufer der Nagold, in der Hirschau, wo ein Jagdhaus des Grafen Erlafried stand; sie wurde nun auch sogleich für das neu zu gründende Kloster ausgewählt. Erlafried und sein Sohn Ermanfried gaben dem Kloster eine reiche Ausstattung und auch Nottung steuerte reichlich zum Bau bei, der im Jahr 838 vollendet wurde. Das Kloster erhielt den Namen

Aureliuszelle, wurde aber gewöhnlich von der Gegend, in der es stand, Hirschau genannt. Dieses Kloster, mit Benediktinermönchen aus Fulda besetzt, kam schnell zu schöner Blüthe und blieb in diesem Zustand bis zum Jahr 988. Nun aber brach eine verheerende Seuche aus, welche den Abt und den größeren Theil der Mönche wegraffte. Unter den Uebriggebliebenen entstanden Streitigkeiten, welche Graf Adelbert von Calw, der Schutzvogt des Klosters, benutzte, dessen Güter einzog, die Mönche verjagte und Weltgeistliche an ihre Stelle setzte. Diese aber hausten so schlimm, daß sie zuletzt genöthigt waren, das Kloster zu verlassen, welches nun in Trümmer fiel.

Erlafrieds Nachkommen, die Grafen von Calw, dachten nicht an seine Wiederherstellung, bis zu Ende des Jahres 1049 Pabst Leo IX. auf die Burg Calw zu einem Besuch bei seinem Schwestersohn, einem jüngern Grafen Adelbert von Calw, kam. Als er die Umgegend besichtigte, schien sie ihm wegen ihrer Abgeschiedenheit und ihres Reichthums an Wasser sehr geeignet für ein Kloster, und sein Neffe konnte nicht leugnen, daß ein solches früher hier gestanden sei. Von einem alten Geistlichen, Bertold, erfuhr der Pabst nun auch, wie dieses zu Grunde gegangen war. Seine ernstlichen Vorstellungen bewogen den Grafen Adelbert, ihm die Wiederherstellung des Klosters zu versprechen. Nach der Abreise des Pabstes aber hatte er sein Versprechen bald wieder vergessen und wiederum war es eine Frau, Wiltrud, des Grafen Gattin, welche es dahin brachte, daß im Jahr 1059 dennoch der Bau eines neuen Klosters begann. Auch dieses kam, besonders durch seinen zweiten Abt, Wilhelm, zu trefflichem Gedeihen. In spätern Zeiten nahm zwar seine Blüthe wieder ab, doch bestand es fort bis zur Reformation, wo nun eine Klosterschule darin errichtet wurde, deren Sitz es blieb, bis der französische General Melac, fluchwürdigen Angedenkens, am 20. September 1692 das Kloster zerstörte.

Graf Adelbert hatte das Kloster ebenfalls auf der alten Stelle wieder gebaut, weil es aber hier häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt war, begann Abt Wilhelm im Jahr 1083 ein neues Kloster aufzuführen auf einer Anhöhe am westlichen Ufer der Nagold, welches nach und nach ein sehr stattlicher Bau wurde.

Der Abt Andreas Reinhard beschreibt es im Jahr 1610 folgen-

dermaßen: „Das Kloster liegt an einem schönen und lustigen Ort in einem tiefen Wiesenthal, auf einem Bühel oder Rheinlen gegen dem Wasser, zwischen hohen Bergen, darauf hohe und gerade Thannen und Forchen, das Thal von Mittag gegen Mittnacht sich der Länge nach erstreckend, mit einem schmalen Nebenthälen dahinder gegen der Sonnen Untergang, davon oberhalb ein Viertel Meil Wegs liegt die Stadt Calw, underhalb eine halbe Meil das berühmte Zellerbad wie auch neben aus gegen Westen das fürtreffliche Wildbad, auf ein Meil und besser umb gegen der linken oder Sudwärts, das gesunde Bad oder sawer Brunn Däynacht. Auf der einen Seiten des Wassers liegt das alt oder kleiner Kloster, auf der andern das neu oder größte. Ueber das Wasser, Nagolt genannt, zwischen beiden Klöstern, die doch zusammen gehören, gehet ein schön steinre Bruck von braunroten Quaterstucken, mit etlichen Schwibogen und Neckhern, darauf man sitzen und sich mit Gespräch erlustigen kann, über dem Wasser Wäld und beide Klöster vor Augen habend. Das Wasser ist frisch, rösch, darein hin und her aus den Nebenthälen andere frische helle Brunnen-Wässerlen aus dem Felsen über Stein und Sand zufließen. Die Kürch im neuen Kloster ist groß, lang, hoch, weit, mit zwei gleichen viereckten hohen Thürmen, gegen der Sonnen Niedergang. Sie ist gebawet in Form und Gestalt des Creutzes Christi, auch von braunroten Quaterstucken (wie vorgemeldte Bruck, und selben gleichen der Creutzgang). Oben, wie es kreutzweis gebauet, ist ein steinern achteckiger Glockenthurn. Inwendig der Kirchen sind viel runde steine Seulen zu beeden Seiten, alles von eim Stein: auch mit schönen gemahlten Figuren und Geschichten aus dem alten und neuen Testament; item mit der Patriarchen und Kayser Bildnussen, und sonderlich des Herrn Christi Geschichten, von unden an bis oben aus, ein jedes an seinem Ort rausgestrichen und geziert. Gegen Mittnacht stoßen lustige Cappellen dran, da in dem ein, ein Mäß eines Riesen auf viel Schuh, und seine liderne Klaiden, die er mit eysenen Rinken zugethan, in selben Gebürg oder Revier sich soll gehalten haben, gewiesen und gezeigt wird. Sonderlich gegen Mittag stost ein Capell dran mit Pfeilern, Fenstergestellen und einem Gewelb, alles von braunroten Quaterstucken oberzehlter Farb. Da

ob demselben eine feine Liberey, darinnen alte namhafte grosse Bücher, sonderlich ein gar grosses schweres und Pergamentes Buch, das ein einziger Mann nit wol naher thun oder handeln kann, welches inwendig der Decken an Orten und Enden herumb, anstatt der Spangen, mit hülzenen Remen beschlagen und ein jedes Blatt ein junge Kalbshaut soll gewest seyn. Auch 2 neue, lange, schöne und ausgestrichne Refectoria mit Seulen. Im Sommer Refectorio ist ein Spring-Brünnlein, da die Abt abcontrafehet und mit ihrem Thun beschrieben werden. Im Winter Refectorio ein eysner Off, darauf man steigen und oben rumb sitzen kan. Der Kreutzgang zwischen der Kürchen und den Refectorien, darauf der jungen Studiosen Dormitorium, Schlafkammern nnd Studirkammern, umbfaßt ein ziemlichen Garten, hat auf 4 Seiten 40 Fenster, da ein jedes der Breite nach in 3 Unterschied oder Felder, durch zwei kleine steine Seulen getheilet, und je zwischen 2 Fenstern ein steinern Pfeilern, in den Fenstern je im mittlen Feld sind die Geschichte, so sich mit Christo verloffen, aus dem neuen Testament, samt den prophetischen Weissagungen, und in beeden Nebenfeldern die Figurn, Vorbilden und Bedeutung aus dem alten Testament, in die Fenstergläser gar kunstlich und aufs deutlichst mit allerley ausbinstigen Farben geschmöltzt. An dem Kreutzgang gegen Mittnacht werts, in den Kreutzgarten hinein, ist ein hoher runder und weiter Erker mit Pfeilern und Fenstergestellen, auch gemahlten und geschmeltzten Fenstergläsern, darein ein hoher von Steinwerk und Bilder ausgehauener Springbrunn, mit 24 Röhren und mit 3 steinern Wassernapfen über einander, da in das Wasser von obern, in engen und weitern mit lieblichen Getöß herab rauschet, doch nicht stets, sondern wenn er angelassen wird.

„Das seind die fürnembsten alten Gebäu ohne das neue steinerne Fürstenhaus, welches der hochlöbliche Fürst und Herzog Ludwig von Würtemberg aus sonder Anmutung und Lust zu diesem Kloster und sonsten des lustigen Orts halben Anno 1592 auf den Platz der alten Abtei hat setzen lassen, welches zur fürstlichen Wohnung und Herberg mit hohen Schnecken und Kammern, je eines umbs andere und andern dergleichen Gemach, wie auch wohl Uhrwerken und Sonnenzeigern zugericht."

Von dieser Herrlichkeit aber sind jetzt nur Trümmer übrig, von denen die noch erhaltenen vier Wände der ehemaligen Prälatur die malerischste Parthie bilden. In ihrem innern Raum ist eine schöne Ulme aufgewachsen, welche mit ihrem Gipfel die Trümmer überragt. Sie ist es, von welcher Uhland singt:

Zu Hirsau in den Trümmern,
Da wiegt ein Ulmenbaum
Frisch grünend seine Krone
Hoch über'm Giebelsaum.

Er wurzelt tief im Grunde
Vom alten Klosterbau,
Er wölbt sich statt des Daches
Hinaus in's Himmelsblau.

Weil des Gemäuers Bogen
Ihm Luft und Sonne nahm,
So trieb's ihn hoch und höher,
Bis er zum Lichte kam.

Es ragen die vier Wände,
Als ob sie nur bestimmt,
Den kühnen Wuchs zu schirmen,
Der zu den Wolken glimmt.

Wenn dort im grünen Thale
Ich einsam mich erging,
Die Ulme war's, die hehre,
Woran mein Sinnen hing.

Wenn in dem dumpfen, stummen
Getrümmer ich gelauscht,
Da hat ihr reger Gipfel
Im Windesflug gerauscht.

Ich sah ihn oft erglühen
Im ersten Morgenstrahl,
Ich sah ihn noch erleuchtet,
Wann schattig rings das Thal.

Zu Wittenberg im Kloster
Wuchs auch ein solcher Strauß,
Der brach mit Riesenästen
Zum Klausendach hinaus.

O Strahl des Lichts! du dringest
Hinab in jede Gruft!
O Geist der Welt! du ringest
Hinauf in Licht und Luft!

Der Stuttengarten, der Bluthurm und die falsche Klinge.

Im Jahr der Gnade 953 verheerten die Schrecken des Krieges die damals noch so wälderreichen bergigen Gauen des südlichen Deutschlands. Insbesondere herrschte in Schwaben erbitterter Kampf; denn dem arglistigen Herzog Heinrich von Baiern war es gelungen, im Herzen seines Bruders, des Kaisers Otto I., schweren Groll gegen dessen Sohn, Luitholf Herzog von Schwaben, zu erzeugen, und dieser, über die schnöde Behandlung, welche er zu erdulden hatte, entrüstet, verband sich mit einigen deutschen Fürsten zu offenem Aufruhr gegen seinen kaiserlichen Vater. Raub, Mord und Brand verwüsteten Schwabens schöne Gauen, und nur wenige Gegenden blieben in denselben von der schrecklichen Geißel des Krieges verschont. Zu diesen gehörte ein stilles Wiesenthal unweit der alten Stadt Cannstatt, deren feste Mauern und Thürme der Neckar bespülte. Gegen diesen Fluß hin hatte das Thal eine Oeffnung, sonst aber war es rings von waldigen Höhen und von Bergen umgeben. Dichte Wälder von Eichen und

Buchen bedeckten deren Rücken und Abhang und durch ihre Schluchten stürzten brausend und schäumend mehrere Waldbäche herab, um dann in desto trägerem Laufe durch's Thal hinzuschleichen, in welchem sie hie und da Teiche und Seen mit sumpfigen, schilfbewachsenen Ufern bildeten. Von der Bergebene der Filder her kam ein größerer Bach, welcher in mannigfachen Krümmungen mitten durch das Thal hinfloß. Seine Ufer waren mit Erlen und Weiden bewachsen, und er empfing die Gewässer all der kleinen Bäche, und führte sie, mit seinen trüben Fluthen vermischt, dem Neckar zu. Von den Wassergottheiten, welche die fabelhafte Vorzeit an seine Ufer versetzte, hatte er den Namen des Nixen- oder Nesenbachs erhalten. Das Thal selbst bildete eine Wiesenfläche, deren einförmiges Grün hie und da ein kleines Wäldchen unterbrach, und welche einzelne uralte Eichen mit ihren mächtigen Zweigen beschatteten. Eine Ortschaft suchte der Wanderer, der sich hieher verirrte, vergebens, doch war das Thal darum nicht ganz unbewohnt. Im untern Theile desselben, nahe bei seinem Ausgange und bei etlichen Wassertümpfeln, deren einer wegen seines Reichthums an Blutegeln der Egelsee*) hieß, erhob sich ein Thurm mit dicken Mauern von großen Quadersteinen und von einem Wassergraben umgeben, über welchen eine Zugbrücke führte. Ihm zunächst erblickte man ein steinernes Kreuz, dessen verwitterte Inschrift aber nicht mehr zu lesen war. Weiter oben im Thal standen einige Hütten, umgeben von kleinen Gärtchen und Gemüsefeldern, welche ein kunstloser, hölzerner Zaun einfaßte. Ein größerer Raum des Thales war mit einem grünen Gehege eingefriedigt, innerhalb dessen auf dem frischgrünen Rasen sich muntere Rosse herumtummelten. Dieß war der Stuttengarten, welchen kurze Zeit vor dem Ausbruch jener Fehde gegen den Kaiser der Herzog Luitholf von Schwaben angelegt hatte. In diesen Hütten wohnten die Pferdehüter und der Thurm war der Sitz ihres Aufsehers, eines Kriegers, dessen Nacken nicht nur die Last der Jahre, sondern auch die Beschwerden und Mühseligkeiten manches Feldzuges gebeugt hatten.

---

*) Dieser See lag am Fuße der heutigen Mühlberge und in den jetzigen „untern Anlagen“.

Die Sonne sank hinter die Bergwälder und sandte ihre letzten Strahlen zum Abschiedsgruße in das Thal, wo schon die Abendnebel aufzusteigen begannen, als Kuno, jener alte Krieger, der Vogt des Thurmes, mit einigen Pferdehütern in das Thal herabkam. Sie setzten sich auf einige steinerne Ruhebänke unter den stattlichen Bäumen, wo ein frischer Quell unter einem Felsblock hervorsprudelte, dessen etwas trübes, gelblichtes Wasser die Bewohner der Umgegend öfters zu Trunk und Bad benützten, weil man es für heilsam hielt; der Sage nach sollte ein verwundeter Hirsch die Entdeckung dieser Quelle veranlaßt haben und man nannte sie darnach den Hirschquell*).

Die Männer hatten noch nicht lange der Rast gepflogen, als ein Jüngling, das Schwert an der Seite, einen Speer in der Hand, das Thal heraufgelaufen kam. Offenbar ward er von den Andern erwartet.

„Was bringst Du für Nachrichten, Hugo?“ rief ihm der alte Krieger entgegen.

„Gerade nicht die besten,“ war die Antwort. „In Cannstatt ist heute der Graf Adelbert von Calw mit einer starken Schaar Reisiger angelangt und läßt seine Burg hier, sowie die Stadt, in Vertheidigungsstand setzen, weil man einen Einfall des Baiernherzogs in unseren Gegenden befürchtet. Er läßt Euch rathen, daß Ihr Euch ebenfalls nach einem Orte umsehet, wohin Ihr im Nothfall die Rosse flüchten könnet. Er will Euch auch vom Anzuge der Feinde sogleich benachrichtigen lassen.“

„Es wäre freilich schlimm, wenn die schönen Rosse den Feinden in die Hände fielen,“ entgegnete Kuno; „aber wohin sollen wir sie in Sicherheit bringen?“

„Da weiß ich Rath,“ versetzte einer der Knechte. „Vor einigen Tagen habe ich drüben im Walde eine Schlucht entdeckt, die ziemlich steile Seitenwände hat, mit Gras und gesunden Kräutern bewachsen, und von einem klaren Bächlein durchflossen ist, tiefversteckt im Gehänge des Waldes. Dort könnten wir — meine ich — unsere Pferde sicher unterbringen, denn die Schlucht ist so abgelegen, daß sie ein Fremder wohl schwerlich entdecken wird.“

---

*) Es ist die Quelle des Hirsch-, spätern Königsbades.

Den Uebrigen gefiel dieser Vorschlag; sie beschloßen, gleich am nächsten Morgen die Schlucht zu untersuchen und die nöthigen Anstalten zu treffen, damit sie und ihre Pferde hier ein Unterkommen finden könnten. Nachdem nun Kuno die nöthigen Befehle wegen der Nachtwachen ertheilt hatte, trennte sich die Gesellschaft, denn schon begann das Dunkel der Nacht sich über das Wiesenthal zu verbreiten.

Es dauerte lange, bis der Schlummer sich auf Kuno's Augen senkte; die Fehde zwischen dem kaiserlichen Vater und seinem Sohne erfüllte sein Herz mit Kummer, denn in Otto's tapferem Heere hatte der alte Kuno seine frühesten Kriegsdienste gethan, und als dessen Sohn Luitholf zum ersten Mal in den Kampf gezogen, war auch er dabei gewesen, und von dieser Zeit an in seinen Diensten geblieben; beiden war er daher mit gleicher Treue zugethan und wünschte eifrig, an dem unnatürlichen Kampfe keinen Antheil nehmen zu müssen. Auch quälten ihn die Sorgen um die seiner Aufsicht anvertrauten Rosse und der Gedanke, auch dieses sein stilles Thal, welches er so lieb gewonnen hatte, und in dem er den Rest seiner Tage in Ruhe zu verleben hoffte, möchte nun von den wilden Kriegsstürmen heimgesucht werden.

Mehrere Tage vergingen jedoch, ohne daß sich die Kunde vom Heranzug des Baiernherzogs bestätigte; vielmehr hieß es, er habe sich gegen Regensburg gewendet, welche Stadt der Pfalzgraf Arnulf, ein Anhänger Luitholfs, besetzt hielt. Diese Nachricht beruhigte die Bewohner des Thales wieder, sie kehrten ganz zu ihrer gewohnten Lebensweise zurück und ungestört weideten die Pferde auf dem grünen Anger unter den Buchen und Weiden.

So verging ein Theil des Herbstes, das Laub der Bäume begann sich zu färben, die Wiesen jedoch, durch mehrere Regen erfrischt, behielten noch ihr Grün, die Nebel wurden häufiger und die Abendunterhaltungen am Hirschquell seltener. Eines Tages saß Kuno allein vor seinem Thurm. Er war in Gedanken versenkt, denn die Zeiten seiner Jugend stiegen in seiner Erinnerung auf, als nahe Fußtritte ertönten. Er sprang rasch auf und erblickte einen Unbekannten vor sich, einen Greis mit kahlem Scheitel, an dessen Seiten nur noch wenige graue Locken hingen; diese und seine etwas vorwärts gebeugte Gestalt deu-

teten auf ein hohes Alter, doch blitzte unter den buschigen Brauen noch ein feuriges Augenpaar hervor. Der Fremde trug ein langes schwarzes Gewand, welches ein mit seltsamen Charakteren bezeichneter, breiter Gürtel zusammenhielt. Dem Vogt des Stuttengartens war es bei seinem ersten Anblick nicht ganz wohl zu Muthe, und er überlegte schon bei sich, ob er nicht seine Genossen herbeirufen sollte, als der Fremde ihn mit einer Geberde beruhigte.

„Seid ohne Furcht,“ sprach er sanft; „ich bin nicht gekommen, um Euch irgend ein Leid zuzufügen, sondern ich habe mich verirrt, bin sehr müde und bitte daher um eine Herberge für diese Nacht. Ihr seht ja, daß ich ohne Waffen bin; was wird ein wehrloser Greis Euch Schlimmes thun können?“

In dem Ton des Sprechenden lag etwas, wodurch Kuno bewogen wurde, seine Bitte zu erfüllen; er lud ihn daher ein, ihm in seine Wohnung zu folgen.

„Zuvor laßt mich hier noch mein Gebet verrichten,“ sprach der Fremde, kniete bei dem Steinkreuz nieder, und blieb in dieser Stellung eine ziemliche Zeit, das Gesicht mit den Händen bedeckt, und Kuno meinte einigemal ein unterdrücktes Schluchzen zu vernehmen. Als aber der Fremde wieder aufstand, zeigte sich keine Spur von Bewegung in seinem Gesicht, er folgte dem alten Vogt in seine Wohnung, und bald saßen beide an einem Tisch von Eichenholz, auf welchem Kuno's einfache Abendmahlzeit stand.

Die Unterhaltung seines Gastes zog den alten Krieger sehr an, denn dieser wußte Vieles von fremden Ländern zu erzählen, von den Wundern des fernen Morgenlandes und von Sitten und Gebräuchen der dort wohnenden Völker. Es wurde beinahe Mitternacht, ehe die beiden Greise sich trennten, und der merkwürdige Fremdling beschäftigte noch einige Zeit das Nachdenken Kuno's auf seiner einsamen Lagerstätte.

Der nächste Tag brachte einen jener freundlichen, sonnenhellen Morgen, wie sie in unseren Gegenden im Spätherbst nicht selten sind; der Nebel sank bald und über die bethauten Fluren wehte ein frischer Morgenwind. Kuno erhob sich rasch von seinem Lager, um für sich und seinen Gast das Frühmahl zu bereiten. Bald gesellte dieser selbst

sich zu ihm und heute schienen dem alten Krieger die Züge des Fremden bei Weitem nicht so ernst, als am vorigen Tage. Ob ihn vielleicht der freundliche Spätherbstmorgen heiterer gestimmt hatte? Keiner wußte es; aber die heitere Stimmung des Fremden machte Kuno so kühn, denselben nach seinem Namen und seinen Lebensschicksalen zu fragen.

Ein Zug von Wehmuth und Trauer verdüsterte dessen Gesicht, er schien eine Weile nachzusinnen, dann aber hub er an: „Es ist vielleicht viel, was Ihr von mir fordert; ich dachte, mein unglückseliges Geheimniß mit in's Grab zu nehmen, denn von denen, welche vor siebenzig Jahren in dieser Gegend hausten, ist wohl keiner mehr am Leben. Doch es sei, es gehört zu meiner Buße, und vernehmt denn die Geschichte eines — Brudermörders."

Bei diesen Worten sprang Kuno entsetzt auf, sein Gast aber ergriff ihn bei der Hand und sprach: „Ihr habt einmal meine Geschichte zu hören verlangt, darum harret nun aus, bis ich damit zu Ende bin; dann werdet Ihr vor mir nicht nur Entsetzen, Ihr werdet auch Mitleid mit mir fühlen!"

Kuno setzte sich wieder und der Fremde begann: „Zur Zeit des deutschen Königs Arnulf hausten auf der Biberburg, am Neckar unweit Cannstatt gelegen, zwei Brüder, Eticho und Werner. Gemeinschaftlich verwalteten sie das väterliche Erbe, und waren in Freud und Leid eng verbunden. Ihre gegenseitige feste Anhänglichkeit fiel um so mehr auf, weil sie dem Charakter nach einander sehr unähnlich waren; der ältere, Eticho, erschien ernst und ruhig in seinem ganzen Wesen, der jüngere aber zeigte sich leichtsinnig und unbesonnen in Reden und Thaten und brauste schnell auf, und hatte daher auch die Leitung seines gesetzteren Bruders um so nöthiger. Mit ihren Nachbarn pflegten die Brüder wenig Umgang, und ihr Hauptvergnügen war die Jagd in dem Wiesenthale, wo wir uns jetzt befinden. Dieses war aber damals noch völlig unbewohnt, und daher ein gutes Jagdrevier; aus den nahen Bergwäldern kam das Wild häufig herab, um im Bache zu trinken, oder sich in den Seen zu baden, das Wildschwein wälzte sich behaglich in den Sümpfen und bisweilen hörte man sogar das dumpfe Brüllen des grimmigen Bärs

und des starken Wisents. Gewöhnlich brachten die beiden Brüder reiche Beute von ihren Zügen mit nach Hause; einmal aber, an einem schwülen Sommertage, war es als ob alles Wild aus der Gegend verschwunden wäre. Lange streiften die Jäger umher, allein kein Thier zeigte sich, nur einige Raben flogen mit unheilverkündendem Krächzen über ihren Häuptern hin. Das ferne Rollen des Donners verkündete das Herannahen eines Gewitters und nöthigte die Brüder, an die Heimkehr zu denken, so ungern sie auch ohne Jagdbeute schieden. Das Gewitter rückte schneller heran, als sie dachten, und da der Regen in Strömen fiel, beschloßen sie, das Ende des Gewitters in diesem Thurme hier abzuwarten. Er war damals noch nicht so wohnlich eingerichtet, als jetzt, keine Thüre verschloß ihn und nur eine morsche Treppe führte zu seiner Höhe. Man sagte, das mächtige Römervolk, das einst auf der Altenburger Höhe eine Stadt erbaut hat, habe ihn aufgeführt. Schon waren die Brüder dem Thurme ganz nahe, als ein gewaltiger Blitzstrahl in eine benachbarte Eiche fuhr und sie zersplitterte. Ein Reh, welches unter ihr vor den Regengüssen Schutz gesucht haben mußte, sprang erschreckt herbei und legte sich zu Eticho's Füßen. „Nun dürfen wir doch nicht ohne alle Beute heimkehren,“ rief Werner und erhob den Jagdspeer. — „Schone das arme Thier, welches bei uns Schutz gesucht hat,“ rief ihm sein Bruder zu und beugte sich über das zitternde Reh. Aber es war zu spät, Werner hatte schon mit starker Faust den Speer geschleudert und dieser traf, statt das Thier zu fällen, Eticho's Rücken und fuhr tief in dessen Schulter. Dieser stürzte mit einem Schmerzensruf zu Boden, während das Reh scheu entfloh. Die Knechte trugen den Verwundeten schnell in den Thurm, wo man ihm den Speer aus der Wunde zog, aus welcher ein starker Blutstrom entquoll. Verzweifelnd kniete Werner neben seinem Bruder, dessen Blut seine Kleider netzte; Eticho aber sprach gefaßt mit schwacher Stimme: „Jammre nicht so sehr, lieber Bruder! Du bist unschuldig an meinem Tode und ich verzeihe Dir von Herzen, aber nimm es hin als eine Warnung für die Zukunft und suche Deiner Unbesonnenheit Meister zu werden.“ Mit diesen Worten hauchte er seinen Geist aus und neben ihm sank sein Bruder bewußtlos nieder . . . .“

Der Fremde schwieg tief ergriffen, und Kuno wagte die bange Stille mit keinem Laut zu unterbrechen; endlich hob jener von Neuem an: „In welchem Zustande ich mich nach diesem schrecklichen Ereignisse befand, könnt Ihr Euch denken; nur mit vieler Mühe gelang es den eifrigen Vorstellungen eines frommen Priesters, mich vom Selbstmord abzuhalten. Mehr als einmal faßte ich den Entschluß, mich von den Zinnen des höchsten Thurmes unserer Burg hinabzustürzen. Auch ließ ich mich durch kein Zureden von meinem Vorsatze abbringen, in den Thurm zu ziehen, bei welchem der schreckliche Mord geschehen war. Dieser wurde schnell zur Wohnung für mich eingerichtet, und nachdem die Leiche meines Bruders in unserem Erbbegräbniß in der Kirche zu Mühlhausen beigesetzt worden war, begab ich mich dahin. Hier lebte ich in trauriger Einsamkeit, den stets erneuten Qualen eines mit so schwerer Blutschuld belasteten Gewissens preisgegeben. An der Stelle, wo mein Bruder die tödtliche Wunde erhalten hatte, war das Steinkreuz drunten errichtet worden, und jeden Tag kniete ich hier mehrmals, um unter heißen Thränen die Verzeihung und Gnade des Allerhöchsten anzuflehen. Das einzige menschliche Wesen, welches ich sah, war ein alter Diener, der mir Speise und Trank brachte; sonst kam Niemand in das Thal, und selbst die Thiere schienen die Stelle zu meiden, wo der Brudermord geschehen war. Der Thurm aber erhielt nun den Namen des Blutthurms. — Habt Ihr ihn noch nie so nennen hören?"

„Mit Nichten," erwiderte Kuno; „allein dessen erinnere ich mich, daß, als vor etlich Jahren mein Herr, Herzog Luitholf, in dieses Thal kam, um hier zu jagen, er nach dem Ursprung und der Bestimmung dieses Thurmes fragte. Da trat ein alter Landmann vor und erzählte, vor langen Jahren sei hier ein Mord geschehen und man sage, der Thäter habe sich in diesen Thurm geflüchtet; was aber aus ihm geworden sei, wisse Niemand mehr; denn eine geraume Zeit hätte Jedermann das Thal gemieden, kaum einige Jahre seien es, daß die Adeligen der Umgegend es der Jagd wegen wieder besuchten. Dem Herzog aber gefiel das grüne, wohlbewässerte Wiesenthal so gut, daß er einen Stuttengarten darin anlegte. Da ich nun des Weltgewühls überdrüssig war, — denn Weib, Kinder und Freunde

hatte ich längst verloren, — so bat ich ihn, mich zum Vogt des Roßgehäges zu machen, und gedenke nun hier die noch wenigen Tage meines Lebens vollends in Ruhe zuzubringen."

„Daß die furchtbare That in der Umgegend nicht genauer bekannt wurde, vermag ich mir wohl zu erklären," entgegnete der Fremde; „die wenigen Knechte, welche Augenzeugen davon waren, sprachen mit Fremden nie davon, und so hat sich also nur ein dunkles Gerücht davon verbreitet. Doch ich muß mich kurz fassen, um mit meiner Erzählung zu Ende zu kommen: Sechs Jahre lebte ich hier einsam in meinem Thurme, aber in mein schuldbelastetes Gewissen wollte keine Ruhe mehr einziehen. Einst verirrte sich ein frommer Priester zu mir, und da er eine so tiefe Niedergeschlagenheit an mir bemerkte, so forschte er nach deren Ursachen. Ich erzählte ihm Alles, er suchte mich zu trösten, und rieth mir, eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande Palästina zu machen. Ich beschloß, seinem Rathe zu folgen, ehe ich aber fortzog, grub ich in das Steinkreuz die Worte: „Den Brudermord sühnt nicht Reue und Buße." Die Zeit hat diese Worte fast ganz verwischt, nur über meinen Schmerz hat sie keine Gewalt! Von den Abenteuern und Fährlichkeiten meines Zugs nach dem heiligen Lande will ich Euch nicht unterhalten. Ich kam endlich in Palästina an und der Besuch der heiligen Orte gewährte mir doch einigen Trost. Als ich aber weiter nach dem Jordan pilgerte, überfiel mich eine Räuberschaar, nahm mich gefangen und verkaufte mich als Sklaven in Bagdad. Dieß geschah vor zweiundsechzig Jahren und während der langen Zeit meiner Gefangenschaft durchwanderte ich einen großen Theil des Morgenlandes, denn mehrmals wechselte ich meine Eigenthümer. Ich hätte ein milderes Loos haben können, wenn ich meinen Glauben abgeschworen hätte, aber ich blieb standhaft gegen Versprechungen wie gegen Drohungen, und mußte dafür Hunger und Durst, Schläge und Mißhandlungen in reichem Maße erdulden. Einmal versuchte ich es zu entfliehen, wurde aber wieder eingefangen, mußte mehrere Monate in einem unterirdischen Kerker voll Feuchtigkeit und Ungeziefer schmachten und hierauf längere Zeit, mit schweren Fesseln belastet, die härtesten Arbeiten verrichten. Tausendmal flehte ich zu dem Herrn, er möchte mich doch aus meiner unerträglichen

Pein erlösen, aber die Zeit der Buße sollte für mich nicht so schnell endigen. Einmal zogen wir durch die Wüste, die Beschwerden des Wegs ermüdeten mich so sehr, daß ich, matt bis zum Tode, niedersank. Der Sklavenvogt wollte mich mit Peitschenhieben zum Weitergehen nöthigen, mein Herr aber sprach zu ihm: „Laß den Hund nur liegen, er ist ja ohnedem zu nichts mehr nütze, als zum Futter für die Schakale.“ So ließen sie mich denn hülflos zurück und ich verfiel bald in einen todähnlichen Schlummer. Wie lange ich so da lag, weiß ich nicht, als ich aber die Augen wieder aufschlug, sah ich einen Greis von ehrwürdigem Aussehen vor mir stehen. „Fremdling,“ sprach er, „Gott hat mich zu deiner Rettung hieher gesandt, nimm diese Schaale und koste den Trank darin, dann wirst du dich bald wieder gestärkt fühlen.“ Der Greis hatte wahr gesprochen, der süße feurige Trank brachte neues Leben in meine erschöpften Glieder und ohne Mühe konnte ich meinem Retter in seine Wohnung folgen. Diese lag versteckt zwischen den Trümmern einer uralten Stadt, die der Greis Palmyra nannte. Staunen ergriff mich, als wir dieser Stadt uns näherten; sie lag in einem Thale, inmitten der Wüste, welche sich nach allen Seiten hin in furchtbarer Oede ausbreitete; zwischen schlanken Palmen erhoben sich ihre Trümmer; die riesenhaften Säulen, die gewaltigen Mauerstücke und Thore, mit allerlei Bildwerken geschmückt, kurz all' die hehren Trümmer einer einstigen Königsstadt zeugten von ihrer vergangenen Größe, gegen welche die bescheidene Wohnung meines Retters freilich sehr abstach. Denn diese war klein und niedrig, von ihr aber führte ein Gang in ein geräumiges Gewölbe unter der Erde, wo der Greis sich am meisten aufhielt. Da las er dann in alten Handschriften mit wunderlichen Zeichen, oder handthierte an einem Feuerherde zwischen vielen Gefäßen von sonderbarer Form, wo er Tränke kochte und mancherlei Heilmittel bereitete. Er war nämlich ein Schüler der schon in uralten Zeiten berühmten Magier, der Weisen des Morgenlandes, und von ihnen hatte er seine geheime wundervolle Wissenschaft erlernt, welche ihren Besitzern die tiefste Einsicht in die Kräfte der Natur und höhere Macht, selbst die Gewalt über die Geister der Elemente, auch die Gabe, in's Dunkel der Zukunft zu blicken, verschafft. Er gewann mich lieb,

theilte mir Manches von seinen Kenntnissen mit und hätte mich gerne bei sich behalten. Mich aber trieb es unwiderstehlich nach der fernen Heimath zurück und der Greis wollte mich an der Ausführung meines sehnlichsten Wunsches nicht hindern. Er gab mir seinen Segen und den Gürtel, der mein Gewand umschlingt und dessen geheimnißvolle Zeichen mich auf der Reise vor jeder Gefahr schützten. So kam ich glücklich in der Heimath an, und mein erster Gang war hieher, um noch einmal an dem Steinkreuze zu beten und eine Nacht im Blutthurm dem Andenken meines unglücklichen Bruders zu widmen. Von den Veränderungen, welche indessen hier vorgegangen waren, wußte ich Nichts, und ich danke Euch herzlich, daß Ihr mich so freundlich aufnahmt. Erweist mir jetzt nur noch einen Liebesdienst und begleitet mich eine Strecke Wegs, ich will nach Mühlhausen zum Grabe meines Bruders, dort, hoff' ich, soll mir das verheißene Zeichen werden, daß die ewige Gerechtigkeit befriedigt und meine schwere Schuld abgebüßt ist."

Kuno begleitete willig den Fremden und Beide schritten einer kahlen, steinigen Höhe am Ende des Thales zu, deren Fuß die Fluthen des Neckars bespülten. Hier hielt Werner stille, wendete sich gegen das Wiesenthal, betrachtete es eine Zeitlang schweigend und sprach dann begeistert: „Des Wanderers Tritt wird dich fortan nicht mehr scheu meiden, liebliches Thal, denn die Zeit der Buße ist für den Brudermörder vorüber, und auf dir lastet jetzt kein Fluch mehr. Eine schönere Zukunft steht dir bevor, die Stelle deiner Wiesenplätze werden prangende Gärten einnehmen, und wo jetzt die Eiche ihre Zweige stolz gen Himmel streckt und die Buche ihr schattiges Laubdach ausbreitet, werden in späteren Zeiten der Obstbaum seine süßen Früchte, die Reben ihre köstlichen Trauben spenden. Statt jener Hütten werden sich prächtige Paläste in dir erheben und du, jetzt so stilles Thal, wirst einst widerhallen von dem Lärm und Getöse einer menschenwimmelnden Stadt; wo jetzt nur die wilden Thiere des Waldes hausen, werden einst die Mächtigen der Erde wohnen. Ja! Thal des Fluches, du wirst einst ein Thal des Segens werden. Auch du, kahle, steinige Höhe, wirst einst in schönem Schmucke dastehen und auf dem Rücken ein Königsschloß tragen!"

Kuno schaute den Fremden, als er so sprach, staunend an; aus des Greises dunklem Auge leuchtete es von einem höhern Lichte, von einer wunderbaren Sehergabe, und seine Züge waren wie verklärt. Kuno ahnete wohl, was der Fremdling meine, aber er verstand nicht ganz den Inhalt seiner begeisterten Worte, und Werner ließ ihm zu weiteren Fragen keine Zeit; er faßte seine Hand, schüttelte sie, sagte ihm ein herzliches Lebewohl und schritt dann rüstiger, als man bei seinem hohen Alter hätte erwarten sollen, auf der Höhe fort.

Gedankenvoll kehrte Kuno nach Hause zurück; seine Wohnung aber, welche ihm bisher so behaglich vorgekommen war, wollte ihm nach Dem, was er erfahren hatte, nicht mehr gefallen. Daher beschloß er, sich weiter oben im Thal eine Hütte zu erbauen, wozu er sogleich einige Anstalten traf. Am zweiten Tag nach Werners Abgang schon erfuhr er dessen Ende. Denn er konnte nicht zweifeln, daß der Greis, dessen Leiche die Bewohner von Mühlhausen in ihrer Kirche auf dem Grabe Eticho's von Biberburg gefunden hatten, die seines Freundes sei, und er freute sich, ihn endlich von seinen langen schweren Leiden erlöst zu wissen.

Aber auch sein Schicksal neigte sich nun zur Entscheidung. Seit einigen Jahren schon war in dem sonst so regelmäßigen Gange der Witterung eine sehr merkwürdige Veränderung eingetreten; heftige Erdstöße erschütterten oft den Boden Deutschlands, plötzliche Kälte trat im Sommer ein, während zur Winterzeit einigemal Gewitter ausbrachen. So lag denn auch seit einigen Tagen eine drückend heiße Atmosphäre über dem Wiesenthal, welchem dichte, trockene Nebel eine düstere Bleifarbe verliehen; Menschen und Thiere fühlten sich unbehaglich. Kuno's Pferde tummelten sich nicht mehr in munteren Spielen auf dem Wiesenteppich; mit erhobenem Schweif, den Kopf vorgestreckt und die Nüstern weit geöffnet, rannten sie einher; im Walde wurde es stille, man hörte von dort weder die mancherlei Stimmen des Wildes, noch den melodischen Gesang der Vögel. Auch Kuno empfand den schlimmen Einfluß dieser ungewöhnlichen Witterung; er ahnte üble Ereignisse, und um für jeden Fall gerüstet zu sein, beschleunigte er die Einrichtung des früher schon gewählten Zufluchtsortes in jener heimlichen tiefen Schlucht oberhalb des Kien-

waldes. Die stärksten Bäume wurden umgehauen, und aus ihnen ein Blockhaus errichtet, das untere Ende der Schlucht aber durch einen hölzernen Zaun verschlossen, denn die Steilheit der Seitenwände machten weitere Schranken unnöthig.

Kaum waren diese Anstalten vollendet, als einmal gegen Abend ein Reiter rasch herbeisprengte. Er kam vom Grafen Adalbert von Calw und meldete Kuno, daß die Baiern nun wirklich im Anzuge seien, und hieß ihn die Pferde eilends in Sicherheit bringen. Diese wurden nun auch sogleich zusammengekoppelt und die Pferdeknechte, mit ihren besten Habseligkeiten beladen, trieben sie nach der Schlucht. Hierauf bestiegen einige von ihnen eine benachbarte Anhöhe und erblickten hier die furchtbaren Spuren der Annäherung des Feindes. Dörfer und Gehöfte gingen in Flammen auf, und der Widerschein der Lohe röthete den mit dunkeln Wolken bedeckten Himmel; der leise Wind vom Thale des Neckars her trug das Geschrei der Krieger, wie die Jammerlaute der von ihnen mißhandelten Einwohner, bis zu der Stirn der Bergkuppe herauf. Dazwischen tönte der ferne Donner und zackige Blitze zuckten nach allen Richtungen hin aus dem Gewölk.

Erschrocken ob diesem Anblick kehrten die Pferdeknechte nach der Schlucht zurück, wo sie ihre Genossen gerade beim Abendbrode trafen. Die Hoffnung, hier wenigstens vor dem Feinde sicher zu sein, gab ihnen zwar wieder Muth, aber bald erfüllte sie der tobende Kampf der Elemente mit anderen Befürchtungen. Denn was ist grauenhafter, als wenn die Wuth der entfesselten Leidenschaften des Menschen sich paart mit den Schrecken der entfesselten Naturgewalten? Das Gewitter war nämlich jetzt mit der größten Heftigkeit ausgebrochen, Blitz folgte auf Blitz, und der Donner hallte in der engen Bergschlucht fürchterlich wider. Entsetzt rissen die Pferde sich von den Stricken los, an welche man sie gebunden hatte; die einen suchten in wilder Flucht über den Zaun am untern Ende der Schlucht zu setzen, während andere angestrengte, aber vergebliche Versuche machten, die steilen Wände der Sandsteinfelsen zu ersteigen; in kopflosem Schrecken rannten die Knechte umher und suchten die Ordnung wieder herzustellen; es trat eine allgemeine Verwirrung ein, der Donner rollte, die Menschen schrieen, die Pferde wieherten, und Kuno

kniete allein betend im Blockhaus, denn er fühlte, daß seine letzte Stunde nahe. Auf einmal entluden sich die verderbenschwangeren Wolken in ungeheuren Regengüssen. Von allen Seiten her strömten gewaltige Wasserfluthen in die Schlucht, schäumend, brausend und große Steine mit sich führend; weder der Zaun, noch das Blockhaus widerstanden der Gewalt des zügellosen Elements. Die Pferdeknechte dachten nur noch an ihre eigene Rettung; den Jungen, Kraftvollen gelang sie auch, aber der größere Theil kam in den tobenden Fluthen um. Den Leichnam des alten Kuno fand man nachher zerschmettert unter den Trümmern des Blockhauses begraben, neben ihm den seines Sohnes Hugo, welcher in der Aufopferung kindlicher Liebe den Vater nicht hatte verlassen wollen, nachdem er vergebens denselben zu retten versucht hatte. So fanden die Bewohner des Wiesenthales da, wo sie Rettung gehofft hatten, den Tod, und seitdem führt die trügerische Bergschlucht den Namen der falschen Klinge, und noch heute erfüllt die grause düstre Tiefe, an deren Sandsteinwänden der Zahn der Zeit genagt und die sich mit wildem Baumwuchs in Dämmerung gekleidet hat, den Wanderer mit jenem leisen Schauer, welcher allen Spuren der Zerstörung durch großartig-schreckliche Naturereignisse anhaftet.

Konrad und Gertrud,

oder

die Gründung der Burg Wirtenberg.

Eine Geschichte aus der vaterländischen Vorzeit

von

Karl Pfaff.

1.

In einem alten Steinthurme*), welcher vor nahezu 800 Jahren in dem freundlichen, waldumhegten Wiesenthale sich erhob, das heutzutage die Markung der Stadt Stuttgart bildet, wohnte um's Jahr 1077 ein alter Kriegsmann, Namens Werner, mit seinem Sohne Kuno; ihm war die Aufsicht über die Pferde und deren Hüter in dem Stuttengarten der schwäbischen Herzöge anvertraut, von welchem die heutige Hauptstadt Württembergs ihren Namen herleitet, und er verwaltete dieses Amt schon über zwanzig Jahre lang getreulich.

Es war eine schöne, milde Frühlingsnacht; ein dünner Wolkenschleier hatte den Himmel überzogen, und die blasse Scheibe des Vollmonds ließ sich durch den graulichen Flor nur undeutlich erkennen. Den Greis jedoch hatte die Milde der Nacht auf den Steinsitz vor seinem Thurme herausgelockt, wo er nun begierig des Frühlings liebliche Düfte einsog. Da vernahm er kräftige Fußtritte in der Ferne; er stand auf, nach der Seite, woher sie kamen, spähend, und da er die Tritte eines Bewaffneten unterscheiden mochte, so zog er sich, der Zeiten Unsicherheit bedenkend, schnell an die Thüre des Thurmes zurück, und rief mit starker Stimme seinem Sohne.

*) Dem sogenannten Bluttburme, dessen schon in der vorigen Erzählung: „Der Stuttengarten ꝛc. ꝛc.“ gedacht ist.

Aber mit Gelächter schallten ihm die Worte entgegen: „Nun, nun, Kriegskamerad! was braucht's denn Lärmen, wenn ein alter Freund nach so langer Zeit Dich auch einmal wieder besuchen will!" — „Ach, bist Du's," rief nun der Greis freudig überrascht aus, „bist Du's, Berthold! willkommen in meinem stillen Thale, meint' ich doch, Dich in diesem Leben niemals wieder zu sehen!" — „Fast wär's auch also gekommen," entgegnete der Nähertretende, Werner's dargebotene Rechte kräftig schüttelnd, „nur meiner stählernen Haube da dank' ich's, daß ich noch am Leben bin!" — „Das wäre?" sprach sein Freund, „so sag' einmal, wie ging das zu, in welche Fehde hat Dich alten Kumpan der rasche Muth wieder geführt? Doch sieh' da, Kuno! Du kannst wieder gehen, 's hat keine Gefahr! Aber halt!" setzte er lächelnd hinzu; „zuerst hol' uns einen Krug Wein, der alte Kriegskamerad da wird einen frischen Trunk wohl brauchen können!" Der Sohn that, wie ihm befohlen war. Die Greise setzten sich und nun hob Berthold also an: „Du wirst wissen, daß zu Horchheim die Fürsten den Schwabenherzog Rudolph von Rheinfelden zum König erwählt haben?"

„Ist's geschehen?" rief erstaunt der Greis, „hat er's angenommen? Will er den Kampf mit seinem wilden Schwager Heinrich wagen?"

„S' ist noch gar ungewiß, ob es nur zum Kampfe kommen wird," entgegnete sein Freund, „denn Heinrich, um sich des Bannes zu entledigen, ist im härtesten Winter nach Wälschland gezogen zum Pabst, und da sagen die Einen, er sei in den Alpenpässen von Berthold von Zähringen gefangen worden, die Andern erzählen, er habe seinen Tod im öden, riesigen Hochgebirge durch einen Sturz vom Felsensteig gefunden. Gewiß ist's, daß man nichts von ihm weiß, denn nur von ganz Wenigen begleitet ist er ausgezogen."

„O Konrad, großer Kaiser!" rief Werner bewegt; „wie weit ist es gekommen mit Deutschlands Fürstenstolz! — Nun zieht Dein Enkel, ein geächteter Flüchtling, über die Berge, die Du einst in Herrscherpracht überstiegest, um den Wälschen Gesetze vorzuschreiben!"

„War's wohl anders möglich," sprach Berthold, „wenn man bedenkt, wie dieses Jünglings Erziehung war? Der treuen Mutterpflege allzu bald entrissen, kam er zuerst unter Hanno's strenge Zucht, darauf

unter Adelberts nachsichtige Pflege, wo er all' seinen Gelüsten ungestört nachhängen durfte; aus solch' einer Schule konnte kein Mann hervorgehen, der fest und kräftig, wie Vater und Ahn, des unruhvollen Reiches Zügel führte."

„Du hast Recht," sprach Werner; „aber fürwahr, hätten Schmeichler den jungen Fürsten nicht verdorben, hätt' er die unbesonnenen Händel mit den Sachsen nicht begonnen, welche alle Gemüther von ihm abwandten, er zöge jetzt wie sein Ahn als Herrscher einher auf seines Reiches Grund und Boden."

„Ach Freund!" sagte Berthold, „'s ist nicht mehr wie damals, wo wir mit Kaiser Konrad über die Alpen zogen; die kaiserliche Majestät gilt nichts mehr, die großen Herzoge begehren Herrscher zu sein gleich ihrem Herrn und Haupte, die kleinen Herren suchen ihnen nachzuthun, und die Bürger in den Städten wollen gar vollends von keiner fremden Gewalt mehr hören. Es ist ein trotzig, übermüthiges Volk um das unsrige, das gleich zu Schwert und Lanze greift und drein schlägt. Davon kann ich was erzählen!"

„So sprich!" rief Werner erwartungsvoll, und sein Freund hob also an:

„Wir waren gen Mainz gezogen, wo Rudolph zum wahren König und Beschirmer des Frankenreichs, wie es hieß, gewählt werden sollte, und hier wurde nun ein festliches Hochamt gehalten. Hierauf ergingen sich Ritter und Knechte mit kriegerischen Spielen; dazu liefen auch die Bürger von Mainz schaarenweise herbei, aber in böslicher Absicht, denn sie suchten Händel, weil es sie verdroß, daß Rudolph an Heinrichs Statt König sein sollte. Bald fing auch der Lärmen an, die Sturmglocken ertönten, Alles waffnete sich und fiel über uns her, die wir zum Theil, nichts Böses ahnend, waffenlos in den Herbergen saßen. Da ward mancher wackere Kämpe von dem verruchten Bürgervolke getödtet und mir selbst wäre es beinahe nicht besser gegangen. Ich wollte mein Fräulein, die Gräfin Gertrud von Eberstein, zu den Spielen begleiten, aber von ferne schon vernahmen wir das Getümmel des Streits, und beschlossen also, umzukehren nach der Hofburg. Da verrannten uns etliche Bürger den Weg. „Schlagt die Schwäbischen nieder!" riefen sie, und drangen mit Kolben und

Schwertern auf uns ein. Ich stellte mich vor das Fräulein und zog das Schwert; aber ein Schlag traf mich, der mir noch jetzt im Kopfe schwirrt und schon faßten die Anführer die Gräfin, da fuhr auf einmal eine blitzende Klinge zischend zwischen sie und das Fräulein, laut heulend sanken Zwei zu Boden, dem Dritten spaltete ein zweiter Hieb den Kopf und die Uebrigen entflohen mit Geschrei."

„Und wer war denn der wackere Kämpe, der Euch so zur rechten Zeit zur Hilfe kam?" unterbrach Werner den Redenden.

„Der Beutelsbacher war's," entgegnete Berthold.

„Ha!" rief Werner, „den kenne ich wohl, das ist ein wackerer Kämpe und ehrbarer Ritter; wo dessen Schwert hintrifft, da setzt es freilich tüchtige Hieb'. Seinen Vater Ulrich kennst Du gewiß auch noch, jenen kühnen Recken, der in der blutigen Schlacht an der Orne, wo Graf Odo von Champagne fiel, das feindliche Banner eroberte. Damals lebte sein Bruder Heinrich noch, nach dessen Tode — es mögen jetzt bald dreißig Jahre sein — Ulrich die väterlichen Erbgüter, die im Fils- und Remsthale liegen, erhielt; er lebt noch jetzt im höchsten Alter auf der Stammburg, und hat eine Tochter und zwei Söhne, von denen der eine Konrad heißt, der nämliche, der Dein Fräulein rettete; er ist noch ein junger Herr, kaum fünf und zwanzig Jahre alt, aber gar klug und verständig, bieder und redlich, muthvoll und tapfer, wohlerfahren im Kampf zu Roß und zu Fuß, mit Schwert und Lanze."

Berthold ließ den alten Werner seinen etwas weitläufigen Bericht endigen, und fuhr dann zu erzählen fort, wie der Ritter ihn und das Fräulein sicher in die Hofburg geleitet habe, wie hierauf der Aufstand mit Waffengewalt blutig unterdrückt, auch dem Könige demüthig Abbitte deßwegen gethan, dieser aber, von dem Vorfalle erzürnt, rasch abgereist, und heute mit seinem Gefolge nach Eßlingen gekommen sei.

„Da hast Du Dich denn gleich fortgemacht," rief Werner lachend, „fürchtend, es möchte auch Denen von Eßlingen gelüsten, die Kraft ihrer Streitkolben an den Schädeln Eurer Reisigen zu erproben!"

„Hab's wahrlich nicht gefürchtet," sprach Berthold, „denn obwohl die Eßlinger auch gerade nicht die Feinsten sein mögen, so sind

sie doch weit zahmer und artiger als die Handwerker und Krämer zu Mainz."

„Oder hat Dir etwa die Herberge in Etzel's Stadt drüben mißfallen?" sagte Werner weiter; aber Berthold entgegnete:

„Deß könnt' ich mir gerade auch nicht beklagen; mein Herr, der Graf von Eberstein, hat ein gutes Logement, es liegt oben in der Stadt, nahe an dem Kirchlein des heiligen Landolinus, und über der Pforte ist ein wilder, über und über mit Haaren bedeckter Mann ausgehauen. Auch haben sie drinnen einen gar guten Trunk, der blutroth im Becher funkelt, und der Herbergen gibt's manche, wo man gute Kameradschaft findet, lustige Brüder, die nicht gleich zum Schwerte greifen, wie die Mainzer. Nein, Dich wollt' ich einmal wieder heimsuchen, alter Kampfgefährte, und Dir zugleich sagen, daß Du morgen eine stattliche Gesellschaft in Deinem Thale sehen wirst. Der Herzog will den Stuttengarten besuchen, sich auch ein wenig mit der Jagd erlustigen."

„Was sagst Du?" rief Werner. „Da muß ich morgen früh auf den Beinen sein; drum denk' ich, wir legen uns jetzt schlafen, 's ist überdieß schon spät und Du wirst auch müde genug sein."

„Das mein' ich," entgegnete Berthold und Beide begaben sich nun zur Ruhe in den Thurm.

2.

Der Morgen brach an, ein kühler Ostwind verkündete die Ankunft des Tagesgestirns, das schon mit Purpurgluthen die östlichen Gebirge zu säumen begann; er trieb die über dem Thal gelagerten Nebel gegen die dasselbe umkränzenden Berge, deren Abhang nun ein dichter, weißlichgrauer Schleier verhüllte. Drüben im Dorfe Dunzhofen läutete man die Morgenglocke und im Thurme begann ein reges Leben. Werner suchte die alte Rüstung hervor und spähte eifrig nach den hie und da noch daran befindlichen Rostflecken, die er sorgfältig zu vertilgen strebte; auch Berthold wappnete sich, und nun gingen die beiden Kriegsgefährten in den Stuttengarten, indeß Werner's Sohn die Kunde von dem hohen Besuche nach Dunzhofen brachte, damit man auch dort zum Empfang der erlauchten Gäste sich rüsten möge.

Hierauf schnell heimkehrend, spähte er auf der obersten Zinne des Thurmes nach den Kommenden.

Die beiden Greise musterten eben die reiche Anzahl stattlicher Rosse, welche das Gehäge einschloß, als der starke Ton eines Hornes zu ihren Ohren drang. „Das ist Kuno's Horn," sprach Werner, „sie kommen! Auf, ihnen entgegen!"

Kaum hatten sie den Thurm erreicht, als auch schon König Rudolph mit zahlreichem Gefolge sich nahte.

Voran ritt er selbst auf einem weißen Rosse, dessen Purpurdecke ein breiter goldgewirkter Saum einfaßte. Es war ein stattlicher Mann, ernste Hoheit lag auf dem länglichten Antlitz, das ein starker Bart beschattete, durchdringend war der Blick der tiefliegenden Augen, das kurz abgeschnittene Haar deckte ein sammtenes Barett, um welches eine kronenartig ausgezackte Verzierung umherlief, in deren Mitte ein Rubin funkelte; die Gestalt war hoch, die Haltung kräftig und die Bewegungen des Königs leicht und anmuthig. Man rühmte auch von ihm, daß die Gaben seines Geistes seiner Körperschönheit entsprächen und pries seinen Heldenmuth und ritterlichen Sinn.

Ihm zunächst, auf schwarzem Schlachtrosse, gewahrte man einen schon ältlichen Ritter, mit strengen Zügen und etwas arglistigem Blicke; es war der Graf von Eberstein, der stolzeste der schwäbischen Großen, denn er rühmte sich, von mütterlicher Seite ein Nachkomme Kaiser Heinrich's I. zu sein, und hatte früher selbst um die Herzogswürde von Schwaben sich beworben; aber klüglich verhehlte er den Unmuth des stolzen Herzens über das Mißlingen seiner Werbung und schloß sich eng an Rudolph an, um einst von dessen Gegner für seinen Uebertritt einen desto größeren Lohn zu erlangen.

Hinter diesen Beiden zeigte sich eine ansehnliche Schaar schwäbischer Edeln, unter denen Einer vornehmlich hervorleuchtete. Er saß auf einem schwarzen Streitroß, welches stolz mit dem stattlichen Reiter einherschritt, die Stangen seines reich mit Silber besetzten Zügels waren mit Schaum bedeckt und die lange, zierlich geflochtene Mähne flatterte, vom Winde bewegt, hin und her. Von des Reiters Sammtbarett herab wallten gelbe und schwarze Federn; unter der hohen schöngewölbten Stirne blickten, von dichten Brauen beschattet,

ein Paar dunkler feuriger Augen hervor, an beiden Seiten der frisch-rothen Wangen kräuselte sich ein starker schwarzer Bart, der auch die Oberlippe bekleidete; ein reiches Haar von gleicher Farbe fiel lockig herab auf den zierlichen Spitzenkragen, der den Hals umschloß. Die Gestalt war groß und kräftig; ein sammtenes, enganliegendes Wamms umschloß den Leib; ein schwarzer, goldgesäumter Mantel fiel über die Schultern hinab und ein silbergesticktes Wehrgehänge, an dem ein breites Schwert hing, umschlang die schlanken Hüften. Die Bewegungen des Reiters zeigten zierliche Gewandtheit und sein ganzes Benehmen offenbarte ein aus dem Bewußtsein der Kraft hervorgehendes Selbstgefühl.

Es war Konrad von Beutelsbach, der Ahnherr des erlauchten wirtenbergischen Fürstengeschlechtes, ein Jüngling, trefflich zu Rath und That, von hohem Geist und ächt deutscher Gemüthsart, beliebt bei Hohen und Niedrigen, aus altem alemannischem Herrscherstamme, und obwohl unter Schwabens Edeln keiner der ersten, doch durch seine geistigen und körperlichen Vorzüge Allen gleich, den Meisten überlegen. Nur Einer vielleicht vermochte sich in dieser Hinsicht mit ihm zu messen, und dieser Eine war Friedrich von Büren, der Stammvater des hohenstaufischen Heldengeschlechts. Innige Jugendfreundschaft band ihn an Konrad, aber Rudolphs Herrscherstolz hatte ihn beleidigt und er sich abgewendet von demselben zu dessen Gegner Heinrich; darum erblickte man ihn nicht unter des Königs Gefolge; auch war er gerade mit der Vollendung seiner neuen Burg auf dem Staufenberge beschäftigt.

Nach den Rittern kamen auf schöngeschmückten Zeltern die Gemahlin des Königs, die schöne und kluge Adelheid und ihre Hoffräulein, unter denen Gertrud von Eberstein durch ihre Schönheit nicht weniger als durch ihre Abkunft sich auszeichnete. Sie saß mit zierlicher Gewandtheit auf ihrem Rosse; ein enges grünes Sammtgewand, oben mit einer goldenen Schnalle befestigt, um die Hüften von einem golddurchwirkten Gürtel zusammengehalten, umschloß den schlanken Leib und fiel in reichen Falten auf die niedlichen Füße herab. Unter dem mit weißen Federn geschmückten Hute quollen in reicher Fülle die lichtbraunen Locken hervor und wallten in zierlichen

Ringeln über den Nacken; das Gesicht bildete ein schönes Oval, und eine frische Röthe färbte die zarten Wangen; der niedliche Mund mit seinen schwellenden Lippen, die schöngeformte Adlernase und das hellbraune Auge, dessen Feuer der Schimmer einer sanften Schwärmerei milderte, gaben dem Antlitz der Jungfrau den Ausdruck einer mit Hoheit vereinten Lieblichkeit, welche jeden, der sie anschaute, mächtig anzog.

Den Damen folgte der Knappen buntgekleidete Menge, und kaum vermochte der ziemlich geräumige Platz zwischen dem Thurme und Bache die ganze Gesellschaft zu fassen.

Die Herren stiegen ab und halfen dann auch den Damen von ihren Zeltern; die Knappen aber führten die Rosse an einen abgesonderten Platz des Gehäges, wo diese sich nun auf dem frischgrünen, blumigen Rasen gütlich thaten. Indeß wurde von den mitgebrachten Vorräthen ein reichliches Mahl bereitet und auf der Wiese am Heilquell genossen, wohin die Bewohner der Nachbarschaft Tische und Bänke in großer Menge herbeigeschafft hatten.

Kaum war das Mahl geendigt, als König Rudolph aufstand und die Gesellschaft zur Beschauung des Stuttengartens und zur Jagd einlud, worauf sich ein reges Getümmel unter den Anwesenden erhob, und sie in dem Gehäge und am Abhange der Berge sich zerstreuten.

Bald erklang der Jäger lautes Geschrei, der Hunde Gebell; das Wild, aus seinen Lagern aufgejagt, brach durch das Gebüsch; hier schwirrte von der Armbrust der befiederte Pfeil, den leichtfüßigen Hirsch niederwerfend, dort durchbohrte der eisenbeschlagene Jagdspeer des Ebers Rachen, und selbst die Rosse im grünen Gehäge, von dem ungewohnten Lärmen erschreckt, rannten wiehernd und aufgeregt umher.

Zwei Herzen nur theilten nicht die wilde Lust, sondern ergingen sich in sanfteren Gefühlen. Konrad und Gertrud waren es, die, das bunte Getöse der Jagd fliehend, im einsamsten Winkel des Thales sich zusammenfanden. Eine bemooste Eiche ragte hier im kühlen Dunkel mächtig empor, an ihrem Fuße blühte die duftende Waldrose, und zwischen ihren Wurzeln, welche da und dort aus dem Boden hervorschauten, sproßte das liebliche Veilchen; das Ufer des Baches aber, welcher über Felsenstücke rauschend herabfiel, bekränzte des

Vergißmeinnichts mildes Blau. Sinnend saß Gertrud hier, den Blick auf den Boden geheftet; ihrer Hand war der leichte Jagdspeer entsunken, denn ihr Gemüth, von süßeren Gefühlen bewegt, hatte des Mordens wilde Lust vergessen.

Da rauschte es durch das Gebüsch; erschrocken blickte die Jungfrau auf, und Konrad stand vor ihr. „Ihr habt dem wilden Getümmel Euch entzogen, mein Fräulein!“ hub er an. „Erlaubt, daß auch ich Eure Einsamkeit theile. Der lustige Lärmen der Jagd, der mich sonst so mächtig ergriff, ist mir heute ganz zuwider — doch Ihr schweigt? Meine Gegenwart ist Euch lästig; dann verzeiht, daß ich es wagte, Euch zu stören!“

Des Jünglings Stimme war bei diesen Worten unwillkührlich immer weicher geworden; da er aber nun fühlte, wie des Herzens Rührung ihn übermannte, wandte er halb unwillig, halb beschämt sich um und wollte zurückgehen. Da tönte sein Name von den Lippen der Jungfrau, und rasch sich wieder wendend, stand er vor ihr.

Sie hatte sich erhoben, ihre Wangen glühten vor Beschämung darüber, daß sie des Herzens geheimste Regungen so unbesonnen verrathen habe, und verlegen stand sie da, dem Jüngling gegenüber, der mit glühenden Blicken sie betrachtete. Der Kampf der Gefühle in der Liebenden Brust verschloß Beiden den Mund. Endlich brach Konrad das Schweigen.

„Gertrud,“ sprach er, „theure Gertrud, erlaubt, daß ich diesen Augenblick benütze und Euch sage, was seit jenem Tage in Mainz mein Herz bewegt.“ Noch höher erglühte das Antlitz der Jungfrau und ihr Busen hob sich heftiger; aber der Jüngling, der nun auf einmal Muth bekommen, der sich erleichtert fühlte, seit er der Geliebten das Geheimniß seines Herzens zu offenbaren begonnen, faßte ihre Hand, die sie ihm willig ließ, und fuhr also fort: „Ich liebe Euch, aus vollem Herzen lieb' ich Euch! Sprecht, könnt Ihr meine Gefühle erwidern, kamen jene süßen Blicke, die so tief in meine Brust drangen, aus Eurem Herzen oder .... —“

Er hielt inne, den Blick der Sehnsucht auf die Jungfrau geheftet; sie aber erhob das thränenfeuchte Auge und beseligend glänzte dem Jüngling durch dessen feuchten Schimmer der Liebe Erstlingsstrahl

entgegen; da breitete er die Arme aus und rief: „Gertrud!" — „Mein Konrad!" lispelte die Jungfrau und sank an des Glücklichen Brust. Durch der Eiche weithinragende Aeste säuselte ein milder Frühlingswind, die Zweige des Rosenbusches neigten sich, mit Blüthen den grünen Rasen überstreuend, und des Baches Rauschen vereinte sich mit dem verhallenden Ton des Jagdhornes zum süßesten Akkorde der Liebe.

Kosend und schöne Pläne für die Zukunft bauend, saßen die Liebenden da, nicht bemerkend, wie die Zeit verstrich und die Schatten länger wurden, da stand auf einmal vor ihnen zornfunkelnden Blickes Gertrudens Vater; erschrocken sprangen sie auf. Der Graf von Eberstein aber sprach: „Ist das Rittersitte, Herr? Habt Ihr nur darum meiner Tochter das Leben gerettet, um listig in ihr unbewachtes Herz Euch zu stehlen und dessen Frieden zu stören? Meint Ihr, die Enkelin der Sachsenkaiser sei dazu bestimmt, die Gattin eines unbekannten Edeln zu werden? Soll Graf Ebersteins Tochter, würdig, den Kaiserthron zu schmücken, ihre Hand dem Lehensmanne Rudolphs von Rheinfelden reichen? — Nein, da sei Gott vor! Wenn nicht wenigstens die Herzogskrone dieß Haupt einst schmückt, so mag Gertrud lieber in eines Klosters stillen Mauern verblühen, ehe die Welt sie als Konrad von Beutelsbachs Gemahlin erblicken soll!"

Der Jüngling, von der stolzen Rede tief beleidigt, fuhr jäh mit der Hand an's Schwert, aber ein Blick der Jungfrau entwaffnete ihn, und gemäßigter sprach er: „Das Blut der Alemannenfürsten, das in meinen Adern rollt, ist wohl so edel als das sächsische, und wenn's auf eigene Trefflichkeit ankommt, so weich' ich Keinem!" —

„Zählt Ihr auch jenen Theutbald, der zur Strafe der Empörung die Herzogswürde verlor, zu Euern Ahnherrn?" fragte höhnisch der Graf. „Der mag wohl würdig dem großen Heinrich, dem Retter des deutschen Reiches, an die Seite gestellt werden! Doch wozu diese unnützen Worte? Kurz, Gertrud wird nun und nimmermehr Eure Gattin!"

Dieß sprechend wandte sich der Ebersteiner um, ergriff die zitternde Tochter an der Hand, und ließ den Jüngling in einem Zustande zurück, der nahe an Verzweiflung gränzte.

Sein Knappe, welcher kam, um ihm zu melden, daß Alles sich zur Heimkehr bereite, erweckte ihn aus seinem Schmerz; Konrad folgte ihm, halb unbewußt wohin es gehe, zu dem Getümmel der Aufbrechenden, aber Gertrud wußte einen Augenblick zu erhaschen, wo ihr Vater in tiefem Gespräche mit dem König Rudolph begriffen war. „Muth gefaßt," flüsterte sie dem Geliebten zu, „noch bleibt uns die Hoffnung und treue Liebe führt uns, sei's auch durch Sturmes Nacht, doch noch zum Ziele." Das waren zauberische Töne für den Jüngling; gefaßter schwang er sich auf's Roß, nahm schnell und kurz Abschied von der Gesellschaft und trabte dann der väterlichen Burg entgegen.

Schon ritt Konrad auf der Höhe, von der hinab der Weg über Endersbach zu seiner Heimath führte, da vernahm er hinter sich den Hufschlag flüchtiger Rosse, er hielt sein Pferd an und erkannte bald einen Knappen König Rudolphs.

„Was gibt's?" rief er dem Näherkommenden zu.

„Schlimme Kunde!" war die Antwort. Kaiser Heinrich naht mit starker Heeresmacht, die Gowertschen, die, zwischen Deutschland und Welschland Handel treibend, hin und her ziehen, im Gebrauch der Waffen wohlerfahren, haben sich an ihn angeschlossen; der Tschechen wildes Volk, das im Böhmenlande wohnt, hat seine Wälder verlassen und ist ihm raub- und mordgierig zugezogen; die Bürger in den freien Städten rüsten sich für ihn und manche selbst von den schwäbischen Herren sinnen auf Abfall; darum läßt der König Euch seinen Gruß entbieten und Euch ermahnen, am nächsten Tage bei ihm in Eßlingen zu erscheinen, von wo aus er nach Ulm seinem Widersacher entgegen ziehen will." —

„Morgen?" sprach Konrad, „ich ziehe lieber gleich mit Euch, es gibt wohl Manches noch zu berathen und zu besprechen." Drauf rief er einen seiner Knappen, hieß ihn rasch nach der Burg Beutelsbach reiten, und hier von Mannen aufbieten, was nur entbehrlich sei, mit diesen sogleich aufbrechen und stracks nach Ulm ziehen. Der Knappe ritt ab, Konrad aber nebst den Uebrigen eilte über das steile Waldgebirge in's Hainbachthal, und von da nach Eßlingen, wo er spät Abends anlangte.

Er fand hier Alles mit den Zurüstungen zur Abreise beschäftigt, mancherlei Meinungen und mancherlei Gesinnungen unter den anwesenden Edeln. Die Einen riethen, man solle dem Feind rasch entgegenziehen; die Andern hielten es für besser, bis er heran käme, sich tüchtig zu rüsten, um ihn dann desto nachdrücklicher empfangen zu können. Die Jüngeren, die zum Theil in dem bevorstehenden Kampfe ihre ersten Siegeslorbeere zu erringen hofften, sprachen gar geringschätzig von den Wilden, aus denen, wie sie sagten, Heinrichs Heer bestehe. Die Aelteren aber, welche der harten Kämpfe mit jenen slavischen Horden sich noch erinnerten und den neuerwachten Kriegsmuth der Bürger in den freien Städten bedachten, waren wegen des Ausgangs des Krieges um so besorgter, da sie wußten, wie in den treuen deutschen Gemüthern die Liebe zu dem trefflichen deutschen Geschlechte, aus welchem Heinrich entsprossen war, noch nicht erstorben sei, und wie so mancher stolze Große, des neuen Königs Herkunft betrachtend, und sich gleich ihm der Krone würdig dünkend, allerdings nur geringe Neigung zu ihm trage.

Hievon führten sie ein ganz neues Beispiel an. Der Graf von Eberstein nämlich hatte sich bei jener Nachricht eilig von Rudolph losgesagt und nach Hause begeben. Dem Könige schien sein Abfall sehr nahe zu gehen; die aber, welche wußten, daß er schon vor der Zusammenkunft in Horchheim mit Heinrichs Liebling, dem Grafen Leutold von Dillingen, Unterhandlungen gepflogen, und daß dieser schlaue Mann ihm zur schwäbischen Herzogswürde Hoffnung gemacht hatte, fanden des ehrgeizigen Ebersteiners Handlungsweise sehr natürlich und fürchteten nur, es möchten, durch trügerische Verheißungen bewogen, noch manche Andere seinem Beispiel folgen.

Unter solchen Gesprächen, welche zwar die Hoffnungen der kühnen, kampflustigen Jugend nicht zu erschüttern vermochten, wohl aber die Gemüther der ältern und bedächtigern von Rudolphs Anhängern mit mancherlei Zweifeln erfüllten, verfloß ein ziemlicher Theil der Nacht, und früh Morgens brach die ganze Gesellschaft auf.

– Die Kunde, welche man unterwegs erfuhr von Heinrichs Fortschritten und von der Tschechen unmenschlichem Wüthen, war nicht geeignet, den Muth der schwäbischen Partei zu vermehren, und selbst

in Rudolphs Herzen erhob sich ein verderblicher Zwiespalt. Die That, die sein Ehrgeiz gut hieß, vermochte sein Gewissen nicht zu billigen; dem Herrscher, welchem er Treue geschworen, hatte er die Krone entrissen, einen so nahen Verwandten im größten Unglück nicht nur verlassen, sondern dieß Unglück sogar zur eigenen Erhebung benutzt. Diese Gedanken raubten ihm die Ruhe des Gemüths und zerrütteten seinen sonst so klugen, festen Sinn; er wurde schwankend in seinen Entschlüssen, und gewährte so seinem Gegner, der im wilden Grimm voll Thatkraft und racheschnaubend einherstürmte, einen leichten Sieg.

Eine unbedeutende Schlacht bei Sigmaringen reichte hin, um Heinrich in den Besitz von Schwaben zu setzen. Rudolph entwich nach Sachsen und überließ es seinen Anhängern, sich in ihren Burgen, so gut sie konnten, zu vertheidigen.

Gleich hungrigen Wölfen fielen nun die Tschechen über die schönen, reichen Gefilde Schwabens her, was ihre Raubgier übrig ließ, vernichtete ihre Zerstörungssucht; ihre barbarische Rohheit begnügte sich nicht mit dem Mord der Unglücklichen, die in ihre Hände fielen, sondern sie weideten sich zuvor an ihren Qualen, ehe sie den beklagenswerthen Schlachtopfern den Todesstoß gaben. Vor ihnen her zog Entsetzen, mit ihnen Zerstörung, hinter ihnen Oede; Alles floh in Burgen und Städte, in die Höhen und Schluchten des Alpgebirges und in die dichten Forste des Schwarzwaldes.

So zogen sie herab in's Fils- und Remsthal, und bald nahte die wilde Rotte sich auch Konrads Burg.

Der Jüngling hatte alle Anstalten getroffen, um den Feinden tüchtigen Widerstand leisten zu können, und erwartete sie daher ruhig. Die Burg Beutelsbach, auf der äußersten Kuppe eines vom Schlichtenwald auslaufenden Gebirgsastes, dem von einem an seinem Abhange erbauten Kirchlein später so genannten Kapellenberge, gelegen, war nicht groß, aber fest. Ein tiefer Graben umgab deren erste Ringmauer, die aus starken Quadern zusammengefügt war, und an allen vier Ecken weit hervorragende thurmähnliche Erker hatte. Eine Zugbrücke führte zu dem Thore, über welchem man drei dreizinkige Hirschhörner, und unter ihnen vier in Kreuzesform vereinte Lilien,

das Wappen der Burgbesitzer, in Stein ausgehauen, erblickte. Durch das enge und lange Thorgewölbe trat man in den äußern Burghof, den eine hohe Mauer, an deren Westseite ein Wartthurm emporragte, von dem innern Raume trennte, in welchem das Herrenhaus mit seinem stattlichen Giebel sich erhob. Die Wohngebäude für das Gesinde und die Vertheidiger der Burg befanden sich in dem äußern Raume, wo man damals auch für die zur Verstärkung der Burgmannschaft herbeigerufenen Dienstmannen in Eile etliche Bretterhütten aufgeschlagen hatte. Auf den Mauern standen reichlich gefüllte Steinkasten, schwere Armbrüste lagen hier, deren mit scharfen eisernen Spitzen versehene Bolzen durch Schild und Panzer drangen. Oben aber, auf der höchsten Warte, spähte der Wächter nach dem Herannahen der Feinde.

Es war eine finstere, stürmische Nacht; dunkle Wetterwolken lagerten sich auf den Bergen, und von Zeit zu Zeit zuckten schlängelnde Blitze aus ihrem schwarzen Schooß; der Anfangs ferne, dumpfe Donner kam immer näher und brüllte lauter, und endlich entlud sich das Gewölk in dichten Regengüssen. Aber schrecklicher noch als die Wuth der Elemente tobten die wilden Menschen. Die Tschechen plünderten ringsumher die Dörfer, und unter das Rollen des Donners und das Geplätscher des Regens mischte sich ihr thierisches Gebrüll und das Jammergeschrei der Unglücklichen, welche sie hinschlachteten. Bald stiegen nun auch trotz des fortdauernden Regens da und dort Flammensäulen empor und erleuchteten durch ihre Gluth die finstere Schreckensscene.

In trübes Sinnen versunken stand auf der Warte Konrad und schaute von da hinab in's Thal; da klopfte ihm Jemand auf die Schulter; er drehte sich um und erblickte seinen Bruder Bruno. Auch er, Ulrichs jüngerer Sohn, war von ansehnlicher Gestalt, aber von schwacher Gesundheit; die sanften Züge seines blassen Antlitzes verkündeten die Milde seines Gemüths.

Von Jugend auf hatte er die Beschäftigung mit den Wissenschaften den ritterlichen Uebungen vorgezogen, und war, da er frühe in den geistlichen Stand trat, damals schon Domherr zu Speyer, von

wo aus er zum Besuche bei seinem kranken Vater vor wenigen Tagen erst angekommen war.

„Was gibt's?“ fragte ihn Konrad.

„Der Vater läßt Dich rufen,“ war die Antwort, und Konrad eilte sogleich hinab in die gewölbte Halle, wo auf weichgepolstertem Armsessel der alte Ulrich ruhte. Dichte schneeweiße Locken bedeckten des Greises Haupt, und noch immer zeigte das runzelvolle Antlitz die Spuren früherer männlicher Schönheit und Würde. Neben ihm stand mit einem Becher voll warmen Meths Luitgard, seine Tochter, eine schlanke, liebliche Gestalt. Die weiße Haut des Gesichtes durchschimmerte ein zartes Roth; auch die Lippen waren nur schwach geröthet, aber sie umschlossen einen zierlichen Mund, die Stirn beschatteten blonde Locken; die blauen Augen schauten sanft und freundlich unter den langen Wimpern hervor; der Unschuld milder Schimmer leuchtete aus ihren Blicken und verklärte das ganze länglich geformte Antlitz. Luitgard hatte nicht Gertrudens Hoheit, aber der Anmuth Zauber war über sie ergossen; und wenn man diese dem leuchtenden Tagesgestirne vergleichen konnte, so glich sie dem sanftschimmernden Monde; ihr holder Liebreiz vermochte wohl nicht so schnell, aber eben so fest zu fesseln, als die prunkende Schönheit der Gräfin von Eberstein.

Als seine Söhne eintraten, erhob sich der Greis: „Die Feinde sind da,“ sprach er, „ich höre ihr wildes Gebrüll, bald werd' ich auch den tobenden Lärmen des Kampfes um unsere Veste vernehmen. O, daß ich nicht mehr wie sonst des Schwertes eiserne Wucht zu schwingen vermag! Doch Du, mein Konrad, bist ja da, und wirst ritterlich Burg, Vater und Geschwister beschirmen. Dulde nicht, daß der wilde Feind meine Silberhaare beschimpfe und die letzte noch übrige Lebenskraft Deines Vaters durch Henkersqualen ertödte!“

„Nein, bei Gott!“ rief heftig sein Sohn, „diese slavischen Barbaren sollen unsre Burg nicht betreten, ich will sie niederschmettern, wie der Blitzstrahl die mächtige Eiche! Seid ruhig, Vater, und Du, theure Schwester, weine nicht; dieß Volk vermag wohl offene Dörfer zu verheeren und Wehrlose hinzuschlachten, aber an unsern festen Mauern, an unserer Krieger kühnem Muthe wird sich ihr wildes Ungestüm schon brechen.“

Kaum hatte Konrad seine Rede geendigt, als sich draußen ein lautes Getümmel erhob; ein Knappe kam herein geeilt und rief: „Die Feinde rücken zum Sturm heran!“

„Dann muß ich fort,“ sprach Ulrichs ritterlicher Sohn, „lebt indeß wohl, bald hoff' ich als Sieger Euch wieder zu sehen!“ Er reichte dem Vater die Hand und eilte dann fort zum Kampfe. Als er auf der Mauer ankam, sah er bei der düstern Helle des eben grauumwölkt anbrechenden Morgens die Tschechen heranrücken, kleine, aber breitschultrige, kräftige Gestalten, die schwarzen, struppigen Haare, die aufgestülpten breiten Nasen, die großen Mäuler und die weit hervorstehenden Backenknochen gaben ihren Gesichtern ein widerliches, häßliches Ansehen, und die dicken, schlecht zugeschnittenen Pelzkleider, die ihren Leib umschlossen, machten sie noch ungestalter.

„Das also,“ sprach Konrad, sie näher betrachtend, „sind Kaiser Heinrichs Schaaren, diese mißgestalteten Unholde rief Deutschlands Herrscher herbei, um ihnen sein schönes Vaterland Preis zu geben?! Bei Gott! diese sollen, so lang ich leben werde, meiner Väter Burg nicht betreten!“

Das Gefecht begann. Mit wildem Geheul rückten die Tschechen heran, einige sprangen in den Graben und suchten an dem Thore hinaufzuklettern und die Ketten der Zugbrücke zu sprengen; Andere schleuderten ihre Wurfspeere gegen die Vertheidiger der Burg, wieder Andere schoßen Feuerpfeile ab auf das hochhervorragende Dach des Herrenhauses. Aber die Bolzen, welche Konrads Krieger von ihren Armbrüsten entsendeten, drangen besser durch die feindlichen Rüstungen, als die leichten Wurfspieße der Tschechen. Der noch immer fortdauernde Regen vereitelte die Wirkung der Brandgeschosse und gewichtige Steine zerschmetterten die Häupter Derer, welche gegen die Zugbrücke herankletterten. Doch über die Leichname der Gefallenen stiegen Neue heran und auf den Todtenhügeln stehend gelang es endlich den Stürmenden, die Ketten der Zugbrücke zu lösen; sie fiel mit Donnergetöse nieder und die Feinde drangen über sie gegen das Thor, das unter den gewaltigen Beilschlägen in Kurzem krachend zusammenstürzte. Jetzt erscholl ein wildes Siegesgeschrei und durch die geöffnete Pforte stürzten die Tschechen in den Burghof, voran ihr Anführer

Swentibold; ein Mann, der über seine Leute wie ein Riese hervorragte und mit einem schweren Streitkolben bewaffnet war. Aber sie fanden hier den entschlossensten Widerstand. Dichtgedrängt, die Lanzen vor sich streckend, standen Konrads Mannen da, er selbst den Stahlschild vorhaltend, mit blanker Klinge an ihrer Spitze. Nun erhob sich unter der langen Wölbung des Thors das heißeste Gefecht. Vergebens stürmten die Tschechen gegen die Speere ihrer Feinde heran, vergebens trieb Swentibold immer von Neuem die Wankenden zum Gefechte; sie vermochten nicht durchzubrechen. Da meinte er, wenn der Führer der Feinde getödtet wäre, würde der Kampf eine bessere Wendung für die Seinigen nehmen, und drang mit erhobener Waffe auf Konrad ein. Aber der gewandte Jüngling wich geschickt dem Schlage, der ihn zerschmettern sollte, aus, und ehe Swentibold von Neuem den Streitkolben erheben konnte, sank er mit zerspaltener Schulter tödtlich verwundet nieder. Jetzt flohen die Seinen, bis über die Zugbrücke von Konrads Mannen verfolgt, und der Sturm war abgeschlagen.

Aengstlich hatten indeß Bruno und seine Schwester auf den Ausgang des Kampfes geharrt, als sie plötzlich den Siegesjubel ihrer Krieger vernahmen. „Die Unsrigen haben gesiegt!“ rief Luitgard freudig aus, „die Feinde fliehen in wilder Eile den Berg hinab!“

Da richtete der Greis, der indeß halb schlummernd dagesessen, und nur zuweilen, wenn das Kampfgetöse lauter wurde, die Augen geöffnet hatte, sich auf und sprach: „Sieg? sagst Du Sieg? Nun, dem Allerhöchsten sei gedankt, daß er mit solchen Freuden noch meine letzten Stunden erheitern mochte. Kommt, Kinder, stellt Euch um mich her, ruft auch Konrad herbei! Ich fühle es, mein Ende naht!“

Die drei Geschwister, denn Konrad war so eben eingetreten, traten näher zu dem Vater, dessen Gesicht wie verklärt leuchtete und der nun also anhub zu sprechen:

„Des Todes kalte Hand hat mich erfaßt, der Augen Licht erlischt, dieß Blut beginnt zu stocken, in wenig Augenblicken wird das Leben vollends von mir entwichen sein. Aber wohl mir, ich scheide von frischer Siegesluft umglänzt! Ja Sieg! Sieg ist der letzte Klang, den dieses Ohr vernahm, und Sieg wird sein die Losung für mein

Geschlecht bis in die fernsten Zeiten. Kniee nieder, Konrad, Du mein Erstgeborner, und empfange Deines Vaters Segen! Siehe! der Zukunft dunkler Schooß öffnet sich vor meinen Blicken und die Reihe der Jahrhunderte liegt hell und deutlich vor mir da. Konrad! Du wirst der Stammvater sein eines erlauchten Geschlechts; nieder sinken ringsum die alten Burgen und die Geschlechter der Mächtigen vergehen mit ihnen, aber das Deinige wird blühen bis in die fernsten Zeiten. Siehe, die Heldengestalten Deiner Enkel steigen herauf aus der Zukunft finsterm Schooß, mächtige Herrscher, weise im Rath und kräftig zur That, rastlos mehrend das Erbe der Ahnen; die Bürger der Städte verschwören sich gegen sie, der Adel erhebt wider sie das Banner des Kriegs, selbst Deutschlands Herrscher ziehen aus, sie zu bekämpfen, die alte Stammburg sinkt in Asche, der Ahnen Gräber verheert der Feinde Wuth, aber aus Asche und Moder steigt herrlicher unser Geschlecht empor. Ich sehe den Herzogshut schimmern in der Ferne. Hinter ihm strahlt aus dem Dunkel später Jahrhunderte die Königskrone hervor und von des Bodensees blauen Fluthen bis zu der Tauber traubenreichem Gestade gehorchen alle Gauen dem Einen Herrscher von unserem Stamme!“

Die lange Rede hatte den Greis erschöpft, kaum vermochte er noch, auch seinen beiden jüngern Kindern mit wenig Worten den Segen zu ertheilen; darauf schloß er die Augen, neigte das Haupt und entschlief. Schmerzlich ergriffen stand Konrad neben der theuren Leiche, Bruno weinte still, nur Luitgards Schluchzen wurde im Gemach vernommen.

Nach einiger Zeit trat einer der Burgleute herein und meldete, daß die Feinde abgezogen seien, aber seine frohe Botschaft vermochte nur wenig den Schmerz der ihres Vaters beraubten Geschwister zu mildern. Auch der Jubel der Dienstmannen verstummte, als sie ihres geliebten Herrn Tod vernahmen; dagegen erklang dumpftönend nun die Burgglocke und verkündigte der Umgegend, daß der Burgherr verschieden sei. Aber ungehört verhallten hier ihre Töne, denn das Thal war öde und nur mit Trümmern und furchtbaren Denkmalen der feindlichen Verwüstung bedeckt.

Die Ursache des schnellen Abzugs der Tschechen war nicht so sehr

ihr mißlungener Angriff auf die Burg Beutelsbach, als ein Befehl Heinrichs, der sie nach Franken rief, wo er seinem, durch die Schaaren der Sachsen indeß verstärkten Gegner einen entscheidenden Schlag beibringen wollte. Aber das Jahr 1077 verfloß, ohne daß der Kampf um Deutschlands Krone entschieden worden wäre, und Konrad benutzte, von seinem Bruder Bruno mit Rathschlägen trefflich unterstützt, die Zeit der Waffenruhe, die nun seine heimischen Gaue beglückte, auf's Eifrigste, um den Schaden des Kriegs, soviel es sich thun ließ, wieder gut zu machen. Die entflohenen Einwohner kehrten aus ihren Schlupfwinkeln zurück, die zerstörten Hütten erhoben sich von Neuem und auch die verheerten Felder wurden frisch bepflanzt.

So verstrich der Sommer für Konrad unter vielfachen Beschäftigungen; jetzt aber, da der Drang der Geschäfte aufhörte und eine ruhigere Zeit für den jungen Ritter kam, erwachte in ihm auch mit neuer Gewalt die Sehnsucht nach der Geliebten, von welcher er seither nichts mehr vernommen hatte. Dem scharfen Blicke des Bruders blieb die Veränderung in Konrads Gemüthszustand nicht lange verborgen und bald hatte er diesem das Geheimniß seines Herzens abgelockt. Konrad erzählte ihm die ganze Begebenheit und Bruno wußte mit klugem Zuspruche die schon wieder erstorbenen Hoffnungen seines Bruders auf's Neue anzufachen.

„Muth gefaßt, mein Konrad,“ sprach er, „denk' an Gertrudens letzte Worte! Mag auch des Ebersteiners Stolz vor einer Verbindung seiner Tochter mit Dir zurückbeben, die Zeiten ändern sich und bald vielleicht kommt der Tag, der des Uebermüthigen hochfliegende Entwürfe mit einem Male vernichtet. Die schwäbische Herzogskrone wähnt er dereinst noch auf seinem Haupt zu sehen? Thörichte Hoffnung! Glaubst Du, Heinrich werde diese Würde dem schwachen Greise geben, dessen Wankelmuth so bekannt ist, und der nichts Ruhmvolles aufzuweisen hat in seinem Leben, als seine erlauchte Herkunft! Nein, nimmer werden wir den Ebersteiner als Schwabens Herzog begrüßen, sein Stolz wird sich schwer täuschen und seine Hoffnungen werden gewaltig sinken! Die Zeit wird gewiß noch kommen, wo er Dir mit Freuden Gertrudens Hand bewilligt, denn indeß er sinkt, steigst Du, entscheide sich das Kriegsglück für wen es wolle; Rudolph wird Dir

die bewährte Treue belohnen; Heinrich sich für künftige Zeiten ihrer zu versichern suchen. Graf Poppo, der wirklich das Remsgau verwaltet, ist alt; stirbt er, so erhält kein Anderer als Du seine Würde und so ist der Grund zu Deiner Größe gelegt. Indeß laß mich, da ich's durch die Waffen nicht kann, durch Rath und Rede thätig sein für Dein Wohl. Ich ziehe in Kurzem nach Speyer und will den Weg über des Ebersteiners Burg nehmen."

„Das wolltest Du," unterbrach ihn Konrad, „und hoffst dort Etwas auszurichten? O hoffe das nicht!"

Aber Bruno fuhr fort: „Laß mich nur sorgen, ich kann Dir gewiß bald gute Kunde geben. Bleib' Du nur indessen ruhig auf Deiner Burg, zügle den raschen Kampfesmuth, schütze Dein väterliches Erbe und dieß schöne Gau, wenn der Kriegessturm von Neuem über dasselbe hereinbrechen sollte, und harre getrost auf eine glückliche Entwicklung Deines Schicksals."

Konrad machte zwar noch mancherlei Einwendungen, doch wich er endlich des Bruders beredten Worten, versprach ihm, seinem Rathe getreu nachzuleben und sah mit neuerwachten schönen Hoffnungen den Domherrn von der väterlichen Burg scheiden.

Am Abend des zweiten Reisetages kam Bruno auf des Ebersteiners Burg an, wo er Alles in der größten Bestürzung fand. Gertrud war nach ihrer Sitte am Nachmittag in ein kleines Wäldchen gegangen, um daselbst zu lustwandeln. Als sie zur gewohnten Zeit nicht zurückkam, schickte der besorgte Vater nach ihr, aber sie war verschwunden, nur ihren Schleier fand man zerrissen an einer Quelle liegen, deren grünes Gestade der Gräfin schon oft zum Ruheplatz gedient hatte.

Der alte Graf war trostlos, er raufte sich die grauen Haare aus und rief in wildem Schmerz und herzzerreißendem Jammer nach der verlornen Tochter. Wild ging er auf den eintretenden Domherrn los und schrie:

„Bringt Ihr mir Kunde von meinem Kinde, Ihr, Bruder des Mädchendiebes von Beutelsbach! Ha! an Euch will ich meine Rache kühlen, wenn er mir meine Tochter nicht wieder herausgibt! Ergreift ihn, Knappen, bindet ihn, und werft ihn in das tiefste Burgverließ!"

Die anwesenden Knappen zauderten, an einen Geistlichen die Hand zu legen, und Bruno benutzte diese Frist, wandte sich in ruhiger, würdevoller Haltung gegen den Grafen und sprach: „Graf von Eberstein, bedenkt, was Ihr thun wollt! Bischof Gerhard wird die Mißhandlung eines der Seinigen gewiß nicht mit gleichgültigen Augen ansehen, und eine solche ungerechte That möchte Euch bei König Heinrich wenig Vortheil bringen. Prüft doch zuerst und untersucht, ob wirklich mein Bruder Konrad es ist, der diesen frevelhaften Raub verübte! Wenigstens wär' es das Erstemal, daß einer unseres Geschlechts sich mit solch unritterlicher That befleckte! Ich wollt' Euch einen Andern nennen, mit dem Ihr, verblendeter Greis, in den neuesten Zeiten manchen Verkehr hattet und dem Jungfrauenraub nichts Neues ist. Kennt Ihr ihn wohl? Mit der schwäbischen Herzogskrone hat er Euern Stolz gekirrt und indessen die Krone von Schwabens Jungfrauen listig geraubt. Fragt den Grafen Leutold, wo Eure Tochter sich befinde, in meines Vaters Burg würdet Ihr sie vergebens suchen!“

Diese Rede dämpfte des Ebersteiners wilden Zorn, er begann auf's Neue zu jammern und zu klagen um sein verlorenes Kleinod. Der mitleidige Bruno suchte ihn, so gut er es vermochte, zu trösten und des Wiedersehens Hoffnung in ihm zu erwecken, aber umsonst, der Greis blieb trostlos. Da beschloß der Domherr, des Ebersteiners Jammer und seines eigenen Bruders Verzweiflung, wenn er den Raub erfahren würde, bedenkend, sogleich den Versuch zu machen, ob der frevelhafte Räuber nicht auszuforschen sei.

Er begann eine genaue und weitläufige Untersuchung, wodurch er aber nur so viel erfuhr, daß am nämlichen Abend, wo Gertrud verschwand, von einem Hirtenknaben etliche vermummte Reiter, die eine dichtverhüllte Jungfrau mit sich führten, auf dem Gebirge oberhalb Reichenthal erblickt worden seien. Jedoch selbst diese dunkle Spur beschloß Bruno zu verfolgen und brach, nachdem es ihm gelungen war, den alten Grafen noch ein wenig zu trösten, am frühesten Morgen von Eberstein auf. Rasch ging es fort, durch dunkle Wälder und weiche Moorgründe, am wilden See vorbei, hinab in das Felsthal, wo die Enz die kühlen blauen Fluthen über mächtige Granitblöcke hinwälzt. Da schwirrte auf einmal aus dem Gebüsche der Bolzen

einer Armbrust, Bruno's Begleiter tief in den Rücken dringend, daß er vor sich hin vom Rosse herabstürzte, welches nun scheu das Thal hinabrannte. Erschrocken sah Bruno sich um; ein Mann von hohem, stattlichem Wuchs, aber unkenntlich durch einen ihn umhüllenden Mantel, der noch das Gesicht bis an die Augen bedeckte, trat aus dem Wald und rief ihm gebieterisch zu: „Halt, Pfaffe! oder Du bist des Todes!“ Bruno hielt, bangen Herzens dem Ausgang dieses Abenteuers entgegensehend. Da traten auf des Verhüllten Wink zwei Bewaffnete zu ihm, faßten seines Rosses Zügel und rasch ging's nun durch abgelegene Waldpfade fort, bergauf, bergab, bis tief in der Nacht bei einer öden, halbverfallenen Burg Halt gemacht und Bruno in ein mit Gittern wohlverwahrtes, enges Gemach geführt wurde, wo er nun, da der Kerkermeister, welcher ihm alltäglich sein Essen brachte, auf all' seine Fragen stumm blieb, in peinlicher Ungewißheit über sein Geschick und von aller menschlichen Gesellschaft fern, einsam schmachten mußte.

3.

Vergeblich waren die Nachforschungen des trostlosen Konrads, der bald genug die Trauergeschichte vernahm; weder von seinem Bruder, noch von Gertruden vermochte er das Geringste zu erfahren und beschloß daher, dem Könige Rudolph zuzuziehen, um im Getümmel des Kampfes die verlorene Ruhe oder doch die Erlösung von seinem bittern Schmerz durch einen ritterlichen Heldentod zu finden.

Er übergab die väterliche Burg der Obhut eines seiner treuesten Diener, und ritt nun, nur von wenigen Knappen begleitet, gen Tübingen zu seinem Freunde, dem Pfalzgrafen Hugo, dessen Schutze er seine Schwester Luitgard anzuvertrauen gedachte.

Drauf zog er düstern Sinnes hin nach Sachsen, wo Rudolph ein ansehnliches Heer versammelt hatte. Seine Ankunft erregte bei dem Könige große Freude und zum Lohn für seine Treue erhielt er sogleich den Oberbefehl über eine starke Reiterschaar, welche bestimmt war, die Vorhut des Heeres zu bilden.

Der Feldzug begann. Rudolph zog heraus gen Mittag durch Franken und gedachte sich mit den Herzogen Berthold von Zähringen

und Wolf von Baiern zu vereinen. Aber Heinrich, fürchtend, die vereinte Macht seiner Feinde möchte ihm allzu überlegen sein, zog ihm rasch entgegen.

Bei Mellrichstadt am Streubach hatte Rudolph sich gelagert, nicht ahnend, daß der Gegner ihm so nahe sei. Da wimmelten plötzlich die Höhen von feindlichen Kriegern; ein wildes Schlachtgeschrei ertönte und ehe noch des Schwabenherzogs Schaaren sich zu ordnen vermochten, waren die Feinde mitten unter ihnen. Jetzt galt's entschlossenen Widerstand; Rudolph war, die Seinigen durch Rede und ritterliche That ermunternd, bald da, bald dort. Otto von Nordheim und seine Sachsen, vom Grimm des wildesten Hasses angefeuert, färbten im Blute der Tschechen die breiten Schwerter roth und thürmten um sich her Hügel von Leichen auf. Aber auch Heinrichs Krieger stritten heldenmüthig. Der Gowertschen scharfe Klingen und der Städtebürger breite Hellebarden durchbohrten manchen wackern Streiter Rudolph's und schon begannen dessen Schaaren hie und da zu wanken.

Da erhob sich plötzlich im Rücken des Feindes ein wildes Getümmel, seine Rotten stoben auseinander. Vergebens suchte Heinrich sie von Neuem zu sammeln. Er selbst und seine Begleiter sahen sich mit Wuth von einem Reiterhaufen angefallen, der sich bis in die Mitte des Heeres Bahn gebrochen und das zum Theil aus Bauern bestehende Südvolk zersprengt hatte. Der Kampf war hart, viele Edle fielen an des Kaisers Seite, unter ihnen der alte Graf Eberhard von Nellenburg und Poppo, Graf von Henneberg. Dem Herrscher selbst zerhieb der Schwertstreich des Anführers jener Reiterschaar die Helmdecke. Da ertönte das Geschrei: „Heinrich ist gefallen!“ und gab die Losung zur Flucht seines Heeres, das in wilder Eile sich den Gebirgen zuwandte.

Auf dem blutgetränkten, leichenvollen Schlachtfelde begrüßte Rudolph den Anführer jenes tapfern Geschwaders, das so viel zum Siege beigetragen hatte. Konrad war's, der beim Anfang der Schlacht mit den Seinigen entfernt stand, dann aber, sobald er die Kunde vom Kampf vernommen, rasch herbeigeeilt und den Feinden in den Rücken gefallen war.

„Ihr habt Euch neue Ansprüche auf meine Dankbarkeit erworben,“

sprach der König zu ihm; „seid überzeugt, mein wackerer Ritter, daß ich nie vergessen werde, was ich Euch schuldig bin. Für jetzt genüge Euch die Versicherung, daß ich, wenn wir den Kampf glücklich beendigt haben, Eurer Dienste so gedenken werde, daß es Euch nie gereuen soll, mir in diesem Kriege so redlich und eifrig gedient zu haben.“

Aber weder diese schönen Verheißungen des Königs, noch das Lob, das seine Kriegsgefährten ihm spendeten, vermochten Konrads düstern Sinn zu erheitern, denn immer noch war er ohne alle Kunde von Bruno und Gertrud. Weder die Zeit, noch das Getümmel des Kampfes konnten seinen Schmerz mildern; nur seines Vaters prophetische Worte ließen die Flamme der Hoffnung nicht ganz in seiner Brust ersterben.

Auch zog eine geheime Ahnung — denn Sehnsucht nach dem heimischen Boden, wo er ja fast Alles, was ihm theuer war, verloren hatte, glaubte er es nicht nennen zu dürfen — ihn nach Schwaben zurück, und nur ungern verweilte er noch länger bei Rudolphs Heer in Sachsen.

Da kamen aus Schwaben von des Königs Anhängern Boten, welche ihn dringend um Hilfe baten, weil sie von den Feinden hart gedrängt würden. Schon waren viele Burgen gefallen, andere belagert, das Land aber weit und breit verwüstet. Allein in Rudolphs Gemüth, obwohl er am Tage der Schlacht den alten Muth bewährte, tobte noch immer ein verderblicher Zwiespalt, der auch jetzt sich unheilbringend offenbarte. Vergebens drangen seine Freunde in ihn, herauszuziehen in sein Herzogthum und dem Wüthen der Feinde Einhalt zu thun; allein es war, als ob er sich scheue, die Gaue wieder zu sehen, die er fünfzehn Jahre lang als Herzog, glücklich und hochgeehrt, im deutschen Lande beherrscht hatte, und hartnäckig verwarf er diesen Rath, und konnte nur dazu vermocht werden, eine Kriegerschaar zur Hilfe dahin zu schicken, mit deren Führung auch dießmal Konrad betraut ward und an deren Spitze er wieder der Heimath zuzog.

Der Frühling begann eben die Fluren mit neuem Grün zu schmücken; Blüthen und Blätter drängten sich aus den Knospen hervor und der Märzsonne erwärmender Strahl schmolz allmählig auch

den Schnee, der in den Schluchten und Klüften der Gebirge bis jetzt der Einwirkung der lauen Frühlingslüfte widerstanden hatte. Da ritt Konrad am Ufer der Rems, die noch immer die gelblichen, vom Schneewasser angeschwollenen Fluthen brausend dahin wälzte, seiner väterlichen Burg zu.

Sie stand noch unversehrt, denn bis jetzt war des Krieges wilder Sturm noch nicht hieher gedrungen. Der heldenmüthige Widerstand, den Pfalzgraf Hugo zu Tübingen den Feinden entgegensetzte, hatte ihrem Vordringen Einhalt gethan. Aber der Pfalzgraf war hart bedrängt, und ohne Zögern gingen daher die von Rudolph gesandten Hilfstruppen weiter, um Tübingen zu entsetzen.

Allein die Kunde von ihrer Ankunft und der kriegerische Ruf, der ihre Zahl vermehrte, hatte die Feinde schon hinweggescheucht, und jubelnd zog nun das Heer durch die Thore der befreiten Stadt.

Konrad eilte unverzüglich der Burg zu. Freudig grüßend flog Luitgard ihm entgegen, zog ihn in rascher Eile in des Pfalzgrafen Gemach, und siehe! ihm entgegen trat mit ausgebreiteten Armen sein Bruder Bruno. Schweigend hielten Beide einander eine Zeit lang umschlungen, bis Bruno seine Geschichte also anhub:

„Du wirst wohl begierig sein, zu vernehmen, wie ich, den Du für verloren hieltest, hieher kam, theurer Bruder! Vernimm die wunderbare Geschichte meiner Rettung, die Du schon früher erfahren hättest, wäre es möglich gewesen, aus der so eng eingeschlossenen Stadt einen Boten an Dich abzusenden."

Nun erzählte Bruno, was wir schon wissen, wie er gefangen worden, und wie ihm der Winter so trüb verflossen sei, ohne daß er, trotz seines häufigen und angestrengten Lauschens, auch nur einen menschlichen Laut in der Nähe seines Gefängnisses vernommen habe. „Endlich, da der Frühling in seine volle Blüthe getreten war," fuhr er fort, „vernahm ich jezuweilen Jagdgetöse in der Ferne und begann neue Hoffnung zu fassen. Eine bleierne Platte, die ich in meinem Gefängnisse fand, wurde mittelst eines eisernen, an den Steinen geschärften Nagels von mir überschrieben, und sehnsüchtig harrte ich auf das Näherkommen des Jagdgetöses. Mehrere Tage lang war mein Harren vergeblich; endlich vernahm ich dicht am Fuße meines Kerker-

thurms den Laut menschlicher Stimmen und stieß so kräftig als möglich die Platte durch die engen Gitter meines Gemachs. Sie fiel mit Geräusch auf eine Steinplatte und gleich darauf vernahm ich die Worte: „„Schau doch einmal, Luitholb, was da von dem alten Thurme herabfällt!““

„Weis' her," antwortete eine andere Stimme, „eine Bleiplatte! Was mögen wohl die in sie gegrabenen Züge bedeuten? Komm, laß sie uns dem Dorfpfaffen bringen, der kann sie uns vielleicht erklären!" Die Sprechenden entfernten sich und ich sah mit gespanntem Erwartung der Entwicklung meines Schicksals entgegen. Doch eine Woche verging und kein Retter nahte; allmählig verlor die Hoffnung sich wieder und machte von Neuem dem tiefsten Kummer Platz. Da öffnete sich einmal ganz zur ungewöhnlichen Zeit meine Thüre und herein trat der Pfalzgraf hier, von mehreren Bewaffneten begleitet. Doch wie er zu mir kam, soll er Dir selbst erzählen."

Hugo begann also: „Die Finder der Platte, Landleute von Simmersfeld, unweit dessen die alte Burg, die Bruno zum Kerker diente, im Waldesdickicht lag, brachten ihren Fund dem Priester ihres Orts. Dieser redliche Mann hatte kaum die Worte auf der Platte gelesen, als er sie durch einen vertrauten Boten nach Beutelsbach schickte. Hier mochte man seiner Erzählung nicht recht glauben, und sandte also den Boten mir zu. Ich machte mich nun mit etlichen Knappen auf, einen Jagdzug vorschützend, kam hieher und konnte der Burg mich leicht bemeistern, da außer Bruno's Kerkermeister und dessen Weib kein Mensch dieselbe bewohnte. Das Weib ließen wir laufen, den Mann aber führten wir mit uns, hoffend, von ihm den Namen des Schändlichen zu erfahren, der Deinen Bruder eingekerkert hatte. Aber kaum waren wir eine Viertelstunde von der Burg entfernt, als der Kerkermeister, fürchtend, die Folter würde ihm das bisher beharrlich verweigerte Geständniß erpressen, eine günstige Gelegenheit ersah, an einem mit Gebüschen bewachsenen Felsen hinabrutschte und in einer tiefen Waldschlucht verschwand, ohne daß wir ihn wieder erforschen konnten."

„So," fuhr nun Bruno, des Bruders Hand ergreifend, fort, „ward ich wieder frei, und darf, was ich im Kerkerdunkel oft kaum

mehr zu hoffen wagte, Euch wieder sehen und so wirst auch Du, mein Konrad, Deine Gertrud einst wieder erblicken!“

„Das gebe Gott,“ entgegnete der Ritter, „weiß ich doch nicht einmal, ob sie nur noch unter den Lebenden weilt, ob sie nicht gar .... —“ er hielt inne, erschreckend vor Dem, was er eben aussprechen wollte, — aber Bruno, der den Sinn der nur halb vollendeten Worte wohl verstand, rief ihm zu:

„Frevle nicht an Deiner Geliebten! Du kennst ihr treues Gemüth zu wenig, wenn Du wähnst, sie werde Dich einem Andern, stehe er auch so hoch er wolle, aufopfern! Kein Mißtrauen, keinen Kleinmuth! Die Nacht des Unglücks beginnt zu entweichen, des Glückes heitrer Morgen bricht an! Horch, wie weissagend und meine Worte bestätigend, der Glocken heller Klang von der St. Georgenkirche zu uns herauf tönt! Er ruft uns zum Dankfeste für die Befreiung der Stadt von Feindesnoth. Drum auf! Hinab zum Heiligthum des Herrn!“

Sie gingen und wohnten dem Siegesfeste bei, dem ein fröhliches Mahl folgte, das spät in der Nacht erst endete. Einige Wochen verstrichen für Konrad zu Tübingen schnell und ziemlich heiter, da seine Zeit zwischen den für den bevorstehenden Heereszug nöthigen Vorbereitungen und dem tröstenden und erquickenden Umgang mit seinen Geschwistern getheilt ward. Darauf zog er mit dem schwäbischen Heere aus, um die verlorenen Gegenden an der Donau dem Feinde wieder abzugewinnen.

4.

Schon war manch blutiges Gefecht geliefert, manche friedliche Burg erobert und zerstört worden, als zu Ende des Maimonats das schwäbische Heer in den Besitzungen des Grafen Leutold von Dillingen anlangte, die nun für ihres Gebieters Anhänglichkeit an Heinrich schwer büßen mußten. Eine der festesten Burgen des Dillingers lag auf einem Felsen, am Gestade der Donau, da wo jetzt die Stadt Donauwörth sich erhebt, wo aber damals nur etliche niedrige Fischerhütten standen. Hieher hatten die geschlagenen Krieger des Grafen sich zurückgezogen, und glaubten, auf ihrer Mauern Stärke trotzend,

und auf Heinrichs nahe Hilfe hoffend, den herannahenden Sturm furchtlos erwarten zu können. Mit stolzem Hohne sahen sie die feindlichen Schaaren das feste Schloß umringen, mit verachtendem Spotte wiesen sie ihre Anträge, sich zu ergeben, zurück, und mit aller Macht begannen nun Rudolphs Mannen die Belagerung.

Vor Allen zeigte Konrad den regsten Eifer, denn Bruno's Aeußerungen hatten ihm den Argwohn beigebracht, daß Leutold Gertrudens Räuber sei, und doch hatte er bis jetzt noch auf keiner von des Dillingers eroberten Burgen seine Geliebte oder eine Spur von ihr gefunden. Aber auch seinem Muthe stellten die steil abgeschnittenen Felsenwände, die von drei Seiten des Berges emporragend das Schloß trugen, und die zweifache, durch Gräben und Zugbrücken wohlverwahrte, mit starken Thürmen versehene Mauer auf der vierten, einzig zugänglichen Seite unübersteigliche Hindernisse entgegen. Etliche Stürme, welche die Belagerer versuchten, wurden abgeschlagen und beunruhigt von der Kunde, daß Heinrich zum Entsatz herannahe, drangen nun mehrere Anführer auf den Abzug, ein Vorschlag, welcher von der Mehrzahl bereitwillig angenommen ward und am nächstfolgenden Tag schon ausgeführt werden sollte.

Mißmuthig über diesen Entschluß, der mit seinen Hoffnungen und Entwürfen so wenig übereinstimmte, begab sich Konrad aus dem Kriegsrathe der Heerführer in sein Zelt; allein bald trieb es ihn auch von hier weg in das Freie hinaus. Da stand er nun und betrachtete traurig des Dillingers Veste, deren Zinnen, vom Licht der untergehenden Sonne vergoldet, herrlich glänzten. Ihm war's, als strahle aus diesem Glanze Gertrudens leuchtendes Augenpaar ihm entgegen, als brächten die hellen Klänge des Burgglöckleins, das eben zum Abendgebete rief, ihm ihre Grüße herab.

„Ha!" rief er, „wenn sie da droben gefangen wäre, wenn diese Burg meines Gegners mein theuerstes Kleinod verschlösse! — Und ich soll abziehen, morgen schon abziehen? Jene starren, steilen Felsen, jene mächtigen, hochbethürmten Mauern trotzen meiner Gewalt, jene starken Thore wollen sich meiner Sehnsucht so wenig aufthun als meinem Zorn! Gibt's denn kein Mittel, sie zu öffnen?"

In trauriges Sinnen versunken wandelte Konrad hin und her,

mehr als einmal noch nach der Burg die sehnsüchtigen Blicke erhebend, bis der Glanz, der sie beleuchtete, verschwunden war, und die hohen Massen trüb auf ihn herabschauten. Dann kehrte er mit schwerem Herzen heim in sein Gezelt, wo erst spät auf sein kummervolles Haupt sich der Schlummer senkte. Das laute Getümmel des aufbrechenden Heeres erwartete ihn nach kurzer Zeit wieder und bald verließ er mit demselben die Stätte, welche er mit so frohen Hoffnungen betreten hatte.

In öder Stille lag nun die grüne Aue da, wo noch vor Kurzem die Zelte der Belagerer sich erhoben hatten. Desto lauterer Jubel ertönte dagegen auf Leutolds Burg, wo die erfreuten Krieger nun ihren Sieg bei vollen Bechern feierten. Prahlendes Selbstlob und roher Spott über die Entflohenen wurden dabei so wenig gespart, als der Wein, und in trunkenem Muth, die Ueberzahl der Gegner verachtend, beschloß man, zur Vollendung des Siegs den Schwäbischen nachzueilen. Keiner wollte bei der Siegesfahrt zurückbleiben, und mit Mühe brachte es der Burgvogt dahin, daß wenigstens etliche, aber freilich die ältesten und schwächsten Krieger, ihm zur Bewachung der Veste zurückgelassen wurden. Die Anderen ritten rasch und lustig fort und bald entzog ein Hügel sie den Augen der Zurückbleibenden.

Sie mochten etwa drei Stunden fort sein, da erschien vor dem äußern Burgthor ein großer Mann, ältlichen Aussehens, mit starkgebräuntem Gesicht und einer Binde vor den Augen: ein hübscher, blondlockiger Jüngling geleitete ihn. „Ich bitt' Euch, laßt mich ein!“ sprach er kläglich zum Thorwart, „da draußen muß ich verschmachten. Die verruchten Schwäbischen haben mich geblendet und in's Elend gejagt. Hätt' ich meinen Sohn hier nicht zum Begleiter, ich wäre schon umgekommen. Das sind rechte Unholde, aber ich hoff', es wird ihnen vergolten werden. Als wir droben auf dem Hügel waren, hörten wir Kampfesgetümmel, und mein Kuno sagte mir, die Eurigen seien über Rudolphs Kriegern her und hieben tüchtig unter sie ein.“ —

„Das will ich glauben,“ rief der Thorwart freudig aus. „Die werden den feigen Flüchtlingen warm machen! Kommt doch einmal

herein zum Burgvogt und erzählt da, was Ihr von unseren Leuten und den Schwäbischen wißt!"

Der Blinde und sein Sohn traten ein und wurden zum Burgvogt geführt, der halbtrunken hinter einem eichenen, mit Krügen und Bechern bedeckten Tische saß. Er hörte ebenfalls mit vielem Vergnügen die Mähre der Fremden und ließ ihnen Wein und Speise vorsetzen.

Zur Würze des Mahls erzählte er ihnen mit geläufiger Zunge von seinen früheren Kriegsthaten, und war eben an der Beschreibung der blutigen Schlacht am Unstrutflusse, als ein hereintretender Knappe ihn unterbrach.

„Drunten, Herr Vogt," begann dieser, „am äußersten Rande des Burggrabens, im Gebüsche läßt sich ein jämmerliches Aechzen hören! Aber der Thorwart will die Pforte nicht öffnen, weil es Abend seye, und nicht mehr geheuer."

„Der alte Hasenfuß!" entgegnete der Burgvogt. „Er soll sogleich aufmachen und dann laßt zwei von Euch hinausgehen und sehen, was das gehörte Aechzen draußen zu bedeuten hat."

Der Knappe trat ab und der Vogt setzte seine Erzählung fort, als auf einmal drunten im Thore sich ein lautes Geschrei nach Hilfe erhob. Jetzt sprang er erschrocken auf, aber zu gleicher Zeit erhob sich rasch auch der Blinde, die Binde abreißend und rief: „Nicht von der Stelle, oder Du bist des Todes!" Der Burgvogt wollte dem Zurufe nicht gleich gehorchen, aber der Fremde faßte ihn mit kräftiger Faust, band ihm, da er sich noch immer sträubte, mit seinem Gürtel die Hände, befahl seinem Begleiter, ihn zu überwachen, und eilte dann, ein in dem Gemache hängendes Schwert ergreifend, hinab in den Burghof. Aber schon auf der breiten steinernen Treppe des Herrenhauses kam ihm ein Knappe entgegen und rief ihm zu: „Wir sind schon mit den Burgleuten fertig, edler Herr; den beiden Knechten, welche auf mein verstelltes Wimmern herauskamen, warfen wir Schlingen um den Hals und rissen sie rücklings nieder; indeß stürmten Etliche von uns das Thor und entwaffneten die Uebrigen!"

„Bringt sie herauf!" entgegnete der Fremde und kehrte in das eben verlassene Gemach wieder zurück. Die Gefangenen kamen und

wurden nebst dem Burgvogt befragt, ob sie nichts von einem hier gefangen gehaltenen Fräulein wüßten. Sie schwiegen, aber die verlegenen Blicke, welche sie dem Vogte zuwarfen, bestärkten den Fremden in seinem Verdachte.

„Freiheit und reicher Lohn," sprach der Anführer der Sieger, „soll Euch werden, wenn ihr mir die Wahrheit sagt!" Keiner gab einen Laut von sich. Da sprang der Fremde wild auf und rief:

„Wohlan, so sollen Martern von euch das Geständniß erpressen! Auf, Knappen, sucht die Folterkammer auf, und quält sie dort so lange, bis sie gestehen!"

Als die Knappen Anstalt machten, ihres Herrn schrecklichen Befehl zu befolgen, entfiel mehreren Gefangenen der Muth, und sie gestanden, daß sie von der Anwesenheit eines Fräuleins auf der Burg wüßten.

„Wo ist sie?" rief der Fremde rasch und freudig aus, „führt mich zu ihr!" Und durch etliche dunkle niedrige Gänge gelangten sie in ein mit Gitterfenstern versehenes Gemach. Da saß, den Kopf auf die Hand gestützt und das blasse Antlitz auf den Boden heftend, Gertrud. Erschrocken fuhr sie auf, als sich die Thüre öffnete.

„Gertrud!" rief der Fremde, mit ausgebreiteten Armen auf sie zueilend, und mit den Worten: „Mein Konrad!" fiel ihm die erfreute Jungfrau um den Hals.

So hielten sie sich schweigend einige Minuten lang umfaßt, bis endlich Konrad das Stillschweigen brach und Gertruden um ihr bisheriges Geschick befragte. Sie war wirklich durch Leutolds Leute geraubt und hierher geführt worden. Der Graf empfing sie mit Zärtlichkeit, sie aber stieß ihn mit Abscheu zurück, worauf er sie in dieß Gemach bringen ließ, mit der Drohung, sie müsse hier bleiben, bis sie seinen Wünschen nachgebe.

„Doch sprich, mein theurer Konrad!" endete die Gräfin ihre Rede, „wie erfuhrst Du, daß ich hier schmachte, wie kamst Du herein? Ich hörte wohl seit etlichen Tagen Kriegslärmen um die Burg, aber erst noch heute früh sagte mir der Burgvogt, die Schwäbischen seien sieglos abgezogen."

„So ist's auch," entgegnete Konrad, „aber die Burgleute waren

so unbesonnen, uns nachzusetzen, und das gerieth ihnen gar schlecht; sie wurden umzingelt und schwerlich dürfte auch nur Einer von ihnen entkommen sein. Denn des Gefechtes Ende erwartete ich nicht; mir fiel es plötzlich ein, wie gut ich dieß Ereigniß, um in die Burg zu kommen, würde benützen können, und darum eilte ich mit meinen Leuten rasch hieher, verbarg sie in dem Gebüsche unten am Berge, und ging, nachdem ich das Nöthige mit ihnen verabredet hatte, von einem meiner Knappen begleitet, in dieser Vermummung, in der Du mich hier siehst, in die Burg."

Ein kriegerischer Lärmen unterbrach hier den Ritter. Erschrocken fuhr Gertrud zusammen; er aber, sie beruhigend, sprach:

„Fürchte Dich nicht, meine Theure, das sind unsere Leute! Sie haben die Dillinger geschlagen und wollen nun die wehrlose Burg bestürmen. Hörst Du, schon hat das wilde Geschrei ein Ende, dagegen schmettern siegjubelnd die Hörner und Trompeten! Auf, unseren Freunden entgegen!"

Konrad hatte Recht gehabt. Die Schwäbischen waren's, welche nach siegreichem Kampfe mit Leutolds Kriegern wieder vor die Burg gezogen waren, die ihnen natürlich sogleich geöffnet wurde, und in der nun das Kriegsvolk sich mit den geraubten Vorräthen gütlich that.

Den andern Morgen zog Alles wieder ab. Die Flammen der in Brand gesteckten Burg leuchteten zum Abzug, Konrad selbst mit Gertrud eilte, so schnell er vermochte, dem väterlichen Schlosse zu, wo er Luitgard und Bruno traf. Der Letztere rieth dem Bruder, die wiedergefundene Geliebte ihrem Vater für's Erste zurückzusenden, und erbot sich selbst zu ihrem Geleitsmann. Dann wollte er des Ebersteiners Gesinnung wegen Konrads prüfen, und bei dem Grafen für ihn um sie werben. Er meinte, der Ebersteiner werde jetzt gewiß keine Schwierigkeiten mehr machen, denn sein Muth sei mit seinen Hoffnungen gesunken, seit Heinrich zu Regensburg die schwäbische Herzogswürde an Friedrich von Büren verliehen habe.

Konrad willigte ein; die Liebenden trennten sich, und unangefochten langte Gertrud mit ihrem Begleiter auf der Burg Eberstein an. Sie fand ihren Vater über die Vereitelung seiner stolzen Entwürfe und über Heinrichs Undank so tief betrübt, daß kaum ihr un-

verhofftes Wiedersehen die finsteren, halb erstorbenen Züge etwas aufhellen konnte. Bald bemerkte sie, daß ein unheilbarer Gram an seinem Herzen nage; sein stolzer Sinn war ganz gebrochen und ohne irgend ein Zeichen des Unwillens gegen Konrad zu äußern, vernahm er die Erzählung von Gertrudens Rettung. Ueberhaupt zeigte er eine immer mehr zunehmende stumpfe Gleichgültigkeit gegen Alles, was vorging; sichtbar schwanden seine Kräfte dahin, und in wenig Tagen war Graf von Eberstein eine Leiche.

Mit heißen Thränen beklagte Gertrud ihren Verlust und führte den Winter über auf ihrer Veste ein einfaches Leben, in das nur die Boten, die zwischen ihr und Konrad hin und her gingen, eine erfreuliche Abwechslung brachten.

Endlich kam der Frühling, der auch für die Gräfin von Eberstein schönere Tage herbeiführte und sie für immer mit ihrem Geliebten vereinte. Konrad war, wie mehrere andere schwäbische Edle, darüber hoch erzürnt, daß Rudolph sich stets bei den Sachsen aufhalte und sein Herzogthum dem Feinde offen da liegen lasse; auch wollte er nicht gegen seinen Jugendfreund, den neuen Herzog von Schwaben, fechten. Friedsam saß er daher auf seiner väterlichen Burg, nur allein darauf bedacht, wie er sein heimathliches Gau vor des Krieges wildem Sturme beschützen könne.

Da fiel Rudolph von Rheinfelden in der blutigen Schlacht am Elsterflusse, und sein Gegner Heinrich erschien nun in Schwaben, wo sich die meisten Herrn und Edeln ihm unterwarfen. Klüglich verzieh er ihnen ihren frühern Widerstand und suchte sie durch Ertheilung von Würden und Ländereien für die Zukunft an sich zu ketten. So erhielt auch Konrad von ihm die durch Poppo's Tod erledigte Grafschaft im Remsgau und einen schönen fruchtbaren Landstrich am Gestade des Neckars zwischen Cannstatt und Eßlingen.

Als der Graf zum Erstenmal diese seine neuen Besitzungen bereiste, gefiel die Aussicht auf dem dazu gehörigen Rothenberge seiner Gemahlin so wohl, daß er beschloß, hier eine Burg zu erbauen. Rasch schritt er zur Ausführung seines Plans und nach dritthalbjähriger Arbeit stand auf des Berges Gipfel eine feste, stattliche Burg,

deren Kapelle am siebenten Februar 1083 vom Bischof Adelbert von Worms feierlich eingeweiht wurde.

Um seiner Gertrud feste Treue dadurch zu verewigen, nannte Konrad die Burg Wirtineberg, die Burg der Hauswirthin oder Gattin. Dritthalb Jahrhunderte wohnten seine Nachkommen auf ihr, bis endlich der Städter Wuth sie zerstörte. Zwar erstand sie auf's Neue aus ihrer Asche, aber nimmermehr in der alten Herrlichkeit, denn die Beherrscher des Landes verlegten ihren Sitz in das Anfangs erwähnte Thal, wo im Jahr 1105 Bruno, nachdem er kurz vorher hauptsächlich durch seines Bruders Bemühungen zum Abte von Hirschau erwählt worden war, ein Schloß erbaut hatte, und wo sich nach und nach eine Stadt erhob, die nur durch ihren Namen noch an den alten Ursprung erinnert. Erst unsere Zeiten haben des Berges Herrlichkeit erneut und ihn schmückt nun ein neues Denkmal zärtlicher Liebe, von einem der Nachkommen Konrads gebaut, der Tempel, der die sterblichen Reste der Königin Katharina Paulowna einschließt, und dessen goldenes Kreuz auf den Wanderer, der das schöne Thal durchzieht, im Sonnenglanze leuchtend herniederblinkt.

Aber des Himmels Segen ruhte auf Konrad und seinem Geschlechte. Seine Schwester Luitgard wurde an den Grafen Bernhard von Scheyern vermählt, aus dessen Geschlechte Otto von Wittelsbach, der Ahnherr des erlauchten bairischen Königshauses, entsproßte, und der Wirtenberger Macht und Erbe wuchs, trotz aller Stürme, ununterbrochen fort. Mög' ihr Geschlecht, vom Glanz der Königswürde umstrahlt, noch blühen bis in die fernste Zukunft!

Das Kloster Maulbronn.

Als noch das rohe Faustrecht in Deutschland galt, und freche Räuber allenthalben in den waldigten Gegenden unseres Schwaben-

landes hausten, da ward auch das alte Salzgau, dessen dichte Wälder noch jezt die Spuren der alten Wildniß an sich tragen, oft und viel von solchen Räuberhorden besucht. Mit Schrecken betrat der friedliche Wanderer diese Gegend, und bekreuzte sich schon von ferne, wenn er das Rauschen jener Wälder hörte, that auch wohl ein Gelübde, sollte er unversehrt durchkommen; doch gar mancher Wanderer mußte nicht nur seine Habe, sondern auch sein Leben lassen in diesen Wäldern. Nichts wußten die Räuber zu schonen, auch fürchteten sie sich vor Niemand; wenn da oder dort auch einer der Edlen des Landes heraufzog, um Rache an ihnen zu nehmen für das Blut der Erschlagenen, so zogen sie sich zurück in ihre dichten Wälder, und kaum war er fort, so fing auch der alte Strauß wieder an. Nur ein Mittel konnte dem guten Wanderer Sicherheit in dieser unwirthbaren Gegend schaffen — die Nähe eines Klosters. In einem Kloster dachte man sich den Wohnsitz aller Heiligen, und für besonders heilig wurde die ganze Gegend umher gehalten; eine fromme Stiftung anzutasten, schien auch dem rohesten Räuber ein unvertilgbares Verbrechen, darum mied er eine solche Nähe. Der Klang einer nahen Klosterglocke wies jedes Schwert in die Scheide, und wenn Abends Gottesfriede geläutet wurde, so fühlte auch der roheste Räuber einen innern Widerstand zu frechen Thaten.

Da beschloß der fromme Walther von Lomersheim, den das Blut so manchen Wanderers verdroß, dem frechen Unwesen ein Ende zu machen, und ein Kloster in des Waldes Mitte zu bauen, damit hinfort ein freier Verkehr in dieser Gegend seyn möge. Rüstig ging's auch an das Werk, der Wald wurde ringsumher gelichtet, damit das Auge eine freundlichere Ansicht gewinne, Wege wurden nach allen Seiten hin gebahnt, und die nahen Steingruben mußten schöne Steine liefern.

Schon wölbte sich auf dem starken Grunde der schöne hohe Kreuzgang des Klosters, und Walther von Lomersheim durfte sich freuen, den Bau bald vollendet zu sehen, da schon Mönche herbei kamen, um einen schon vollendeten Theil des Klosters zu bewohnen. Doch die Räuber verdroß es, daß sie aus dieser ihrem Gewerbe so günstigen Gegend sollten vertrieben werden, und sannen auf Mittel, wie sie die

Sache hindern möchten. Da, als sie sahen, daß man den Grundstein zur Klosterkirche legte, machten sie sich auf, um den Mönchen die Sache zu entleiden. Jüngst, als die Arbeiter frisch an's Tagewerk gingen, kamen sie, und begehrten die Mönche zu sprechen. Sie bezeugten ihnen unumwunden ihre Unzufriedenheit mit dem Klosterbau, und ihren festen Entschluß, ihn nicht vollenden zu lassen; drohten auch mit Niederreißung dieses Gebäudes.

Da trat ein schlauer Mönch hervor, und sprach mit gar freundlichen Worten: „Gebt euch keine Mühe, die Sache mit Gewalt zu hindern, denn wir wollen euch selbst geloben, den Bau nicht zu vollenden." — „Es ist ein Wort, das sich hören läßt," sagten die Räuber untereinander; doch wollten sie des Mönches schnellem Worte nicht ganz trauen, und forderten zur Bekräftigung dessen einen Eid, dagegen auch sie versprechen wollten, keine gewaltsame Hand anzulegen, wenn sie nur anders den Bau nicht vollenden. Die Mönche schwuren, und die Räuber zogen arglos von dannen. Aber nichts desto weniger ging's mit der Arbeit an dem Bau der Kirche frisch voran, und der Vollendung der Kirche fehlte nur noch ein Stein in der linken Seitenwand der Kirche; auch ließen ihn die Mönche wohlbedacht unten am Boden liegen. Die Klosterglocke, die nun im Walde weit umher hallte, wollte den Räubern ein Zeichen vom Treubruch der Mönche scheinen, und sie säumten nicht, von den Mönchen strenge Rechenschaft zu fordern. Da öffneten die Mönche die schöne Klosterkirche, und führten die Räuber durch die linke Seitenhalle zu der Stelle, da der Stein am Boden lag, und oben die Oeffnung war, die noch auf den Stein zu warten schien, zum Zeichen, daß sie ihren Eid gehalten hätten. Die Räuber sahen sich zwar hintergangen, doch konnten sie auch nicht läugnen, daß die Mönche ihr Wort gehalten hätten, und mieden nun fortan diese Wälder, in denen sie doch ihr Wesen nicht mehr ungestört hätten treiben können. Nun war's dem Wanderer wohl, wenn er durch diese Wälder zog, und der Klang der nahen Klosterglocke mahnte ihn, ein frommes Wort zum Lobe Walthers zu sprechen. Auch kehrte mancher Pilger ein, und beschenkte das Kloster reichlich für seine beschützende Nähe.

Noch liegt in der linken Seitenhalle der ehrwürdigen Kloster-

kirche die Steinplatte am Boden, unter der Oeffnung, die die klugen Mönche gelassen hatten. Nicht weit davon sieht man in Stein ausgehauen Mörtel, Spate und Hacken und darob eine schwörende Hand mit drei aufgehobenen Fingern, zum bleibenden Zeichen, wie die Mönche ihr Wort gehalten hatten.

Die Wallfahrtskirche zu Heslach bei Stuttgart.

Gestiftet um's Jahr 1235 von Rudolph von Kaltenthal, genannt der Waller.

Wer von dem freundlichen Stuttgart aus südwestlich hinaus wandert durch üppige Fluren, zwischen rebengrünen Hügeln und bewaldeten Hängen hin, dem Nesenbache entlang, seinem Ursprunge entgegen, dem winkt, wenn er das Dörfchen Heslach hinter sich hat und den Krümmungen des schönen Waldthals eine Weile auf der Straße gefolgt ist, von der Rechten bald ein Vorsprung der Filderfläche entgegen, welcher ganz den Charakter eines jener Berge trägt, die wir z. B. am Rhein oder an der Donau mit einer Burgruine gekrönt zu sehen gewohnt sind. Und in der That, die instinktmäßige Ahnung täuscht uns hier auch nicht; denn wirklich stand auf jenem Abhang eine Burg der Herren von Kaltenthal, bei welcher wir einige Augenblicke verweilen wollen. Die Burg, erst im Jahr 1798 ff. abgetragen, erhielt vermuthlich ihren Namen von dem kalten Thale, an dem sie erbaut war, und in welchem das Dorf Kaltenthal liegt. Die Zeit der Erbauung der ehmaligen Burg ist unbekannt und geht in das graueste Alterthum zurück, denn schon um's Jahr 1100 nach Christi Geburt kommt ihr Name vor, und als der Stammvater jener Familie wird ein gewisser Engelbold genannt, der um diese Zeit lebte, und dessen Nachkommen im 13. Jahrhundert den Burggrafentitel annahmen. Ein Rudolf von Kaltenthal wallfahrtete im Jahr 1228 mit Friedrich II.

von Hohenstaufen gen Jerusalem, um das heilige Grab aus den Händen der Ungläubigen zu befreien. Dieser Rudolf wurde aber nach vielem Elend, großer Drangsal und heißen Kämpfen von den Sarazenen bei Damaskus überwunden, und saß bis zum Friedensvergleich Friedrichs mit dem Sultan von Egypten in schrecklichem Kerker gefangen, so daß er erblindet war, als er im Jahr 1231 seine Freiheit wieder erlangte. Trotz dem Schleier, der auf seinen Augen ruhte, wallte er nach den heiligen Orten Bethlehem, Nazareth und Jerusalem, und brachte dort seinem Erlöser das Gelübde dar: Ihm zur Ehre nach glücklicher Heimkehr eine Wallfahrtskirche zu bauen, die er auch wirklich erbaute und welche zweihundert Jahre lang in sehr großem Ansehen stand.

Der Ritter von Kaltenthal zieht in's heilige Land.

Im Frühjahr 1228 zog Kaiser Friedrich II., genannt der Stauffener, mit zahlreichem Heere nach dem heiligen Land, um dasselbe zu erobern, oder wenigstens die Stätte, wo der Erlöser gelebt und gestorben, den Händen der Ungläubigen zu entreißen. Viele vom schwäbischen Adel zogen mit, und eine Augsburger Chronik zählt Edelnamen auf, die theils noch blühen, theils noch im historischen Andenken sind, z. B. einen Herrn v. Hundbiß zu Senftenau, ferner die v. Neuhausen, v. Rechberg, v. Hohenberg, v. Allmendingen, v. Wendlingen, v. Tübingen, v. Hohenlohe, v. Sontheim, v. Königswart, v. Bogeneck, v. Enzberg, v. Ehningen, v. Sachsenheim, v. Erichstein, v. Hailfingen, v. Kaltenthal u. s. w. Letzterer kam nach fünf Jahren wieder zurück. Im Jahr 1228 wurde er in einem blutigen Treffen, aus vier Wunden blutend, gefangen, mit einigen Anderen auf ein Kameel gebunden und nach Damaskus gebracht, wo er siechend in dem untersten Raume eines Erdgewölbes drei Jahre schmachtete, welches er selbst folgendermaßen beschreibt: „Im Namen des heiligen Wendelin lagerten wir müde und leidend an einem dürren Flüßlein „Sirep“ benamet, das heißt auf deutsch Grenze. Unsere Rosse waren schweißtriefend und die heißen Sonnenstrahlen, unter welchen wir fast bis zum Mittag hingeritten waren, hatten uns vor Durst lechzend

gemacht. Es war tröstlich, schattige „Cedern“ und Wasser zu finden. Sechshundert waren der Unseren „lauter Ritter und Edle“; kein Ungläubiger weitum, und sicher fanden aller Augen den Ruhort.

Wir pflegten weidlich des Leibs uns und unserer Thiere, keinen Feind ahnend noch fürchtend für heute, denn die Sonne wollte sich schon neigen, nach deren Rüstegang der Ungläubige nichts mehr beginnet, als ein friedlich Gebet zum Propheten. Die Nacht trat ein, aber nicht langsam, sondern „poztus“ (plötzlich.) Nach einer Stunde kalten neblichen Dunkels klärte der Himmel sich auf, und meersandig waren die Sterne zu schauen an dunkelblauer Decke; ich konnte wenig schlafen und schon strahlte der Morgenschein, als ich schlummern wollte, und mit mir alle Genossen. Da trieb die Frühluft einen Ton zu unseren Ohren, als ob ein Geschnaube hässigen Odems uns umwehete, und als wir sorgsam horcheten, vernahmen wir Waffengetöse. Wir sprangen empor und griffen zu den Waffen, und als wir uns umschaueten, zog in großer Nähe ein zahlloser Feindeshaufe still heran, der anzuschauen war, als ob der Boden woge. Mannhaft schaarten wir uns, denn der Ungläubigen Frühdank gab uns hiezu Zeit. Da erscholl ein Brüllgeschrei, und in unfarbige Säcke gemummet ritten viele Tausende auf uns heran, und warfen auf uns mit Spießen und Schleudern, über das Bächlein herüber. Des Treibens lachten wir, weil an unseren Schienen und unserer Erzbrüstung dadurch kein Schaden geschah. Nachdem aber die Sonne wieder stieg, wurde uns schwill in Panzer und Helm, und gegen Mittag vermochten wir kaum noch zu stehen. Die Feinde dagegen schlugen nur ihre Säcke zurück und machten sich leichtlich, auch fährlicher zum Angriff. Ihr Harren ließ auf Ankunft einer größeren Genossenschaft schließen, weßhalb wir ernst uns dehnten und hoch die Klingen schwangen, unter deren Schärfe Mann und Thiere sanken. Ihre Menge war aber gar groß, und wenn zehn verendeten, waren Hundert beihanden. Plötzlich schwurrte von Mitternacht her ein viel größerer Reiterhaufe, als der, den wir eben bekämpften, drang in unser Lager ein und mordete alles Lebendige, was er erreichen konnte. Es war kein Erbarmen, weder hüben noch drüben. Unsere Kraft schwand, nur wenig Streiter standen noch ohne Wunden und viele schleppten die Feinde an Hals-

schlingen als Gefangene davon, die sie einzeln erhascht hatten. Die Ungläubigen hatten nämlich lange Stricke und Wurfleinen an ihre Pferde gebunden, welche oben einen laufenden Knoten und dehnbare Schlinge hatten, womit sie nach unseren Köpfen warfen, um uns damit zu fahen. Gelang ihnen ein solcher Wurf, so war jede Wehr unmöglich, weil man umgeworfen, davon geschleppt und nicht selten erwürgt wurde.

Kerkerleiden des von Kaltenthal.

Vierfach von Wurf- und Sehngeschossen verwundet, wurde ich laß, erlag und fiel gefangen in die Hände der Sarazenen, die mich alles Schmuckes baar machten, auf ein Kameel schnürten und ohne Speise und Trank nach Damaskus brachten. Zwei Tage dauerte der Weg dahin. Eine Unzahl stechendes Geschmeiße saugte an meinen Wunden, daß sich dieselben hoch entzündeten, und meinen nackten Leib hatte die Sonnenglut schier blasig gebrannt. Dabei erfror ich in den Nächten „fast starhig" (starr.) Hernach wurde ich berastet, unterschiedentlich wo ich schwirig war, gedrücket, dann mit einer Aezwurz geträufelt, bis alle meine Wunden vernarbet waren. Dann wurde ich in ein feucht Gehäus, in das kein Tageslicht schaute, auf morsch Stroh geworfen, und mit schwerer Kette an die Seitenwände genestelt, also, daß ich mühsam nur drei Gänge machen konnte auf dem unrathigen Geröllboden. Meine Speise war Weißkohl und Maisbrod, mein Trank trüb Wasser. Wenn Regen fiel, spülte sich mein Kerker durch Fluthung aus, dabei stand ich spannhoch im Wasser, nach dessen-Abfluß ich neu Stroh bekam, ein frisch Wollkleid ohne Aermel und eine Schale Oel zur Salbung meines Körpers, wobei ich jedesmal zur Abtrünnigkeit vom christlichen Glauben ermahnet wurde. Meine Arbeit war, an glattem Geriem mühlfertig zu seyn und Reis zu mahlen täglich ein hoch Faß. Je am fünften Tag ward mir ein Rasttag vergönnt, und beim Vollmond bekam ich milde Azung und weiches Wurzelmus. Also trug ich, Rudolph von Kaltenthal, drei volle Jahre die Sklavenketten und duldete unsägliche Leiden, bis eines Tages mich mein Kerkermeister entfesselte, an der Hand nahm

und mich hinauf führte, wo frische Luft mich wieder anwehete. Ich hörte deutsch Grußwerk, empfand ein längst nicht mehr gefühltes Händewahren. Freundliche Fragen: Was ich heische? drängten mich, aber ach! das Licht meiner Augen war erstorben, ich sah sie nicht, die mich befreit hatten mit theurem Lösegeld. Ich heischte nichts, als einen sicheren Wanderstab und einen treuen Begleiter nach Jerusalem, um knieen und anbeten zu können auf Golgatha. Und weil Friede geschlossen war mit dem Sultan des Landes, ward mein Verlangen mir gewährt. Ein stärkendes Bad reinigte meine Haut vom Moraste, und mein Begleiter wurde der von Neufern. Ende des Jahrs 1231 schritt ich an der Hand meines Freundes durch die Thore der heiligen Stadt und übernachtete in dem Spitale der heiligen Kreuzritter. Nachdem ich mich durch fünftägige Rast gekräftigt hatte, wallte ich hinauf nach der Schädelstätte, betete daselbst herzinnigst zum Erlöser, daß er meinem geistigen Auge erscheinen möge, weil mein äußeres Auge nicht einmal das Land schauen konnte, wo er gewandelt. Und ich sank in einen süßen Traum, in welchem mir der Göttliche erschien in all seiner einfachen Hoheit, wie ihn beschrieben haben seine Jünger. „Herr!“ rief ich, „was muß ich thun, um einst zu Dir zu kommen in Dein Himmelreich?“ Und er sprach: „Wandle fromm und glaube kindlich, so wirst Du mich einst sehen in meiner Herrlichkeit!“ Dann schwand sein Bild und verscheucht war mein Traum. Etliche Tage darauf wanderte ich fürbaß hinaus nach Bethlehem, raffte daselbst Erde in ein Linnenfleck, und band es auf mein Herze; darnach wallte ich nach dem Jordan, schöpfte davon in eine Muschel und ließ dieselbe verwahren vor dem Ausguß. Dann führte mich mein Begleiter noch einmal zurück nach dem heiligen Grabe, wo ich einen Splitter von dem Speer, womit Christus gestochen wurde, von den Vätern des heiligen Grabes zu heiliger Verehrung erhielt. Vergebung meiner Sünden erflehete ich kniefällig im Tempel, und gelobte: so der Heiligen Schutz mich stetiglich heimwärts begleite, so wolle ich stiften durch mein Vermögen und Anderer Mildthat ein Kirchlein da, wo meiner Liebden Ruhort ist, und wo dieselben eines seligen Urständ harren. Und so Gott mir Gnade erzeigen wolle, meines Mitbringens dreifach Gut zu segnen mit Wunderkraft, so mög' er mir erhalten ein demüthig-

lich Gemüth, daß ich und jedweder Genesende ihm allein die Ehre gebe allseitiglich und immerdar! Amen.

Rückkehr des von Kaltenthal.

Drei Tage nach Ostern 1232 pilgerte ich am Arme des Edeln von Neufern aus dem Mariannenthor von Jerusalem. Durch dornige Wüsten, die mit schulterhohen Brenndisteln bewachsen waren, durch glutheiße Versandungen, über kahle Felsen, wo jeder Tritt gefährlich war, zwischen Abgründen und stinkenden Stauen, über reißende und schlammige Flüsse schwimmend, gelangten wir nach fünfzig und etwelchen Tagen nach Byzanz (Konstantinopel). Brüderlich labten und beherbergten uns allenthalben des Abendlandes Gläubige und steuerten ihr Scherflein treulich zu unserer nothlosen Heimfahrt. Neun Tagreisen von Byzanz wallete ich still dahin an der Leitgert meines Freundes. Schwülluft wehete, die unsere Füße gar sehr ermüdete. Grausig rollte der Himmel, Krachen war über unseren Häuptern, als ob der Welt Ende nahe wäre, und schwerer Regen fiel herab. Ein dichtbelaubtes Gehölz schien endlich uns Obdach geben zu wollen, so lang der Guß währte; allein kaum lehneten wir an einem Stamme, als plötzlich ein Blitzstrahl mit jähem Donnerschlag den Baum zersplitterte, an dem wir ruhten. Eine geraume Zeit lag ich wie betäubt, dann aber kam ich wieder zu Sinnen und rief nach meinem Genossen, allein Der war stumm und wie abhanden; ich suchte ihn tappend und erfaßte seinen Körper nicht ferne von mir leblos auf dem Boden. Der Strahl vom Himmel hatte ihn erschlagen. Da setzte ich mich zu ihm, den Tod vielmals wünschend, und weinete drei Tage bei seinem Leichnam bitterlich, bis mir Moderduft sein Verkümmern kündete und mich ermahnete fürbaß zu gehen. Nun wühlete ich mit meinem Wallerspieß eine Ruhestatt in die Erde, nahm zu mir seine Habe und begrub ihn, wie es Christen geziemet, und stiftete über ihm aus Zweigwerk ein heilig Zeichen. Dann verließ ich weinend den Ort, forschte des fahrlosen Weges mit meinem Stabe und erreichte mühsam brüderliche Hütten und barmherzige Menschen allerorten, die mich Blinden führten nach dem heimathlichen Land und bis ich wieder allerwärts deutsche Zunge vernahm. Gar seltsam wohl und wehe

ward mir um's Herz, als ich endlich wieder nahe kam dem Ort, wo ich meine Kindheit verlebt hatte, denn als siecher Mann und hilflos kehrte ich heim und vermochte nicht mehr die Berge und Felder meines Heimgaus noch die Burg meiner Ahnen oder die darin weilenden Lieben zu erschauen."

So erzählt, wenn auch nicht in denselben Worten, der schwergeprüfte Ritter Rudolph von Kaltenthal. —

Als er von den Fildern und von Vaihingen her den Berg herunterstieg gegen Heslach, vernahm er einen Grabgesang, schritt langsam demselben nach, und erkannte die bekannte Stimme eines Priesters. Als derselbe seine Predigt und Rede geendet hatte, trat er als unbekannter Pilger hinan zum frischen Grabe, fiel nieder auf die Kniee küßte die Erde und rief mit schmerzlicher Geberde und Ton: „Dieser Stein zu meiner Rechten decket das Grab meines Vaters, und dieses frische Grab umschließt die Theure, die mich geboren! Ich bin Rudolph von Kaltenthal der Waller!" Freudig wehmüthig umfaßten ihn seine Brüder, die eben die Mutter zur Ruhe bestattet hatten. Ob dieser mächtigen Gemüthsbewegung wich plötzlich der Flor von seinen Augen und vor seinem flimmernden Blicke lag im stillen sonnigen Frieden das Todtenfeld mit den Gräbern und Denksteinen der Seinigen, er erschaute wieder seine Berge, seine Thäler und seiner Kindheit ganze schöne Welt. Und abermals sank er nieder, faltete die Hände, hob sie hoch gen Himmel und rief: „Hier, hier, wo so viele Lieben ruhen, ist heilige Erde, hier sei auch fortan mein heilig Grab!" An der Hand seiner Brüder schritt er hinauf nach der Burg seiner Väter, wo er einige Tage weilte. Dann wanderte er als frommer Bettler umher, Gaben zu sammeln für den Bau der Kirche, welche er damals in Jerusalem seinem Gott gelobt hatte, denn sein Erbgut war gering und wollte nicht weit frommen. Nach wenigen Monden schon kehrte der von Kaltenthal mit reichem Opfer zurück, so daß er von dem Erbschenken auf Reinspurg eine „Reuth ob der mittleren Nässe" zwischen Stuttgart und Heslach um zehn Pfund Silber kaufen konnte, woran ein Herr von Tonzhof (dem untergegangenen Tunzhofen bei Stuttgart, in der Nähe des jetzigen Wilhelmsplatzes) allein fünf Pfund steuerte und überdieß eine Kanzel meiseln ließ von „Senf-

tig Kram in Reutlingen" mit lateinischer Schrift, welche zu deutsch etwa so geheißen haben soll: „Prediget allem Volk meine Lehre, auf daß sich Jedermann zu mir, ihrem Heiland, bekehre." Von Leonberg, Magstadt und Herrenberg schickten die Grundherrn Feldfrüchte „zum Bestverkauf" des Vorhabens. Auch geschah es, daß ein Israelit, von Buchhorn am See, kam, und ein klein Korn Erde vom heiligen Lande erkaufte um viel Geld.

Wunderruf der Kapelle.

Den 1. Juli 1235 unserer Zeitrechnung wurde der Grund zu der gelobten Kirche gelegt und dieselbe zwei Jahre später vollendet. Der Abt von Zollern weihte sie am Tage des heiligen Michael. Und es geht die Sage, daß ein Stummer, der an diesem Tage die Kirche betrat, seine Sprache erhalten haben soll, woher denn auch der Ort gar bald in den Ruf großer Wunder kam, so daß von nah und fern Kranke, Sieche und Elende herbeiströmten, um durch Gebet und Opfer Heilung zu erlangen. Das kleinste Stäublein Erde vom heiligen Lande reichte bei den Gläubigen hin, um vor Hagel, Mißwachs, Ungeziefer und Diebstahl gesichert zu sein. Blödsichtige, Augenkranke und sogar Blinde hofften durch einige Tropfen aufgeträufelten Jordanwassers Besserung und Heilung zu finden. Reuige Sünder suchten Vergebung ihrer Missethaten dadurch zu erlangen, daß sie sich mit dem heiligen Splitter des Speerschaftes auf der Brust blutig ritzen ließen, und gegen Sünde und Wollust war eine Wallfahrt nach der „Heilig-Grab-Kapelle" die sicherste Abwendung. Es scheint nun fast, daß in der Nähe von Heslach schon vor der angegebenen Zeit eine Kapelle stand, welche der von Kaltenthal nur vergrößerte und in heiligen Ruf brachte. Denn die Burgherren von dem Raubnest ob Heslach hatten ihr Begräbniß am gleichen Orte, auch lagen einige Adelsgeschlechter, welche zu Stuttgart wohnten, daselbst begraben. Später, etwa um's Jahr 1281, wurde die kleine Burg Kaltenthal in einer Fehde durch die Bürger Eßlingens erobert, weil sie keine Wehrmannschaft inne hatte, und der geringe Güterbesitz der Familie erlaubte nicht, die an den Gebäulichkeiten gemachten großen Beschädigungen wieder tüchtig herzustellen.

Im Jahr 1318 kamen Burg und Herrschaft Kaltenthal an die Grafen von Wirtemberg, welche die Burg erweiterten und befestigten, so daß einer derselben, Graf Ulrich, ein Sohn des Grafen Eberhard des Erlauchten, längere Zeit daselbst Hof hielt, wie mehrere Urkunden aus den Jahren 1342 und 1343 beweisen, welche von dort datirt sind. Im Jahr 1455 belehnte Graf Ulrich von Wirtemberg den Ritter Wolf von Tachenhausen mit dieser Veste und Zubehör, nachdem die Burg im Städtekrieg 1449 abermals eine Belagerung ausgehalten. Ein anderer Wolf von Tachenhausen verkaufte 1550 dieses Besitzthum einem Herrn von Strubenhard, von dessen Geschlecht es 1593 an einen Herrn von Anweil überging; bei dieser Familie blieben Burg und Schloßgut bis zum Jahre 1623, wo es an die von Remchingen verkauft wurde. Von diesen kam es an die von Löwenstern, und ein Friedrich Gottlob von Löwenstern verkaufte das ganze Besitzthum 1709 an Herzog Eberhard Ludwig von Wirtemberg. Aus des Herzogs Handen erstand es noch im selben Jahre Rentamtprocurator Dr. Harpprecht, von dessen Wittwe es Regierungsrath von Pfeil erkaufte, welcher es 1741 abermals veräußerte an zwei Brüder Autenrieth, Metzger zu Stuttgart. In dieser Familie erhielt sich das Gut bis 1796, wo ein anderer Metzger Georg Konrad Autenrieth von Stuttgart es mit zehn Kaltenthaler Bürgern erstand und das Besitzthum zerstückelte. Die stattliche Burg ward allmählig abgetragen und aus ihren Steinen einige Bauernhäuser auf dem Kaltenthaler Schloßberg erbaut, bis die Trümmer der niedergerissenen Burg und einige Grundstücke mit einem Haus von genanntem Autenrieth an den Oberjustizprocurator Mörike und von diesem an den Grafen von Normann-Ehrenfels verkauft wurden, aus dessen Händen sie im Jahr 1831 ein Kaufmann Bohm erkaufte. Zur Zeit als diese Reste einer einst angesehenen Herrschaft an Bohm übergingen, waren die Burgtrümmer schon bis auf die steinerne Brücke über dem ausgemauerten Graben, einige Stücke Mauer und etliche Kellergewölbe zusammengeschmolzen. Diese ließ Bohm vollends abtragen und überdem den Sandsteinfelsen ausbrechen, worauf die alte Burg gestanden, so daß schon 1837 von der einst so ansehnlichen Veste Kaltenthal nichts mehr stund, als ein Stück Mauer am südlichen Graben, und ihr Andenken nur noch in der Sage fortlebte.

Mit dem Untergang der Burg Kaltenthal zerfiel auch, wie es scheint, die Wallfahrtskapelle bei Heslach, denn ein Marquardt von Kaltenthal schenkte im Jahr 1321 ein Haus dem Stifte zu Stuttgart; wäre die Wallfahrtskirche noch im Flor gewesen, so wäre kaum diese Schenkung an die Heilig-Kreuz-Kirche gekommen. So viel ist gewiß, daß man die „wohlgemetzten" Steine derselben zum Bau der alten Kanzlei verwendete. Ein Hans Lüdern, wohnend auf der obern Abwand (später Bollwerk) bei Stuttgart, der angeblich blind war, aber durch das Jordanswasser sehend geworden sein soll, ließ ein hohes Kreuz anfertigen, und pflanzte es zum ewigen Wahrzeichen auf dem hohen Bollwerke auf, wo er einen Garten hatte. Man hieß es das „Leibelenkreuz" und es wurde Anfangs des siebzehnten Jahrhunderts abgebrochen. Ein anderer Bürger Stuttgarts, Namens Eberhard Horsten, hatte lange Jahre einen garstigen Zungenaussatz; er wallete drei Tage nüchtern durch das Reinspurger Thor nach Heslach in die Wallfahrtskapelle, wo ihm heiliges Wasser auf die Zunge geträufelt wurde, und als er das dritte Mal also gethan, fühlte er sich beim Heimweg unter dem Thore gesund, worauf er ein Muttergottesbild fertigen und an das „Reinspurger" Thor befestigen ließ.

Dieses Bild ist später roth angestrichen worden, von welcher Zeit an es „Rothbildthor" geheißen wurde.

Unter dem Bilde stand geschrieben:

> Wer presthaft ist an Aug, Fleisch oder Knochen,
> Der laß nicht lange Salb' und Kraut sich kochen,
> Wall' gläubig nur hinaus zur Reuthkapell,
> Er ist geheilt zur Stell'.

Der Platz, worauf die Kapelle stand, wurde verkauft an einen Böhmi, der ein Schweizer war, daher der Ort „Böhmisreuthe" benennet ist, bis auf diesen Tag. Vom Jahr 1502 ist noch ein Lied vorhanden, nach welchem ein Bewohner der Reuthe also singt:

> Wohn' auf einsamer Reuthe,
> Zurück und vor ist Wald;
> Zu Thal hin wachsen Reben,
> Linksauf ist's Sommers kalt.

Birn', Aepfel, Nüß' und Zwetschgen
Gedeih'n auf meiner Flur,
Gäns', Enten geben Federn,
Hirsch Fell und Schafe Schur.

Hagbutz', Schafgarb und Holder,
Auch Alterweiberstrauß,
Salbei und Koriander
Wächst hinter meinem Haus.

So hab' ich, wenn ich kranke,
Schweiß-, Kühl- und Labeguß,
G'würzpeter holt im Garten
Mein Weib zu Supp und Mus.

Zwei Kuhthier geben Cider,
All' Jahr ein Kalbel Geld,
Zehn Hühner legen Eier,
Ein Butschel wird gefällt.

Im Winter dreht die Spindel
Lies', Margreth und Kathrein,
Daß wir im Sommer haben
All Sonntag reines Lein.

Kein Nachbar macht mir bitter,
Was ich mit Fleiß errafft;
Werd' nicht in allem Werken
Von Tadelleut' begafft.

Hab' Bub' und Maid im Banne,
Fried herrscht in jeder Eck,
Nur unzufrieden brauset
Manchmal der Wälzimdreck*).

*) Der Resenbach.

Drum lieb' ich meine Reuthe
Mehr als dort drin die Stadt,
Wo man ob jeder Freude
Zehn scheele Neider hat.

Gottlob, daß ich gleich Böhmi
Erst vierzig Jahre alt,
Möcht' leben zwar nicht ewig,
Doch auch nicht sterben bald!

Die Belagerung Stuttgarts im Jahr 1286.

Von

Karl Pfaff.

An einem schönen Frühlingstage des Jahres 1286 traten zwei Wanderer aus dem Walde auf die Höhe des Hasenbergs. Beide standen noch in frischer Jugendblüthe. Schon auf den ersten Anblick aber erschienen beide dem Aussehen nach sehr verschieden. Der eine, dessen rundes, freundliches Gesicht blonde Locken umwallten, hatte durch seine Körperfülle schon in Etwas das gewöhnliche Maß seines Alters überschritten und man konnte ohne vielen Scharfsinn voraussagen, daß er einst als Mann sich durch Wohlbeleibtheit auszeichnen werde. Er hieß Konrad und war der Sohn des kunstfertigen Panzermachers, Meisters Berge, Bürgers und Richters zu Stuttgart. Sein Vater hatte ihn einige Jahre früher nach Nürnberg geschickt, um sich hier in seinem Gewerbe zu vervollkommnen. Sein Lehrherr war ein berühmter Meister, Christoph Behaim, der Freund und Jugendgenosse seines Vaters, dessen Sohn Martin ihn nun in seine Vaterstadt zurückbegleitete.

Dieser stand an Körperfülle seinem Freunde ziemlich nach, er war groß und schlank, hatte einen kräftigen Wuchs, breite Schultern und einen starken Nacken. Das hübschgeformte Oval seines Gesichts beschatteten dunkle Haare, die braunen Augen waren feurig und beweglich, die Miene aber und das ganze Aussehen des jungen Mannes zeugten von Sicherheit und Entschlossenheit.

Martin war heiteren Sinnes und kühnen Muthes; die Lebhaftigkeit seines Charakters riß ihn wohl auch zu heftigen, unbedachtsamen Handlungen hin, meist jedoch legte der Verstand noch zur rechten Zeit der Leidenschaftlichkeit die Zügel an. Konrads gelassenes Temperament ließ sich nur selten aus der gewohnten Ruhe bringen; er gab vielmehr lieber auch da nach, wo er sich bewußt war, Recht zu haben, nur um Streit zu vermeiden, und seine Gutmüthigkeit ließ ihn erlittene Beleidigungen schnell wieder vergessen.

Bei dieser Unähnlichkeit der Charaktere hätte man nicht glauben sollen, daß eine so innige Freundschaft zwischen den beiden Jünglingen bestehen könne; es hat ja aber die Erfahrung längst bewiesen, daß es bei dem Menschen anders ist als in der Natur, und daß bei ihm gleichnamige Pole einander nicht nur abstoßen, sondern auch anziehen können.

Die beiden jungen Leute waren bewaffnet, eine Vorsicht, die man zu jenen unruhvollen Zeiten bei einer etwas größeren Reise ohne Nachtheil nie außer Acht lassen durfte; jeder hatte ein Schwert an seiner linken Hüfte hängen und statt der Wanderstäbe trugen sie Spieße.

Draußen vor dem Walde stand eine steinerne Ruhebank. Als Martin diese erblickte, rief er seinem Gefährten zu: „Komm, Konrad, laß uns Spieße und Ranzen ein wenig ablegen! Man hat von hier aus eine treffliche Aussicht auf Dein heimathliches Thal und dessen Umgebungen. Da ich nun doch einmal, aus Liebe zu Dir, mich bewegen ließ, meinen Aufenthalt für einige Zeit in demselben zu nehmen, so möcht' ich mir für jetzt wenigstens einen allgemeinen Ueberblick desselben verschaffen, und hiezu scheint mir diese Stelle ganz tauglich zu sein."

„Du wirst der Plätze, von welchen aus man unser freundliches Thal überschauen kann, noch mehrere finden," entgegnete Konrad,

„sieh' nur einmal dort hinüber, wo die gewaltige Eiche weithin ihre Aeste ausbreitet, dort, auf dem Eßlinger Berge, genießt man ebenfalls eines schönen Anblicks der Stadt."

Indeß hatte Martin die Gegend noch näher betrachtet und sprach: „Du hast von Deinem heimathlichen Thale wahrhaftig nicht zu viel Rühmens gemacht, Konrad, es gefällt mir fürwahr recht gut. Drunten die blühenden Obstbäume, die sprossenden Saaten und das frische Grün der Wiesen, der Abhang der Berge mit Reben bekleidet und ihre Höhen mit Wäldern bedeckt, ein schöner Anblick, freundlich und abwechselnd. An dem, was zu des Leibes Nahrung und Erquickung dient, wird es da drunten wohl nicht fehlen, und die Reben dort drüben, welche die Abendsonne so schön beleuchtet, sollen uns, denk' ich, einen guten Labetrunk spenden."

„Daran fehlt es bei uns nicht," erwiderte sein Gefährte, „und ich hoffe, Du wirst das Nürnberger Bier darüber nicht vermissen. Denn Bier braut man keines bei uns; wir wissen das Getreide, welches die göttliche Güte uns bescheert, besser anzuwenden, als zu einem solchen Gebräu, das nur zum Morgentrunk, mit gewürzhaften Kräutern vermischt, Einem gut mundet."

„Ländlich, sittlich," rief Martin lachend, „doch freut es mich, daß Du wenigstens unser Kräuterbier nicht verachtest; wahrhaftig, auch mir würde es leid thun, wenn ich an diesen sonnigen Halden statt des edlen Weinstockes lange, dürre Hopfenstangen wie Spieße emporragen sähe, Eins aber fehlt Euch, das Wasser; ich erblicke nur einige Seelein mit schilfbewachsenen Ufern, kaum groß genug für ein Dutzend Karpfen, und einen schmalen Bach, welcher kurzen Laufes in seinem vielfach gewundenen Bett dahin schleicht.

„Da hast Du freilich recht," antwortete Konrad, „unser Nesenbach ist nur ein kleines Wässerlein, aber keine Stunde von der Stadt entfernt fließt der Neckar vorbei, der ist nun doch schon viel größer als eure Pegnitz. Aber sprich einmal, wie gefällt Dir denn, von hier aus gesehen, Stuttgart selbst?"

Martin warf einen langen, prüfenden Blick auf die unten liegende Stadt, dann sprach er: „Wenn man von Nürnberg kommt, Freund, ist es schwer, hierüber ein recht unparteiisches Urtheil zu fällen.

Die Häuser stehen dichtgedrängt und manches ragt mit hohem Giebel aus der Mitte seiner Nachbarn hervor; stattliche Gebäude von größerem Umfang aber vermiß ich, das eine dort am Ende der Stadt ausgenommen." — „Das ist," erklärte ihm Konrad, „das gräfliche Schloß. Vor mehr als anderthalb hundert Jahren baute es Bruno, Domherr zu Speier, einer der erlauchten Vorfahren der Grafen von Wirtenberg. Damals sollen nur einige wenige Häuser hier gestanden sein, denn ursprünglich befand sich ein Stuttengarten im Thale, den vor langer Zeit ein Herzog von Schwaben anlegte. Die Gewölbe unter dem Schlosse solltest Du einmal sehen, die sind hoch und geräumig." — „Nun, für den vielen Wein, der hier herum wächst, braucht man auch große Keller," sagte Martin, „aber eins muß ich gestehen, wohl verwahrt habt ihr eure Stadt, das sind tüchtige Mauern und Thürme, und außerdem erblicke ich in der Umgegend noch einige Schlösser, wie heißen diese?"

„Zunächst vor uns," hub Konrad an, „auf der Anhöhe dort zur rechten Seite, erhebt sich die Reinsburg; sie ist zwar von Umfang nur klein, hat aber dicke Mauern und ist mit einem breiten, tiefen Graben umgeben. Weiterhin auf dem Bopserberge dort drüben erblickst Du die Weissenburg, das schönste und größte der um Stuttgart liegenden Schlösser, mit hochragenden Mauern und Thürmen; im Herrenhaus darin, einem ansehnlichen Gebäude, wohnen die Junker von Weissenburg, Dienstleute unserer Grafen. Dort weit in duftiger Ferne kannst Du auch noch die Zinnen der Pragburg und an der Thalmündung die Burg Berg erkennen; hinter den Höhen liegen dann noch in ihrer Nähe die Schlösser Altenburg, Brie und Wartenberg."

„Ich muß gestehen, an Burgen fehlt's auch nicht," sprach Martin, „das muß schon ein zahlreicher, wohlgerüsteter Feind sein, der es wagt, Stuttgart anzugreifen. Tüchtige, tapfere Krieger in diesen Burgen könnten ihm den Angriff nicht übel entleiden. Nun aber, nenn' mir auch noch die beiden kleineren Orte, die im Thal liegen."

„Zunächst bei der Stadt," erläuterte Konrad, „siehst Du Immenhofen und drunten in der Thalschlucht liegt Dunzhofen mit der

Kirche zum heiligen Grab, welche von Pilgern fleißig besucht wird, und darüber erhebt sich eine kleine Burg gleichen Namens."

Während dieses Zwiegesprächs der Jünglinge hatten sich allmählig die abendlichen Schatten über das Thal gelagert, und Konrad ermahnte seinen Freund zum Aufbruch, da sie sonst leicht zu spät zum Nachtimbiß kommen könnten. Rüstig schritten nun die beiden Wanderer vorwärts; bald waren sie im Thal angekommen, wo sie der Weg zwischen Gärten und Getreidefeldern hinführte, und endlich traten sie durch das obere Thor in die Stadt selbst ein. In der engen Straße, durch welche sie nun schritten, herrschte schon größere Dunkelheit, und Martin konnte nur noch bemerken, daß mehrere schmale Gäßchen in sie einmündeten. Aus ihr gelangten sie auf den Markt, damals den einzigen öffentlichen Platz, aber nicht einmal halb so groß wie jetzt. Konrads Vaterhaus lag daran, und schon war, als sie eintraten, die Familie zum Nachtimbiß versammelt. — Obwohl die Treppe finster war, wußte Konrad doch die wohlbekannte Stubenthüre ohne Schwierigkeit zu finden, und als er eintrat, sprang Alles auf, Vater, Mutter, Schwester und Gesinde, das nach damaliger Sitte ebenfalls an dem Tische von Eichenholz saß, um welchen einige Bänke standen, denn Stühle und Sessel gab es damals noch nicht. Konrad stellte seinen Freund vor, welcher entschlossen sei, nun unter Meister Berge's Anleitung sich in seinem Gewerbe weiter auszubilden.

Herzlich grüßte ihn der Meister mit kräftigem Händedruck und sprach: „Ihr kommt gerade zur rechten Zeit, denn an Arbeit wird es uns in den nächsten Wochen nicht fehlen, es gibt manchen Harnisch auszubessern, manchen auch neu zu machen. Der lang erwartete Kampf ist losgebrochen, und Stuttgarts Bürger werden dabei auch nicht hinter dem Ofen sitzen bleiben. Doch davon wißt ihr wahrscheinlich noch Nichts und ich muß es euch also weitläufiger erklären." Die Meisterin aber wußte besser, was den beiden Wanderern zunächst noth that, daher sprach sie zum Hausherrn: „Spar' jetzt Deine Worte, dazu ist später noch Zeit, laß nur die jungen Leute zuvor ihren Hunger und Durst stillen, woran es ihnen nicht fehlen wird."

Meister Berge sah gleich ein, daß seine Frau Recht habe, und

schob deßwegen seine weitere Erläuterung auf eine geeignetere Zeit auf. Die Jünglinge setzten sich und es begann nun jene, zwar nicht feierliche, aber doch wohlthuende Stille, die jedesmal eintritt, wenn der Mensch die ungestümsten Forderungen seines größten Tyrannen, des Magens, zu befriedigen hat. Als aber dieß geschehen war, so mußte zunächst Konrad seine Erlebnisse, seit er das Vaterhaus verlassen hatte, erzählen, und hierdurch bekam Martin Zeit und Gelegenheit genug, die Familie, in deren Kreis er nun eingetreten war, genauer zu betrachten.

Der Meister war ein ernster Mann, dessen Haupt schon graue Haare bedeckten, doch schimmerte treuherziges Wohlwollen durch seinen Ernst; er hatte einen verständigen Blick und seine Reden zeugten von vieler Klugheit. Die Hausmutter Gertrud erschien als eine gutmüthige Frau, welche aber ihrer Würde und Stellung, die sie als oberste Besorgerin des Hauswesens einnahm, wohl bewußt war und ihren Ansichten Geltung zu verschaffen wußte. Der Sohn sah ihr sehr ähnlich und hatte auch seine Hinneigung zur Wohlbeleibtheit von ihr geerbt. Ihr zur Seite saß ihre Tochter Mechtild, Konrads einzige Schwester. Sie war eine schlanke, hochgewachsene Jungfrau, mit wohlgeformten, rundlichen Armen; ihr Gesicht konnte man wenigstens nicht regelmäßig schön nennen, denn die weder römisch noch griechisch gestaltete Nase erschien etwas zu breit, und der Mund mit seinen frischen rothen Lippen war eher etwas zu groß als zu klein; es lag aber in dem Gesichte etwas Kindliches, eine gewinnende Anmuth, welche einige Unregelmäßigkeiten in dessen Bildung leicht vergessen ließ, und ein Paar klarer, verständiger Augen leuchtete daraus. Das braune Haar schmiegte sich fest an die schöngewölbte Stirne und war hinten von einem Sammthäubchen bedeckt. Das Mieder verhüllte zwar sittsam, aber verbarg nicht zu sehr die Reize des schlanken Wuchses und des sich entfaltenden Busens; ein faltenreicher Rock fiel bis auf die Knöchel herab und ließ ein Paar niedlicher Füße schauen; der Stoff der Kleidung war einfach, nach der Sitte jener Zeit, meist aus selbst gesponnener Leinwand, eine dreifache Schnur von rothfunkelnden Granaten aber der einzige Schmuck des Mädchens. Außer den bisher genannten Personen saßen noch eine Magd und zwei

Schmiedknechte am Tisch. Die Stube war mit Eichenholz getäfert, an den Wänden liefen Bänke herum, dem Tische gegenüber stand ein großer, mit glänzendem Beschläge versehener Kasten, und ein irdener Ofen von ansehnlicher Größe bewies, daß auch für Schutz gegen die Winterkälte hinlänglich gesorgt sei.

Nachdem der Nachtimbiß beendigt war, setzte die Hausfrau einen zinnernen Krug von beträchtlichem Umfang nebst mehreren Bechern aus dem gleichen Metall auf den Tisch, wünschte Gatten, Sohn und Gast eine gute Nacht und entfernte sich hierauf mit ihrer Tochter. Bald aber traten etliche Bürger herein, um sich mit Meister Berge noch beim Becher vertraulich zu besprechen:

„Wie's gute Sitt' im Schwabenlande."

Es waren dieß zwei Richter, Heinrich Morhard, ein Kaufmann, und Konrad Franke, ein Waffenschmied, der Metzgermeister Harigel und der Küfermeister Butz, lauter wackere Männer, deren Stimmen von Gewicht waren bei der Bürgerschaft.

Nachdem die gewöhnlichen Grüße gegenseitig ausgetauscht waren und die Neuangekommenen einen tüchtigen Schluck aus den zinnernen Bechern gethan hatten, wandte sich das Gespräch sogleich auf die gegenwärtigen bedenklichen Zeitumstände. Es ist hier der Ort nicht, den Verlauf dieses Gesprächs ausführlicher zu berichten, doch muß sein Hauptinhalt zum besseren Verständniß des Folgenden nothwendig angegeben werden. Es handelte von dem Verhältnisse des Grafen Eberhard des Erlauchten von Wirtenberg zu dem deutschen Könige Rudolph. Dieser, ein geborner Graf von Habsburg, war nach jener unruhvollen, fehdereichen Zeit, welche in der Geschichte unter dem Namen des großen Zwischenreichs bekannt ist, im Jahre 1273 zum Oberhaupte des deutschen Reichs gewählt worden, und bestrebte sich nun mit eben so viel Kraft als Klugheit, Ordnung und Frieden in dem tief zerrütteten Reiche wieder herzustellen. Durch sein Gebot aber, alle Reichsgüter, welche irgend Jemand in der letztverflossenen Zeit an sich gerissen hätte, wieder herzugeben, machte er sich viele deutsche Fürsten zu Feinden. Auch Ulrich der ältere, Bruder des Grafen Eberhard, gehörte zu diesen, denn er hatte gleich seinem Va-

ter, Ulrich dem Stifter, dem ersten Begründer der Macht des wirtenbergischen Fürstenhauses, die Zeit des Zwischenreiches zur Vergrößerung seines Gebietes wohl zu benützen gewußt. Im Bunde mit mehreren andern schwäbischen Fürsten setzte er des Königs Geboten offenen Widerstand entgegen; Rudolphs rascher, unerwarteter Angriff aber zwang ihn und seine Bundesgenossen zu schneller Unterwerfung (1275). Vier Jahre später starb Graf Ulrich, als sein Bruder Eberhard erst vierzehn Jahre alt war. Dieser ergriff jedoch mit fester Hand die Zügel der Herrschaft, die er nun sechs und vierzig Jahre allein führen sollte. Er schritt fest auf dem von seinem Vater einmal betretenen Wege fort, gerieth aber dadurch bald auch mit dem König Rudolph in Streit, besonders als dessen Plan, seinem Geschlechte die Herzogswürde und ein ansehnliches Besitzthum in Schwaben zu verschaffen, immer deutlicher hervortrat. Er gesellte sich nun auch zu seinen Gegnern, welche zu Anfang des Jahres 1286 mit Rudolphs Anhängern einen offenen Kampf begannen. Der König eilte zwar schnell herbei, und sein Machtwort bewirkte, daß zu Ulm am 22. Februar die streitenden Parteien Frieden schlossen. Kaum aber war Rudolph wieder fort, als der Kampf noch heftiger als zuvor entbrannte und das Land schrecklich verheert wurde. Der erzürnte König sammelte nun ein starkes Aufgebot und es hieß, daß er die Absicht habe, zuerst auf den Grafen Eberhard von Wirtenberg, als seinen mächtigsten Gegner, loszugehen. Als sich diese Kunde auch in Stuttgart verbreitete, entstand hier eine starke Bewegung. Es gab nämlich Manchen, welcher meinte, die Stuttgarter seien nicht verpflichtet, dem Grafen beizustehen; denn dieser besitze ja die Stadt nur als Lehen vom König und vom Reich, und wenn er daher gegen ersteren kämpfe, so hätten die Bürger Fug und Recht, ihm ihre Dienste zu verweigern und sich an den Oberlehensherrn anzuschließen, was ihnen vielleicht gar die Reichsfreiheit verschaffen könnte. Die größere Mehrheit stimmte jedoch dafür, daß man den Grafen nicht verlassen sollte, und dieser Meinung waren auch die ehrenwerthen Bürger, welche sich in Berge's Haus versammelt hatten. Machtolf besonders erinnerte an die großen Verdienste, welche die wirtenbergische Fürstenfamilie sich um Stuttgart erworben und wie sie namentlich dessen Rechte stets geachtet habe. „Wem ver-

danken wir," sprach er, „unsere festen Mauern und Thürme? hat sie nicht der Vater unseres jetzigen Herrn in der schlimmen Zeit voll Unruhen und Fehden, deren wir uns Alle noch wohl zu erinnern wissen, aufführen lassen? Welche Vortheile aber uns daraus erwuchsen, ist Jedem bekannt; im wilden Kriegsgetümmel wohnten wir sicher hinter unsern Mauern und mancher wackere Mann, den wir jetzt unsern Mitbürger nennen dürfen, wurde dadurch bewogen, zu uns zu ziehen, um in der unruhigen Zeit seines wohlerworbenen Eigenthums in Sicherheit genießen zu können. Selbst Edelleute, wie die Herren von Tagersheim und Thailfingen, verschmähten es nicht, ihren Wohnsitz im sichern Ringe unserer Mauern aufzuschlagen. So sind wir zu einer stattlichen Gemeinde herangewachsen und alle Gewerbe haben zugenommen." Meister Franke aber meinte, Graf Eberhard brauche sich nicht Alles vom Könige gefallen zu lassen! das wirtenbergische Fürstengeschlecht sei so mächtig und begütert als das habsburgische. „Wer weiß, was geschehen wäre," sprach er, „wenn im Jahre 1273, wo sie in Frankfurt sich zur Königswahl versammelten, unser seliger Herr, Graf Ulrich, noch gelebt hätte; er wäre wenigstens eben so tüchtig zum Reichsoberhaupt gewesen, als der Graf von Habsburg."

Spät in der Nacht erst trennten sich die Freunde, nachdem sie verabredet hatten, all' ihr Ansehen aufzubieten, um die Bürgerschaft völlig auf die Seite des Grafen zu bringen. Konrad und Martin hatten, freilich nur als aufmerksame Zuhörer, dem Gespräche bis zu seinem Ende beigewohnt. Einigemale zwar ermahnte sie Meister Berge, sich zu Bette zu begeben, da sie der Ruhe wohl bedürftig sein würden, er nöthigte sie jedoch nicht dazu, denn er ersparte sich selbst dadurch die Mühe, sie mit den Zeitverhältnissen bekannt zu machen; auch zweifelte er gar nicht daran, daß sie auf solche Weise am besten für seine und seiner Freunde Ansicht würden gewonnen werden, welche sie dann auch unter ihren Genossen weiter ausbreiten könnten. Aber Martin hatte sich durch all' die eifrigen und gutgemeinten Reden der Bürger für ihre Ansicht noch nicht gewinnen lassen. Geboren in einer Reichsstadt, war er im Hasse gegen die Fürsten aufgewachsen, deren immer weiter gehende Umgriffe während des Zwischenreichs auch die

Reichsstädte zu ihrem Nachtheil zu fühlen hatten. Ihm schien der Anschluß an die Partei des Königs klüger, als das Wagniß des Kampfes gegen denselben, im Verein mit dem Grafen. Doch hütete er sich wohl, diese Ansicht zu offenbaren, selbst seinem Freunde Konrad theilte er sie nicht mit; er wollte nicht gleich beim Eintritt in Meister Berge's Haus in ein unangenehmes Verhältniß mit diesem gerathen, vielmehr beschloß er, sich noch näher über die herrschende Stimmung zu unterrichten, da es ihm ja immer freistand, Stuttgart wieder zu verlassen, sobald es ihm hier nimmer gefiel. Mit solchen Gedanken beschäftigt, schlief er zum Erstenmale in dem Hause ein, das seine zweite Heimath werden sollte.

In den nächsten Tagen besuchte Konrad Freunde und Verwandte und machte sie auch mit Martin bekannt. Nach vollendeter Tagesarbeit gingen die Jünglinge in die Trinkstube der Schmiede, zu deren Zunft sie gehörten, und der Nürnberger wußte sich nicht nur durch heitere Laune zu empfehlen, sondern auch durch Kraft und Klugheit Achtung zu verschaffen. Wenn er Sonntags, das Sammetbarett auf die dunkeln Locken gedrückt, das Schwert an der Seite, im schwarzen Wamms mit aufgeschlitzten Aermeln, durch welche das gelbrothe Futter schaute, stattlich durch die Straßen einherschritt, blickte manches schöne Auge ihm nach; selbst Mechtild stellte sich bisweilen heimlich an's Fenster und folgte ihm mit ihren Blicken, bis er an der Straßenecke verschwand. Der Jüngling hatte sich beim Meister und bei Frau Gertrud beliebt zu machen gewußt; gegen diese zeigte er sich ehrerbietig und dienstfertig, und beim Arbeiten fleißig und geschickt. Daher wurde er einige Wochen nach seiner Ankunft schon als ein Mitglied der Familie betrachtet, und darnach gestaltete sich auch sein Verhältniß zu Mechtild. Die Jungfrau war in strenger Eingezogenheit aufgewachsen. Selten, nur bei festlichen Gelegenheiten, trat sie mit den Ihrigen in den größern Kreis der Freunde und Bekannten; sonst war sie fast allein auf den Umgang mit ihren Gespielinnen beschränkt. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn sie Wohlgefallen fand an dem stattlichen Jüngling, welcher mit Ausnahme ihres Bruders ihr näher stand, als irgend ein anderer junger Mann; ein lebhafteres Gefühl für ihn aber war in ihrer Brust damals noch nicht erglüht.

Auch Martin zeigte sich höflich und freundlich gegen die Tochter seines Meisters, er dachte aber nicht daran, daß er je in ein näheres Verhältniß mit ihr treten werde; obgleich es ihm in Stuttgart wohl gefiel, war er doch gesonnen, nach einiger Zeit wieder in die Heimath zurückzukehren und dort sich häuslich niederzulassen.

Das längere Zusammenleben im engen Familienkreise aber brachte die beiden jungen Leute einander immer näher. Martin sah Mechtild täglich bei ihren häuslichen Verrichtungen, wo sich das weibliche Geschlecht am unbefangensten und daher auch am liebenswürdigsten zeigt, und sie hörte gar oft das Lob seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit aus des Vaters Munde, während der Bruder ihr von seinem Freunde ebenfalls nur Lobenswerthes erzählte. Unter solchen Umständen bedarf es oft nur eines scheinbar geringfügigen Ereignisses, um die schlummernde Neigung in der Brust zu wecken, und ein solches kam auch hier.

Im dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert hatte Stuttgart seinen eigenen Adel; die Herrn von Stuttgart waren Dienstleute der Grafen von Wirtenberg. Damals lebte in hohem Alter Rugger von Stuttgart, ein Mann, der durch getreue Dienste sich die Gunst seiner Herrn, durch Freundlichkeit und Eifer für das Gemeindewohl die Zuneigung der Bürger erworben hatte. Aber er lag seit einiger Zeit an einer schweren Krankheit darnieder, und das Herzeleid, welches ihm sein Sohn Anselm verursachte, nagte an seinem Leben fast noch mehr als die tückische Krankheit. Junker Anselm führte ein zügelloses, ausschweifendes Leben, und nur die allgemeine Achtung, in welcher sein Vater stand, machte, daß man ihn noch in der Stadt duldete. Seit einiger Zeit hatte er auch ein Auge auf Meister Berge's Tochter geworfen, und um sie für sich zu gewinnen, schickte er eine Person aus, welche ihm in dieser Hinsicht schon früher Dienste geleistet hatte. Es war ein Weib, —

„— — — — wie auserlesen.
Zum Kuppler= — und Zigeunerwesen,“

von widerlichem Aussehen, häßlich und verwachsen, mit schielenden, tückischen Augen. Man nannte sie die alte Helkraphzin; im Hause

des Meisters Berge hatte sie seit längerer Zeit Zutritt, weil ihr verstorbener Gatte dessen Jugendgenosse gewesen war, und durch ihr einschmeichelndes, unterwürfiges Wesen wußte sie sich namentlich bei Frau Gertrud zu empfehlen. Sie erhielt von der Meisterin manches Geschenk, manchen guten Bissen und Trank, und darum legte sie auch ihrer bösen, allgemein gefürchteten Zunge in Rücksicht auf sie und ihre Familie Zügel an und entschädigte sich für diesen Zwang nur im Kreise ihrer vertrautesten Freundinnen, wo sie dann freilich auch um so schonungsloser von Gertrud und ihren Angehörigen sprach. In der neuesten Zeit suchte sie sich vornämlich bei Mechtild einzuschmeicheln und unterhielt sie besonders von Junker Anselm, von dem Reichthum seines Geschlechts und von der Pracht seines väterlichen Hauses. Behutsam schritt sie vorwärts, darum aber auch langsam, viel zu langsam für Anselms Begierde. Obgleich sie diesem stets günstige Nachrichten von ihren Erfolgen brachte, so schalt er sie doch und begehrte immer dringlicher, daß sie ihm eine Zusammenkunft mit Mechtild verschaffen sollte. Der stolze Junker meinte, wie das wohl heut zu Tage bisweilen auch noch geschehen mag, wenn er nur Gelegenheit bekomme, sich in seiner liebenswürdigen adeligen Persönlichkeit zu zeigen, werde er das Bürgermädchen leicht erobern können.

An einem Abende saß Mechtild einsam in der Stube, mit Spinnen beschäftigt, Vater und Mutter waren ausgegangen. Konrad befand sich in der Trinkstube, nur Martin hämmerte noch drunten in der Werkstätte, denn der Meister hatte ihm die Verfertigung eines vom Grafen Eberhard bestellten Harnisches übertragen, der bis zum nächsten Tag abgeliefert werden sollte. Er arbeitete rasch darauf los, denn er sehnte sich, in die Gesellschaft seiner Freunde zu kommen. Von Zeit zu Zeit aber warf er auch einen Blick auf den immer dunkler werdenden Marktplatz. Da gewahrte er einen Mann, welcher, dicht in seinen Mantel gehüllt, mit raschem Schritt dem Hause Meister Berge's zueilte. Martin wurde aufmerksam, leise näherte er sich der Thüre der Werkstätte und öffnete sie ein wenig. Da hörte er an der Treppe flüstern und meinte, die, wenn gleich möglichst unterdrückte, doch immer noch bemerkbare kreischende Stimme der alten Helkraph-

zin zu vernehmen. Dieses Weib war ihm, seit er sie zum erstenmale erblickt hatte, zuwider gewesen und er faßte sogleich einen schlimmen Verdacht, als er sie mit ihrem Begleiter die Treppe hinaufschleichen hörte. Nur wenige Minuten besann er sich, was hier zu thun sei; hierauf stieg er so still als möglich die Treppe hinan, aus der Wohnstube tönte ihm das Gekreisch der Helkraphzin entgegen und rasch öffnete er die Thüre.

Todesbleich stand Mechtild am Fenster, wo das alte Weib mit grinsender Freundlichkeit zu ihr sprach; Junker Anselm aber hatte sich an den Tisch gelehnt und seine Blicke ruhten gierig auf der Jungfrau. Beim Geräusch der aufgehenden Thüre wandte er sich um und rief zornig: „Was habt Ihr hier zu thun, unverschämter Geselle?“ Martin aber war nicht der Mann, der sich durch eines Junkers herrische Rede schrecken ließ. „Diese Frage richte ich an Euch, Junker,“ entgegnete er, „es ist schlechte Sitte, in Abwesenheit der Eltern in's Haus zu dringen und ein armes Mädchen so zu erschrecken; darum entfernt Euch auf der Stelle mit der Kupplerin dort.“ Diese aber hatte sich schon der Thüre zugeschlichen und eilte rasch die Treppe hinab. Der Junker schien sich zu besinnen, ob er den frechen Gesellen nicht züchtigen sollte; als er aber den kräftigen Jüngling näher betrachtete, hielt er es für klüger, sich ebenfalls zu entfernen; er schritt möglichst stolz zur Thüre, warf einen Blick der Verachtung auf Martin und sprach: „Deine Unverschämtheit soll Dir schlimm bekommen, grober Geselle!“

Als er fort war, trat Martin der Jungfrau näher, welche noch immer bleich und zitternd am Fenster stand. „Gott sei Dank,“ sprach er, „daß ich noch zur rechten Zeit kam, um Euch aus den Klauen des Buben zu erretten. Aber faßt Euch, liebe Mechtild, der soll Euch Euer Haus nie mehr betreten, so lange ich darin verweile.“ Da trat raschen Schrittes und erschreckt Frau Gertrud herein; „was ist vorgefallen?“ rief sie; „eben ging ich an einem Manne vorbei, der fluchend an mir vorübereilte und mich beinahe umgerannt hätte; er schien aus unserem Hause zu kommen.“ Martin erzählte ihr den ganzen Vorfall und Gertrud ließ ihrem Zorn — über die alte Hexe und den liederlichen Junker — freien Lauf. Martin selbst, so erzürnt

er über beide Personen war, suchte sie zu beschwichtigen und stellte ihr vor, es würde besser sein, den Vorfall geheim zu halten, denn wenn er bekannt würde, könnte die Ehre ihrer Tochter darunter leiden. Das sah Frau Gertrud auch ein, schwur aber, weder der Junker, noch die alte Kupplerin sollten jemals wieder über ihre Schwelle treten. Dieß geschah auch nicht, die Helkraphzin ließ sich nie mehr im Hause blicken, und der Junker wußte sich schnell zu trösten, denn: Junkerlieb' und Maienschnee dauern nicht lang und thun doch weh! Die Liebe vergaß er bald, nicht so die Rache.

Mechtild hatte für Martin nur wenige, aber innige Worte des Dankes; um so reichlicher war der Dankbarkeitserguß ihrer Mutter, und gerne hätte sie den Vorfall ihrem Gatten mitgetheilt; nur die Furcht, dieser möchte im Zorn darüber einen unbedachtsamen Schritt thun, hielt sie zurück. Meister Berge hätte freilich aus dem Benehmen seiner Frau und Tochter gegen den Nürnberger beim Nachtimbiß merken können, daß etwas Besonderes vorgegangen sein müsse; er war jedoch zu viel mit den wichtigen Angelegenheiten des Tages beschäftigt, über welche er sich mit seinen Freunden an diesem Abend wieder eifrig besprochen hatte. Konrad aber war von der Sache noch vor dem Nachtimbiß durch seine Schwester unterrichtet worden, und hatte ihr feierlich versprochen, sie zu verschweigen.

Einen guten Theil der Nacht brachte Martin noch damit zu, den Harnisch zu vollenden. Der Schlummer hätte ja doch seine Augen geflohen, und während er mit Hammer, Meisel und Feile ruhig hanthierte, fand er auch noch Zeit, über sich und die neue Gestaltung seines Verhältnisses zu Mechtild nachzudenken. Er selbst hatte sich für ihren Beschützer erklärt, und sie, stillschweigend wenigstens, sein Anerbieten angenommen; dieß war ein entscheidender Schritt. Rasch, vielleicht zu rasch hatte er ihn gethan, wer aber hätte auch die bleiche, zitternde Jungfrau anschauen können, ohne so wie er zu handeln! So zog die Liebe in des Jünglings Herz ein und auch Mechtilds Herz wurde von Gefühlen bewegt, die ihr früher unbekannt waren. Obwohl in dem äußerlichen Benehmen beider Liebenden gerade keine besonders sichtbare Aenderung eintrat, so hätte ein aufmerksamer Beobachter doch bald bemerken können, welche Veränderung in ihrem

Innern vorgegangen war. Ihre Blicke sagten, was sie in Worten noch nicht auszusprechen wagten, Mechtild aus jungfräulicher Scheu, Martin, weil er nicht wußte, wie der Geliebten Eltern seine Bewerbung aufnehmen würden. Aber die Zeitumstände, welche ja stets gewaltiger als menschliche Kraft wirken, führten rascher, als die Liebenden hofften und erwarten mochten, eine Entscheidung herbei.

Der September war indeß herangekommen und mehr und mehr hatte sich das Kriegsgetümmel der Stadt Stuttgart genähert. Der Entschluß des Grafen Eberhard, sich im festen Ringe ihrer Mauern gegen die ihn drängende Uebermacht zu vertheidigen, war bekannt geworden und täglich erwartete man seine Ankunft. Am 19. September hielt der Graf seinen Einzug durch das Dunzhofer Thor. Vogt, Rath und Gericht standen hier, ihn zu empfangen, die bewaffnete Bürgerschaft schloß sich an sie an. Es war eine stattliche Schaar; jeder hatte den frischgeputzten, glänzenden Harnisch an; die einen waren mit scharfen Schwertern, die andern mit schweren Streitkolben, viele auch mit Spießen bewaffnet. Getrennt von ihnen schaarten sich die Gesellen der verschiedenen Zünfte, je unter ihren Anführern, von denen auch Martin einer war; denn ihn hatte die Schmiedzunft in diesem Kampf zu ihrem Führer gewählt. Zwischen den Bewaffneten trieb sich die Jugend herum, welche, mit der nahenden Gefahr unbekannt, sich an dem ihr ungewohnten Anblick erfreute. Die Fenster der nahe gelegenen Häuser waren gedrängt voll von Frauen und Jungfrauen.

Es dauerte nicht lange, so hörte man draußen Trompetengeschmetter, das bis dahin verschlossene Thor öffnete sich und herein ritt an der Spitze seiner Krieger Eberhard der Erlauchte, Graf von Wirtenberg, damals noch ein Jüngling von einundzwanzig Jahren. Er saß auf einem Streitroß von kräftigem Bau und starken Gliedern; statt des Helmes trug er ein mit nickenden Federn geschmücktes Barett, und sein ganzes Aussehen kündigte den Herrscher an: die gewölbte Stirne, unter welcher ein Paar feuriger Augen hervorblitzte, vor deren scharfem durchdringenden Blick Jeder unwillkührlich seine Augen niederschlug, die stark hervortretende Adlernase und der Mund mit den festgeschlossenen Lippen. Nur die vollen

Wangen, das rundliche Kinn und der eben aufsprossende Bart, welcher das Kinn, die Oberlippe und die Wangen bedeckte, zeugten von der Jugend des Grafen, denn auch sein Blick war männlich und ernst. Er trug einen schwarzen, mit silbernen Buckeln besetzten Harnisch, denselben, welchen Martin verfertigt hatte. Ein breites, langes Schwert hing ihm von der einen, ein Dolch von der andern Hüfte herab. Einige Minuten überschaute er, das ungeduldig in die Zügel beißende Pferd mit starker Faust anhaltend, die um ihn sich drängende Menge, dann sprach er mit lauter Stimme: „Treue und wackere Bürger meiner Stadt Stuttgart, ich freue mich sehr, euch so zahlreich im Waffenschmuck um mich versammelt zu sehen und mit euch die kräftige Jugend der Stadt. Ihr wißt, daß ich von starker Heeresmacht bedroht bin, welche mein väterliches Erbe mir zu entreißen gekommen ist. Aber ich werde es vertheidigen bis auf den letzten Blutstropfen. Ist Gott mein Freund, so mag alle Welt mich anfeinden. Doch auf euern Beistand trau ich fest; so sprecht denn, wollt ihr mich in diesem Kampfe nicht verlassen?"

Ein donnernder Beifallsruf antwortete der Rede des Grafen, dessen ernste Züge sich sichtlich aufheiterten, und hervor trat Konrad Amrain, der Schultheiß, und versicherte den Grafen, die Bürger Stuttgarts seien entschlossen, treu bei ihm auszuharren. Dankend reichte Eberhard dem Schultheißen die Hand und sprach: „Das will ich ihnen nie vergessen." Hierauf grüßte er die Versammelten und wollte weiter reiten. Als er aber den Meister Berge erblickte, winkte er ihn zu sich und sagte: „Euch bin ich noch besonderen Dank schuldig, Meister, denn Ihr habt mir da einen trefflichen Harnisch geliefert. Gestern erst erprobte ich seine Güte, die schweren Bolzen der Armbrüste haben kaum eine Spur darauf zurückgelassen." — „Erlauchter Herr Graf," entgegnete der Angeredete, „Euer Lob gebührt nicht mir, sondern meinem Gesellen dort, welcher den Harnisch verfertigte. Er ist ein gar geschickter Arbeiter und auch sonst ein wackerer Junge, der Sohn eines meiner Jugendfreunde, des kunstreichen Meisters Behaim zu Nürnberg." — „Ein Reichsstädter also," sprach der Graf lächelnd, „nun, das hätt' ich nicht geglaubt, daß ein solcher mir eine so tüchtige Wehre verfertigen würde. Wenn Euer Geselle da ist, so

ruft ihn doch einmal herbei.“ Martin kam und auch ihm reichte der Graf die Hand, indem er ihn scharf betrachtete. „Der Harnisch also,“ sagte er hierauf, „ist Euer Werk, er hat mir schon gute Dienste geleistet, und ich werde dergleichen Rüstzeug noch mehr brauchen. Wenn Ihr Euch daher in Stuttgart ansiedeln wollt, seid Ihr mir willkommen; an einem Ehegespons wird es Euch nicht fehlen. Jungfrauen, schön und tugendsam, treu und häuslich, gibt es in Stuttgart nicht wenige.“

Noch einmal grüßte hierauf der Graf die Versammelten und ritt dann rasch dem Schlosse zu. Jetzt erst erhob Martin recht den Blick und schaute ihm nach: Meister Berge und seine Freunde aber umringten ihn und wünschten ihm Glück. Der Jüngling fand, daß er dem ersehnten Ziele einen bedeutenden Schritt näher stehe; des Grafen Fürsprache, hoffte er, werde ihm nicht fehlen, und er gelobte deßhalb in seinem Innern, dessen Sache treu und muthig zu vertheidigen.

In seiner Freude bemerkte er den Reiter nicht, der, an ihm vorbeieilend, einen Blick voll finstern Grimmes und tückischer Schadenfreude auf ihn warf. Es war Junker Anselm, den des Vaters strenges Gebot hinausgetrieben hatte in das Feldlager, welches er nun gerne wieder mit dem behaglicheren Aufenthalt in Stuttgart vertauschte, wo er neben neuen Vergnügungen auch die Befriedigung seiner Rache zu finden hoffte.

Das Erscheinen des Grafen Eberhard aber hatte ihm nicht nur Martins Herz gewonnen, sondern auch in Stuttgarts Bürgern die letzten Zweifel unterdrückt, was sie thun sollten. Er hatte sein festes Vertrauen auf sie öffentlich ausgesprochen; dieses zu täuschen schien ihnen eine arge Schande, zumal jetzt, wo er von mehr als einer Seite schwer bedrängt wurde.

„In Fährden und in Nöthen zeigt erst das Volk sich ächt,“ sagt ein vaterländischer Dichter und sein Ausspruch hat sich zu allen Zeiten erprobt. Ein deutscher Fürst, der sich vertrauensvoll seinem Volke naht, ist auch in der größten Noth nicht verlassen. Des Volkes Liebe ist stärker als jede Mauer, das haben Stuttgarts Bürger im Jahr 1286 bewiesen. Wohl dem Fürsten, der diese Liebe zu verdienen weiß.

Seit Graf Eberhard in Stuttgart angekommen war, am näm-

lichen Tage, wo König Rudolph mit einer beträchtlichen Heerschaar in Eßlingen einrückte, seitdem rüstete man sich hier auf's Eifrigste zur Gegenwehr. Mauern und Thürme, Zwinger und Gräben wurden auf's Genaueste untersucht und was sich daran schadhaft fand, ausgebessert; auf die Mauern und Thürme stellte man die Wurfgeschosse und häufte Steine und Balken neben ihnen auf; von den Stadtthoren aber blieb für jetzt nur das obere Thor unverrammelt. Eberhard selbst sah fleißig hiebei nach und beschleunigte durch ermunternde Worte und Lobsprüche die Arbeiten. Nirgends ging es aber wohl geschäftiger her, als in der Werkstätte des Meisters Berge, denn noch manches Rüstungszeug mußte ausgebessert, noch manches neu gemacht werden.

Am 23. September 1286 erschien König Rudolph mit seinem Heere vor der Stadt und schlug sein Lager auf dem Eßlinger Berge auf. Sein eigenes Zelt erhob sich unter der alten Eiche, welche Konrad vom Hasenberg aus seinem Freunde gezeigt hatte, und sie hieß deßwegen seit dieser Zeit die Königseiche. Rings umher standen Zelte und Hütten in Menge, und das Ganze war gegen plötzliche Ueberfälle mit Wagen und Karren umgeben, welche man durch Ketten fest verbunden hatte; daher heißt die Halde, wo das königliche Lager stand, bis auf den heutigen Tag die Wagenburg.

Die Belagerung wurde mit großem Ernst und Eifer eröffnet; die Belagerer hieben die Bäume in der Nähe der Stadt um, rißen die Gartenzäune ein und füllten die Feldgräben aus, um für ihre Maschinen einen bequemen Zugang zu erhalten; dann wurden diese selbst herbeigeschleppt, die Mangen, große Kisten, gefüllt mit Steinen, welche man nach den Vertheidigern der Stadt warf, und die Blyden, mittelst welcher man starke Balken gegen die Mauern schleuderte. Solchem Beginnen aber sahen die Belagerten auch nicht müßig zu, ihre Armbrustschützen verwundeten und tödteten manchen wackern Krieger und durch ihre Wurfgeschoße wurden einige der Maschinen beim Herannahen zerstört. Besonders heftig wurde der Kampf, als die königlichen Krieger einen Theil des Stadtgrabens auszufüllen suchten, was ihnen nicht ohne schweren Verlust gelang. Jetzt rollten sie mit Rädern versehene Schirmdächer herbei, unter welchen schwere,

vornen mit Eisen beschlagene Balken hingen, die dann, mächtig in Schwung gesetzt, die Mauern erschütterten; eine Anzahl kühner Männer nahm wohl auch einen solchen Mauerbrecher auf die Schultern und raunte damit gegen die Mauern; die Belagerten aber ließen Wollsäcke herab, um die Gewalt des Stoßes zu schwächen oder suchten in Schlingen die Mauerbrecher zu fassen. Ueberall war wildes Geschrei und Getümmel. Endlich war es den Belagerern gelungen, an einigen Stellen große Stücke der Mauer nieder zu werfen und der König beschloß, nun einen Sturm zu wagen. Am frühen Morgen schon war in seinem Lager Alles in lebhafter Bewegung, die Schaaren ordneten sich zum Kampfe und rückten hierauf, jede unter ihrem Banner, gegen die Stadt. Da sah man die Banner von Hohenberg und Teck, von Weinsberg und Vaihingen, neben den Fahnen verschiedener Reichsstädte; der König selbst mit der Reichsfahne hielt auf einer Anhöhe, um von hier aus den Angriff zu leiten. Als so der Feind in drohender Haltung heranrückte, ermahnte Graf Eberhard die Seinigen zur standhaften Gegenwehr, und Bürger wie Krieger drängten sich herbei, um die Mauerlücken auszufüllen, wo sie nun, die Schilde vorhaltend, eine lebendige Mauer bildeten. Bald kam es zum heftigsten Handgemenge; einigemal wurden die Reihen der Vertheidiger der Stadt von den übermächtigen Feinden durchbrochen, aber jedesmal erschienen neue Schaaren und drängten die Angreifenden wieder zurück. Albrecht Remser, der das Banner von Eßlingen trug, hatte dieses schon auf den Mauertrümmern aufgepflanzt, aber Martin schmetterte ihn mit einem Kolbenschlag nieder, faßte das Banner und schwang es hoch in der Luft; da erhoben die Seinigen ein Siegesgeschrei und die Feinde wichen zurück. So dauerte der Kampf bis nach Mittag fort; endlich jedoch, als der König die nutzlosen Anstrengungen der Seinigen sah und erfuhr, daß manche seiner besten Krieger schon gefallen seien, gab er das Zeichen zum Rückzug.

Auf diesen glücklich zurückgeschlagenen Sturm folgte eine kurze Waffenruhe, während welcher die Belagerten die Mauerlücken durch starke Balken verrammelten. Bald begann jedoch von Neuem die Arbeit der Belagerungsmaschinen, ein zweiter Angriff wurde gewagt, aber er gelang nicht besser, als der erste. Nun beschloß der König,

keinen neuen Sturm mehr zu unternehmen, bis der Erzbischof von Mainz ankäme, welcher mit einer beträchtlichen Verstärkung vom Rheine her auf dem Marsche zu ihm war.

Auch die Belagerten hatten manchen Todten zu beklagen und unter den Verwundeten war auch Konrad, dem ein Steinwurf die Hüfte verletzt hatte. Martin dagegen hatte keine Wunde empfangen, obwohl er stets unter den Vordersten kämpfte. Er brachte die erbeutete Fahne mit nach Hause, wo sie nun die Werkstätte Meister Berge's schmückte. Mechtild verlebte, während ihr Geliebter die Stadt so muthig vertheidigen half, eine angstvolle Zeit; oft wenn der Kampf so gar gewaltig tobte und der Lärmen bis zu ihrem stillen Kämmerlein drang, erstieg sie die höchste Kammer unter dem Giebel und schaute mit thränenden Augen nach dem Kampfplatze. Ihr einziger Ausgang war nach der Kirche, wo sie mit brünstiger Andacht zu Gott betete, daß er ihren Martin beschützen möge, auch ihrer Schutzheiligen, der Jungfrau Maria, eine schwere Wachskerze opferte.

Gott hatte ihr Gebet erhört und wohlbehalten kehrte Martin zurück; allein er konnte stets nur einige Stunden des Tags bei der Geliebten verweilen; denn in der Werkstätte gab es viel zu schaffen und der Kampf um die Stadt hatte auch nicht ganz aufgehört, die Belagerungsmaschinen besonders setzten noch immer ihr Zerstörungswerk fort.

Indeß arbeitete aber auch im Finstern die Rache. Junker Anselm hatte, nach langem Nachsinnen, einen Plan erdacht, durch welchen er den verhaßten Panzermacher völlig zu verderben hoffte. Er kannte des Grafen Widerwillen gegen die Reichsstädte, welche sich ihm überall in den Weg stellten, und wußte, daß auch die Nürnberger eine Kriegerschaar zum königlichen Heere geschickt hatten. Darauf gründete er seinen heimtückischen Plan. Er beschuldigte Martin, daß er in einem geheimen Einverständnisse mit seinen Landsleuten stände und sie in die Stadt einlassen wollte. Anfangs schenkte ihm der Graf keinen Glauben, da ihm des Jünglings tapferes Benehmen bei der Vertheidigung der Stadt nicht unbekannt geblieben war; allmählich aber schlichen sich doch Mißtrauen und Argwohn gegen den Nürnberger in sein Herz ein. Da brachte einer der Wächter auf der Mauer

einmal einen Bolzen, welcher von außen herein in die Stadt geschossen worden, und an einem Balken stecken geblieben sei. Wie zufällig erschien auch der Junker; man untersuchte den Bolzen, der etwas dicker als gewöhnlich war und fand darin einen Pergamentstreifen, worauf die Worte standen: „Martin Behaim, gedenke Deines Versprechens, heute um Mitternacht kommen wir an die bezeichnete Stelle.“ Jetzt erschien des Jünglings Verbrechen nicht mehr zweifelhaft und in der ersten Hitze befahl der Graf, ihn sogleich zu verhaften, ein Auftrag, den der Junker mit dem größten Vergnügen übernahm.

Sorglos und in heiterer Stimmung — denn er kam von seiner Mechtild — ging Martin auf seinen Posten zurück, als ihm Anselm, von einigen Bewaffneten begleitet, mit einem Gesicht, dessen häßliche Züge durch hämische Schadenfreude und das Gefühl befriedigter Rache noch mehr entstellt wurden, in den Weg trat. Der Jüngling wurde durch den Befehl, ihn zu verhaften, zu sehr überrascht, als daß er an Widerstand hätte denken können; gebunden schleppten ihn die Kriegsknechte in einen finstern, feuchten Keller, dessen mit Eisen beschlagene Doppelthüre der Junker selbst verschloß. Da lag nun auf halbvermodertem Stroh der unglückliche Martin, den verzweiflungsvollen Blick starr an die Decke seines Kerkers gerichtet. Der Liebe sonniger Maientag hatte sich für ihn in dunkle Nacht verwandelt, und er wußte nicht, ob und wenn ein neuer Morgen für ihn anbrechen werde. Denn da er sich keiner Schuld bewußt war, erkannte er bald, daß allein Anselms Tücke ihm dieses Unglück bereitet habe, und dessen bösartiger Charakter, so wie das Ansehen, in welchem auch am gräflichen Hof seine Familie stand, waren ihm zu wohl bekannt, als daß er nicht das Schlimmste hätte fürchten sollen. Der Gedanke an das Schicksal seiner Geliebten aber drückte ihn noch mehr, als der an das seinige. Sein Toben jedoch war fruchtlos, seine Verwünschungen verhallten ungehört in dem finstern Gewölbe. Endlich behauptete die Natur ihr Recht, erschöpft sank der Jüngling auf sein Schmerzenslager, wo bald der wohlthätige Genius des Schlafes seine Fittige über ihn ausbreitete. Denn gerne naht sich der tröstende Gott dem Unglücklichen und erfreut ihn mit glücklichen Träu-

men, nur dem Lager dessen bleibt er fern, der sein Gewissen mit schwerer Schuld belastet hat.

Bei Junker Anselm war dieß damals freilich nicht der Fall; dieser lag in festem Schlafe auf seinem weichen Pfuhle; wer ihn aber spät in der Nacht hätte nach Hause wanken sehen, würde wohl gewußt haben, daß es mehr Betäubung des Rausches, als ein gesunder Schlaf war, und nach kurzer Zeit begann er auch, von schweren Träumen geängstigt, sich unruhig auf seinem Lager umherzuwälzen. Die Sonne stand schon ziemlich hoch am Himmel, als er erwachte und sein Diener ihm meldete, der Graf habe nach ihm geschickt und verlange, daß der Junker sogleich vor ihm erscheine. Das Haupt von Weindünsten beschwert, dachte der Junker nicht über die Ursache dieses Befehls nach, sondern eilte, demselben zu gehorchen; er konnte ja vielleicht Gelegenheit erhalten, seine Rache vollends ganz zu befriedigen.

Aber die Vorsehung wachte über Martin, und der Blitz, der ihn zerschmettern sollte, traf den Urheber seines Mißgeschicks. Als der Jüngling erwachte, drang durch das enge Gitterfenster, welches in der Höhe seines Kerkers angebracht war, gerade ein freundlicher Sonnenstrahl. Martin hätte ihn mit seinen Blicken einsaugen mögen, denn er goß von Neuem Trost und Hoffnung in sein Herz; er begrüßte ihn als seinen Rettungsstrahl und nicht vergebens.

Nach einiger Zeit öffnete sich seine Kerkerthüre, und ein Leibdiener des Grafen trat herein, um ihn zu seinem Herrn zu führen. Martin wußte nicht, was geschehen sollte, und die Wache vor des Grafen Zimmer erregte in ihm gerade keine guten Hoffnungen. Als er eintrat, ging Eberhard rasch auf ihn zu. „Verzeiht mir, wackerer Junge," sprach er, dem Jüngling die Hand reichend, „daß ich Euch in unbesonnener Hitze so großes Unrecht that, doch der Bube dort ist an Allem Schuld." Bei diesen Worten deutete er auf Anselm, der sich in den fernsten Winkel des Zimmers geschmiegt hatte. „Ich bin aber jetzt von Eurer Unschuld völlig überzeugt; der elende Verleumder hat sich selbst verrathen und Alles gestanden. Ihr seid frei und sollt die Genugthuung, die Euch gebührt, in vollem Maße erhalten."

Martin wußte nicht, wie ihm geschah, auch verstand er des

Grafen Rede nicht ganz, er dankte aber diesem mit herzlichen Worten und erzählte ihm offen, wie er Anfangs gar nicht im Sinne gehabt habe, ihm seine Dienste zu widmen, wie sich aber bei dessen Einzug sein Entschluß geändert habe. „Nun," erwiderte der Graf lächelnd, „so ganz kann ich es doch nicht glauben, daß Ihr allein meinetwegen beschlossen habt, länger in dieser Stadt zu verweilen."

Erröthend schlug Martin die Augen nieder; der Graf aber fuhr fort: „Ihr dürft Euch nicht schämen, Meister Berge's Tochter ist eines wackern Mannes wohl werth und mein Fürwort bei ihrem Vater soll auch nicht fehlen; dieses aber gilt, wie ich weiß, bei dem Alten nicht wenig."

Da tönte das Schmettern der Trompeten aus dem königlichen Lager herüber und rasch trat Eberhard an ein Fenster, das eine freie Aussicht nach dem Eßlinger Berge gewährte. „Ha!" rief er, „dort seh' ich das Banner von Mainz, der Erzbischof ist angekommen (23. Oktober) und nun wird's wieder Schwertschläge und Lanzenstöße geben. Doch," fuhr er nach einigem Besinnen fort, „Heinrich von Isny ist ja von frühen Zeiten her mein Freund, wer weiß, was seine Ankunft mir Gutes bringt. Ich bin des langen Kampfes ebenfalls müde, und wenn der Habsburger mir nur billige Bedingungen macht, so könnte es wohl zu einer Aussöhnung zwischen uns kommen."

Rasch wandte er sich hierauf um, rief der Wache und befahl ihr, den Junker Anselm in den Kerker zu führen, grüßte den Jüngling, ihm die Worte: „Wir sehen uns bald wieder!" zurufend, und verließ das Gemach.

Martin eilte natürlich zunächst in Meister Berge's Haus; er fand die ganze Familie dort versammelt, welche seine Befreiung schon wußte. Denn Ritter Werner von Tagersheim, welcher beim Kampfe zur Vertheidigung der Stadt den Jüngling kennen und schätzen lernte, und dem dieser auch vornämlich seine Befreiung verdankte, hatte ihr Alles mitgetheilt.

Junker Anselm nämlich kam an dem Tage, wo ihm die Verhaftung seines Todfeindes gelungen war, mit triumphirender Miene in die Weinstube unweit des Schlosses, welche gewöhnlich der Versammlungsplatz der Hofleute und des Adels war.

Die Freude über den errungenen Sieg, vielleicht aber auch die mahnende Stimme seines Gewissens, welche er betäuben wollte, bewirkten, daß er übermäßig viel trank und in der Trunkenheit allerlei Reden führte, welche seine Schandthat zwar nicht ganz enthüllten, aber doch hinreichend waren, unter den Anwesenden einigen Verdacht gegen ihn zu erwecken. Vielleicht jedoch hätte Niemand von ihnen sich weiter um die Sache bekümmert, wäre nicht Werner von Tagersheim dagewesen, unter dessen unmittelbaren Befehlen während des Kampfes Martin gestanden, der kurz vorher die Verhaftung des jungen Mannes erfahren, und vom Grafen einen Vorwurf darüber, daß er den Nürnberger nicht besser beobachtet habe, empfangen hatte. Werner eilte deßwegen gleich am nächsten Morgen zum Grafen, und da auch zugleich die während der Nacht ausgestellten Wächter meldeten, daß sie nicht das geringste Verdächtige bemerkt hätten, so wurde Junker Anselm vor den Grafen berufen, wo er in der Angst eines schuldbelasteten Gewissens ein Geständniß ablegte, welches hinlänglich war, Martins Unschuld zu beweisen. Er hatte den Wächter, der den für den Nürnberger so verhängnißvollen Bolzen brachte, durch eine bedeutende Geldsumme gewonnen, und wollte ihn, wie er selbst gestand, bei der nächsten günstigen Gelegenheit durch einen seiner Knechte tödten lassen, damit ja Niemand seine Frevelthat entdecken könne.

Meister Berge erzählte dieß dem staunenden Jüngling und verhehlte ihm auch nicht, daß Graf Eberhard ihn zu sich berufen und ein gewichtiges Fürwort für ihn eingelegt habe. „Es hätte dessen nicht bedurft," fuhr er fort, „ich und mein Hausgespons haben Eure Liebe wohl bemerkt, und Eurer Verbindung mit Mechtild steht nichts im Wege, wenn Ihr Euch nur in Stuttgart niederlassen wollt." — „Das will ich, ja, das will ich!" rief Martin lebhaft, indem sein feuriger Blick die Geliebte traf, die Konrad nun hocherfreut in seine Arme führte. „Einige Monate," sprach er, „hast Du dem Freunde versprochen, hier zu verweilen, die Liebe, hoff' ich, wird Dich nun auf längere Zeit fesseln."

Der Ruf der Pflicht trennte endlich die Glücklichen, denn Martin mußte auf seinen Posten zurück, da man, nach der Ankunft der

beträchtlichen Verstärkung, welche der Erzbischof von Mainz dem Könige zugeführt hatte, einen neuen Angriff befürchtete. Dieser erfolgte wirklich auch schon am nächsten Tage, wurde aber wie die früheren Stürme mit großem Verlust zurückgeschlagen.

Unmuthig saß König Rudolph in seinem Zelte, der Erzbischof war bei ihm und sprach versöhnende Worte. Er fand jedoch kein geneigtes Gehör; da trat einer der Anführer herein und meldete, die Besatzung der Weissenburg habe einen Ausfall gemacht und eine in das königliche Lager bestimmte Viehheerde fortgeführt.

Rasch sprang nun der König von seinem Sitze auf und rief: „Wollen denn diese kecken Bursche uns gar keine Ruhe lassen? Nichts hat uns, das versichere ich Euch, Herr Erzbischof, die Belagerung so erschwert, als diese Burgen rings um die Stadt. Nie ließen ihre Besatzungen uns in Ruhe, und wollten wir Stuttgart einmal angreifen, gleich saßen sie uns auf dem Nacken. Ich habe, scheint es, die Sache dießmal falsch angegriffen, komm' ich wieder einmal, so müssen zuerst diese Burgen fallen."

Dem Erzbischof, welcher gern vermittelt hätte, kam diese Rede ganz erwünscht. „Erlauchter Herr," sprach er, „jetzt wird es wohl nicht mehr die geeignete Jahreszeit sein, um die Belagerung dieser Burgen vorzunehmen, und da, wie Ihr wißt, ein Abgeordneter des Pabstes zu Speier auf Euch wartet, möcht' ich zu einem gütlichen Vergleich mit dem Grafen von Wirtenberg rathen; zeigt er sich dann von Neuem ungehorsam, so könnt Ihr ihn um so schärfer strafen." — „Es wird wohl jetzt das Klügste sein, wenn ich mich mit ihm aussöhne," erwiderte Rudolph; „aber ich fürchte, der stolze Graf wird sich nichts gefallen lassen wollen, und ohne Strafe kann ich ihm doch seinen Ungehorsam nicht hingehen lassen. Das würde mir Schande bringen im ganzen Reich." — „Ueberlaßt das mir, erlauchtester Herr," sagte der Erzbischof; „ich kenne den Grafen schon seit langer Zeit und bin überzeugt, daß er auch nicht in thörichtem Hochmuth trotzen wird; gleich am nächsten Morgen will ich zu ihm, und ich hoffe, die Sache zu Eurer Zufriedenheit zu beendigen."

„So sei es," sprach der König, „ich kenne Eure Klugheit und gebe Euch daher unumschränkte Vollmacht. Schließt mit ihm ab und sehet

nur darauf, daß Ihr meiner Würde als Reichsoberhaupt nichts vergebet.“ — „Sicher nicht, erlauchtester Herr,“ erwiderte der Erzbischof, nahm von dem Könige Abschied und verließ sein Zelt.

Am nächsten Morgen sahen die Wächter auf Stuttgarts Mauern einen stattlichen Zug aus dem königlichen Lager herabkommen, aber die weiße Fahne, welche an dessen Spitze getragen wurde, überzeugte sie bald, daß er in friedlicher Absicht komme. Es war der Erzbischof mit seinem Gefolge, der bald vor dem Eßlinger Thor erschien und Einlaß begehrte, weil er mit dem Grafen selbst Wichtiges zu verhandeln habe. Eberhard, von seinem Herannahen schon früher benachrichtigt, kam selbst herbei, das Thor öffnete sich und die beiden Herrn, einander herzlich begrüßend, ritten nach dem Schlosse. Was sie hier mit einander verhandelten, erfuhr Niemand; gleich aber, nachdem der Erzbischof wieder fortgeritten war, wurde in der ganzen Stadt verkündet, daß ein Waffenstillstand geschlossen sei und bei schwerer Strafe Niemand sich weitere Feindseligkeiten gegen die Belagerer erlauben solle. Diese Nachricht erregte unter Stuttgarts Bürgern viele Freude, denn auch sie sehnten sich nach der Beendigung des verderblichen Kampfes, der ihre Gärten und Felder dem Feinde lange preisgegeben hatte.

Noch einige Tage aber ritt der Erzbischof zwischen dem Lager und der Stadt hin und her, bis endlich die erfreuliche Nachricht vom wirklichen Abschluß des Friedens erscholl. Dieser kam den 10. November zu Stande, der Graf bat den König um Verzeihung, unterwarf sich ihm und übergab ihm, als Bürgschaft künftigen friedlichen Verhaltens, zwei seiner Burgen.

Hiezu kam aber noch eine Bedingung, welche in Stuttgart viele Unzufriedenheit erregte, daß nämlich die Mauern der Stadt niedergerissen werden sollten. Man konnte nicht begreifen, wodurch der Graf zu bewegen gewesen sei, hierein zu willigen, und ein großer Lärmen entstand, als Rudolphs Krieger wirklich den Anfang mit dem Niederreißen machten. Es waren aber nur einige während der Belagerung schon schadhaft gewordene Mauerstücke, welche sie zerstörten, und bald folgten sie dem Könige nach, welcher schon am 11. November nach Speier aufgebrochen war.

Jetzt erreichte auch Martin das Ziel seiner Wünsche. Frau Gertrud war mit den Vorbeitungen zur Hochzeit schneller fertig als man glaubte, obwohl sie dieselbe auf's Stattlichste zurichtete. Das schmucke Ehepaar, dem Verwandte und Freunde in ansehnlicher Menge das Geleite zur Kirche gaben, lockte so viele Zuschauer herbei, daß die Kirche sie kaum fassen konnte, und die geräumige Zunftstube, wo nach damaliger Sitte das Hochzeitsmahl gehalten wurde, war für die geladenen Gäste beinahe zu klein. Auch Graf Eberhard erschien hier und unterhielt sich gar freundlich mit den Anwesenden.

Er hatte damals die Mauern Stuttgarts schon wieder hergestellt und rüstete sich, um, wenn es sein müßte, noch einen zweiten Kampf mit König Rudolph zu bestehen. Denn der Erzbischof hatte ihm zwar Hoffnung gemacht, der König werde die Burgen, welche der Graf als Friedensunterpfand hatte abtreten müssen, bald wieder herausgeben; dieß aber geschah nicht und zugleich sprach man wieder viel von Rudolphs altem Plane, die Herzogswürde in Schwaben an seine Familie zu bringen. Diese Umstände waren wenig geeignet, dem Frieden eine lange Dauer zu versprechen; doch währte es länger als man glaubte, bis die Feindseligkeiten von Neuem ausbrachen; der Hauptgrund hievon war die Kirchenversammlung, welche im Frühlinge des Jahres 1287 zu Würzburg gehalten wurde und die volle Thätigkeit des Königs in Anspruch nahm.

Erst im Julius brach Rudolph mit seinem Heere nach Schwaben auf, wo seine Anhänger ihn kampfgerüstet schon erwarteten. Vor Stuttgart schlug er sein Lager wieder auf derselben Stelle auf, wie das Jahr zuvor; sein erster Angriff aber galt nicht der Stadt selbst, sondern den um sie her liegenden Burgen. Während ein Theil seiner Krieger mit der Besatzung Stuttgarts, die häufige Ausfälle machte, sich herumschlug, betrieb er selbst mit dem größten Eifer die Eroberung schon früher genannter Burgen, von denen eine nach der andern von Grund aus zerstört wurde; die Weissenburg allein stand noch, als der König mit einem Theile seines Heeres aufbrach, verheerend durch's Rems- und Filsthal zog und sich vor Herwartstein, die Burg des Grafen Ulrich von Helfenstein, legte, welcher er ebenfalls eine Züchtigung zugedacht hatte.

Ein heißer Kampf entbrannte nun um die Weissenburg; die Belagerten waren entschlossen, sich bis auf den letzten Mann zu wehren, die Belagerer aber, durch die bisherigen Erfolge stolz gemacht, eröffneten mit großem Eifer den Angriff, dessen günstiger Ausgang ihnen nicht zweifelhaft schien. Aber die Lage der Burg erschwerte ihr Unternehmen sehr, sie konnten ihr nur auf einer Seite beikommen, und hier war sie durch einen breiten, tiefen Graben und starke Mauern geschirmt. Es kostete manchen tapfern Krieger, bis es endlich gelang, die Belagerungsmaschinen so aufzustellen, daß sie die Burg wirksam beschießen konnten. Der hohe Thurm, auf welchem das Banner von Wirtenberg flatterte, war das Hauptziel, welches die Belagerer sich ausersahen; einen Sturm zu wagen hatte ihnen König Rudolph bis zu seiner Zurückkunft verboten. Vor einem Angriff aus der Stadt, der sie in der Belagerung hätte stören können, waren die königlichen Krieger sicher, denn kurz nach des Königs Abzug war auch Graf Eberhard ausgezogen, hatte sich mit dem Pfalzgrafen Göz von Tübingen vereint, und durchstreifte nun verheerend das Gebiet seiner Gegner. Die Eßlinger besonders, gegen welche er einen alten Groll hegte, hatten viel von ihm zu leiden. Sie riefen deßwegen den Grafen Albrecht von Hohenberg, des Königs Schwager, um Hilfe an und als dieser erschien, beschlossen sie mit ihm vereint im wirtenbergischen Gebiete einzufallen.

Die Flammen der Orte Ober- und Untertürkheim verkündeten dem Grafen, der gerade im Begriff war, von den Fildern in das Neckarthal herabzuziehen, ihre Absicht und rasch eilte er herbei. Zwischen Wangen und Untertürkheim kam es zur Schlacht. Das Stuttgarter Aufgebot stand den Truppen des Grafen von Hohenberg gegenüber. Auch Martin war mit ihm ausgezogen, denn Waffendienst galt damals für die größte Ehre des Mannes, und Vertheidigung der heimathlichen Gefilde für seine erste Pflicht; Mechtild wagte es daher nicht, ihren Gatten zurückzuhalten; auch dießmal aber suchte sie durch Gebete, Weihgeschenke an ihre Schutzheilige und reichliche Gaben an die Armen ihn dem göttlichen Schutze zu empfehlen. Als die Hohenbergischen anrückten, erblickte Martin unter ihnen den Junker Anselm, welchen der Graf aus Rücksicht auf seinen todtkranken Vater, der auch

bald darauf starb, noch im vorigen Jahre aus seiner Haft entlassen, aber auch aus seinem Gebiete verbannt hatte. Ein wilder Grimm erfüllte des Jünglings Brust und er wandte sich gegen seinen Todfeind, ihn zum Zweikampf herausfordernd. Dieß war damals so gewöhnlich, daß die Krieger beider Parteien sogleich still hielten und Platz für die Kämpfenden machten. Anselm wäre dem Kampfe gerne ausgewichen, aber unvertilgbare Schmach hätte ihn getroffen, würde er ihn nicht angenommen haben. Mangel an Muth und böses Gewissen jedoch lähmten seinen Widerstand und bald sank er tödtlich verwundet zu Boden; noch sinkend schleuderte er mit dem Blick des grimmigsten Hasses sein Schwert nach Martin, aber ohne ihn zu treffen, und hauchte unter wilden Flüchen seinen Geist aus. Jetzt wurde der Kampf wieder allgemein; der Sieg aber entschied sich für die Wirtenberger, die Feinde eilten in wilder Flucht nach Eßlingen zurück.

Graf Eberhard mit den Seinigen zog über den Eßlinger Berg; als die Belagerer der Weissenburg, welche vom Herannahen des Grafen von Hohenberg zuvor schon unterrichtet waren, statt seiner Fahne das ihnen nur zu wohl bekannte gelbe Banner mit den schwarzen Hirschhörnern erblickten, zündeten sie ihre Belagerungsmaschinen an und machten sich davon. So wurde die Weissenburg gerettet und unter lautem Jubel der Bewohner zog Eberhard in Stuttgart ein. König Rudolph hatte indessen nach vierzehntägiger Belagerung Herwartstein erobert und zerstört. Dringende Reichsgeschäfte zwangen ihn, sich einige Zeit in Gmünd und Giengen zu verweilen und nun, um die Mitte des Oktobers, kam er nach Eßlingen, dessen Bewohner ihn herbeigerufen hatten, weil sie nach der neulich erlittenen Niederlage einen Angriff vom Grafen von Wirtenberg befürchteten. Hier gelang es den erneuten Bemühungen des Erzbischofs von Mainz, am 23. Oktober 1287 zwischen dem König und Eberhard einen festen Frieden zu Stande zu bringen, den auch der Graf bis zu Rudolphs Tode nicht mehr brach; denn der Hauptanlaß zum Streite mit diesem wurde dadurch weggeräumt, daß der König das Herzogthum Schwaben völlig auflöste.

Martin wurde vom Grafen als Hofdiener und Panzermacher

angenommen und trieb in Verbindung mit seinem Schwager das Geschäft Meister Berge's fort, welcher den Rest seiner Tage in Ruhe zu verleben beschlossen hatte. Der Graf schenkte ihm, als Ersatz für das ihm früher zugefügte Unrecht, eine zwischen Stuttgart und Heslach gelegene Strecke Landes, welche zur Weissenburg gehörte; hier baute Martin ein Haus und legte einen Garten an. Daraus entstand im Laufe der Zeit der nach seinem ersten Gründer benannte Weiler Behaimsreute, später Böhmisreute geheißen. Unter seinen neuen Mitbürgern erwarb sich der Nürnberger großes Ansehen und starb in hohem Alter, wenige Wochen nach seiner geliebten Mechtild.

Götz von Hohenlohe,
der treue Bannerführer,
oder
der Kampf um die Kaiserkrone.

Von

Ottmar F. H. Schönhuth.

I. Kaiser Adolph von Nassau.

Als Rudolph von Habsburg im Jahr 1291 seine Augen schloß, war Deutschlands bester Herr und König verschieden, ein Fürst, den man mit Recht den Retter und Erlöser Deutschlands in einer schweren und verhängnißvollen Zeit nennen konnte. Er war ein deutscher König gewesen im ganzen Umfang des Worts, denn, während die großen Staufer vor ihm die Gränzen des deutschen Reichs bis über Italien auszudehnen suchten, dort mit der Blüthe deutscher

Ritterschaft sich ein großes Grab bereiteten und das deutsche Vaterland Stellvertretern ihrer Macht überließen, ließ der kluge Rudolph von Habsburg die schönen Gefilde Italiens mit seinen reichen Städten und mächtigen Burgen aus den Augen, und wandte seine ganze Herrscherſorge seinem lieben deutschen Lande zu, das, wie nie, eines Ordners und Beruhigers bedurfte. Aber er regierte zu kurz, um sein Werk vollenden zu können, ob er gleich 18 Jahre über Deutschland bald milde, bald strenge sein Scepter hielt. Sein Sohn Albrecht war leider nicht der Erbe seiner Klugheit und seiner Herrschertugenden, und durchaus nicht der Mann, um das angefangene Werk zur Beglückung Deutschlands fortzuführen. Darum hatten auch die Fürsten des Reichs noch bei Lebzeiten Rudolphs Anstand genommen, ihm als künftigen König die Wahl zu ertheilen. Doch was die Churfürsten damals nicht zusagen wollten, das nahm Albrecht nach dem Tode seines erlauchten Vaters, ohne weiter bei den Churfürsten anzufragen, für eine ausgemachte Sache an. Da er in allen Würden seines Vaters zu sein glaubte, so nahm er, ohne den gesetzlichen Wahltag abzuwarten, die auf der Burg Trifels aufbewahrten Reichskleinodien, Scepter und Krone, in Beschlag, wie wenn davon allein der Besitz des Reichs abhänge, zog nach Hagenau und hielt dort ein königliches Hoflager, jeden Tag gewärtig, daß des Reichs Erbmarschall ihm die Erhebung auf den Thron seines Vaters verkünden würde. Aber der kam nicht, vielmehr waren die weltlichen und geistlichen Fürsten über Albrechts Gebahren über die Maßen gekränkt. Besonders war es der Erzbischof von Mainz, Gerhard, ein staatskluger Fürst aus dem Hause Nassau-Eppstein — Jener, den ein Zeitgenosse, der Dichter Hugo von Trimberg, bezeichnend den Fuchs von Mainz nennt, denn er war listiger als alle Listigen im Priesterrocke. Der zürnte über Albrecht, nicht, weil ihm seine Person widerwärtig war, sondern weil er bereits einen König über Deutschland in seiner Tasche hatte, der seines Geschlechts war und ihm — so meinte er wenigstens — wenn er die Krone trüge, das Regiment über Deutschland überlassen würde. Als der gewichtigste unter den Churfürsten und als der Churerzkanzler, schrieb er im Mai des Jahres 1292 einen Reichstag nach Frankfurt aus. Seinen Erkornen hatte er bei Zeit an den Ort, wo die Wahl

vor sich gehen sollte, in die Barfüßerkirche zu Frankfurt bestellt. Als nun die Churfürsten am 5. Mai in der Sakristei dieser Kirche versammelt waren, erbat er sich von denselben, daß sie ihm als einem Unparteiischen ihre Churstimmen anvertrauen; sie willigten ein, und nun erhob er sich mit der ihm eigenen Würde und Majestät und sprach: „Ich habe in der Messe zum heiligen Geist gefleht, auf daß ich durch seine Gnade den Mann erkenne, welchem Gott Ehre geben will; darum nenne ich im Namen der heiligen Dreifaltigkeit Ihn, der das Reich von allen Nöthen befreien wird, und wähle somit den Grafen Adolph von Nassau, der hier vor euch steht, zum römischen König."

Ehe er die letzten Worte geredet, hatte ein Cleriker verabredeter Maßen die Thüre der Sakristei geöffnet, und herein war getreten in edlem Anstand eine ritterliche Heldengestalt mit blühendem, freundlichem Antlitz, der edle Graf Adolph von Nassau, der Vetter des listigen Erzbischofs von Mainz. Die Versammelten machten große Augen, doch auf die Meisten machte das edle und majestätische Wesen des Grafen sichtbar einen freundlichen Eindruck. Der Erzbischof ließ ihnen keine Zeit, lange Betrachtungen anzustellen, denn alsbald stimmte er den Ambrosianischen Lobgesang an; alle geistlichen Herren stimmten, wie billig und recht, ein in das Lied, das der Erzbischof intonirte, und sangen mit heller Stimme: „Te Deum Laudamus." Dagegen die weltlichen Churfürsten waren nicht wenig überrascht, und es fehlte ihnen im Augenblick die Stimme, um mitzusingen; kurz, sie erkannten, daß der Fuchs von Mainz sie überlistet habe. Doch darum keine Feindschaft nicht — den Herrn von der Pfalz hatte Gerhard schon früher auf seine Seite gebracht, die Uebrigen beschwichtigte man mit Geld und guten Worten, und die Wahl des Grafen fand keinen Widerspruch, denn sie war ja auf einen Mann gefallen, der mit allen Tugenden des Ritterthums ausgestattet war. Noch in derselben Stunde wurde Adolph von Nassau von drei Herolden in den Straßen der Stadt zum Kaiser ausgerufen. Nicht lange darnach wurde er zu Aachen gekrönt, und die Fürsten des Reichs huldigten ihm in glänzender Reichsversammlung als ihrem rechtmäßigen Lehensherrn. Nur Einer erschien nicht, um sein Lehen vom Neuerkornen zu empfahen, das war Herzog Albrecht von Oesterreich, der sich schon als Herr des Reiches

ebahrt hatte. Da schickten die weltlichen Churfürsten Boten an ihn, und brachten ihn mit liebreichen Worten dahin, daß er versprach, dem neuen Vogte des Reichs sich zu fügen. Er lieferte Scepter und Krone aus, und ritt mit einem königlichen Gefolg nach Oppenheim, wo der neue Kaiser Hof hielt. Es war ein wunderbares Zusammentreffen, als sich Beide zum ersten Mal in's Auge sahen. Kaiser Adolph ging dem einstigen Gegner mit freundlichem Blick und freundlichem Herzen entgegen, und reichte ihm die Hand zur Versöhnung. Darauf kniete der Herzog, als vor seinem Herrn, nieder im Angesicht vieler weltlichen und geistlichen Herren, und empfing seine Lehen nach Recht und Herkommen. Schnell hob ihn der Kaiser vom Boden auf und umarmte ihn als seinen Freund und Bruder mit freudestrahlendem Blicke. Aber in Albrechts düstrem Auge glänzten Thränen, keine der Rührung, sondern des Schmerzgefühls über seine Demüthigung vor seinem Nebenbuhler. Mit einem finstern Groll im Herzen schied er vom Hoflager des Kaisers, und kehrte ohne Krone, in deren Besitz er sich bereits geträumt hatte, in sein Erbland Oesterreich zurück.

Adolph von Nassau täuschte nicht die Hoffnungen, die seine Wähler in ihn setzten. Er war in den Reichsgeschäften wohlerfahren und gewandt, und hatte schon unter Kaiser Rudolph als Oberhofrichter sich alle Achtung erworben. Wer sich allein unter den Fürsten des Reichs in ihm täuschte, das war der Erzbischof von Mainz: der hatte geglaubt, im neuen Reichsoberhaupt einen Solchen zu finden, der Reich Reich sein ließe und ihn, den geistlichen Herrn, in demselben schalten und walten lassen würde. Aber Kaiser Adolph fühlte sich stark genug, das Scepter des Reichs selbst zu führen, und ließ den stolzen Priester bald merken, daß er seines Beiraths nicht gar sehr bedürfe, auch seiner Einmischung in die Geschäfte des Reichs gerne entrathe. Aber diese Hintansetzung konnte ihm der geistliche Fürst nimmermehr vergessen, da er ihn immer als das Geschöpf seiner Hände betrachtet hatte.

Im Anfang seines Regiments zeigte Kaiser Adolph den besten Willen, sowie eine Kraft und eine Einsicht, wie sie nur sein Vorgänger, Kaiser Rudolph, gezeigt hatte, den er sich in Allem zum Vorbild wählte. So reiste er wie Rudolph von Habsburg in den Gauen

des Landes umher, empfing die Huldigung der Fürsten und Städte, und ermahnte sie, indem er in eigener Person, wie Rudolph, Streitigkeiten und Fehden schlichtete, zur Eintracht und Ruhe. Dabei war er, wie sein großer Vorgänger, voll Demuth, Freundlichkeit und Leutseligkeit gegen Jedermänniglich, weß Amtes und Standes er sein mochte. Kaum sah man ihm an, daß er Kaiser war, so einfach war er in seinem ganzen Wesen und Aufzug. Besonders behielt er auch als Kaiser seine freundliche Gesinnung gegen Diejenigen bei, welche ihm vor seiner Erwählung zum Kaiser Freunde und Genossen gewesen waren. Da war Keiner, den er nicht aufsuchte, wenn er durch die Gauen des Landes zog, und wäre es auch der geringste Ritter oder Edle gewesen, der in einem schlichten Herrenhaus im Thal, oder in einem Schlößlein auf der Höhe wohnte, er zog nicht vorüber, ohne solchen zu begrüßen und der alten Freundschaft zu gedenken. — So wurde auch bei einer Fahrt durch's Frankenland einem lieben Freunde an der Tauber die Ehre seines Besuches zu Theil.

II. Der Gast auf Neuhaus.

Nur eine Viertelstunde von Mergentheim, auf dem sogenannten Kitzberg, der von Osten die Stadt überragt, stehen noch gewaltige Trümmer der Burg Neuhaus. Es sind bedeutende Mauerreste mit dem Hauptthore, welche deutlich beurkunden, wie stattlich in alten Zeiten die Burg gewesen sein muß. Vor Allem ist noch ein wohlerhaltener Thurm von großem Umfang vorhanden, von dessen Fensteröffnung aus man eine liebliche Aussicht das Thal auf- und abwärts hat, auf einen schönen grünen Grund, durch den sich die Tauber lieblich dahinschlängelt. In jener Zeit, in die unsere Geschichte fällt, stand noch nicht dieser Thurm, der erst im Jahr 1546 erbaut wurde, dagegen der Luginsland, welcher dermalen jämmerlich zerfallen ist, und vielleicht über Nacht vollends in Trümmer fällt, wenn auch die neuere Zeit mitleidig an seinen Lücken und Brüchen gebessert und geflickt hat. Als Herr Gottfried von Hohenlohe-Brauneck mit seiner Gemahlin Elsbeth, einer gebornen von Falkenstein-Münzenberg (am Donnersberg) auf dieser Burg residirte, da war dieser Thurm-

der höchste Luginsland im ganzen Taubergrunde, und man schaute von seinen Zinnen gegen Osten hinüber bis zu den Waldenburger Bergen, und gegen Norden hinunter über den Odenwald bis zum hohen Katzenbuckel. Der genannte Gottfried von Brauneck war der Erbauer der stattlichen Burg, und hatte sie das Neuhaus genannt, gegenüber den an den deutschen Orden übergegangenen Schlössern zu Mergentheim, wohl um zu zeigen, daß die von Hohenlohe doch noch als Herren auf dem der Stadt so nahen Grund und Boden gelten, obgleich die frommen Vorfahren gar Vieles an den Orden verschenkt hatten. Während sich seine Erben später von der Burg Neuhaus nannten, behielt er den alten Namen von Brauneck bei. Doch zu Neuhaus, auf der neuerbauten Burg, brachte er immer den schönsten Theil der Jahreszeit zu, denn hier oben im Anblick des schönen Grundes und der Rebhügel zu beiden Seiten war es viel lieblicher und wonnesamer, denn auf dem Stammsitz Brauneck, wo man nur über eine Ebene oder waldige Gründe hinblickte. Hier auf Neuhaus lebte er im Genusse der lieblichsten Natur, und von den Erinnerungen eines thatenreichen Lebens, dessen schönsten Theil er im Dienste des Reichs unter Rudolph dem Habsburger verbracht hatte. Alle Fehden und Streite, die dieser ritterliche Held auszufechten hatte, kämpfte Gottfried von Hohenlohe mit, darum er auch bei Rudolph von Habsburg in großen Gnaden stand. Als dieser im Jahr 1289 seinen letzten glänzenden Reichshof zu Erfurt hielt, begleitete ihn Gottfried von Hohenlohe noch einmal. Dann aber ging er in seine Heimath zurück, hing sein Schwert im Rüstsaal auf und sagte dem Kriegsleben und Hofdienst Lebewohl; er widmete sich von nun an seinem Familienkreise, der ein reicher war, denn seine Gemahlin Elsbeth hatte ihm bereits 8 Kinder geboren; des jüngsten war sie erst kürzlich genesen und es sollte in diesen Tagen die heilige Taufe empfahen. Frau Elsbeth war noch nicht ausgesegnet vom Burgkaplan, und hielt sich immer noch in ihrem Frauengemach verschlossen. Der Gang in die Burgkapelle zur Taufe ihres neugebornen Söhnleins sollte ihr erster Ausgang werden.

Es war ein schöner Juniabend des Jahres 1293, unmittelbar vor dem Tage, an dem das Söhnlein Herrn Gottfrieds von Hohen-

lohe zur Taufe gebracht werden sollte. Der Edelherr war soeben aus dem Gemach seiner Gemahlin getreten, der er angekündigt hatte, daß er noch diesen Abend hinab in die Stadt reiten wolle, um den Herrn Deutschmeister Hans von Nesselrode, mit dem er in freundlicher Bekanntschaft stand, zu bitten, sein Söhnlein über die Taufe zu heben. Hinter ihm trat sein ältester Sohn gleichen Namens aus dem Gemach, denn der Vater hatte ihm verheißen, daß er ihn in die Stadt hinab begleiten dürfe. Kaum waren sie herausgetreten, so hörte man das Hörnlein des Thorwärters. Schnell öffnete der Edelherr die Thüre, welche auf den Söller führte, um zu schauen, welchen Besuch der Thorwart angekündigt hatte. Aber noch schneller war der kleine Junkherr Götz den Schnecken hinab, und unten im Hof, um den Fremdling zu empfangen. Ein Rittersmann mit tief in die Stirne gedrücktem Barett, auf dem schöne Federn wallten, ritt über die Brücke. Das Junkherrlein empfing den Reiter mit einem freundlichen Willkomm und Nicken des Kopfes, faßte dann ganz herzhaft das Roß des Gastes und führte es durch das offene Thor. „Wer bist Du, junger Fant?" fragte der Einreitende, indem er dem Junkherrlein seinen freundlichen Gruß erwiderte. — „Meines Herrn Vaters erstgeborner Sohn Götz," anwortete der Kleine, indem er des Ritters Steigbügel hielt, — „und sein Marschalk und Leibdiener," setzte der Fremde hinzu, „denn ich sehe nirgends einen Diener, der mein Pferd abnimmt und in den Stall führt." — „Ja wohl bin ich meines Herrn Vaters Marschalk und Leibdiener, absonderlich, wenn die Knechte nicht da sind, und eben sind sie noch drunten in den Tauberwiesen, und führen Heu ein." Dieß sprechend nahm er das Roß des Gastes und führte es dem Stalle zu. Schnell kehrte er wieder zurück, um den Fremdling in den Saal zu führen. „Nun aber," so begann er zum Fremdling, „da ich Euch gesagt habe, wer ich bin, so erlaubt auch, daß ich Euch frage, wer Ihr seid, Herr Ritter, denn ich möchte Euch meinem Herrn Vater anmelden."

„Wer ich sei, willst Du wissen, Junkherrlein — rathe einmal!„

„Ein Rittersmann, das ersehe ich aus Euren Gewaffen, Eurem Wappenrock und Eurer güldnen Kette."

„Rathe weiter hinauf."

„Ein Edelherr, wie mein Vater?“

„Noch mehr.“

„Ein Graf?“

„Noch mehr.“

„Ein Herzog?“

„Noch weiter.“

„Ihr seid doch kein König oder Kaiser? Denn ein König und Kaiser reitet nicht so armselig ohne Gefolge, wie Ihr — ich meine, Herr, Ihr habt nur Euer Gespötte mit mir.“

Da lachte der Fremdling, trat durch die Thüre, die auf den Schnecken führte, aber das Junkherrlein vertrat ihm den Weg, sprechend: „Nur gemach, Herr Ritter, oder wer Ihr auch sein möget, ich laß Euch nicht hinauf, bis Ihr mir nennet, wie Ihr heißet; denn ich bin nicht nur meines Herrn Vaters Marschalk und Leibdiener, sondern auch sein Thürhüter, welcher Niemanden herauf lassen darf, der zu seinem Vater will, eh' ihm der Name genannt wird.“ Dieß sprechend, stellte er sich mitten auf die Treppe, spreizte die Beine, so weit er konnte, und streckte die Arme auseinander, um mit aller ihm zu Gebot stehenden Gewalt den Eintretenden abzuhalten. Da lachte der Fremdling hellauf, indem er versuchte, bald rechts, bald links durchzukommen, aber der Knabe hielt ihn männlich zurück. Während sich dieser kleine Krieg unten am Schnecken entspann, kam Gottfried von Hohenlohe die Treppe herab, um den Gast zu empfangen, den er vom Söller herab hatte einreiten sehen. „Herr von Hohenlohe, Ihr habt einen strengen Thürhüter,“ rief dem Herabsteigenden der Gast entgegen — „helft mir von dem jungen Fant, sonst wird mir nicht möglich, zu Euch zu gelangen.“ Jetzt erst, als Götz den Vater erblickte, verließ er seinen Standpunkt, den er bisher so männlich behauptet hatte, und drückte sich fest an das Schneckengeländer, daß der Gast ungehindert aufwärts stieg. Mitten auf der Stiege bewillkommte der Edelherr seinen Gast, dessen Stimme ihm bekannt schien, dessen Gesichtszüge er aber nicht recht erkennen konnte, da er sein Barett tief eingedrückt hatte, und es auf der Hausflur schon abendlich dunkelte. „Fast sollt' ich Euch kennen,“ begann der Edelherr, „denn Eure Stimme ist mir bekannt.“ — „Will's meinen,“ entgegnete der

Fremdling — „kennet Ihr mich aber nicht, so sag' ich's Euch so wenig, wer ich bin, als Eurem Söhnlein — nun, seht mich einmal recht an, mein Herr von Hohenlohe;" er rückte das Barett rasch von der Stirne, daß der Edelherr die Züge eines lieben Angesichts wohl erkannte. „Ist's möglich," rief Herr Gottfried voll Staunen, „daß mein Herr und Kaiser Adolphus mich würdiget, unter mein Dach zu gehen?" — „Nein, nicht Dein Herr und Kaiser," entgegnete Kaiser Adolph (wie er es wirklich auch war), „sondern Dein alter treuer Freund und Waffenbruder, Adolph von Nassau." — Herr Gottfried von Hohenlohe wollte dem Kaiser knieend seine Ehrfurcht bezeugen, aber der Kaiser kam ihm zuvor, und schloß den Edelherrn in seine Arme, sprechend: „Nicht zu meinen Füßen, sondern an meine Brust, lieber Gottfried, denn es steht bei uns in alten Rechten." — Dann winkte er dem Söhnlein seines Freundes heran, das jetzt verblüfft in der Ecke stand, als es hörte, daß der Ritter, gegen den er sich so unwirsch betragen, wirklich ein Kaiser war; „komm' nur her," rief er ihm freundlich zu, „Du hast Dich wacker gehalten, und wenn Du, wie Du ein treuer Pförtner Deines Vaters gewesen bist, so dereinst ein männlicher Burgwart Deines Hauses sein wirst, so wird es wohl gethan sein; — ich wünsch' Dir Glück zu Deinem Erstgeborenen, Bruder Gottfried — was eine Nessel werden will, muß bei Zeit brennen," setzte er hinzu, indem er sich zum Edelherrn wandte; „aber nun, mein viellieber Freund, stelle mich alsbald Deiner Elsbeth vor." — „Wie gerne," entgegnete der Edelherr, „aber —" er war etwas verlegen, und das Wort wollte nicht vom Fleck gehen. — „Nicht wahr, ich komme zur ungelegenen Zeit," fiel ihm der Kaiser in's Wort — „Deine Elsbeth ist jetzt nicht in der Verfassung, um Gäste zu empfangen, denn ein lieberer Gast hält bereits bei ihr Einlagerung."

„Also wisset Ihr es bereits, mein Herr und Kaiser, daß mein Gemahl eines Knäbleins genesen?"

„Und noch mehr weiß ich, mein alter Freund, — drunten in der Stadt hab' ich vernommen, daß Du morgen Taufe halten willst, bei der Alles im Saus und Braus, in Lust und Freude leben soll; — dabei will ich nun auch sein, als ungeladener Gast, denn die ungeladenen sollen ja oft die werthesten sein."



Götz von Hohenlohe.
(S. 156.)



„Allerdings, besonders wenn mein Herr und Kaiser sich einstellt.“

„Laß das Wort Kaiser — und sag' alter Freund, denn ein wahrer treuer Freund ist der liebste Gast.

„Wer wird aber die Ehre haben und Dein Söhnlein aus der Taufe heben?“

„So eben wollte ich in die Stadt hinab reiten und meinen Gevatter gewinnen.“

„Die Mühe kannst Du Dir ersparen, lieber Waffenbruder, denn, wenn Dir Dein Kumpan, Adolph von Nassau, recht und genehm ist, so ist die Sache schon abgemacht; so bald werde ich nicht wieder zur Stelle sein, um Dir solchen Dienst zu erweisen — und noch eine Zweite, die Du auch kennst, wird sich einfinden, denn sie ist nicht weit von hier, die das Fest Deines Söhnleins verherrlichen soll.“

„Mein Herr und Kaiser, ist es Euer Ernst, daß Ihr mich solcher Ehre würdigen wollet?“

„Was Ehre, was Würdigkeit! Nein, ich habe von Glück zu sagen, daß mich mein Stern gerade in solcher Stunde hierher geführt, — also, wir sind Gevatterleute, sintemalen Du mich aber, lieber Gevatter, Deiner Elsbeth aus zarten Rücksichten heute nicht mehr vorstellen willst, so verschweige ihr auch, daß ich hier bin, wenn Du je reinen Mund halten kannst, denn ich kenne Dich noch von alten Zeiten her, daß, wenn Dein Herz voll ist, Dir der Mund so leicht überfließt, — meine Ankunft möchte Deiner Getreuen leichtlich Sorge und Unruhe bereiten, was ich nicht haben will, — darum schweige! — So gern ich mir von Frauen den Becher kredenzen lasse — Du bist mir gut genug als kredenzender Mundschenk, denn ein Willkommstrank aus Freundeshand ist auch etwas Liebes, besonders wenn man einen bietet, wie er an den Höhen der Tauber wächst — er mag munden nach einem Ritt auf diese Höhe, denn mir ist warm geworden.“

„So tretet in meinen geringen Saal, daß ich Euch bedienen kann, wie sich's geziemt; will mein Schenkenamt führen nach bestem Wissen und Vermögen, bin zum ersten Mal Schenke meines Herrn und Kaisers.“

Kaiser Adolph hing traulich den Arm in den Arm seines Freun-

des, mit der Linken faßte er die Hand des Junkherrleins, und so traten die Drei Arm in Arm und Hand in Hand in den Saal, wohin man die Gäste am ersten zu führen pflegte. Dort löste der Edelherr seinem Gast den Schwertgurt, und hing Waffen und Dolch an eines der Hirschgeweihe auf, die zahlreich an der Wand angebracht waren, indem er auf Schwert und Gurt einen bedeutungsvollen Blick warf. Indessen eilte das Junkherrlein auf den Wink des Vaters aus dem Saal, um den Trunk herbeizuholen; er kehrte bald wieder zurück, einen gewaltigen Henkelkrug in der Rechten tragend, der fast so groß war, wie er selbst, und einen Willkomm in der Linken, den ein Anderer seines Alters nur mit zwei Händen gehoben hätte.

Eben so stattlich, als er den Krug daher trug und auf den Tisch stellte, hielt er den mächtigen Willkomm dem Vater hin, der ihn bis oben füllte und dann seinem Kaiser kredenzte. Trefflich mundete dem Gaste der edle Markelsheimer, ob ihn auch Frau Elsbeth, die Burgfrau, nicht kredenzte. Er leerte den Becher in wenigen Zügen, und der liebe Gastfreund füllte ihn noch einmal, ja zum dritten Male, denn der Kaiser gedachte nicht, daß der Wein, der an dem steilen Ufer der Tauber im heißen Sonnenstrahle wächst und so sanft durch die Kehle gleitet, so feurig wäre, wie das Gewächs vom heimischen Rheingau. Bald wurde er redselig und begann: „Mein Freund und Bruder, was hast Du so bedeutungsvoll mein Schwert angeschaut, als Du es an die Wand hingst? Hast es wohl für Dein Schwert erkannt, das Du mit dem meinigen getauscht, als wir von Herrn Philipp von Falkenstein, dem wir lange als Knappen gedient, geschieden?“ — „Wohl hab' ich's erkannt, ob es gleich ein köstlicheres Wehrgehäng gewonnen, seitdem es eines Kaisers Lenden ziert.“ — „Da siehst Du, mein Freund, wie man Gaben ehrt, wenn sie aus biedern Händen kommen; und seit jenen Tagen kam mein liebes Gewaffen nie mehr von meiner Seite und hab' jeglichen Strauß mit ihm ausgefochten.“ — „Auch das meine, das dort hängt, wenn auch nicht kostbar geziert, hat seinem edlen Geber keine Schande gemacht, aber jetzt ruht es müßig in der Scheide, denn ich habe satt an Kampf und Fehde. Der äußere Unfrieden hat bei mir ein Ende, nunmehr hab' ich aber andern Zank und Krieg, wo es immer zu schlichten

gibt." — „Doch keinen Hauskrieg?" bemerkte lachend der Kaiser. — „Das nicht," entgegnete Herr Gottfried, „denn ich und meine Else leben im stillen Frieden, aber meine vielen Buben lassen mich nicht im Frieden — da ist oft ein Toben und Lärmen im Hause, wie wenn das wüthende Heer hindurch zöge, also, daß ich manches Mal ernst darein schlagen muß; ein Pröblein von schlimmen Buben habt Ihr schon gesehen an meinem Götz, und der —" das Junkherrlein fiel dem Vater in's Wort — „ist noch der beste, gelt, lieb Väterlein?" Er hatte noch nicht ausgeredet, da ging die Thüre auf, und mit Macht stürmte es herein, wie Herr Gottfried gesagt hatte: fünf Junkherrlein, alle im Alter unter Götz, und immer eines kleiner als das andere, kamen in den Saal. Die Junkherrn kamen mit den Knechten vom Felde, wo sie sich bei der Heuernte herumgetrieben; nur ein Fräulein von einem Jahr war in dem Gemache der Mutter zurückgeblieben. „Ja, ja," sagte der Kaiser lächelnd, indem er mit Wohlgefallen die Knaben betrachtete, die nach einander, wie eine Orgelpfeife, da standen; „wenn es so fortgeht mit Deinen Vaterfreuden, dann kannst Du dermaleins wie der Babenberger mit einer schönen Schaar eigener Knappen in die Schranken einreiten, und Du wirst dem heiligen römischen Reich eine wackere Ritterschaft stellen."

„Da sei Gott für, hoher Herr," entgegnete Gottfried; „jetzt heißt es bei mir: halt ein mit dem Segen, lieber Herr Gott! denn wie wollte ich sie Alle unterbringen auf meiner Burg, und Jedem dermaleins eine Herrschaft zutheilen? was aber die Vaterfreuden anbelangt, so werdet Ihr bald daran Theil nehmen können, und die wilde Jagd wird also im Saal turnieren, daß Euch die Ohren surren und Ihr sie in's Pfefferland wünschen werdet."

Herr Gottfried hatte auch recht prophezeit, denn bald ging eine wilde und tolle Jagd im großen Rittersaal an. Zuerst hatten sich die Junkherrlein um den Vater geschaart, und den fremden Gast mit schüchternem Blicke angelugt; bald nahten sie auf Zuspruch des Vaters dem Fremden und gaben ihm die Hand; als sie aber alle nacheinander aus des Vaters Becher getrunken — denn sie waren mit erhitztem feuerrothem Angesicht in den Saal gekommen — da stiegen sie auf die Bänke, und nahmen Schwerter und Schilde herab; selbst des

Kaisers Schwert blieb nicht an der Wand hängen, es mußte herunter sammt Gurt, und der älteste nach dem Junkherrlein Götz legte es an und schleppte es daher. Auch die Helmkappen und Tartschen wurden heruntergeholt, und bald wimmelte der Saal von Gewappneten, die wie die Männlein aus Zwerg Alberichs Reich anzuschauen waren. Bald stand Mann gegen Mann, und es ging drauf und dran — die Schwerter erklangen mächtig auf den Tartschen und Helmkappen der Kämpfer, zum Glück nicht gefährlich, denn die Schwerter blieben in der Scheide, welche nur Rittershand auszuziehen vermochte; auch gab es etwelche Rippenstöße bald von dieser, bald von jener Seite. Ja einer der kleinen Kämpfenden fiel sogar der Länge nach auf den Boden, daß der Saal dröhnte, doch nicht in Folge eines kräftigen Stoßes von Gegners Hand, sondern er stolperte über des Kaisers Schwert, das dem Bruder Andreas aus der Hand gefallen war. Mit übereinander geschlagenen Armen stellte sich der Kaiser hin und sah dem Turnier der kleinen Gesellen zu, und hätte noch eine Weile zugeschaut, so ergötzte ihn das seltsame Ritterspiel; aber auf einmal ging eine Thüre unten am Ende des Saals auf, und heraus trat der Burgkaplan, in den Händen noch das Brevier haltend, aus dem er eben in der Burgkapelle, die an den Saal stieß, das Ave gebetet hatte. Wie wenn der Wind in den Spreu fährt, und rechts und links Alles flieht, also sprangen die Kämpfenden rechts und links und ließen den ehrwürdigen Herrn hindurchgehen, der ernste Blicke auf sie fallen ließ und das Brevier emporhielt, wie einen strafenden Zeigefinger.

Der Kampf war auf einmal geendet, und an die Stelle des wilden Tumults ruhige Meeresstille getreten. In demüthiger Haltung, mit niedergeschlagnem Blicke, einer hinter dem andern, folgten die Herrlein dem Burgkaplan auf dem Fuße nach, denn sie verstanden seinen ernsten Wink — der Mann im geistlichen Gewande war ihr gestrenger Lehrer und Hofmeister, der sie wegen Ueberschreitung der Ordnung zwar nicht in strenge Haft mit schmaler Kost verurtheilte, jedoch alsbald dem Kammerknecht übergab, der sie in's Schlafkämmerlein führte, wo die kampfmüden Helden, wenn auch nicht auf Lorbeeren, doch auf groben leinenen Decklacken ruhen und im Traume

ihr Spiel fortsetzen konnten. Aber der Burgkaplan, Herr Nikolaus Weinmann, der die Junkherrlein wirklich wie ein rechter St. Nikolaus an Weihnachten aus dem Saale gestöbert hatte, trat, nachdem er seine Zöglinge in sichere Hut übergeben hatte, den Rückweg in den Saal an, denn er hatte, zwar nur im Vorübergehen, die erfreuliche Bemerkung gemacht, daß ein mächtiger Krug sammt Becher auf dem Tische stand. Letzteren, sowie dem Burgherrn und seinem Gaste, hatte er noch nicht die gebührende Reverenz gemacht, auch war es um's Stündlein, das er an jeglichem Tage hier im Saale beim kühlen Weine zu verbringen pflegte. Damals machte man nicht so viel Wesens wie jetzt mit pflichtschuldiger Vorstellung des Gastes, der sich neben die andern setzte. Dießmal wäre es auch nicht nöthig gewesen, denn der Kaiser konnte den Vogel an den Federn, den Burgkaplan an seinem schwarzen Habit erkennen; aber bald sah er und erkannte auch noch mehr, daß nämlich ein dritter Kumpan sich zu ihnen gesetzt hatte, der noch kräftig nachholte, was er während des Brevierlesens in der Kapelle versäumt hatte. Wer von dem zechenden Kleeblatt am längsten aushielt, das war Herr Nikolaus Weinmann. Als der Kaiser, bereits des Schlafs bedürftig, unter die Rede hinein manchmal mit dem Kopfe nickte, und der Burgherr bei etwelchen Fragen oft gerade das Gegentheil von dem antwortete, was der hohe Gast wissen wollte — da saß gemeldeter Burgkaplan noch fest, wie eine Mauer, mit wackern und glänzenden Augen, und ein Becher nach dem andern glitt durch seine schmachtende Kehle. Der letzte Krug — es war der dritte, den der Kellermeister aufgestellt hatte — war für ihn allein noch übrig, und er war Manns genug dafür. Der Burgherr mit seinem hohen Gaste bedurfte des Schlafs; er geleitete beide zur bekannten Ruhestätte, denn schon oft war er dem Burgherrn, wenn sie in später Stunde lezten, Geleitsmann gewesen. Dann kehrte er wieder in den Saal zurück, rollte den eichenen Lehnstuhl mit ledernem Polster an den Tisch, setzte sich auf's Neue fest auf seinem Posten, im Angesicht des gewaltigen Henkelkrugs und der Becher, und es fehlte ihm in allewege nicht an Unterhaltung. Man weiß von leidenschaftlichen Kartenspielern, wenn sie keinen Partner finden, wissen sie mit den Karten allein zu spielen, und können sich

die Zeit vertreiben; so auch Herr Nikolaus Weinmann — er verstand die edle Kunst, sich auch allein mit Krug und Becher zu unterhalten. — Wie lange diese Selbstunterhaltung dauerte, das können wir nicht so genau auf das Stündlein angeben — aber über die gewöhnliche Zeit und Stunde ging es nicht viel hinaus — er suchte sein Zeichen, wenn es Zeit war, abzubrechen, nicht auf der Uhr — man hatte ja damals noch keine Uhren — auch nicht auf der Sanduhr — seine Sanduhr war der Krug, wenn er zur Neige ging. Als er den letzten Becher mit goldhellem Markelsheimer getrunken, da gingen ihm die Augen über, doch nicht wie bei dem König von Thule, denn der liebste Buhle, den er hatte, der lag im kühlen Keller — er nickte und nickte wie die beiden längst zur Ruhe Gegangenen, und bald beugte er sein schweres Haupt zurück auf das weiche Lederpolster des Lehnstuhls, und sank in die Arme des Schlafs. Er ruhte so sanft, als die beiden Herren auf ihrem weichen Lager von Bären- und Marderpelzen. Aus seinem Lehnstuhl durfte ihn auch Niemand wecken, bis er sich selbst erhob, und das war immerdar genau zur Stunde, wenn die Frühmesse anging. Ob er sie heute um ein halbes Stündlein verschlief, darüber hat die Chronik, der wir die Geschichte entnommen, nicht so genau berichtet. Es war auch noch Zeit, als die aufgehende Sonne durch die östlichen Fensterscheiben des Rittersaals, in denen das Wappen der Herren von Hohenlohe prangte, ihre ersten Strahlen warf — der geistliche Herr hatte nie so streng nach dem Wahlspruch gelebt: Morgenstund hat Gold im Mund.

III. Die Taufe in der Burgkapelle.

War schon oft ein festlicher Tag auf Burg Neuhaus gewesen, wenn wieder ein neuer Sprößling in der Burg einzog. Denn immerdar wurde ein solcher Tag als ein Familienfest gefeiert, an dem Verwandte, Freunde und Bekannte der ganzen Umgegend Theil nahmen. Besonders aber war es ein festlicher Tag für die Armen, denn da gab der Burgherr und die Burgfrau immer mit vollen Händen, und Trank und Speise wurde so viel unter die Armen der Umgegend vertheilt, daß sie des Vorraths noch mit sich von dannen nahmen,

und noch Wochen lang von den Gnadengaben der milden Herrschaft auf Neuhaus zu zehren hatten. Auch Sänger und fahrende Leute stellten sich auf der Burg ein, um den Tag zu verherrlichen, und empfingen genug der Gaben, also, daß sie noch lange nachher davon singen und sagen konnten, wie mild und tugendlich Der von Brauneck und die edle Falkensteinerin auf Neuhaus sich an ihnen erzeiget.

Aber alle diese Tage, die schon siebenmal wiederkehrten auf Burg Neuhaus, waren Nichts gegen den festlichen Tag, der heute mit einem freundlichen Strahl der Sonne begann. Schon mit der Frühe des Tages waren die Knechte auf Neuhaus in den nahen Wald gezogen, der längs des Bergrückens sich hinzieht, welcher sich zwischen dem Taubergrund und dem Thälchen des Forellenbachs gelagert. Dort holten sie Fichten und Föhren, um die Thore und den Hof der Burg, absonderlich aber die Halle der Burgkapelle zu schmücken. Bald war ein halbes Wäldchen in die Räume der Burg eingezogen, also daß man schon von der Ferne das frische Grün der Tannenreiser erblickte, welche zwischen den Fahnen mit hohenlohischer Farbe sogar aus den Zinnen herausragten. War der nahe Wald fast von Tannen und Fichten entleert, noch übler erging es dem schönen Burggarten, der vor dem Zwinger gegen Markelsheim hin über dem Thorweg lag, wo wir dermalen einen schönen Grasgarten sehen. Damals galt dieser Garten für den schönsten Burggarten im ganzen Taubergrund, mit Ausnahme des Lustgeheges des Deutschmeisters zu Mergentheim und des Gartens am Schloß Orient zu Weikersheim. Für dießmal half alles Bitten und Beten des Schloßgärtners Wendelin Nichts, der sich, wie Tags zuvor das Junkherrlein Götz vor die Treppe, so vor die Gartenthüre gestellt hatte, um den Eindringlingen zu wehren, daß sie seinen lieben Garten ganz und gar plünderten, denn gern wollte er die nöthigen Blumen zur Ausschmückung der Kapelle hergeben; aber die Mägde der Burg fuhren mit Armen und Händen rauh und wild in die Blumenbeete, als ob sie in's Gras führen, um zu grasen. War kein Wunder, wenn der Gärtner erbittert war, denn bald sah es in seinem Garten aus, wie in einer Wüste, da Nichts mehr zu sehen war. Desto herrlicher sah es in der mit Blumen geschmückten Kapelle aus, da war der Altar sammt Taufstein, ja der

ganze Chor voller Sträuße und Kränze. Das Alles zu Ehren des Täuflings und seiner hohen Pathen. Daß noch eine Zweite zur Verherrlichung der Taufhandlung heute auf der Burg erscheinen würde, davon wußte nur der Burgherr, dagegen ahneten die übrigen Bewohner des Schlosses Nichts.

Schon mit Anbruch des Tages hatte Kaiser Adolph in die Stadt Mergentheim hinab eine Kunde ergehen lassen; wir sehen bald, zu welchem Zwecke. Kurz vorher, ehe das letzte Zeichen zur heiligen Handlung in der Burgkapelle geläutet wurde, kam ein stattlicher und gleißender Zug die Heerstraße zur Burg herauf. Vornen sehen wir eine in reichem Anzug strahlende Frau, auf einem milchweißen Zelter mit rother goldgestickter Schabrake. Auf dem Haupte, dessen liebliches Antlitz ein reicher Schleier umwallt, glänzt eine herrliche Krone von Gold und Edelsteinen. Neben ihr zur Rechten trabt auf einem Rosse von dunkler Farbe der edle Hans von Nesselrode, Meister in deutschen Landen, der, wenn ihm auch dießmal nicht die Ehre geworden, der Pathe des Täuflings zu sein, dennoch aus alter Freundschaft für Herrn Gottfried von Brauneck, als Zeuge an der feierlichen Handlung Theil nehmen, bevorab aber mit einer nicht geringen Schaar seiner Ordensritter den vornehmen Frauen das Geleit hinauf auf die Burg und wieder zurück geben will — zur Linken reitet der Ordenspriester von Mergentheim, Bruder Heinrich von Finsterlohr, der sich vom Burgherrn die Ehre erbeten, sich bei der Taufhandlung betheiligen zu dürfen. Der glänzende Zug ist vor der Burg angelangt — wie erstaunt Herr Gottfried von Brauneck, als er mit dem Kaiser die hohen Gäste begrüßt, und er in der vornehmen Frau die edle Imagiara, des Kaisers erlauchte Gemahlin, erkennt, welche er noch als zartes Fräulein im Hause ihres Vaters gesehen. Doch ist es keine Zeit zu freundlicher Rede und Gegenrede, denn hell läuten eben die drei Glocken auf dem Thurme zur heiligen Handlung in der Kapelle. Frau Elsbeth mit der Amme, die den Täufling in kostbaren Kissen auf den Armen trägt, ist bereits auf dem Wege, der durch den Rittersaal in die Kapelle führt. Der späte Zecher sammt Becher und Humpen sind längst aus dem Saale verschwunden, Herr Nikolaus Weinmann pflegte selbst gar pünktlich aufzuräumen, wenn er tief und lange in

den Becher geschaut hatte; selbst der Lehnstuhl, der Zeuge seiner nächtlichen Sorgen und Bestrebungen, stand am alten Platze, wie wenn er nie verrückt gewesen wäre. Er selbst aber, der wohlbestallte Burgkaplan, hatte bereits Stola und Cingulum angelegt, und harrte in der kleinen Sakristei mit seinen beiden Chorknaben auf den aus der Stadt kommenden Ordenspriester, dem er sich heute aus freien Stücken, ja sehr bereitwillig unterordnete, da er doch noch in Etwas bei sich verspürte, daß er beim kühlen Weine einen Theil der Nacht verlebt hatte; auch blickte sein Auge nicht so wacker, wie an sonstigen Tagen, und er hatte gewaltig zu reiben, um die Spuren des verspäteten Schlafs zu verwischen. Dennoch führte er wacker und rüstig mit seinem Amtsbruder aus Mergentheim das Amt aus, mit dem die heilige Handlung begann.

Frau Elsbeth von Brauneck war in die Kapelle getreten, sie kniete alsbald in ihrem Betstuhl nieder, neben ihr die Amme mit dem Täufling. Ihre Andacht war so innig, daß sie nicht einmal aufblickte, als die hohen Gäste in die Kirche traten; sie sah und hörte Nichts, denn ihr Auge und ihr Gedanke war nur bei dem Liebling, für den sie ihr Gebet gen Himmel schickte. Erst als das heil. Amt vorüber war, als der ehrwürdige Ordenspriester vor den Taufstein trat und sich anschickte, die heilige Taufhandlung vorzunehmen, da blickte die Burgfrau auf, und gab dann der Wartfrau das Zeichen, daß sie den Täufling bis zu dem Taufstein trug, aber sie blieb in knieender Stellung. In demselben Augenblick verließen der Kaiser und die Kaiserin ihren Betstuhl und traten ebenfalls vor den Taufstein. Verwundert blickte die Wartfrau auf, als die majestätische Frau, mit der kostbaren Krone geschmückt, das Kind von ihren Armen nahm, auf die Stirne küßte und es so lange hielt, bis die Legende verlesen war. Darauf nahm die Wartfrau wieder den Täufling auf ihre Arme, wickelte ihn aus seinem reichgeschmückten Taufkissen, und zog ihn bis auf's Hemdchen aus. Jetzt erst nahm ihn Kaiser Adolph in seine Arme, küßte ihn auf die Stirne, und als der Ordenspriester ihm einen Wink gab, näher zu treten, hielt er das Kind mit beiden Händen über das mit Wasser gefüllte tiefe Becken des Taufsteins.

Nachdem die Salbung und die sonst üblichen Ceremonieen mit dem Täufling vollzogen waren, richtete der Priester die Frage an den Kaiser: „Glaubst Du, daß Jesus sei der Christ?" Als der Kaiser es im Namen des Täuflings bejaht hatte, fuhr er fort, indem er das Kind mit den Händen faßte: „Adolphus, ich taufe Dich auf den Namen Gottes des Vaters, Gottes des Sohnes und Gottes des heiligen Geistes!" und bei jedem heiligen Namen tauchte er den Täufling bis an den Hals in das Wasser. Dann bezeichnete er seine Stirne noch einmal mit dem Zeichen des Kreuzes, gab es in die Arme des Kaisers zurück, und dieser stellte es wieder der Amme zu. Während der ganzen feierlichen Handlung hielten die Kaiserin und der Deutschmeister, welcher gleichfalls an den Altar getreten war, brennende Wachskerzen in den Händen. Als mit der üblichen Legende die Taufhandlung beschlossen war, gingen die beiden Priester in die Sakristei zurück. Darauf begaben sich die Anwesenden, voran den Täufling, in einem feierlichen Zuge aus der Kapelle durch jene Thüre, durch welche die Burgfrau in die Kapelle getreten war. Dieser erschien es fast wie ein Traum, was bisher vor ihren Augen vor sich gegangen war. Erst, als der Zug im Rittersaale ankam, wo indessen Alles zu einem prächtigen Mahle gerüstet war, erklärte der Burgherr seiner Gemahlin, wie er zuerst selbst überrascht worden, und nun auch ihr eine angenehme Ueberraschung habe bereiten wollen, und führte sie dem Kaiser und der Kaiserin zu. Unbefangen und harmlos nahte Frau Elsbeth der Kaiserin, verbeugte sich ehrerbietig vor ihr, und sprach mit freundlichem Blicke: „Heute ist Heil unserem Hause widerfahren, hohe Frau, daß Ihr für würdig gehalten, unter unser Dach zu treten und dem Segenstage meines Söhnleins anzuwohnen." Die Kaiserin erwiderte den Gruß mit einer liebevollen Umarmung. Als aber Frau Elsbeth dem Kaiser näher trat und ihren Dank dafür aussprach, daß er am Kinde die große Gnade gethan und sein Pathe geworden, da stotterte ihre Stimme, und ihre Hand zitterte in der Hand des Kaisers, die er ihr beim Gruße dargeboten — auch schlug sie ihr Auge zur Erde, die doch zuvor harmlos und unbefangen der Kaiserin in's Auge geblickt hatte. Nur mit Mühe konnte sie die Thräne verbergen, die auf einmal ihr Auge trübte. Der Kaiser und

seine Gemahlin merkten es kaum, aber Herr Gottfried von Hohenlohe sah diese Thränen und verstand sie. Doch that er, als ob er sie nicht gesehen hätte. In Anwesenheit so hoher und lieber Gäste, und um nicht die Freude des Mahles sich selbst und Andern zu stören, ließ er keinem düstern Gedanken Raum, der in seiner Seele aufsteigen wollte. War es nicht ein doppelt, ja dreifach freudenreicher Tag für ihn? Einmal, daß sein jüngster Sprößling Christennamen empfangen, dann hatte er seinen theuren Jugendfreund und Genossen wieder an seiner Seite, und dieser theure Freund, sein Herr und Kaiser, hatte ihm die Ehre erzeigt, sein Söhnlein in eigener Person über die Taufe zu heben. War aber nicht nur ein freudiger, sondern auch ein heilbringender und segensreicher Tag für das ganze Hohenlohe-Brauneck, denn der Kaiser war ein guter und freundlicher Pathe gegen sein lieb Göttlein Adolphus. Mehr als einmal ließ er über dem Mahle das Göttlein herbeibringen, nahm es freudig auf den linken Arm, hob begeistert mit der Rechten den Becher, und ließ sein Göttlein und die Gevatterleute hoch und lange leben. Als man es ihm aber das letzte Mal herbeitrug, und das war, wie die Strahlen der bereits abendlichen Sonne die hohen Bogenfenster des Saales beleuchteten, da schob er dem Göttlein heimlich ein zusammengelegtes Pergament, mit anhängendem kaiserlichen Sigill, unter das Kissen — die Kaiserin band auf der anderen Seite ebenso heimlich dem Kindlein einen Kinder-Nuller ein, den man kaum mit zwei Händen umfassen konnte, und der so schwer war, wie noch nie ein Nuller gewesen. Denn als man ihn später öffnete, lagen darin 100 Goldgulden mit dem wohlgetroffenen Bilde des Kaisers, und noch ganz neugeschlagen, denn Kaiser Adolph war noch nicht gar lange im Regiment. Und doch war der Inhalt der Urkunde noch bedeutsamer, die der Pathe dem Göttlein fast zwischen seine zarten Füßlein geschoben; er lautete: „Wir Adolphus, von Gottes Gnaden König in deutschen Landen, thun kund und zu wissen Jedmänniglich, die das hören oder lesen, daß wir dem edlen Manne, Herrn Gottfried von Hohenlohe, unsrem lieben Gevatter und Freunde, um willen seines jüngsten Sohnes Adolphus, unseres Göttleins, verleihen und zuschreiben den Zoll der Stadt Mergentheim.“ — War ein reich Pathengeschenk, denn der Reichszoll

zu Mergentheim war von großer Bedeutung, da schon damals eine Hauptstraße, die später sogenannte Kaiserstraße, über Mergentheim gen Frankfurt führte. — Beide Eingebinde kamen zum Abschied; das kaiserliche Paar mußte aufbrechen, denn schon mit dem Frühsten des andern Tages wollten sie ihre Reise durch's Reich fortsetzen. Bereits dunkelte es, als der Kaiser seinen Begleitern das Zeichen zum Aufbruch gab. Der Deutschmeister und seine Ordensbrüder erhoben sich mit dem Kaiser von dem Tische, und ließen sich ihre Waffen bringen, die an den Wänden des Saals aufgehängt waren. Wollte man einen Gast hoch ehren in jenen Zeiten, so war die Burgfrau es, welche ihm das Schwert darreichte. Das that auch Elsbeth von Hohenlohe — sie langte des Kaisers Schwert von der Wand, und brachte es ihm dar, um es dem hohen Gaste umzulegen. Als sie das Schwert mit kostbarem Gurt ansah und in die Hände nahm, überkam sie eine Wehmuth, wie einst Frau Chriemhild im Hunnenlande im Innersten bewegt war, als sie an Hagens Seite das Schwert Palmungs erblickte, mit dem er ihren geliebten Siegfried erschlagen. War nicht der Gurt ein Werk ihrer Hand, an dem sie so manchen Tag, ja so manche Nachtstunde gearbeitet hatte? das sie ihm gegeben in den Zeiten beglückter Liebe, da sie den jungen Grafensohn von Nassau noch ihren geliebten Friedel nannte; aber sie hatte ihrem Geliebten entsagen müssen, und dann ihrem jetzigen Gemahl die Hand gereicht. Und jetzt zierte der Gurt das Schwert des höchsten Vogtes und Kaisers über Deutschland. Frau Elsbeth drängte die Wehmuth ihres Herzens zurück, und die Thräne, welche das schöne dunkle Augenpaar trüben wollte; sie faßte sich, gürtete dem Kaiser das Schwert um, und stellte sich freundlich und heiter, aber sie verbarg unter dieser scheinbaren Freundlichkeit das Leid ihres Herzens. Auch, als sie den Kaiser und die Kaiserin bis in den Hof hinab begleitete, und sie beiden die Hand zum Abschied reichte, nahm sie sich zusammen, und verbarg ihr Gefühl, ja sie schien gleichgültig beim letzten Gruße, den ihr der Kaiser zuwinkte.

Als Gottfried von Hohenlohe dem Kaiser auf das Roß hinauf die Hand zum Abschiede reichte, sprach er: „Fahret wohl, hoher Herr! es soll Euch die Gutthat und Huld unvergessen bleiben, die Ihr an

mir und den Meinigen erzeigt, daß Ihr mein Jüngstes über die Taufe gehoben." — „Dein Jüngstes," bemerkte der Kaiser lächelnd, „aber nicht Dein Letztes, denn nicht acht, aber neun ist eine heilige Zahl — und bedarfst Du eines Gevatters, so bin ich Dir wieder zu Dienst." — „Wie sollt' ich das wagen," entgegnete der Edelherr, „Euch wieder zu bemühen? Das wäre zu viel Ehre für mich — und wie sollt' ich es Euch vergelten können?" — „Was vergelten?" rief der Kaiser — „wer weiß, ob nicht mein lieber Gevatter dermaleins mir einen größeren Dienst leisten kann, als ich ihm geleistet, daß ich bei ihm mich zum Gevatter gemeldet. Auch Kaiser und Könige brauchen Freunde in der Noth!" Er sprach diese Worte mit Nachdruck, drückte noch fest die Hand des Freundes, gab seinem Pferd die Sporen und ritt abwärts.

Vor Einem war der Burgfrau Gemüthsstimmung, die sie zu verstellen gesucht hatte, nicht verborgen geblieben: das war Herr Gottfried von Hohenlohe, ihr Gemahl, dem man ansah, daß der Abschied vom kaiserlichen Freunde ihm wehe gethan. Als daher die Gäste aus der Burg geschieden waren, und er mit Frau Elsbeth in den Saal zurückkam, begann er: „Wie soll ich das deuten, liebe Elsbeth, daß Du beim Abschied von unsern hohen Gästen so gleichgültig gewesen?" — „Das kann nicht Euer Ernst sein, das zu glauben, mein Gemahl," entgegnete die Burgfrau, „im Gegentheil, mir ist der Abschied recht nahe gegangen." — „Nicht wahr," setzte Gottfried von Hohenlohe hinzu — „bevorab von meinem kaiserlichen Freunde? Warum hast Du es aber zu verhehlen gesucht, liebe Elsbeth? Das ist nicht redlich von Dir gewesen. Habe ich nicht schon bei Deinem ersten Zusammentreffen mit dem Kaiser beobachtet, wie Dir das erste Wiedersehen Mühe gemacht, wie Du verlegen die Augen zur Erde geschlagen, wie Deine Hand gezittert, die Du ihm dargereicht, wie Du kaum die Thräne in Deinem Auge verbergen konntest. Liebe Elsbeth, ich kann Dir nicht zürnen, daß die Erscheinung unseres erlauchten Gastes in Deinem Herzen wehmüthige Erinnerungen hervorgerufen — aber von der Mutter meiner acht Kinder hat es mir wehe gethan, daß die Eindrücke einer früheren Liebe in ihrem Herzen so unvertilgbar sein sollen."

„O Gott," rief Frau Elsbeth, und jetzt brachen wirklich Thränen aus ihren Augen — „Ihr werdet doch daran nicht zweifeln, mein Gemahl, daß ich das Bild des früheren Geliebten aus meinem Herzen verbannte, seiner ganz und gar vergessen, und nur einem Bilde von nun an in meinem Herzen Raum gegönnt? Und das seid Ihr, mein Einziggeliebter, Ihr, dem ich am Altar Herz und Hand geboten, dem ich bis auf diese Stunde in ganzen Treuen angehörte." — „Ich will Dir's glauben, mein liebes Gemahl," versetzte der Burgherr, „will glauben, daß es bei Dir nicht heißt, wie bei so manchen Andern: alte Liebe rostet nicht; aber Eines wirst Du mir doch gestehen, daß der Gedanke in Dir aufgestiegen: statt der Kaiserin könnte auch ich unter einer Krone gehen, und dieser Gedanke hat Dich wehmüthig gestimmt — nicht wahr, liebe Elsbeth, ich hab's errathen?" — „Was ich darauf antwortete, Ihr würdet mir's nicht glauben," entgegnete die Burgfrau mit sichtbarer Verlegenheit — „ich kann nur sprechen: so und nicht anders hat es Gott gewollt, und sein Wille ist immerdar der beste — auch fühle ich mich so glücklich wie eine Kaiserin, wenn ich Arm in Arm mit Euch unter unsern Kindern stehe, die so hold und lieb uns anlugen, ja ich möchte mit keiner Königin und Kaiserin tauschen, die solchen Glücks entbehrt, dessen wir uns erfreuen." — „Da hast Du recht, liebe Elsbeth," sprach der Burgherr mit viel liebevollerer Stimme, als er bisher geredet — „ich möchte eben so wenig mit meinem hohen Herrn und Gönner tauschen, denn wo ist eine Krone, die nicht schwer drückte? und wie wandelbar ist nicht das Glück, das den Königen lächelt? Ein leuchtender Stern ist über dem Haupte meines kaiserlichen Freundes aufgegangen, möge er nicht so bald erbleichen, wie es bei Manchen ergangen, die Deutschlands Krone trugen — möge die Stunde fern sein, wo des Kaisers Glück sich wendet, und die Burgfrau auf Neuhaus sich in Wahrheit für glücklicher halten möchte, als die Kaiserin, die unter der Krone geht."

War wie ein prophetisches Wort, was Herr Gottfried von Brauneck zu seiner Gemahlin redete, und fand bälder seine Erfüllung, als man damals hätte glauben können, da Kaiser Adolph im höchsten Glanze seines Glückes schwebte. Sein Glücksstern, der so herrlich aufgegangen war, ging bald wieder unter; es war seine eigene Schuld, und

des Mannes Praktik, der ihn erhöht hatte über alle Fürsten des Reichs, und nun auch zeigen wollte, daß er Macht habe, ihn wieder zu erniedrigen.

IV. Der Fuchs von Mainz.

Hatte Kaiser Adolph im Anfang seines Regiments lobenswerthe Beweise von ernstlicher Sorge für die Wohlfahrt des Reichs, sowie von Gerechtigkeit und Klugheit gegeben, und sich bei Geistlichen wie Weltlichen ein wohlverdientes Vertrauen erworben und sich in ein Ansehen bei Jedermänniglich gesetzt — dieses Vertrauen und Ansehen erlitt den ersten Stoß, als er sich mit König Eduard I. von England gegen Frankreich in ein Bündniß einließ, in Folge desselben eine starke Heeresmacht warb, und zu ihrer Ausrüstung 30,000 Mark Silber vom König Eduard empfing. Man betrachtete es als ungeziemend, daß das erhabene Oberhaupt des römischen Reichs wie ein gemeiner Ritter um Sold im Feld liege. Doch noch mehr, und mit Recht wurde ihm ein Schritt übel genommen, der die Vermehrung seiner Hausmacht zum Zweck hatte. War es löblich gewesen, daß er seinen Vorgänger Rudolph von Habsburg in allen Dingen zum Vorbild gewählt hatte, in diesem seinem Grundsatze, sein eigenes Haus durch Eigenthum und Macht zu vergrößern, hätte er dem glorreichen Habsburger nicht nachfolgen sollen. Ein liebloser Gatte und unnatürlicher Vater gab dem Kaiser Veranlassung zur Ausführung seines Vorhabens, Haus Nassau zu vergrößern. Das war Landgraf Albrecht von Thüringen, von seinen Zeitgenossen mit Recht der Entartete genannt, weil er seine edle Gemahlin Margaretha von Hohenstaufen so lieblos und grausam behandelte, und sie zuletzt verstieß, um mit seiner Buhlin Kunegunde von Eisenberg ungestört ein verbrecherisches Leben fortführen zu können. — In Folge dieser Verstoßung war zwischen ihm und seinen beiden Söhnen Friedrich und Dietzmann ein verheerender Krieg ausgebrochen, der mit wechselndem Glücke geführt wurde, bis Kaiser Rudolph den Vermittler machte. Aber im Herzen des unnatürlichen Vaters hatte der Groll gegen die Söhne nicht aufgehört. Er ließ sie auf's Neue ihn fühlen, indem er das reichste und

größte Gebiet seines Landes seinem mit Kunegunden erzeugten Bastard Apitz zuwenden, den beiden rechtmäßigen Söhnen aber nur geringe Burglehen als Erbtheil überlassen wollte. Als darüber ein neuer Krieg zwischen ihm und seinen Söhnen ausbrach, und er bald daran war, Land und Leute zu verlieren, brachte ihn sein Kebsweib auf den schlimmen Gedanken, seine Lande an Kaiser Adolph zu verkaufen, um mit dem Erlös seinem Bastard ein standesmäßiges Auskommen zu verschaffen. Zu dem Ende eilte er alsbald nach Nürnberg, wo sich der Kaiser aufhielt, und stellte ihm seinen Antrag. Da that Kaiser Adolph den unseligen Schritt, der so ganz mit seiner bisherigen Gerechtigkeitsliebe und Klugheit im Widerspruch stand, und kaufte wirklich mit einem Theil des von König Eduard empfangenen Geldes die Thüringer Lande. Aber es war kein Segen bei diesem Kaufe. Was er erkauft hatte, sollte er erst mit dem Schwert erwerben, denn die Thüringer Lande, welche sich für ihre angeborenen Herren, die beiden Brüder Friedrich und Dietzmann erklärten, wollten sich durchaus nicht gutwillig unterwerfen. Da suchte sich der Kaiser mit Gewalt Gehorsam zu verschaffen, und fiel mit Heeresmacht in Thüringen ein. Er unterwarf sich auf diesem Zuge den größten Theil des Landes, und verdrängte seine Gegner, die beiden Brüder, aus ihrem rechtmäßigen Besitze. Während er aber an den Rhein zurückzog, fielen die beiden Landgrafen von Neuem in's Land, und eroberten fast Alles wieder, was der Kaiser mit dem Schwert erstritten hatte. Da kehrte der Kaiser wieder, seine Gegner mußten der Uebermacht weichen, und er eroberte von Neuem die Thüringer Lande, die er sofort besetzte und als seines Hauses Eigenthum betrachtete.

Bei dieser im eigentlichen Sinne widerrechtlichen Unterwerfung des Thüringer Landes hatten die kaiserlichen Schaaren wie im Feindesland geraubt, gemordet und gebrannt, und selbst der Kaiser hatte sich in seiner Erbitterung eine Strenge und Grausamkeit gegen Einzelne zu Schulden kommen lassen, die mit seinem sonst so milden Wesen ganz im Widerspruch stand — kein Wunder, wenn diese That Kaiser Adolphs in allen Herzen, die für Billigkeit und Recht fühlten, Mißmuth und Unwillen erregte. Um das Ansehen des Kaisers in deutschen Landen war es geschehen, und seine heimlichen Feinde unter

Geistlichen und Weltlichen betrachteten es als eine geschickte Gelegenheit, um ihren lang verhaltenen Groll gegen ihn auszulassen.

Unter diesen stand oben an sein nächster Vetter, Erzbischof Gerhard von Mainz. Längst hatte es ihm der stolze Priester nicht verzeihen können, daß er, der doch allein die Krone ihm zugewendet hatte, von dem Kaiser bisher als ein fünftes Rad betrachtet, ja nebst den übrigen geistlichen Fürsten ganz und gar neben hinausgesetzt worden war. Wie er einst bei der Wahl die Reichsstände für Adolph von Nassau gewonnen hatte, so war es ihm jetzt ein Leichtes, sie gegen ihn einzunehmen, bei denen ohnedieß sein Verfahren gegen Thüringen Mißfallen und Widerwillen erregt hatte. Schon damals soll der geistliche Kirchenfürst, der im Panzer oder Jagdgewand sich wohler fühlte, als in der Stola, die denkwürdigen Worte geäußert haben: „Wenn mein Herr Vetter nicht will, was ich will, so soll er bald sehen, daß ich noch andere Kaiser aus meinem Jägerhorn blasen kann.“ Sofort wandte er sich dem Nebenbuhler um die deutsche Krone, Herzog Albrecht von Oesterreich zu, und trat mit ihm in Unterhandlung. Bei Gelegenheit der Krönung König Wenzels von Böhmen zu Prag gewann er den Markgrafen Otto von Brandenburg und Herzog Albrecht von Sachsen für eine neue Kaiserwahl, und hielt bald darauf mit diesen Beiden zu Mainz eine Zusammenkunft, bei der alles Volk unter Glockengeläute versammelt und ihm dargethan wurde, was die Churfürsten zu thun Willens seien.

Dann gingen alle Drei in den Dom und thaten am Altar folgenden Ausspruch: daß sie vor sechs Jahren den Grafen von Nassau, als den Tauglichsten unter den Fürsten, zum römischen König gewählt, daß er auch bei Antritt seiner Regierung viele Regententugenden geoffenbaret, sich aber bald ihrem Rath entzogen, durch junge unerfahrne Menschen verleitet, den Pflichten seiner hohen Bestimmung zuwidergehandelt, und, da er selbst keine Reichthümer besessen, auch keine Freunde gehabt, die ihn mit Geld unterstützen wollten, Kirchen und Klöster beraubt, ja sogar von einem geringeren Fürsten, dem Könige von England Sold angenommen, der nicht zur Vermehrung des Reichs, sondern zum Erwerb ungerechten Guts verwendet worden. Noch wurde dem Kaiser vorgeworfen, daß er eine Nonne in Thüringen

aus dem Kloster entführt habe, und als sein Kebsweib auf einer einsamen Burg erhalte.

Das waren für die Churfürsten Anklagegründe genug, um ihn dreimal vorzuladen. Wer aber nicht erschien, das war Kaiser Adolph. Jetzt hielten sie wieder einen Rath, und der Vorsitzende, Erzbischof Gerhard, erklärte im Namen der Versammelten seinen eigenen Vetter, dem er zuvor die Krone zugewendet hatte, des Reichs für verlustig. So meineidig wurde der Fuchs von Mainz am eigenen Blutsverwandten, nicht weil sich Adolph des Reichs unwerth gemacht, sondern weil er den stolzen Vetter beleidigt hatte — denn wer einen Pfaffen beleidigt, der hat einen ewigen Feind.

Es mußte also gehen — der in letzter Zeit freilich unklug und übereilt handelnde Kaiser mußte, ob schuldig oder nicht schuldig, des Reichs unwürdig und verlustig sein, denn der Herr von Mainz hatte bereits einen neuen Kaiser aus seinem Jägerhorn geblasen. Schon bei der Krönung zu Prag, wo Herzog Albrecht mit glänzendem Gefolge erschienen war, wurde derselbe von dem, was zu Mainz mit Kaiser Adolph geschehen sollte, in Kenntniß gesetzt und er aufgefordert, den Kaiser mit Heeresmacht anzugreifen. So sehr auch das geheim gehalten worden war, der Kaiser erfuhr es dennoch, und erhob sich voll Erbitterung mit seiner gewohnten Thatkraft, um seinen Gegner zu bekämpfen. Der hatte sich bei Zeiten gerüstet und zuerst im Elsaß ein mächtiges Heer um sich versammelt — es bestand aus Reitern und Fußknechten aus Oesterreich, Steiermark, Böhmen und Ungarn, an die sich der Adel aus der habsburgischen Herrschaft im Aargau, der Erzbischof von Salzburg, der kriegerische Bischof von Straßburg, Adolphs alter Todfeind, und Albrechts warmer Feund, mit andern Grafen und Herrn aus Schwaben und dem Elsaß anschloßen. Mit diesem Heere zog er Rhein abwärts und nahm zuerst seine Stellung zwischen Worms und Mainz. Hier gewann er auch einen kräftigen Bundesgenossen, das war der Churfürst von Mainz, der so wenig seines verwandtlichen Verhältnisses mit Adolph gedachte, daß er seine eigenen Reiter dem Gegner seines Vetters zuführte, um seine Schaaren zu mehren.

Doch auch dem Kaiser fehlte es nicht an mächtigen Bundesgenos-

sen und Freunden. Pfalzgraf Rudolph, sein Schwiegersohn, Herzog Otto von Baiern, der Erzbischof von Köln, sein Oheim der Graf von Katzenellenbogen, der Landgraf von Hessen, die Grafen von Pfirt, von Feldkirch, Nellenburg und Montfort, so wie der kriegerische Abt Wilhelm von St. Gallen, der alte Feind des habsburg'schen Hauses. Diese alle führten dem Kaiser gewaltige Schaaren zu. Dazu kamen auch die Mannen der freien Städte Speier, Worms, Oppenheim, Frankfurt und Gelnhausen, ferner die Reichsmannen aus dem Elsaß, die Schwaben und Franken, so wie die freien Mannen am Rhein. Obgleich der Kaiser durch seinen ungetreuen Vetter des Reichs entsetzt war, überall in allen deutschen Landen schlugen noch Herzen voll Liebe für ihn, die willig waren, Blut und Leben für den edlen Kaiser zu lassen. Darum, wohin er sein Aufgebot ergehen ließ, wurde es mit Begeisterung aufgenommen, und straks folgten die Ritter und Herrn mit ihren Fähnlein dem Rheine zu; es war keine Zeit zu verlieren, denn die beiden Gegner wollten je eher je lieber mit ihrer Heeresmacht zusammentreffen, und sich im Kampfe messen. Daß Einer der Getreuesten, ja der treueste von Adolphs Freunden, dem Heerbann des Kaisers folgte, und Einer der Ersten auf dem Platze war, können wir wohl denken. Es ist der edle Gottfried von Hohenlohe im fernen Taubergrunde, der willig das längst nicht mehr gewohnte Schwert, die theure Gabe des kaiserlichen Freundes, von der Wand nimmt, um es im Dienste des Freundes treu und ritterlich zu führen.

V. Der Abschied auf Neuhaus.

An einem heißen Junitage des Jahres 1294 saß Herr Gottfried von Hohenlohe mit seiner Gemahlin Elsbeth auf dem Söller der Burg. Ein dichtes Linnentuch war über ihnen ausgespannt, um die heißen Strahlen der Junisonne abzuwehren. Frau Elsbeth hatte eine Stickerei auf einem Rahmen ausgespannt, die eben der Vollendung nahe war. An ihre Seite lehnte sich Fräulein Adelheid, das sechsjährige Töchterlein, welches begierig auf die Hand der Mutter blickte, um ihr die edle Kunst des Stickens abzulernen. Zu ihren Füßen auf dem Schemel saß das Söhnlein Adolphus, ein rothwangi-

ger Knabe, und wiegte eifrig an einer kleinen Wiege, in der eben Schwester Adelheid einem Liebling ein Bettlein zurechtgemacht hatte.

„Will nicht einschlafen, dein Kindlein, lieb Adele, und hab' doch so arg gewiegt" — mit diesem Ruf unterbrach auf einmal der kleine Adolph die Stille, welche auf dem Söller herrschte — zugleich stieß er unwillig an die Wiege, daß sie beinahe über und über purzelte. „Nur nicht so wiegen, lieb' Adolph," bat Schwester Adelheid, als sie auf die unsanfte Behandlung ihres Lieblings sah, „und noch ein paar Augenblicke, denn ich muß noch sehen, wie die Mutter die Arbeit schließt." Sie sprach's mit einem wehmüthigen Gesicht, aber der Vater und Adolph lachten laut; letzterer war auf einmal seines beschwerlichen Amtes überhoben, das er nur aus Liebe für's Schwesterlein übernommen hatte — beim unsanften Stoß an die Wiege war stracks der kleine Liebling herausgesprungen und der Thüre des Saals zugeeilt, um sich für heute nimmer sehen zu lassen. Es war das rothe Lieblingskätzchen des Fräuleins, welches um diese Stunde gewöhnlich sein Schläflein zu machen pflegte, aber das nur in dem Falle, wenn Adelheid mit ihren zarten Händen den Liebling einwiegte. Um dieses wieder einzufangen, verließ jetzt Adelheid die Mutter und ihre Arbeit, und auch Adolph erhob sich vom Schemel und folgte dem Schwesterlein nach, um dem Katzenfang zuzusehen, der freilich nicht günstig ablief, denn das listige Kätzlein sprang auf den hohen Kachelofen im Saale, und überließ den beiden Geschwistern das Hinaufsehen.

Indessen spannte Frau Elsbeth ihre Arbeit, die eben fertig geworden war, aus dem Rahmen, und blickte freudig darüber hin, wie man auf eine vollendete Arbeit hinblickt, mit der man sich lange beschäftigt hat. „Der Gurt ist fertig, mein Herr Gottfried von Hohenlohe!" rief sie mit freudestrahlendem Antlitz, und hob ihm das Vollendete vor die Augen — „was bekomm' ich aber von meinem Herrn Gemahl dafür?" fragte sie mit schelmischem Lächeln. „Der Arbeiter ist seines Lohns werth," versetzte der Edelherr, „und die Arbeit ist gut ausgefallen" — er blickte mit prüfendem Auge darauf — „darum auch ein Lohn, der Etwas werth ist, liebe Elsbeth, und der ist? rath' einmal!" Er ließ seine Gemahlin nicht zum Worte kommen, sondern

schlang die Arme um sie und drückte einen warmen Kuß auf ihre rothen Lippen, und die Gabe ward in großen Gnaden hingenommen. Doch wurde Frau Elsbeth roth bis an den Hals, denn eben streckte Fräulein Adelheid wieder ihr Köpflein zur Thüre des Söllers herein, und rief voll Verwunderung über Etwas, was sie noch nie gesehen hatte, dem nicht fernen Brüderlein zu: „Schau Adolph, Väterlein küßt lieb Mütterlein." Da lachte der Edelherr hoch auf, während Frau Elsbeth verlegen wieder zurückging.

„Ihr lacht mich noch aus in meiner Verlegenheit," sagte auf dieß Frau Elsbeth — „darum zur Strafe nehme ich Euch die Gabe zurück, und behalte sie auf Euern Geburtstag, obgleich auch der heutige Tag, da sie fertig geworden, bedeutungsvoll ist, denn vor fünf Jahren an diesem Tage habe ich Euch Euer jüngstes Söhnlein in die Arme gelegt." — „Also ein Glückstag für mich, dieser Junitag," bemerkte Herr Gottfried, „mög' er jedes Jahr so liebe Gaben bringen, und ich wär' —" Frau Elsbeth ließ den Gemahl nicht ausreden: „aber ich wünsche, daß dieser Schwertgurt, der nach dem Muster jenes köstlichen Eures kaiserlichen Freundes und Gönners gefertigt ist, nur Euer Schwert zieren möge, wann Ihr Euch festlich schmücket, daß ich ihn Euch aber nie umlege, damit Ihr den Schwertgurt im Kampfe traget, denn bald kann ja Euer Erstgeborner für Euch ausziehen, und dem Kaiser und Reich seine Dienste leisten."

„Möge Dein Wunsch erfüllt werden, liebe Elsbeth, ob ich gleich noch Kraft und Lust hätte, den Arm zu rühren, wenn es sein sollt' — aber ich befürchte, Dein Wunsch möchte nicht in Erfüllung gehen. Es steht wieder übel in deutschen Landen, mein Herr und Kaiser hat sich einen schlimmen Feind auf den Hals geladen, den Fuchs im Priestergewande, der nicht ruhen wird, bis er ihn unter seine Füße getreten." Der Edelherr hatte noch nicht ausgeredet, da erschien sein ältester Sohn Götz auf dem Söller und überbrachte ihm ein Pergamentblatt, das war zweimal zusammengeschlagen und außen klebte ein wohlbekanntes Sigill. „Ein Bote aus dem Elsaß, Herr Vater, hat dieses Brieflein unten im Burghof abgegeben," sprach der Junkherr, indem er es dem Vater so darreichte, daß er alsbald das Sigill erkannte. „Das ist ja von meinem Herrn und Kaiser," rief er, und

löste das Sigill mit zitternden Händen. Es war ein eigenhändig Schreiben des Kaisers, und enthielt nur in wenig Zeilen so Viel, um das Herz des treuesten Freundes mit Wehmuth und Grimm zu erfüllen. „Vielgetreuer Freund und Gevatter!“ so lautete es — „die Churfürsten haben mich des Reichs für verlustig erklärt auf Antrieb des ungetreuen Blutsfreundes, des Pfaffen zu Mainz; der Falsche hat meinem Nebenbuhler Herzog Albrecht die Hand geboten, um mich zu verderben — der Gegner steht bereits gerüstet mir gegenüber mit seiner Heeresmacht, es gilt einen Kampf auf Leben und Tod, den Kampf um meine Krone. Jetzt zeige, daß Du ein treuer Freund und Gevatter — sammle im Frankenland alle Freunde, die es noch gut meinen mit ihrem Kaiser, und eile mit Deinem Fähnlein so schnell wie möglich hieher. Gegeben im Lager vor der Stadt Ruffach an dem 28. des Heumonds im Jahr unsers Herrn und Heilandes 1298.“

Schmerzvoll fuhr Gottfried über seine Stirne, als er den Brief des Kaisers gelesen, er knickte krampfhaft das Pergament zusammen — „das habe ich schon längst geahnt,“ sprach er, „der falsche Erzbischof hat ein ächtes Vetterstück an dem Kaiser, seinem Vetter, gemacht, und ihn wieder verstoßen, dem er zuvor die Krone verschafft; aber die läßt mein kaiserlicher Freund nicht so leichten Kaufs sich nehmen, er wird sich tapfer wehren gegen seinen Nebenbuhler, Albrecht von Oesterreich. Darum ruft er seine Freunde zusammen, daß sie ihm helfen sein Recht behaupten: dabei soll auch ich sein, das wünscht er, das hofft er, und ich werde nicht ferne bleiben, wenn mein liebster Freund in Gefahr ist. Drum spute Dich, liebe Elsbeth, und nähe den Gurt an mein Streitschwert — übermorgen mit dem Frühsten sitzen wir zu Pferde und es geht dem Rheine zu. Du aber mache Dich gefaßt, mein Sohn Götz, Du wirst Deinen ersten Ritt machen in des Kaisers und Reichs Diensten.“ — „Wie freue ich mich,“ rief der Junkherr, „lieber Vater, daß ich auch einmal mit Euch reiten darf, wo es ernstlich zugeht.“

Schon der Inhalt des kaiserlichen Schreibens hatte sichtbar einen wehmüthigen Eindruck auf das Gemüth der Burgfrau gemacht, aber sie wurde bleich im Angesicht, als ihr Gemahl das Wort aussprach, daß sein Auszug in's Feld zur Hilfe so schnell erfolgen, und auch

ihr Erstgeborner den ersten Ritt machen müsse, um sich die Sporen zu verdienen. Gegen das Erstere konnte sie keine Einsprache thun, denn war es schon Pflicht eines jeden treuen Reichsmannen und Vasallen, dem Heerbann zu folgen, um so vielmehr des Edelherrn von Hohenlohe, der dem Kaiser so sehr verpflichtet war; gegen das Zweite hätte sie gerne Einsprache gethan, aber sie hatte ja kurz zuvor selbst ihren Erstgebornen für waffenfähig erkannt, auch wußte sie, daß ihr Herr und Gemahl in dem, was er einmal Willens war, zu thun, keinen Widerspruch ertragen konnte. Wenigstens heute wollte sie nicht widersprechen, oder vielmehr bitten, denn Herr Gottfried war so schmerzlich bewegt über das Schicksal seines kaiserlichen Freundes, daß er den Söller verließ, um sich allein seinem Schmerz zu überlassen. Aber nicht lange, denn mit Trauern und Jammern wird Nichts gethan — Männer handeln, wo Hilfe Noth thut.

Noch an demselben Tag sandte er seine Boten nach allen Seiten aus, Tauber auf- und abwärts, hinauf auf die Burg Brauneck, wo seine Brüder wohnten, und hinüber nach Neuenstein und Oehringen, zu seinen Vettern von Hohenlohe; auch die Schenken von Schüpfe und die Herren von Booksberg wurden entboten, eingedenk zu sein ihrer Pflichten gegen Kaiser und Reich, und sich einzufinden beim fränkischen Heerbann. Schon am Abende des andern Tages, als bereits der Bote aus dem kaiserlichen Lager bei Ruffach wieder auf dem Wege in's Elsaß war, mit schriftlicher Meldung, daß Herr Gottfried von Hohenlohe noch vor Ablauf des Heumonds mit allen Reichsmannen aus Franken bei dem Kaiser sein werde — zogen Ritter und Reisige aus allen fränkischen Gauen den Burgweg auf Neuhaus herauf, als an den Sammelort — die Ritter und Herren in ihren gekrönten Helmen, mit breiten Streitschwertern, Lanzen und gewaltigen Schilden, die fast Mann und Roß deckten, die Reisigen und Knechte in blanken Helmkappen, mit kürzeren Waffen, mit Streitkolben und Tartschen. In der Burg gab es kaum Platz für die Herren und Ritter, viel weniger für die Reisigen und Knechte. Die letzteren alle mußten sammt ihren Rossen im großen Grasgarten vor der Burg sich einlagern, und soll ihnen nicht leid gewesen sein für ihre Rosse, denn die standen im Futter wie noch nie, sintemalen gerade in jener

Zeit die Heuernte noch nicht vorüber war. An Trank und Speise für Knechte und Reisige ließ es der Burgherr und Frau Elsbeth nicht fehlen, denn während im großen Saale die Humpen der Ritter erklangen, daß es durch die Fenster schallte, trugen Knechte und Mägde der Burg so viel des edlen Getränkes in den Garten, daß auch dort die dürstenden Kehlen befriedigt und die Herzen erfreut wurden durch die edle Gabe des Weines, denn der Wein erfreut des Menschen Herz, absonderlich ein ächter reiner ungefärbter Trank der Tauberreben. War auch klüglich, daß sich Ritter und Knechte auf der Burg des gastlichen Edelherrn von Hohenlohe gütlich gethan mit Trinken und Essen, denn auch an Letzterem fehlte es nicht, besonders Braten von Rehen und Hirschen aus dem nahen Kammerforst, in dem heut zu Tag derartig Wild so selten ist, wie ein Phönix oder weißer Rabe.

In jenen Zeiten, von denen wir erzählen, war auf Kriegsfahrten noch nicht in der Weise für die Bedürfnisse der reisigen Schaaren gesorgt, wie in unsern Zeiten, da der Mann nicht ohne seinen Habersack auszieht, und hinter dem Heere die Knödelwagen folgen müssen. Am Ort der ersten Einlagerung wurde gegessen und getrunken, um sich für die Wegfahrt zu stärken, dann ging's von Ort zu Ort, bald lebend in Hülle und Fülle, bald darbend und fastend, bis wieder eine Stadt, ein Dorf oder eine Burg in den Weg kam, wo man sich einlagerte; oder wurde auch unterwegs Halt gemacht und schnell eine Heeresstätte aufgeschlagen, um Rinder oder Schafe abzukochen und zu verspeisen, die man dem nächsten besten Hirten abgejagt, aber den Trank dazu gab der klare Bach, der vorüberfloß, denn das Weintrinken mußte sich Mancher abthun, der zuvor gewohnt war, mit den köstlichsten Weinen verschwenderisch umzugehen.

Darum, in Betracht der weiten Fahrt bis an den Rhein — denn von den Rebbergen der Tauber bis zu den Rebhügeln des Rheins und des Elsaßes ist es gar manche Tagreise — schonten sie nicht des Kellers, den der gastliche Wirth auf Neuhaus weit aufthat, weil sie Alle gekommen waren zu Dienste und Hilfe seines kaiserlichen Freundes, der in Nöthen war. Sie ließen sich's wohl sein, Ritter und Herren, wie Knechte und Reisige, denn wer konnt' ihnen eine Bürg-

schaft dafür geben, ob sie je wieder sehen würden die Berge und Thäler der Heimath, ob sie je wieder einmal trinken würden vom Gewächse, das auf den Hügeln des von Gott gesegneten Frankenlandes wächst.

Hatte aber nur der Edelherr von Hohenlohe die Ehre, hier oben auf Neuhaus die getreuen Vasallen seines Herrn und Kaisers zu bewirthen — noch am dritten Tage, nachdem Herr Gottfried in die ganze Umgegend das Aufgebot hatte ergehen lassen, zogen Herren, Ritter und Reisige das Tauberthal herab und herauf, aber sie kamen nicht auf die Burg Neuhaus, sondern blieben in der Stadt Mergentheim, da sie auf der Burg kein Unterkommen mehr fanden. Alle die wurden vom Deutschmeister, Hans von Nesselrode, im Ordenshause und den dazu gehörigen Gebäuden aufgenommen und untergebracht. Sie wurden so gut verpflegt, wie auf Neuhaus, denn schon damals hatte die Commende große Vorräthe an Früchten und Weinen. Ein Keller voll Fässer mit den besten Jahrgängen lag unter dem Ordenshause, und zog sich unter drei Flügeln desselben hin; er war so geräumig, daß man darin hätte ein Roß tummeln können. Die Ritter und Reisigen brauchten so viel, als die mäßigen Ordensbrüder nicht in Jahr und Tag bedurften. Also wollte es Bruder Hans von Nesselrode, denn auch er wollte sich dienstwillig gegen den edlen Kaiser Adolph erzeigen, mit dem er damals auf Neuhaus frohe Stunden verlebt hatte. Da die Ordensbrüder allein in des Ordens Diensten verwendet werden durften, und sie nur auf ausdrückliches Gebot des hohen Meisters in Preußenland in außerordentlichen Fällen zu des Reiches Heerbann konnten berufen werden, so ließ er wenigstens des Ordens Knechte zu den Schaaren stoßen, die Herr Gottfried von Hohenlohe für den Kaiser aufgeboten hatte. Als daher am fünften Tage, nachdem der Kaiser seinen Boten auf Neuhaus gesendet, Ritter und Reisige ab der Burg Neuhaus und aus dem Ordenshaus zu Mergentheim zogen, da war es doch ein stark Fähnlein von Knechten, das sich an die übrigen anschloß.

Schon mit dem Frühesten gaben die Hörner das Zeichen zur Abfahrt. Solch ein Klang war schon seit langem Gedenken nicht

mehr auf der Burg erhört worden; Alle, die auf Neuhaus aus und ein gingen, ausgenommen der Burgherr mit einigen alten Knechten, kannten nur den Tageruf des Wächters auf der Zinne, oder die Töne des Jagdhörnleins, hatten aber nie den Klang des Heerhorns vernommen. Darum fuhr Frau Elsbeth überrascht aus dem Schlafe, als sie diese Töne vernahm, die aus dem Burghof herauf erschollen und einen schweren Abschied ankündigten. Schnell war sie mit den beiden kleineren Kindern, dem Fräulein und dem Söhnlein Adolphus, angekleidet und ging dem Rittersaale zu, wo bereits der Burgherr mit seinem Erstgebornen, dem Junkherrn Götz, vom Kopf bis zum Fuße gerüstet stand, und um Beide herum die fünf jüngeren Söhne. Nur die Schwerter hatten sie noch nicht umgelegt, denn diesen Dienst hatten sich immer die Frauen des Hauses vorbehalten zu verrichten. Die Borte für's Schwert des Burgherrn, von der wir bereits gesagt, war schon seit fünf Tagen angebunden, und schlang sich zierlich um's Schwert, das noch an der Wand hing, aber ein zweites Schwert mit Gurt fehlte noch für den Sohn, der heute zum ersten Mal mit dem Vater ausziehen sollte. Auch dafür hatte Frau Elsbeth bereits gesorgt — das Töchterlein Adelheid trug das neue Gewaffen, das in einem seidenen Ueberzug verborgen lag, in den Armen herbei. Die gute Mutter hatte in vier Tagen, bis in die tiefe Nacht, an der Borte gearbeitet, um sie für den lieben Sohn fertig zu bringen, ob sie gleich noch nicht so ernstlich daran gedacht hatte, daß Junkherr Götz wirklich an der Kriegsfahrt Theil nehmen müsse, denn sie hatte immer noch gewähnt, der Vater würde ihn nur als Begleiter etwa bis an die Grenze des Frankenlandes mitnehmen. Aber als sie sah, wie ihr Liebling gewappnet an der Seite ihres Gemahls stand, sich lehnend auf das gewaltige Schild, auf dem die Leoparden von Hohenlohe prangten, da wandelte sich die Farbe ihres Antlitzes; sie wurde todtenbleich, als sie dem Gemahl mit thränenden Augen das Schwert umgelegt hatte, und er ihr bedeutete, ein Gleiches dem Sohn zu thun, indem er sprach: „Nun, meine Liebe, auch dem Sohne das Schwert um, das er für Kaiser und Reich zum ersten Mal schwingen soll!“ Hatte sie das Erstere mit unendlicher Wehmuth gethan, jetzt zitterte und bebte sie, als sie aus den Armen des Töchterleins das Schwert

nahm, seine Hülle abstreifte, und das glänzende Gewaffen und den blauen, mit Silber gestickten Gurt hervorzog. „So wollt Ihr Euch nicht erbitten lassen, mein Herr und Gemahl,“ fragte sie mit merklich zitternder Stimme, „daß Ihr mir diesen unsern geliebten Sohn hier lasset? Er ist noch so jung und zart, also daß er kaum die Mühen der Fahrt erdulden wird.“ — „Da wär' er keiner von Hohenlohe, und seines alten Stammes gar unwerth, wenn er ein solcher Schwächling wäre,“ entgegnete der Burgherr etwas kalt; „und ist er nicht hochgewachsen und breit über die Brust, wie ich es kaum in seinem Alter gewesen? — halt' ihn nicht ab, Frau Elsbeth, er hat es selbst gewollt.“ — „Gebt mir mein Schwert, liebe Mutter,“ bat der Junkherr, „ich will es führen, daß es meinem Herrn und Kaiser und dem Reiche Heil und Euch Ehre bringt.“ — Noch einmal flehte die Burgfrau, und faßte die Hand ihres Gemahls: „Lasset ihn hier, mein Herr und Gemahl, Ihr führet ja genug Mannen Eurem Herrn und Freunde zu, und ist es nicht genug, wenn Ihr Euch seinem Dienste weihet — was wollet Ihr ihm noch Euer eigen Fleisch und Blut opfern? So viel seid Ihr weder Eurem Kaiser noch Eurem Freunde schuldig.“ — „Das sind wir unserem Freunde nicht schuldig? ist das Dein Ernst, Elsbeth? das bist Du dem Freunde Deiner Jugend nicht schuldig, daß Du ihm Deinen Sohn sendest, der für ihn streite gegen seine Feinde, die über ihn herfallen, um ihn zu vernichten!“ — Er sprach diese Worte mit einem bedeutungsvollen Blicke auf die Burgfrau, der ihr durch das Herz ging. Frau Elsbeth bat nicht weiter, sie gürtete dem Sohne das Schwert um seine Lenden, aber indem sie sich beugte, um die Schnalle zuzuziehen, fiel sie voll Schwäche in die Kniee, und als sie der Sohn wieder in die Höhe heben wollte, schlang sie ihre Arme krampfhaft um ihn, drückte ihren Mund an seine Lippen und rief weinend: „Leb' wohl, leb' wohl, lieb' Kind, mein Schmerzenssohn, leb' auf ewig wohl — ich werd' Dich nimmer wiedersehen im Erdenleben!“ Wie ohnmächtig lag sie in den Armen ihres Sohnes, der neben ihr kniete. Da faßte sie der Burgherr und hob beide vom Boden auf; er rief ihr in's Ohr, die wie eine Leblose die Augen geschlossen hatte: „Um Gott, fasse Dich, fasse Dich, liebes Gemahl, — ich bring' ihn Dir wieder, Deinen lieben Sohn, denn der liebe Gott

wird ihn schützen — nur mit ihm kehr' ich wieder — ohne ihn will ich nimmer Dein Antlitz sehen, so wahr mir Gott helfe!" Bei diesem Schwure fuhr die Burgfrau zusammen und erwachte aus ihrer Ohnmacht, aber ihre Schwäche verließ sie noch nicht so bald — man mußte sie auf den in der Nähe befindlichen Polsterstuhl bringen. Zu gleicher Zeit ertönten die Heerhörner zum letzten Mal im Burghof. Herr Gottfried beabschiedete sich rasch von Gemahlin und Kindern — so schwer es ihm geschah, es mußte sein — aber Bruder Götz konnte kaum loskommen von der lieben Mutter und den laut weinenden Geschwistern. Der Vater war schon unten im Burghof bei den versammelten Mannen, ja war bereits zu Roß gestiegen, als der Junker erst nachkam, und hinter ihm drein die Brüder, welche ihm noch die Hand auf's Pferd boten, obgleich sie kaum durch die Mannen hindurch kommen konnten, die den ganzen Hof füllten. Nur Schwesterlein Adelheid blieb bei der Mutter; auch hatten sich ihre Dienerinnen indessen eingefunden, um ihr beizustehen. Von diesen gestützt wankte sie hinaus auf den Söller, um den Scheidenden den letzten Gruß nachzusenden. Eben ritt die Schaar der Ritter und Reisigen, an der Spitze Gottfried von Hohenlohe und sein Sohn, aus der Burg. In diesem Augenblick war den Beiden, als müßten sie sich im Sattel drehen, um sich noch einmal gegen die Burg zu wenden. Eine liebende Frau stand noch dort auf dem Söller, mit bleichem Angesicht, und winkte ihnen Lebewohl zu. Vater und Sohn erwiderten schmerzlich den Gruß, indem sie das Haupt mit glänzendem Helm und wallendem Federbusch tief verneigten. Dem Sohne stürzten unter dem offenen Helme die Thränen hervor, — auch in Herrn Gottfrieds Augen standen Thränen, aber bald ließ er den Helmsturz nieder, denn er wollte vor seinen Begleitern sein Schmerzgefühl verbergen. Elsbeth blickt noch lange dem Gatten und Sohne nach, bis ihre Helmbüsche hinter den ersten Häusern von Mergentheim verschwinden — es ist ihr, als ob sie Beide nimmer sehen werde im Erdenleben.

VI. Der nächtliche Vorkampf.

In dem Lager vor der Stadt Ruffach im Elsaß befand sich Kaiser Adolph, als er den Boten in's Frankenland an die Tauber zu seinem Freund Gottfried von Hohenlohe sendete. Als der Bote wieder in's Elsaß zurückkam, hatte der Kaiser bereits die Belagerung der Stadt aufgegeben und war mit seinem Heere den Rhein hinabgezogen, denn er hatte vernommen, daß sein Gegner Herzog Albrecht seinen bisherigen Standpunkt in der Nähe von Straßburg und seinem wärmsten Angehörigen Bischof Heinrich verlassen und sich über Zweibrücken der Stadt Mainz zugewendet, wo er in dem Erzbischof Gerhard einen besonderen Freund gefunden hatte. Als der Kaiser in die Stadt Oppenheim kam, hörte er, daß der Herzog, um sich an dem Pfalzgrafen Ruprecht, seinem Schwiegersohn, zu rächen, von Mainz aus, wo der treulose Vetter Gerhard seine Schaaren zu ihm hatte stoßen lassen, schnell nach Alzei gezogen sei. Alsbald brach er auf, um dieses Besitzthum des Eidams zu retten, aber leider! kam er zu spät. Während er im Anzug war, meldete ihm ein Schäfer an der Heerstraße nach Alzei, als er ihn anredete, daß sein Gegner bereits die Burg Alzei verwüstet habe.

„Kann ich mich auf Deine Aussage verlassen?" fragte der Kaiser den Schäfer, der eben seine Schafe zusammengetrieben hatte und von der Heerstraße ab thaleinwärts fahren wollte, denn als er das Getrappel der Pferde hörte und die gleißenden Rüstungen sah, war ihn eine Furcht angekommen, es möchte ihm seine Heerde von Raubrittern weggetrieben werden. „In allewege," entgegnete der Schäfer; „wenn Ihr aber nicht glauben wollet, so ziehet nur fürbaß und Ihr werdet die noch rauchenden Trümmer der Burg Alzei schauen können; doch den Mordbrenner werdet Ihr nimmer treffen, sintemalen er mit seinen wilden Horden, unter denen ich noch das Mainzer Banner gesehen, bereits den Weg nach der Gegend des Donnersbergs eingeschlagen." — „Da wollen wir ihn aufsuchen, den schlimmen Gegner, der an denen Rache nimmt, die mir freundlich gesinnt sind; und sollte ich ihn aufsuchen müssen auf der Höhe des Donnersbergs, ich will nicht ruhen,

bis ich ihn gefunden, der mir streitig machen will, was mir von Gott und Rechtswegen zusteht; aber noch eins: Du hast mir einen guten Dienst gethan mit Deiner Kunde, willst Du mir noch einen zweiten thun? es soll Dir wohl belohnt werden." — „Sagt nur, was Ihr wünschet, mein Herr und Kaiser," sprach der Schäfer, „und wenn ich Euch mit meinem Blute dienen könnte, es soll geschehen, aber nicht bloß, weil Ihr mein Herr und Kaiser seid, sondern weil ich Euch von lange her kenne, denn ich weiß noch gut, wie Ihr vor vielen Jahren bei meinem Herrn Werner von Falkenstein Leibknappe gewesen mit einem Junkherrn aus Frankenland, und da habt ihr Beide mir als einem geringen Reitersbuben manche Gutthat erwiesen, die ich nimmer vergessen will." — „So will ich Dir um so mehr trauen," sagte der Kaiser, „wenn Du jener Wendelin bist, der schon damals mir und meinem Waffenbruder, Gottfried von Hohenlohe, manchen treuen Dienst erwiesen — aber gekannt hätte ich Dich nimmermehr, denn Du bist alt und grau geworden." — „Glaub's wohl," lachte der Schäfer, „ich hab' keine so guten Tage gehabt wie Ihr, hab' mich, seit ich ab der Burg Falkenstein kommen, kümmerlich und schwerlich durch die Welt schlagen müssen, und hab' es am Ende zu Nichts als zu diesem elenden Schäferstab gebracht, während Ihr ein großer Herr und Kaiser geworden, der güldene Krone und Scepter trägt." — „Und doch nicht so glücklich ist, wie Du meinst," unterbrach ihn der Kaiser, „denn Dich feindet Niemand an wegen Deines Stabs, aber ich habe einen Todfeind gewonnen, der mir nach Scepter und Leben trachtet — doch ich verzage nicht, so lange es gute Herzen gibt, wie Deines, und ich treue Vasallen und Freunde habe, wie den, welchen Du eben genannt hast, meinen Herzensfreund im Frankenland, am Ufer der Tauber." — „Ja, dort sitzt Euer Jugendgenosse," bemerkte der Schäfer — „auf einer Burg, nahe bei der Stadt Mergentheim, und heißt Herr Gottfried von Hohenlohe; hab' ihn einmal dort heimgesucht, und er hat mich leichter erkannt, als Ihr, mein Herr und Kaiser." — „Zu dem nun, meinem alten Freund und Waffengefährten, sollst Du alsbald mein Bote sein," sagte der Kaiser, „und ihn gemahnen seiner Treue, daß er sich spute mit seiner Hilfe, und statt in's Elsaß, wie ich ihm in den letzten Tagen entboten, hieher

in die Gegend des Donnersbergs eile; vor der Burg Bolanden, dem alten Stammsitz der Falkensteiner, will ich mein Lager schlagen und seiner harren, aber nur einen Tag und eine Nacht. Nimm das beste meiner Pferde und eile, auf daß Du an Ort und Stelle kommst, denn es thut Noth: meines kaiserlichen Dankes darfst Du gewiß sein."

Schnell ließ der Kaiser dem weiland kecken Reiterknaben und nunmehr demüthigen Schäfer eines seiner besten Rosse vorführen, und der treue Wendelin warf seinen Stab weg und bestieg das schon lange nicht mehr gewohnte Roß so keck und gewandt, als ob er immerdar zu Pferde gesessen wäre; nur seinem Hunde, der verwundert zu seinem Herrn hinaufsah, als derselbe so schnell zum Reiter geworden, rief er zu: „Wächter, geh' nicht von den Schafen, und halt' sie fein zusammen!" Darauf sprengte er, indem er sich vor dem Kaiser noch tief verbeugte, von dannen dem Rhein zu, und von da über den Odenwald nach der Tauber; am Morgen hatte er den Kaiser und sein Heer verlassen — mit dem Frühesten des andern Tags ritt er bereits in das Thor der Stadt Mergentheim, gerade zu der Stunde, als Gottfried von Hohenlohe allda ankam, um sofort die Fahrt nach dem Elsaß anzutreten. Der Bote kam gerade noch recht, um seinem Zuge eine andere Richtung zu geben, und ihn zu gemahnen, weder Menschen noch Pferden Rast zu gönnen, um noch zu rechter Zeit den Kaiser und sein Heer zu erreichen. Die Ermahnung des Boten verfehlte nicht ihre Beachtung. Wenn je eine Fahrt in Eile und mit aller möglichen Anstrengung geschehen, so war es diese. Gottfried von Hohenlohe gönnte Menschen und Thieren keine Rast, nur einmal auf der Fahrt an den Rhein wurde gerastet, vor dem Kloster Amorbach, um Menschen und Pferde zu tränken und zu speisen, aber es galt nicht lange Sattelhenkens; vor Worms über dem Rhein wurde noch eine kleinere Rast gehalten, — war bereits über Mitternacht hinaus — dann aber ging's in schnellem Traben dem Donnersberg zu, dessen Felsengipfel sie bald aus der Ferne hätten erschauen können, wenn es nicht noch Dämmerung gewesen wäre.

Mittlerweile war der Kaiser bereits unter der Burg Boland, nicht ferne vom Donnersberg, angekommen, und hatte unter derselben sein Lager geschlagen. Hier mußte er längere Rast halten, denn er

war unten aus dem Elsaß herauf und dann den Rhein hinab gezogen, und vom Rhein wieder landeinwärts dem Donnersberg zu. Bis in's Thal der wildströmenden Primm dehnten sich die Lagerzelte aus. Kaum eine Meile von ihm entfernt, auf den in das Thal hinabziehenden Hügeln des Donnerbergs, lag Herzog Albrecht der Gegenkaiser mit seinem Heere. Durch Kundschafter aus der Gegend war dem Kaiser dieser Bericht geworden. Gern hätte er sich selbst davon überzeugt, und dazu wollte er die Nacht des Rasttags wählen. Wer konnte auch besser der Warte pflegen und auf Kundschaft reiten, als er? waren ja ihm von jungen Tagen her alle Wege und Stege in der Herrschaft Bolanden und Falkenstein und an dem Donnersberg bekannt wie Keinem. Nur sein Schwiegersohn, Pfalzgraf Rudolph und sein Sohn Rupert waren es, denen der Kaiser sein Vorhaben anvertraute, und die ließen auch nicht nach, bis er ihnen erlaubte, daß sie mit ihm der Warte pflegen dürften. Eine Stunde nach Mitternacht, während die Uebrigen im besten Schlafe lagen, brachen die Drei aus dem Lager auf, umbanden den Rossen die Hufe mit Linnen, damit sie desto leiser trabten, ritten hinab in das Thal der Primm und dann das Thal aufwärts der Gegend zu, wo Herzog Albrecht nach dem Bericht der Kundschafter sich sollte gelagert haben. Kaum waren sie eine Stunde geritten, so vernahmen sie den Hufschlag einiger Rosse, zuerst dumpf, dann näher und näher. Bereits dämmerte es — man sah Helme und Speereisen gleißen. Jetzt waren die Begegnenden auf Speeresweite herangekommen. „Macht Euch gefaßt!“ rief der Kaiser rückwärts dem Sohn und dem Schwiegersohn zu, die in einiger Entfernung hinter ihm ritten — „legt Eure Speere ein, wir sind verrathen und werden angerannt;“ mit diesen Worten legte er seine starke Lanze an die Mähne seines Rosses und rannte dem Gegner entgegen. Der hatte auch nicht gesäumt und bei Zeit seinen Speer unter den Arm gefaßt. Keiner der Beiden konnte den Gegner recht in's Auge fassen, es war also Zufall, wenn Einer den Andern traf. Aber das Glück war dießmal auf der Seite des Gegners, doch es war kein ungetrübtes. Sein Speer traf den Kaiser so gewaltig mitten auf die Brust, daß er sich nimmer in dem Sattel halten konnte, aber des Kaisers Speer hatte das Pferd des Gegners so heftig auf

den Fürbug getroffen, daß es sich bäumte, einen Seitensprung machte, und seinen Reiter aus dem Sattel warf. Da lagen nun Beide auf dem Boden, der Sieger wie der Besiegte, und mit dem Letzteren stand es noch besser, als mit dem Ersteren. Der Kaiser lag im Sande, wie es schon Manchem ergangen, der im Turnier keinen Dank verdiente, und richtete sich alsbald wieder auf, unter dem Beistand des Sohnes und Tochtermannes, aber dem Sieger war es in Folge seines Sturzes, als ob alle seine Rippen gebrochen wären. Doch auch ihn brachte, wohl mit vieler Mühe, der jugendliche Begleiter wieder auf die Füße. „Bei St. Görgen!“ rief der Sieger, als er wieder neben seinem Rosse stand, das zitterte und bebte, weil es seinem Herrn so übel mitgespielt hatte — „das war ein schlimmer Sturz.“ — „Und so hat mich noch nie im Leben Einer aus dem Sattel gestoßen, als Gottfried von Hohenlohe“ — sprach ihm gegenüber der Besiegte.

„Der bin ich ja leibhaftig,“ rief Gottfried von Hohenlohe, „und Ihr seid mir auch ein Mann von bekannter Stimme.“ — „Wenn Du Gottfried von Hohenlohe bist, so bin ich der Adolph von Nassau,“ versetzte der Kaiser, und ging auf seinen Freund zu, um ihn zu umarmen. In diesem Augenblick wurde es helle im Thale, und das erste Tageslicht zeigte die innige Umarmung zweier Freunde, die auf recht unfreundliche Weise sich den ersten Gruß mit den Lanzen geboten. Jetzt erst erzählte Gottfried von Hohenlohe, wie er gedacht, des nächsten Wegs über das Primmthal zu dem Kaiser zu gelangen, und dieser, wie er auf Kundschaft ausgeritten, geglaubt habe, einem Feinde zu begegnen. „Da bin ich Dir jetzt der beste Wegweiser zum Lager Deines Freundes,“ sagte der Kaiser — „so laß uns alsbald wieder zu Pferd sitzen und fürbaß reiten.“ Kaum waren sie aufgesessen, so war das Banner von Hohenlohe mit Rittern und Reisigen herbeigekommen. Unter den Ersten ritt Schäfer Wendelin, der seine Botschaft so wohl ausgeführt hatte. Der Kaiser drückte ihm innig die Hand, sprechend: „Mein lieber Getreuer, wenn die Schlacht vorüber ist, welche wir heut oder morgen zu schlagen gedenken, so will ich meiner Schuld gegen Dich mich entledigen, vorderhand sei mein Leibroß Dein eigen.“ — „Da bin ich Euer Schuldner, mein Herr und Kaiser“ — entgeg-

nete Wendelin, indem er sein Haupt tief verneigte — „ja ich sag' Euch tausend Dank, daß Ihr mir wieder auf ein Roß habt geholfen. Jetzt lebet wohl Schäferstab und Heerdlein! seitdem meine Schenkel wieder die Lenden des Gauls berührt, bin ich mit Leib und Seele wieder ein Reitersbub geworden, und wenn Ihr mich annehmet zu Eurem geringsten Reitersknecht, so bin ich der Glücklichste aller Menschen, und Ihr sollt an mir einen treuen, wenn auch alten Diener haben, der nimmer von Eurer Seite weicht.“ — „Was wird aber Dein Wächter dazu sagen, der Deiner noch in Treuen harrt? und die Heerde, der Du bisher ein so guter Hirte gewesen?“ fragte der Kaiser. — „Die wird leicht einen Herrn finden,“ versetzte Wendelin; „darf nur eine Schaar von Eures Gegners Leuten jenes Wegs ziehen, wo sie steht, denn diese gehen nicht so gleichgültig an Schafen u. drgl. vorüber — und mein Wächter, wenn er mich wittert, wird er bei mir sein bälder als bald.“ — „Nun, wenn Du Deinen Lieblingen im Herzen aufgekündet hast, so sei mein Diener und reit' hinter mir,“ sprach der Kaiser, und indem er sein Roß wendete, rief er den neuen Ankömmlingen zu: „Vorwärts, ihr lieben Freunde und Genossen, dem Lager zu, denn mit dem Reiten auf Kundschaft ist es aus für heute; mögen sie liegen meine Feinde, wo sie wollen, und kommen, woher sie wollen — mein getreuster Freund mit seinen Genossen ist da, wir harren keines Bessern mehr.“ Dieß sprechend zog er mit freudeleuchtendem Blicke das Schwert aus der Scheide, hob es in die Höhe, daß es wie Feuer in den Strahlen der Morgensonne blitzte, stellte sich vorne an den Zug, und führte ihn vorwärts.

Eine kurze Strecke waren sie geritten, es ging einen Hügel aufwärts: da auf einmal blickte ihnen die Burg Bolanden entgegen, und auf ihrer höchsten Zinne wallte im Sonnenglanze das stattliche Banner des deutschen Reichs. „Das dort,“ rief der Kaiser, zu dem von Hohenlohe gewendet, indem er mit dem Schwert auf das Reichsbanner deutete, — „sollst Du in der Schlacht führen, mein Freund und Bruder, Dir soll es anvertraut sein, und keinem Andern, wär' es auch mein Sohn oder Bruder — Du wirst es ritterlich führen, wie Keiner, im Kampf um meine Krone, zum Sieg oder Tod.“ — „Das soll ein wahres Wort sein, mein Herr und Kaiser“ entgegnete

begeistert der von Hohenlohe — „dazu mir Gott helfe, daß ich es würdig tragen möge zu Euren Ehren und zu des Reichs Frommen." — Klang wie ein Schwur dieses Wort, den der getreuste der Männer in rechten Treuen gehalten.

VII. Die Schlacht.

Am 2. Juli Anno 1298 — es war der heißeste Tag des ganzen Jahrs — standen die beiden feindlichen Heere einander gegenüber. Kaiser Adolphs Heer zählte nur 14,000 Streiter, während die Macht des Gegenkaisers aus wohl 24,000 geübten Streitern bestand. Eine Stätte unweit des Städtchens Göllheim, das gegen Südost, im äußersten Winkel des Thalkessels (im alten Wormsgau) gelegen, war von beiden Gegnern, nachdem sie beiderseits ihre Stellung durch Kundschafter erfahren, als Wahlplatz ersehen, auf dem der Kampf um die Kaiserkrone, ein Kampf auf Leben und Tod, sollte entschieden werden.

In drei Heerhaufen hatte Kaiser Adolph seine Macht getheilt. Die Vorhut, welche aus Pfälzern, Baiern und Franken bestand, führten Pfalzgraf Rudolph und Herzog Otto von Baiern. Das Mitteltreffen bestand aus seinen getreuen Nassauern, aus den Männern vom Rhein- und Nahe-Gau, der Wetter, sowie auch aus Schwaben, Elsäßern und Schweizern. Vor diese Schaar stellte er sich selbst als erster Kämpe und Feldhauptmann, und neben ihm stand sein Sohn Rupert. Die Nachhut übergab er einem edlen Herrn von Isenburg, seinem Marschall. Dem Kaiser zur Linken hielt der kühne Rechberger das Löwenbanner des Nassauer Hauses. Das Hauptbanner mit dem Reichsadler trug der biedere Gottfried von Hohenlohe zur Rechten des Kaisers, wie Tags zuvor bereits verabredet worden. Hinter dem Vater ritt Götz, sein Sohn, er war einer von denen, die zur Deckung des Reichsbanners ersehen waren.

Wie Kaiser Adolph, ebenso theilte Albrecht von Oesterreich, der Gegenkaiser, sein Heer in 3 Schaaren. In's Vordertreffen stellte er seine Mannen aus Kärnthen und Steiermark, unter Anführung Herzog Heinrichs von Kärnthen. Im Mitteltreffen standen seine Vasallen

aus Oesterreich, sowie seine Reiter aus Böhmen und Ungarn. Die Hinterhut bildeten seine Mannen aus Schwaben, Franken und vom Rhein. Die Sturmfahne mit weißem Kreuze auf rothem Felde übergab Albrecht dem edlen Grafen von Ochsenstein, das Banner von Oesterreich aber dem tapfern Pruischink auf Heimburg, seinem Hofmarschall.

Als der Herzog Albrecht von Oesterreich vor seinem Heere ritt, hatte er nur den Harnisch eines gewöhnlichen Ritters angelegt, und einen Helm ohne Zeichen und Kleinod aufgebunden. Er wollte absichtlich vor den Feinden unkenntlich sein. Aber mehrere seiner Vasallen trugen fürstliche Wappenröcke, wie auch die Schabraken ihrer Streitrosse mit dem schwarzen Reichsadler bezeichnet waren. Dagegen erschien Kaiser Adolph in königlicher Rüstung. Er hatte eine goldene Brünne und Halsberg umgelegt, und einen mit der Kaiserkrone geschmückten Helm auf's Haupt gestürzt. Sein gelber Wappenrock und die Schabrake seines muthigen Streithengstes war mit schwarzen Adlern überstreut. Im kaiserlichen Schmuck als Reichsoberhaupt wollte er dem ungetreuen Vasallen entgegen ziehen.

Ehe die Schlacht begann, ritten die beiden Heerführer vor ihre Heerhaufen, um sie zum Kampf anzufeuern. Kaiser Adolph, auf seinem muthigen Rosse sich hoch erhebend, rief mit gewaltiger Stimme, also daß man ihn im feindlichen Lager vernehmen konnte, seinem Heere zu: „Stehe ich hier als ein gemeiner Rittersmann oder als ein König? Da drüben ist Einer, der sich auch einen römischen König nennt, ich weiß also nicht, wie ich euch nennen soll, so lange es ungewiß ist, ob ihr den Feind oder den Kaiser des Reichs unter euch habt. Aber so viel weiß ich, daß Jener euch ebenso haßt, wie mich selbst, daß er unsern Untergang sucht, und wir also mit einander siegen oder sterben müssen. Bisher hat dieser neue König seinen Kriegsruhm in der Flucht behauptet, heute endlich wagt er es, im offenen Felde gegen uns zu stehen; der Feige wird muthig aus Scham, da ihn der Hochmuth treibt. Sein Dünkel sucht Rache, weil er wähnt, die Reichskrone sei ein Erbgeschenk von seinem Vater, wie der Herzogshut von Oesterreich. Aber ich will nicht leben, so er nicht bald wieder ein Graf von Habsburg werden, oder noch weniger sein soll. Und wer

hat ihn gegen uns geschickt? Die, so mich vor sieben Jahren selbst gewählt, aber nur einen Schattenkönig wollen, damit sie in seinem Namen die Herrschaft führen. Allein sie sollen kommen die Meuterer! Das Verderben wird auf ihren eigenen Kopf fallen. Drüben im feindlichen Lager sind sie, meine und eure Widersacher. Ihre Zahl ist groß, aber desto größer auch die Ehre und um so reicher die Beute, die uns zu Theil wird. Laßt die Banner fliegen für Ehre und Recht! bis jetzt habt ihr die Feinde nur gejagt, heute sollt ihr sie erschlagen. Auf und voran!"

Während der Kaiser mit den Seinen redete, richtete auch Herzog Albrecht sein Wort an seine Heerschaar und sprach unter Anderem:

„Ich bin der Mahnung der Wahlherren gefolgt, weil mich in ihr Gottes und des Reichs Stimme in's Feld ziehen hieß. Ich konnte zu Hause der Ruhe pflegen, denn ich hatte der Ehre und des Reichthums genug. Auch konnte ich schon mehrmals an dem, der mich so oft beleidigt hat, gerechte Rache nehmen, allein ich mochte es nicht, weil er mein Herr und König war. Jetzt aber bin ich durch Fürstenwahl und Gottes Vorsehung zu seinem Herrn gesetzt, und soll das Reich von seiner Tyrannei erlösen. Schändung, Mord, Brand und Raub, und die Ausplünderung unserer Klöster und Gotteshäuser, Alles das wird die Folge sein, wenn er Sieger bleibt. Er wird die Reichslande zu seinem Eigenthum machen, und Jeden, der sich dagegen wehrt, seinem Henker übergeben. Liebt ihr daher euch selbst, die Euren und euer Land, so zeiget heute, wer ihr seid, und eilet zum Sieg!"

Schon in der Frühe des Tages rückten beide Heere aus ihrem Lager. Herzog Albrecht führte seine Schaaren über den großen Wiesenplan bis zu dem Hasenbach. Von der andern Seite, längs der Primm, über Marnheim zog der Vortrab des Kaisers heran, und rückte bis zum Dorfe Dreisen vor. Da erfuhr der Kaiser von seinen Plänklern, daß der Feind, ehe er noch recht angerückt, schon wieder im Rückzug begriffen sei, und zwar in Folge eines Zwistes, den der Herzog mit dem Erzbischof von Mainz gehabt. Das war dem Kaiser erwünscht; alsbald ließ er schneller vorrücken, und nun bestätigte sich

die Kunde vom Rückzug, denn man sah die Zelte des feindlichen Lagers in Flammen stehen.

Aber dieser Rückzug des Herzogs war nur ein verstellter, es war eine Kriegslist, die er mit dem Erzbischof von Mainz verabredet, ja die dieser Fuchs ihm sogar in den Sinn gelegt hatte. In Folge dieser sollte Adolphs Vorhut in die Falle gelockt und vernichtet werden, ehe noch dessen Hauptmacht angelangt wäre. Das konnte auch dem Gegner leicht möglich werden, denn von den Höhen herab, auf die sich die Oesterreicher zurückgezogen hatten, konnten sie, wenn sie sich schnell wendeten, mit ihrer Reiterei einen mächtigen Stoß gegen die Kaiserlichen ausführen, denen durch die mühsame Bewegung bergaufwärts der Angriff erschwert war. Wirklich befahl auch der Kaiser, die Vorhut des Gegners zu verfolgen und einzuhauen. Alsbald sprengten der Pfalzgraf Rudolph und Herzog Otto mit ihren Mannen voran, als sie aber bis an den Fuß des Hasenbühls kamen, der nach Südosten das Thal begränzt, da wandten die Oesterreicher ihre Rosse und stellten sich in Schlachtordnung. Zugleich war der ganze Hasenbühl von zurückkehrenden Oesterreichern besetzt. Stutzend hielten die Kaiserlichen ihre Rosse an. Jetzt erst erkannte der Kaiser, der in eigener Person und mit ihm Gottfried von Hohenlohe dem Vordertreffen folgte, daß ihn sein Gegner durch eine Kriegslist getäuscht hatte; zugleich sah er, daß des Gegners Macht die seinige übertraf, denn immer neue Schaaren wurden auf der Hase sichtbar — und es war, als ob Leute aus dem Hasenbühl herauswüchsen. Lange schaute der Kaiser mit ernstem Blicke nach der Höhe, dann sprach er zu seinem Freunde, der neben ihm hoch das Reichsbanner hielt: „Rathe, mein Freund, was wir thun sollen? Mein Gegner hat mich überlistet und in eine Falle gelockt mit seinem verstellten Rückzug.“ Gottfried erwiderte: „Letzteres habe ich geahnt, mein hoher Herr, als wir die Kunde erhielten, daß er rückwärts gewichen, und mein Rath war, zu warten, bis er wiederkehrte; aber Ihr habt Eurem ungestümen Muthe gefolgt und Euch nicht halten lassen; nun ist freilich guter Rath theuer.“ — „Sollen wir rückwärts gehen,“ fuhr der Kaiser fort, „so sind wir Alle verloren, und streiten wir, so weiß nur Gott des Kampfes Ausgang.“ — „Allerdings,“ entgegnete der Bannerherr, „sind wir verloren,

wenn wir rückwärts gehen, denn dann wird des Gegners Macht von oben auf uns drücken, und wir werden vernichtet; das ist auch nicht Euer Wille und Meinung, mein hoher Herr, zurückzuweichen, denn Ihr habt es noch nie gethan im Leben, so lange Ihr zu Kampf und Streit geritten seid, auch wäre es zu spät, sintemalen wir schon zu weit vorgerückt sind. Darum streiten wir, so ist meine Meinung und Vertrauen auf Gott, der ja immer mit dem Recht gewesen, und der das Recht hat, das seid Ihr — also vorwärts mit Gott, der uns Kraft geben wird zum Siege; ich trag das Banner vor, mein Herr und Kaiser, und wär's zum gewissen Tode." Da faßte der Kaiser des Freundes Hand, die den Zügel des Rosses hielt und drückte sie innig, sprechend: „Du Treuester der Getreuen, es bleibt dabei, wir rücken vorwärts, zum Siegen oder zum Sterben — aber laß uns unsere Kinder heimschicken, lieber Freund! sollen wir sie denn dem gewissen Tode opfern?" Er wendete sich zu seinem Sohn Rupert, der neben ihm ritt, und sprach: „Reit' in das Lager zurück, mein Sohn, und wage hier Dein junges Blut nicht — das wird ein Streit auf Leben und Tod." — „Nie, mein Vater," entgegnete der Jüngling, „werde ich von Eurer Seite weichen, mag es Leben oder Tod gelten!" — „Du bist mein ächter Sohn," rief der Kaiser begeistert, und zog ihn herüber in seine Arme — „so wollen wir Alle mit einander Alles wagen! Mich verlangt nach dem Schwertkampf — blast auf, ihr Trommeter! daß der Kampf beginne." Zumal erklangen die Trommeten des Heers, und nach wenigen Augenblicken wurde der Klang von der gegenüberstehenden Schlachtordnung der Oesterreichischen erwidert. Dann erhob sich ein mächtiges Kriegsgeschrei von beiden Heeren, daß es laut in den Thälern und Klüften wiederhallte. Es war zwischen der achten und neunten Stunde. Die ersten, welche mit eingelegter Lanze den Hasenbühl hinanstürmten, das waren die Pfälzer unter dem Pfalzgrafen Rudolph, aber der tapfere Herzog Heinrich von Kärnthen fiel mit denen von Kärnthen und Steiermark von der Burg auf sie herab und durchbrach mit gewaltigem Stoß ihre Reihen. Viele wurden niedergerannt, viele zurückgedrängt, und Herzog Heinrich griff im Thale die noch festgeschlossenen Baiern an, aber ohne Erfolg, im Gegentheil trieben die Baiern nach kurzem

Kampf ihre Gegner in wilder Flucht auf die Höhen zurück. Auch die geworfenen Pfälzer drangen wieder voll Erbitterung vor, mit solcher Heftigkeit, daß sie einen zweiten feindlichen Schlachthaufen, der vom Berge kam, zurückwarfen und das Feld behaupteten. Jetzt entbrannte der wildeste Männerkampf — man warf die Lanzen weg und focht mit den Schwertern, im dichten Handgemenge. Mit Lust schaute Kaiser Adolph vom Mitteltreffen aus auf die kämpfende Vorhut, an deren Spitze Pfalzgraf Rudolph und Herzog Otto wie Löwen stritten. Da faßte auch ihn die Streitlust, er rief mit glühendem Angesicht seinem Freunde zu: „Hörst Du, mein Freund, wie die Schwerter sausen, und schau, wie der Pfalzgraf und der Baiern-Herzog in ihre Feinde hauen? wie wär's, wenn auch wir dorthin sprengten?" „Wohl," entgegnete Gottfried von Hohenlohe, „hör' ich's und schau ich's, ja ich hoffe, daß die Unsrigen siegen — ich will die Hauptschaar ihnen zuführen, um sie zu stärken — aber Ihr bleibt, wo Ihr seid, mein Herr und Kaiser, wenn Euch Euer Getreuester rathen darf — mit dem Reichsbanner bring' ich Euch, in ihm sehen sie des Reiches Haupt." — „Reit' zu, reit' zu!" rief der Kaiser, „aber ich muß auch dar, ich kann nicht bleiben, es reißt mich in den Männerkampf." — „Gott schütz' Euch, wenn Ihr meinen treuen Rath verschmähet." — Dieß sprechend sprengte Gottfried von Hohenlohe mit seinem Sohne vom Platze und trug das fliegende Reichsbanner in die Mitte der Kämpfenden. In demselben Augenblick rührte auch der Kaiser sein Roß mit den Sporen und rannte zunächst hinter seinem Freunde im schnellsten Ritte dem Platze des Kampfes zu. Ihm nach sein Sohn und die ganze Hauptschaar. Aber auf einmal stürzte sein Roß im Wiesengrunde. Den vom Fall Betäubten nahm ein alter Reisiger unter die Arme und trug ihn, unterstützt von dem Sohne des Kaisers, der nicht von dem Vater weichen wollte, hinter die Hauptschaar. Kaum hatte sich aber der an Haupt und Gliedern verwundete Kaiser von seiner Betäubung erholt, so rief er wieder nach seinem Rosse. Er sah, wie der Feind durch neu herangezogene Schaaren seine Vorhut bedrängte, wie das Reichsbanner in der Hand seines Freundes bald hoch bald nieder schwebte. Er hörte nicht auf das Flehen seines Sohnes, entwand sich den Armen des alten Rei-

ßigen — das war der treue Wendelin — und schwang sich voll Erbitterung und Ungeduld auf sein Roß, das treulich dem geliebten Herrn hinter die zweite Schaar gefolgt war. Mit unbedecktem Haupte — denn er hatte wegen der glühenden Sonnenhitze seinen Helm abgethan und an den Sattelknopf gehenkt — und das blanke Schwert in der Faust, ritt er in das Vordertreffen. Da hatten die Oesterreicher wieder einigen Vortheil, denn mit ihren Schwertern, die sie mehr zum Stoß als zum Hieb gebrauchten, hatten sie bereits viele Rosse der Kaiserlichen gefällt und ihre Reiter auf die Füße gesetzt. Selbst Pfalzgraf Rudolph und Herzog Otto kämpften zu Fuß. Als aber Kaiser Adolph wie ein Löwe heranstürmte, da stäubten die Feinde auseinander, wie die Spreu vor dem Winde. Zu dem Kaiser gesellte sich alsbald Gottfried von Hohenlohe und ließ wie zum Schutze seines theuren Hauptes das Banner über ihm wehen, als ob er die Gefahr seines Herrn geahnt hätte. Bald hatten sich die Feinde auf's Neue gesammelt und zur Gegenwehr geschlossen. Ein Ritter, der Herzog Albrechts Wappenrock und Abzeichen trug, fiel den Kaiser an, aber ein Schwertstreich von des ritterlichen Mannes Hand hieb ihn von seinem Rosse. Einem zweiten Ritter, der mit den gleichen Abzeichen auf den Kaiser anrannte und einen Hieb gegen sein Haupt führte, schlug Gottfried von Hohenlohe mit solcher Kraft das Schwert aus der Hand, daß es seinen Besitzer selbst noch schwer am Haupte verwundete. Als Adolphs Mannen sahen, wie ihr Herr und Kaiser, alle Angriffe tapfer abwehrend, in die Feinde eindrang, stürmten alle desto begeisterter unter die Feinde, und glaubten bald Sieger zu sein. Aber die Feinde wurden mehr und mehr verstärkt, denn von den Höhen kamen immer neue Schaaren herab, und aus den Thälern rückten neue Zuzüge an. Endlich fiel noch eine starke Macht, die im Hinterhalte lag, den Kaiserlichen in die Flanke. Da kam plötzliche Verwirrung in das Heer des Kaisers und es wandte sich zur Flucht. Nur der Kaiser mit seinen Freunden und denen, die ihn zunächst umgaben, hielt noch Stand, aber sie waren von allen Seiten umzingelt; alle fochten in wilder Verzweiflung, bevorab der Kaiser, denn die große Gefahr hatte noch mehr den trotzigen Muth desselben entflammt. Furchtbar wüthete sein Schwert im Getümmel, und doch

traf sein unbeschütztes Haupt kein verderblicher Schwertstreich, denn der treue Freund deckte das theure Haupt liebend mit dem Banner, und mit seinem Schwert schlug er manchen Hieb zurück, der das Leben des königlichen Freundes bedrohte.

Aber er blieb nicht unter dem Schirme des Freundes. Während Gottfried von Hohenlohe sich nach seinem Sohne umsah, der eben durch eine feindliche Schaar von ihm getrennt war, ließ er einige Augenblicke den Kaiser außer Acht. Der hatte sich schnell durch den Knäuel der Feinde Bahn gebrochen, und suchte, stets angreifend und abwehrend, nur seinen Todfeind Herzog Albrecht. Als er ihn endlich, an der Landstraße haltend, erblickte, spornte er zornig sein Roß gegen ihn an, und rief mit donnernder Stimme ihm zu: „Heute entgehst Du mir nicht, Du meineidiger Vasall! hier sollst Du Reich und Leben lassen!“ — „Das steht in Gottes Hand!“ war Albrechts Antwort. Kaiser Adolph führte einen gewaltigen Streich auf den Herzog, aber dieser wich ihm geschickt aus und erwiderte den Hieb des Kaisers. Er traf ihn mit seinem Schwert in's Auge, daß ihm auf einmal Sehen und Hören verging. Zugleich führte der Wild- und Raugraf einen so mächtigen Hieb auf das unbewehrte Haupt des Kaisers, daß er schwer verwundet von seinem blutenden Roß auf die Erde sank. Das sah von ferne Gottfried von Hohenlohe, wie sein Freund vom Pferde sank; schnell riß er sein Roß herum, achtete nimmer auf seinen Sohn, sein eigen Fleisch und Blut, und eilte spornstreichs zu der Stätte, wo der Kaiser soeben vom Pferde gesunken war. Aber er war zu spät gekommen, denn eben hatte ein feindlicher Reisiger dem Kaiser den Todesstoß gegeben. Nur noch rächen konnte er den Tod seines Freundes, und seinen Leichnam schützen. Das Banner hoch in den Händen haltend sprang er vom Rosse; den Reisigen, der eben noch einen zweiten Stoß führen wollte, um seiner Sache gewiß zu sein, hieb er mit einem Streich nieder, und dann warf er sich über den sterbenden Kaiser, der nimmer reden konnte, aber noch liebevoll auf ihn das Auge richtete, als ob er sprechen wollte: „Du hast Dein Wort gehalten, und das Banner ritterlich gewahrt.“

Aber jetzt hatte Gottfried von Hohenlohe einen heißen Kampf zu bestehen, es galt den Leichnam und das Banner zu schirmen. Wohl

war Herzog Albrecht mit dem Rau- und Wildgrafen schnell von dannen geritten, als sie den ritterlichen Kaiser gefällt hatten, denn sie mochten nicht weilen im Anblick ihres Werkes, das sie verübt; aber eben so schnell war eine feindliche Schaar da, welche nach Beute verlangte, die sie bei dem Gefallenen zu finden hoffte. Die Gierigen wurden mit bösen Schwertschlägen empfangen, die ihnen der treue Bannerherr reichlich darreichte. Da und dort flogen unter seinen Hieben Hände und Arme vom Leibe, die nach dem güldnen Harnisch des Kaisers oder nach dem Reichsbanner sich ausreckten. Manche aber traf er also mit seinem scharfen Schwerte, daß sie ganz und gar keine Lust mehr hatten, Etwas vom Gewand und Schmuck des Kaisers als Beute nach Hause zu bringen. Nur einem einzigen kühnen Reisigen aus der Steiermark gelang es, dem treuen Bannerherrn, der mit der Rechten von dem theuren Leichnam alle Angriffe abwehrte, aus der Linken das Banner zu entwinden. Doch der Gegner gewann es bloß halb, denn während er den Schaft faßte, griff Gottfried von Hohenlohe nach der goldgewirkten Fahne und riß sie von dem Schafte los, also daß dem Feinde nur die Stange in den Händen blieb, mit der er davonlief, zufrieden, wenigstens dieß als Beute davonzutragen. Aber, während der Bannerherr mit diesem Gegner sich raufte, fielen drei andere Reisige über den Leichnam des Kaisers her und rißen ihm den goldenen Panzer sammt Beingewand, sowie den Wappenrock von Seide und Schwertgurt vom Leibe.

Das blieb ihre Beute, aber nicht so ging es mit dem Schwerte, das der todte Kaiser noch fest in der krampfhaft geschlossenen Rechten hielt, wie einst der kühne Wolfhard, Hildebrands Neffe, nach der Heldensage. Gerade wollte ein roher Kriegsknecht, weil er die Waffe nicht aus der Hand zu zerren vermochte, einen Streich nach der Hand führen, um so den Schwertknauf frei zu machen, aber der Bannerherr hieb ihm den rechten Arm bis an die Achsel vom Leibe, daß ihm für immer die Lust nach dem Schwerte des Kaisers verging. Gern wäre Gottfried von Hohenlohe den drei Reisigen nachgeeilt, die den Kaiser also beraubt hatten, daß er fast nackt und bloß vor ihm dalag, aber er mußte jetzt darauf bedacht sein, daß dieser theure Leichnam in seiner Nacktheit und Blöße nicht dem Gespötte der Feinde und den

Hufen der wild über die Stätte rennenden Rosse preisgegeben würde. Schnell wickelte er die golddurchwirkte Fahne um den geliebten Herrn, nahm ihn, den Helden von starkem, breitem Körperbau, auf seine Schulter, und trug ihn durch das Getümmel der Schlacht, um ihn in Sicherheit zu bringen. Nicht fünfzig Schritte war er mühsam durch Todte und Sterbende hingegangen, da stieß sein Fuß an ein blondlockiges, jugendliches Haupt, das von Blut triefte — das Angesicht war gegen den Boden gekehrt. Der Bannerherr hielt an mit dem Fuße — eine schwere Ahnung zog durch sein Herz — er bückte sich ein wenig nieder und kehrte das Angesicht des Gefallenen um. O Gott, wie erschrack er! der Gefallene war sein eigener Sohn, dem kaum vor einer Stunde noch in einem hartnäckigen Kampf mit einem gewaltigen Gegner das Haupt gespalten worden war. Gottfried von Hohenlohe brach zusammen vor übergroßem Jammer und Leid; der Leichnam des Kaisers glitt von seiner Schulter und er sank an dem mit Blut überronnenen Haupte seines Sohnes nieder — er drückte es an sich, und bedeckte es mit seinen heißen Küssen. Aber bald raffte er sich wieder auf, denn er hörte und sah, wie eine neue Schaar raubsüchtiger Troßbuben daher rannte, die entweder auf seinen gleißenden Helm, Harnisch und Gewaffen ihr Absehen richteten, oder hatte Einer den reichen Schwertknauf in der Hand des todten Kaisers wahrgenommen — er lud auf's Neue den todten Freund auf seine Schulter und hielt ihn mit der Linken, mit der Rechten faßte er den jugendlichen Sohn um den Leib, um beide an sichern Ort zu bringen, wo sie vor Mißhandlungen sicher wären; er versuchte einige Schritte vorwärts, aber die doppelte Last wurde ihm zu schwer — da ließ er den Sohn auf den Boden gleiten, kniete nieder und rief weinend, indem er dessen bleiches Haupt noch einmal brünstig an's Herz drückte und küßte: „Mög' mir's Gott verzeihen, daß ich Dich, mein liebes Kind, mein Fleisch und Blut, muß liegen lassen — ich muß retten meinen Herrn und Kaiser, denn der Gesalbte des Herrn soll nicht verunehret und verhöhnt werden von rohen Knechten. Er ging wieder einige Schritte vorwärts, aber die *eine* Last war ihm auf einmal so schwer geworden, wie zwei — er brach auf's Neue zusammen und sank mit dem Leichnam auf den Boden nieder. Es war dießmal nicht die

Schwere der Last, die ihn niederdrückte, sondern eine Schwäche in Folge des großen Blutverlustes, der ihm jetzt erst fühlbar wurde. Hatte der treue Bannerherr viele Wunden geschlagen und Manchen in das Gras gebettet, auch er hatte viele und tiefe Wunden empfangen, aus denen bisher das Blut geronnen war. Indem er auf den Boden sank, wurde es dunkel um seine Augen und sein Haupt neigte sich auf die Brust des todten Freundes.

VIII. Das Schlachtfeld.

Der treueste der Männer, der das Gefühl der Vaterliebe in sich unterdrückte und den Herrn und Freund noch eher als den Sohn retten wollte, hörte nicht mehr das Jauchzen und Lärmen der Feinde, das sie erhoben, als der Sieg für sie entschieden war. Die Ueberlegenheit der feindlichen Kriegsmacht und die vortheilhaftere Stellung, welche der Gegenkönig eingenommen hatte, entschied über den Sieg. Wohl hatten die Getreuen des Kaisers ritterlich gekämpft, und die Kunde von seinem Falle hatte sie so sehr mit Wuth und Schmerz erfüllt, daß sie das Leben kühn in die Schanze schlugen, ja die Meisten suchten den Tod, denn sie wollten ihren geliebten Herrn nicht überleben. So fiel der ritterliche Marschall von Isenburg, so der Rechberger mit dem Nassauer Banner, und der edle Graf von Hanau, im wilden Getümmel. Nur Wenige von Adolphs Heer retteten sich durch die Flucht. Am längsten hatte der Pfalzgraf Rudolph und der Baiernherzog Otto gegen die Feinde, absonderlich gegen die Kärnthner und Ungarn Stand gehalten. Erst als sie selbst hart verwundet und nach dem Fall des Kaisers erkannten, daß Alles verloren sei, traten sie den Rückzug an. In geschlossenen Reihen und immer fechtend, gelangten sie nach Worms; aber der kleinste Theil entrann dem nachsetzenden Feinde. Die meisten wurden gefangen. Darunter waren namentlich der Graf von Katzenellenbogen, ein Eberhard von Weinsberg, der Abt von St. Gallen, und des Kaisers Sohn Rupert. Der letztere war nicht von der Seite des Vaters gekommen, bis derselbe voll ungestümen Muthes und kriegerischer Hitze, trotz der Widerrede des treuen Bannerherrn, davonsprengte, um seinen Gegner Albrecht

aufzusuchen. Nur nach hartnäckigem Kampfe und aus vielen Wunden blutend, hatte sich der jugendliche Königssohn dem Feind übergeben.

Des Gegenkönigs Sieg war vollständiger, als er hoffen konnte, aber er war auch mit schweren Opfern erkauft, denn viele Herren und Ritter, darunter der Graf von Ochsenstein, der Albrechts Banner trug, waren gefallen. Der Verlust Albrechts war nicht viel geringer, als der des kaiserlichen Heeres.

Sechs volle Stunden hatte die blutige Schlacht am Hasenbühl gedauert, die dem ritterlichen Adolph Krone und Leben nahm, und seinen Gegner auf den Thron setzte. Dessen Freude und Jubel kannte jetzt keine Grenzen mehr. Als die Abendsonne über das mit Leichen besäete Schlachtfeld strahlte, ritt der neue römische König über den Wahlplatz. Auf seinem goldnen Helm prangte jetzt eine Königskrone. Mit ihm der Erzbischof Gerhard von Mainz, der es in seiner Klugheit so eingerichtet hatte, daß er gerade in der Zeit auf dem Wahlplatz eintraf, als der Sieg für seinen neuen Freund entschieden war. An manchem tapfern Manne, den der Tod mit seiner Sense gemäht hatte, ritten die Herren vorüber, aber sie hielten ihre Rosse bei keinem an, denn Albrecht suchte seinen Gegner auf, an dessen Fall er sein Auge weiden wollte. Doch als sie an die Stätte kamen, wo der Kaiser gefallen war, rief Albrecht: „Sehet da, ehrwürdiger Herr, hier fiel Euer Neffe vom Tode getroffen, aber wo ist sein Leichnam?" Bei dieser Frage richtete sich die kräftige Gestalt eines gefallenen Kriegsknechts ein wenig in die Höhe — man sah es, mit großer Anstrengung — wandte das bleiche Antlitz dem neuen König zu und rief mit schwacher Stimme: „Den theuren Leichnam hat die Treue Deinen Krallen und Deinem Hohne entrissen, Du teuflischer Kronenräuber! auch Du wirst enden, und bälder, als Du es wähnst, von Mörderhand, und kein treues Herz wird Dir nahe sein." — Sein Auge blitzte vom letzten Feuer, und seine erhobene zitternde Hand ballte sich zur Faust, während er sprach; aber sein zuvor von Zorn blitzendes Auge strahlte auf einmal vor Freude, als ein großer, zottiger Hund auf ihn zusprang, der nicht wußte, wie er seine Freude kund thun sollte, daß er seinen Herrn wieder sah. Der Sterbende schlang seine Arme um ihn und rief: „O du treuer, treuer Wächter!"

— Es war des treuen Mannes letzte Freude im Leben, daß er seinen treuen Hund wiedersah — mit der linken Hand hatte er eine tödtliche Wunde zugedrückt, die war nun frei geworden, und ergoß sein letztes Herzblut, mit dem er sein Leben aushauchte. Zuvor schon war König Albrecht mit seinem Begleiter fürbaß geritten — denn der Rabenruf des sterbenden Mannes klang übel in seinen Ohren. —

Aber doch war des Königs Herz noch nicht recht ergriffen und weich geworden. Als die beiden Herren noch eine gute Strecke gerade aus ritten, kamen sie zur Stätte, wo der lag, den sie suchten. Es war gerade in der Zeit, als der treue Bannerherr ohnmächtig über dem Leichnam des Kaisers lag. „Da ist der, den wir suchen," rief Albrecht, als er den Leichnam seines Gegners erblickte — „aber, wie bloß und armselig! würd' ihn kaum mehr erkennen, wenn er nicht noch sein Schwert in der Faust hätte, das er so gewaltig gegen mich geschwungen; und der ihn mit seinem Leib deckt, das ist der treue Bannerherr, der im Augenblick seines Falls noch zu seiner Rettung herbeieilte." Kalt und gleichgültig sprach er diese Worte, und keine Thräne trat in die Augen des harten Mannes.

Wie ganz verschieden war der Sohn von seinem Vater König Rudolph, der mit thränenden Augen und seufzend über den schnellen Wechsel irdischen Glücks, vor der Leiche seines Feindes Ottokar stand, als er in der Schlacht auf dem Marchfelde Sieger geblieben war. — Einen andern Eindruck machte der Anblick des todten Kaisers auf seinen Begleiter. Der sprang alsbald von seinem Rosse, kniete nieder vor dem Leichnam, und rief mit thränenden Augen, die zum Gebet gefalteten Hände über ihn haltend: „Hier ist das tapferste Herz gebrochen." In diesem Augenblicke erwachte Gottfried von Hohenlohe aus seiner Ohnmacht, und richtete das Haupt langsam empor; er hörte noch die Worte des Erzbischofs, den er schon seit früher Zeit persönlich kannte, und sprach mit schwacher Stimme: „Ja wohl, das tapferste und treueste Herz ist gebrochen, hochwürdiger Herr, aber wer ist es, der die meiste Schuld daran trägt, daß dieses edelste Herz gebrochen? — Doch ich will Niemanden einen Vorwurf auf dem Platze machen, wo der Tod alle Herzen aussöhnt; — aber, hochwürdiger Herr, wenn Ihr Eurem Neffen, den Ihr einst so innig geliebt —

ja, ich weiß es, wie innig und redlich — noch eine Gutthat erzeigen wollet, so schaffet, daß seine irdische Hülle wohlbehalten von dannen gebracht werde, und der Gesalbte des Herrn allda ein gebührend und ziemlich Begräbniß empfahe, wo seine Vorfahren im Reich ihre Ruhestatt gefunden.“ Der siegreiche Albrecht nahm das Wort: „Im Dome zu Speyer — so meint Ihr wohl? — Da wird Nichts daraus, guter Freund, wer Ihr auch sein möget, der Ihr so treu und sorgsam den Leichnam des Mannes hütet, der mein Gegner gewesen; seit er durch einen Rechtsspruch des Thrones entsetzt worden, und ich zu des Reiches oberstem Vogt und Herrn durch die Wahl der Churfürsten erkoren bin, ist er wie ein anderer Mann, und ihm gebührt kein Platz an der Ruhestatt der großen Könige. Würd' sich nicht mein in Gott ruhender Vater im Grabe umkehren, wenn ein solcher Rebell gegen das Reich und die Fürsten, und mein Widerpart, an seine Seite käme? Darum haltet es noch für eine Gnade, wenn ich meinem Gegner ein ehrlich Begräbniß gönne, und Euch erlaube, ihn an seinen Ruheort zu begleiten, von wo aus Ihr dann ziehen könnet, wohin Ihr wollet; denn eigentlich wäret Ihr mein Gefangener, jedoch ich schenke Euch die Freiheit, damit Ihr sehet, daß ich Treue gegen einen Herrn zu schätzen weiß. Ihr, mein hochwürdiger Herr und Freund“ — Albrecht wandte sich zum Erzbischof — „werdet Sorge tragen, daß der Leichnam meines Gegners alsbald von dannen gebracht werde; den Ort, wohin sie ihn bringen, werdet Ihr am besten bestimmen können — aber kehret schnell wieder, Ihr dürfet dann nicht mehr von meiner Seite weichen, denn es könnte Euch zuletzt gar zu weich um's Herz werden im Anblick Eures Neffen, daß Ihr mir und meiner Sache auch untreu würdet; aber Ihr müßt es mir zu gut halten, hochwürdiger Herr und Freund, denn, wer einmal lügt, dem glaubt man nicht, so dem, der einmal Treue bricht.“ — Ehe er noch den Erzbischof zum Wort kommen ließ, gab er seinem Rosse die Sporen und ritt hohnlachend von dannen, über Todte und Sterbende, in das Lager zurück. Ob ihm im stillen Lagerzelte, am Abend des Schlachttages, nicht das blasse Todtenangesicht seines Gegners vor die Seele trat, den er eben noch verachtet und verhöhnt hatte — ob es ihm wehmüthiger wurde um das sonst so harte Herz,

wir wissen es nicht, aber sein höhnendes Wort gegen den Lebenden, gegen den mächtigen Kirchenfürsten, ging in Erfüllung — er mußte dessen Untreu und Rache erfahren, als derselbige kaum drei Jahre darnach auf dem Königsstuhl zu Rense den übermüthigen Sieger des Königthums für verlustig erklärte, wie er seinem eigenen Neffen zuvor die Krone wieder vom Haupte gerissen, die er ihm aufgesetzt hatte.

Jetzt that Gerhard doch noch eine Gutthat an seinem Neffen, denn er schuf ihm ein seinem Stande gebührendes Begräbniß, wenn auch nicht im hohen Dome zu Speyer, doch in den Hallen einer ehrwürdigen Klosterkirche.

Nur etliche Stunden von dem Schlachtfelde liegt das Frauenkloster Rosenthal, schon im Jahr 1242 von Graf Eberhard von Eberstein und seiner Gemahlin Adelheid für Frauen Cisterzienser-Ordens gestiftet, und mit allen Einkünften der Stadt Göllheim begabt. Dorthin sandte der Erzbischof noch in derselben Stunde einen Boten und holte von der Aebtissin die Erlaubniß ein, in dem Gewölbe der Klosterkirche seinen Neffen beisetzen zu dürfen. Diesem Gesuch willfahrte Frau Clementia von Herzen gerne, nicht nur um dem Erzbischof einen Dienst zu erweisen, sondern auch aus Verehrung und Dankbarkeit gegen den verewigten Kaiser. Darum, als noch an demselben Abend vier Reisige von des Bischofs Fähnlein auf einem Wagen den eingesargten Leichnam des Kaisers dem Kloster zuführten, gingen die sämmtlichen Klosterfrauen ihm mit Kreuz und Fahne entgegen. Als sie mit dem Wagen zusammentrafen, wurde der Leichnam abgehoben und von den vier Reisigen in die Klosterkirche getragen. Hinter dem Sarge ging mit entblößtem Haupte der Erzbischof und neben ihm Gottfried von Hohenlohe, den Blick tief gesenkt, mit bebendem Fuße — man sah ihm wohl an, daß er in dem Kaiser einen theuren Freund verloren hatte. Als der Sarg, welcher nur aus vier rohen Brettern zusammengefügt war, in der Kirche angekommen und in einer Seitenhalle aufgestellt war, kniete der Erzbischof vor demselben nieder und verrichtete ein stilles Gebet, darauf empfahl er den Verstorbenen dem Gebet der Frauen, und nun schickte er sich alsbald an, noch in derselben Nacht zu König Albrecht zurückzukehren. — „Noch eine Bitte,“

rief Gottfried von Hohenlohe, indem er dem Scheidenden nachging, als er eben über die Schwelle der Kirche trat: „Ihr habt mir meinen liebsten Wunsch erfüllt, daß Ihr Eurem Neffen, dem Kaiser, den letzten Liebesdienst erwiesen, und ihm ein ehrlich Begräbniß verschafft — erfüllet mir noch eine zweite Bitte, und sorget dafür, daß der Leichnam meines eheleiblichen Sohnes, der nur wenige Schritte von dem Platze liegt, da Ihr mich mit Eurem Neffen gefunden, sicher und wohlbehalten von dem Schlachtfeld getragen und durch meine Mannen, deren manche unter den Gefangenen des Königs Albrecht sein werden, in seine Heimath, die Burg Neuhaus bei Mergentheim, zurückgebracht werde; Ihr erkennet leichtlich seinen Leichnam an dem Wappenschild, der die beiden Leoparden von Hohenlohe zum Wahrzeichen hat. Ach! erfüllet meine Bitte, hochwürdiger Herr, Ihr schaffet dadurch großen Trost einem tief gebeugten Vater, und nicht minder einer Mutter, die, wenn sie auch den lebenden Sohn nicht mehr begrüßen kann, doch den Todten dann in ihrer Nähe hat. Ich kann nicht von dem Leichnam meines geliebten Herrn weg, bis drei Todtenmessen über seinem Sarge gelesen sind, die doch einer seiner Getreuen mitfeiern muß.“ — „Nein, saget sein Getreuster ist bei des Verstorbenen Todtenfeier,“ rief der Erzbischof mit thränenden Augen, der doch selten weinte — „denn wo ist Einer treuer gewesen gegen den seligen Kaiser als Ihr? — Was meine Pflicht wäre, gegen den Neffen zu erfüllen, das thut Ihr. — Darum will ich es auch in Treuen vergelten Eurem Sohne, und seine irdische Hülle sicher und wohl bewahrt in die Heimath zurücksenden.“ — „Habt zum Voraus meinen Dank, hochwürdiger Herr,“ sprach der von Hohenlohe, und drückte brünstig die Hand des Gehenden an sein Herz, der eilen mußte, um zu seinem mißtrauischen Könige zurückzukehren.

Von nun an wich Gottfried von Hohenlohe nicht mehr von dem geliebten Leichnam, bis die drei Todtenmessen vorüber waren, welche über dem offenen Sarge des Kaisers gehalten wurden. Tag und Nacht brachte er im Gebete vor dem Sarge zu, ohne Speise oder Trank zu sich zu nehmen. Am Abend des dritten Tages — es war unmittelbar vor der Einsenkung des Leichnams in das Grabgewölbe — trat er dem Sarge nahe, beugte sich über den geliebten Leichnam und

ergoß seine letzte schmerzliche Klage, wie einst David über seinen gefallenen Herzensfreund Jonathan. Dann schnitt er eine Locke vom Haupte des theuren Freundes, welche er unter seinem Lederwamms verbarg, drückte noch einen Kuß auf die blasse Stirne des Kaisers und wandte sich mit thränendem Auge von dem Verblichenen, dem er der treueste Freund und Dienstmann bis zum letzten Lebensaugenblick gewesen. Er schritt mit tief gesenktem Haupt aus der Kirche, und trat noch an demselben Abend seinen Rückweg in die fränkische Heimath an, aber nicht, um die Seinigen wieder zu sehen, denn er konnte ja nicht mehr an der Seite seines Sohnes heimkehren, sondern er ging, um einen Entschluß auszuführen, den er vor dem Sarge des Freundes im Hinblick auf die Vergänglichkeit irdischer Herrlichkeit gefaßt hatte, nämlich der Welt und allem Irdischen zu entsagen, und in der stillen Klosterzelle seine Lebenstage zu beschließen.

Bald, nachdem Gottfried von Hohenlohe die Kirche verlassen hatte, wurde der Leichnam des Kaisers unter dem feierlichen Requiem, das die Nonnen sangen, in das Grabgewölbe gesenkt. Es war ein ärmliches Begräbniß. Die Reichsfahne, welche der treue Freund um den Leichnam geschlagen hatte, war die einzige Hülle, die er in's Grab nahm, das Schwert mit glänzendem Knaufe (es war ein kostbarer Edelstein darein eingesetzt) war das einzige Abzeichen seiner hohen Würde — es lag noch in des Kaisers Hand, wie er es im Kampfe geführt hatte, denn Gottfried von Hohenlohe hatte es nicht geduldet, daß man es aus seiner Hand breche. — Wer hätte es gedacht, daß der ritterliche Kaiser, der an diesem Tage so ärmlich in's Grab versenkt wurde, nach zehn Jahren in der Kaisergruft zu Speyer feierlich begraben werden würde? daß er neben Rudolph von Habsburg eine Ruhestätte finden, ja friedlich neben seinem Gegner ruhen würde, der voll Uebermuth ihm keine Ruhestätte in der ehrwürdigen Kaisergruft gegönnt hatte, und noch hart gegen den einzigen Sohn seines Gegners war!

Der edle Königssohn Rupert, der seinen Vater im Kampf auf Leben und Tod nicht verlassen wollte, hatte noch ritterlich gekämpft, als der theure Vater gefallen und die Schlacht bereits verloren war: mit dem Schwert in der Hand wurde er gefangen, und mit vielen

Andern, die dasselbe Loos hatten, in Haft gelegt. Als, bald nach der für Kaiser Adolph so unglückseligen Schlacht, die traurige Kunde nach Wiesbaden kam, wo des gefallenen Kaisers Gemahlin Imagina von Limburg ihren Haushalt hatte, da war sie doppelt betrübt, denn weder Gemahl noch Sohn kehrte in ihre Arme zurück. Aber sie verbrachte ihre Zeit nicht mit eitlen Thränen und Wehklagen, sondern sie war darauf bedacht, ihren noch einzigen Trost, den Sohn Rupert, aus seiner Haft zu erledigen. Alsbald eilte sie nach Nürnberg, wohin sich König Albrecht unmittelbar nach der Schlacht bei Göllheim begab — in schwarzem Trauergewand trat sie vor die Stufen des Thrones, auf dem Albrecht mit seiner Gemahlin Elisabeth saß, und flehte mit thränenden Augen die edle Elisabeth um Fürbitte bei ihrem Gemahl, damit er ihren in Fesseln liegenden Sohn Rupert freigebe. Wohl unterstützte Elisabeth die Bitte der flehenden Mutter bei ihrem Gemahl, aber der gab mit kaltem Herzen und rauher Stimme der Bittenden zur Antwort: „Euer Sohn ist in der Gewalt des Erzbischofs von Mainz, will ihn dieser zurückgeben, so ist es seine Sache.“ Da bat und flehte Imagina noch einmal, ehe sie von dem Throne sich wandte, die edle Elisabeth an, und schloß mit den Worten: „Schafft mir wieder mein Kind, damit Euch Gott an Eurem Gemahl nicht das Leid widerfahren lasse, das ich an dem meinigen erlebt habe!“ — Elisabeth ahnte nicht bei diesen prophetischen Worten der tiefgebeugten Wittwe und Mutter, daß ein noch größeres Leid über ihr Herz ergehen, und ihren Gemahl ein noch schrecklicheres Loos treffen würde, denn auf dem Feld der Ehre mit dem Schwert in der Faust sterben, war doch ein rühmlicheres Loos, als das, welches nach 10 Jahren über Kaiser Albrecht erging, als er unter den Mörderhänden eines schwer mißhandelten Neffen fiel.

Aber der tiefgebeugten Imagina wurde, wenn auch nicht zur Stunde, doch in der Folge der Wunsch ihres Herzens erfüllt. Gerhard von Mainz, der schon vor der Leiche seines unglücklichen Neffen weicher geworden war, gab den wiederholten dringenden Vorstellungen der trauernden Kaiserswittwe nach, und ließ den jungen Rupert frei zu seiner Mutter zurückkehren, jedoch nur gegen Abtretung mehrerer Burgen.

So hatte der habsüchtige Mann die Stunde der Reue vor dem Leichnam des Kaisers so schnell vergessen, daß er sich nicht einmal angetrieben fühlte, den Sohn des Neffen ohne Lösegeld freizugeben, der doch an dem Sohn hätte vergelten sollen, was er Uebles an dem Vater gethan hatte.

Doch dem edlen Herrn von Hohenlohe hielt er das Wort, das er ihm unter dem Portale der Kirche zu Rosenthal gegeben hatte. Gleich am andern Tage nach der Schlacht ließ er die Leiche des Junkherrn von Hohenlohe aufsuchen. Am Wappenrock mit hohenloh'scher Farbe und dem angebornen Wappenschild erkannte man den blutigen, von den Hufen der Pferde zertretenen Leichnam. Er ließ ihn nun vom Blute reinigen und in einen Sarg legen, den er zwölf edlen Rittern und Vasallen Herrn Gottfrieds von Hohenlohe übergab, die in der Schlacht gefangen worden waren. Er, der sonst so geldsüchtige Gottespriester, gab ihnen die Freiheit, als sie Urfehde geschworen und gelobt hatten, den Leichnam des edlen Junkherrn wohlbehalten in den Taubergrund auf Burg Neuhaus zu bringen. Die edlen Herren luden den Sarg auf zwei Saumthiere, bestiegen ihre Rosse, die den Kampf überlebt hatten, und geleiteten den theuren Anbefohlenen in die Heimath, die der hochherzige Jüngling voll Hoffnung verlassen hatte, daß er sie im Jubel des Siegers freudig wieder sehen würde.

IX. Die Heimkehr auf Neuhaus.

Auf demselben Söller, wo noch vor kurzer Zeit Herr Gottfried von Hohenlohe-Brauneck froh und freudig mit seiner Gemahlin Elsbeth und den beiden Kindern Adelheid und Adolph gesessen, sehen wir am Abend des 15. Juli 1298 die Burgfrau von Neuhaus, umgeben von ihren sämmtlichen Kindern. Den kleinsten Sohn Adolph hält sie auf ihrem Schooß, ihn mit der Linken fest umschlingend, daß er dicht an ihrem Herzen ruht, mit der Rechten hat sie den Kopf auf die Brüstung des Söllers gestützt. Ueber ihre Augen, die starr in das Thal gegen die Stadt Mergentheim hinblicken, hat sich eine düstere Wolke gelegt, die weder der kleine, kindlich schmeichelnde Adolph,

der ohne Aufhören das Kinn der Mutter streichelt, noch das heitere Gespräch der übrigen Kinder auf dem Söller zu verscheuchen vermag. Schon seit einigen Tagen hat sie sich Abends mit ihren Kindern auf dem Söller eingefunden, und in ihrem Blicke las man die Sehnsucht ihres Herzens, bald den wiederkehrenden Gemahl und Sohn begrüßen zu dürfen, die auf der Heerstraße von Mergentheim herkommen sollten. Heute hat sich zu der Sehnsucht des Herzens noch eine düstere Ahnung gesellt, die erst am heutigen Morgen durch einen schweren Traum in ihr rege geworden war. Im winterlichen Schneesturm sah sie beide, ihren Gemahl und Sohn, auf schwarzen Rossen hastig den Berg heranreiten. Während die Schneeflocken über ihren Gemahl und sein Roß dahinflogen, und an beiden hinabglitten, wurde der geliebte Sohn und sein Roß so dicht von den Schneeflocken überdeckt, daß sie beide bald nur in schwachen Umrissen unterscheiden konnte. Nur sein Angesicht, das todesfahl war, und wehmüthig aufwärts ihr entgegenblickte, konnte sie erkennen. Als Vater und Sohn über den Zwinger ritten, erwachte die Burgfrau an dem Hufschlag der Pferde auf der Brücke, die laut erdröhnte. „Das war ein böser Traum!“ seufzte sie, und ihr Herz wurde von schweren Ahnungen erfüllt, von denen sie den ganzen Tag über nicht frei werden konnte. Darum finden wir sie an diesem Abend so düster und trübselig auf dem Söller. — Bereits war die Sonne hinter die Berge gesunken, auf die Schwüle des Tages folgte eine etwas kühle Abendluft, Frau Elsbeth wollte eben den Söller verlassen und in den Saal zurückgehen — da rief Heinrich, der zweite Sohn nach Götz, der, während die andern Brüder sich mit dem Schwesterlein scherzend und neckend unterhielten, die düstre Stimmung der Mutter getheilt, und wie sie sein scharf spähendes Auge der Stadt Mergentheim zu gerichtet hatte: „Bleibe noch, liebe Mutter, ich sehe einen Zug Reiter auf der Heerstraße von der Stadt hertraben — jetzt reiten sie gerade dem Stege gegenüber, aber es ist nur eine kleine Zahl.“ — Dem war auch so, wie Junkherr Heinrich gesagt hatte. Langsam zog bereits gegenüber dem Johannisstege eine kleine Schaar Reiter daher — still und lautlos ritten die Ritter einher, und man sah deutlich, wie sie trübselig ihr Haupt auf den Hals ihrer Rosse beugten. „Das kann aber nicht

der Vater mit dem Bruder und seinen Mannen sein," rief der dritte Sohn Crafto, der jetzt auch seine Aufmerksamkeit gegen die Heerstraße richtete — „denn der Vater kommt mit dem Bruder und seinen Mannen freudig und jubilirend, wenn er heimzieht — auch ist die Schaar ja so klein und unbedeutend — und sehet nur" — so setzte der Scharfblickende hinzu — „sie führen eine schwarze Lade in ihrer Mitte, gleicht beinahe einem Todtensarge." — „O Gott! mein Traum!" — rief Frau Elsbeth — mit diesen Worten eilte sie vom Söller in den Saal, und stellte dort den kleinen Adolph hin; dann im Flug in den Hof hinunter, über die Brücke und die Heerstraße hinab, entgegen der traurigen Schaar, die eben um den Kitzberg ritt.

Es war dem so, wie der Sohn Crafto gesehen und die Burgfrau geahnt hatte. Darum ein schmerzlicher Willkomm, als sie den Rittern nahte, und noch schmerzlicher das Wiedersehen, als die trauernden Begleiter den Sarg von den Saumthieren luden, um dem Willen der Burgfrau zu willfahren, die sich überzeugen wollte, ob wirklich ihr geliebter Sohn im Sarge liege. Ja er war es, der Jüngling mit todesfahlem Antlitz, wie sie ihn im Traume gesehen, es war ihr Erstgeborner, den sie unter unsäglichen Schmerzen geboren hatte. Aber jetzt drang ein zweischneidiges Schwert durch ihre Seele, als sie ihn vor sich erblickte mit einer Todeswunde auf der Brust. Wehklagend warf sie sich über den Leichnam, richtete sein Haupt in die Höhe und bedeckte es mit heißen Küssen und einem Strom von Thränen. Frau Elsbeth war so sehr in ihren Schmerz um den geliebten Sohn versunken, daß sie nicht mehr nach ihrem Gemahl fragte, ob er lebend oder todt, ja es drang nicht einmal als Trostwort an ihr Herz, als die Ritter ungefragt ihr ankündeten, daß Herr Gottfried von Hohenlohe wohlbehalten sei und jede Stunde nach Hause kehren könne. Konnte ihr auch die Kunde ein Trostwort sein, wenn sie bei sich jenes Wortes gedachte, das ihr Gemahl beim Abschied gesprochen: „ohne den Sohn werde er nimmer wiederkehren!"

Nur mit Mühe konnten die Ritter die Burgfrau von dem Leichnam des Sohnes trennen — trotz ihres Widerstrebens schlugen sie den Sargdeckel wieder zu; sechs von ihnen nahmen den Sarg auf ihre Schultern, und trugen ihn bergaufwärts, um dem ritterlichen

Junkherrn die letzte Ehre zu erweisen. Ihnen zunächst folgte laut klagend und die Hände ringend Frau Elsbeth, und hinter ihr ritten die übrigen sechs Begleiter, die ledigen Rosse und Saumthiere neben sich führend. Schon in der Mitte des Wegs wurde der Trauerzug eingeholt. Die Kinder waren nicht im Saale geblieben, sondern folgten, selbst der kleine Adolph, den Adelheid an die Hand nahm, bald der Mutter nach. Aber nicht nur die Kinder, sondern Alle, die in der Burg waren, der Kaplan, der Thurmwächter, sowie Knechte und Mägde, gingen dem Zug entgegen, und als sie mit ihm zusammentrafen, begann auf's Neue das Jammern und Wehklagen.

Solch ein Schreien und Wehrufen war seit undenklichen Zeiten auf der Burg nicht erhört worden, und endete erst, als man den Sarg über die Brücke getragen und in der Burgkapelle aufgestellt hatte. Da wurde bei Großen und Kleinen der laute Jammerruf zu einem leiseren Schluchzen und Aechzen. Als aber die Chorknaben auf den Wink des Burgkaplans die brennenden Kerzen um den Sarg stellten, als der Deckel wieder von demselben glitt, und der blasse Todte so friedlich und freundlich, wie ein sanft Entschlafener, vor den Augen lag, da sanken Alle auf die Kniee, man hörte nicht einmal ein leises Schluchzen und Aechzen, der stumme Schmerz, die stille Wehmuth hatte sich in eine Andacht verwandelt, die sich auf Aller Antlitz, selbst der Kinder, kund that, und im Beben der Lippen ausdrückte, von denen Gebete für den Entschlafenen gen Himmel stiegen. Nur Einer fehlte in der Mitte der Andächtigen, die um den Sarg des geliebten Todten knieten; Derjenige, der ihn so innig geliebt hatte, als ihn eine Seele im Leben liebte, der zuerst dem Sohne in's todesblasse Antlitz geschaut, und tiefgebeugt vor ihm gekniet hatte.

An demselben Tage, da der Leichnam des Junkherrn auf die Burg der Väter gebracht wurde, nur um einige Stunden früher, war Herr Gottfried von Hohenlohe in der Stadt Mergentheim angekommen, denn er machte seine Wegfahrt Tag und Nacht, ohne irgendwo mehr als ein Stündlein Rast zu machen. In das Ordenshaus nahm er seinen ersten Gang, um den hohen Meister, Hans von Nesselrode, zu begrüßen, und seinen Entschluß kund zu thun, daß er der Welt entsagen und in den Orden der Brüder vom deutschen Hause treten

wolle. „Da sei Gott für!“ rief der edle Meister, „daß Ihr Euer Leben, das Euch der liebe Gott im Sturm der Schlacht erhalten, dem Dienste unsres Ordens widmen solltet, da es doch auf's Neue Eurem Gemahl und Euren Kindern gehöret — das wär' ein himmelschreiend Unrecht gegen die Eurigen, die Eurer noch gar sehr bedürfen, wenn wir Euch den Eintritt bei uns gestatten würden.“

„Aber ich kann nicht mehr auf meine Burg und zu den Meinigen zurück,“ entgegnete Gottfried von Hohenlohe, „denn ich habe einen Schwur bei Gott gethan, daß ich ohne meinen Sohn nicht mehr heimkehren will, und dieser mein Sohn ist gefallen in der unglückseligen Schlacht, da mein Herr und Kaiser sein Leben verlor — um die Beiden muß ich ewiglich trauern.“ — „Um die Todten wollet Ihr trauern, werther Freund, abgeschieden von der Welt und in der Einsamkeit, aber daran gedenket ihr nicht, welchen Kummer Ihr den Lebenden bereitet, die von Eurer Väter Burg auf das Haus schauen sollen, in dem Ihr lebend wandelt, und für die Eurigen seid Ihr todt und abgeschieden; nein, da wählet lieber die Einsamkeit eines Klosters, das ferne liegt von diesem Thale und von Eurer Burg, daß Ihr in Wahrheit von den Eurigen abgeschieden seid. — Kennt Ihr das Kloster Heilsbronn? schon vielen dürstenden Seelen ist jener Ort ein Brunn des Heils, der Ruhe und des Friedens geworden“ — „Ihr habt Recht, hoher Meister,“ sprach Gottfried von Hohenlohe, „je näher, je schwerer für mich und die Meinigen, — je ferner, desto leichter auch für mich, — mög' mir der liebe Gott den Weg zeigen an den Ort, wo ich von nun an ihm leben will; aber Eins bitte ich von Euch, hoher Meister, es ist der letzte Liebesdienst, den Ihr mir im Leben erweisen könnet — bringet Ihr mein letztes Lebewohl meinem Ehegemahl und meinen lieben Kindern, und bittet sie, meiner in Liebe zu gedenken, denn mein Herz würde mir brechen, wenn ich noch einmal in ihre Mitte träte, — nehmt Euch auch meiner Söhne an, die noch eines weisen Rathgebers wohl bedürfen, und traget auf die Meinigen Eure Liebe und Gnade über, die Ihr mir bisher so reichlich erzeiget habt.“

„Ich müßte nie Euer Freund gewesen sein,“ versetzte der Meister,

„wenn ich nicht der Eurigen mich in Treuen annehmen würde, aber ich gebe es Euch noch einmal zu bedenken, Herr von Hohenlohe — lasset von Eurem Vorhaben, Ihr seid Vater von sieben Kindern, die noch Eurer liebenden Sorge bedürfen — kehrt auf Eure Burg zu Eurem Gemahl und zu Euren Kindern zurück."

Aber die Worte des Freundes ergingen umsonst. „Ich kann nicht anders," rief Gottfried, „denn ich habe es hoch und theuer gelobt. — Lebt wohl, hochwürdiger Herr! im Leben sehen wir uns nimmermehr!" — er faßte die Hand des Meisters, drückte sie brünstig an's Herz, und eilte dann nach der Thüre. Voll schmerzlicher Theilnahme blickte ihm der Ordensmeister nach — nicht nur, weil auch er ahnen mochte, daß er den biedern Freund nicht mehr im Leben sehen würde, sondern weil es ihm trotz seines redlichen Zuspruchs nicht möglich geworden war, den Vater eines Kinderhäufleins seiner Familie zu erhalten. Es war schon Abend, als Gottfried das Ordenshaus verließ; als er über die Brücke ging, sprach der Pförtner Bruder Adelhard: „Gehabt Euch wohl, Herr von Hohenlohe! kommet gut den Berg hinauf, aber Gott tröst' Euch, wenn Ihr gleich bei Eurer Heimkunft viel Leid und Jammer auf der Burg findet — vor einem Stündlein haben trauernde Geleitsmänner die Leiche Eures Sohnes durch die Stadt getragen, sie werden längst oben auf Neuhaus sein." Er gab keine Antwort darauf, nickte nur mit dem Haupte gegen den Pförtner, und eilte schnell weiter. Erst, als er an der Tauberbrücke bei Igersheim ankam, und über ihm die Burg der Väter herabblickte, als wollte sie ihn mahnen, noch einmal durch ihr Thor zu schreiten und mit den Lebenden und Todten einen Abschied zu machen, da hielt er inne im Laufe, und setzte sich auf das Piedestal eines steinernen Crucifixes, das zur Andacht der Vorübergehenden zwischen der Brücke und dem Weg auf die Burg aufgestellt war. Lange saß er da, das sinnende Haupt auf den Arm gestützt: jetzt traten die Worte des Meisters, der es so gut mit ihm und den Seinigen meinte, vor seine Seele — es stritt in ihm für und wider, ob er an der Burg vorbei, oder hinauf gehen wolle, um wenigstens dem Todten und den Lebenden das letzte Lebewohl zu sagen. Der letztere Entschluß schien in seinem Innern überwiegen zu wollen

— er stand auf und stieg einige Schritte den Berg hinan. Plötzlich hielt er wieder inne und rief: „Ich kann es nicht, denn wenn ich den lieben Todten sehe, kann ich nimmer von seiner Seite, und wenn ich meinem Gemahl und meinen Kindern in's liebende Auge blicke, wird es mich festhalten in ihrer Mitte mit unwiderstehlicher Gewalt — ich würde weich werden, und meines Gelübdes vergessen — ich würde mein Wort brechen, das ich in der Stunde des Abschieds ausgesprochen. Ich kann nicht anders, ich muß vorüber und weiter ziehen, in Gottes Namen! Er kehrte um zu dem Crucifixe, kniete nieder und betete voll Andacht für die Seele seines Kindes, empfahl die Seinigen dem Schirme Gottes, stand auf und eilte über die Brücke, dann hinauf an der Tauber, der Heerstraße nach Weikersheim, Creglingen und Rothenburg zu. Aber noch lange blickte er, während er dahin wandelte, hinauf nach seiner Burg, bis sie die hereinbrechende Dämmerung seinem Blicke entzog. — Am Abend des dritten Tags ging er durch die Klosterpforte zu Heilsbronn. Verwunderte sich der Pförtner des Klosters, als ein so hochgewachsener, noch kräftig aussehender Ritter durch die Pforte trat — noch viel mehr staunte der Abt, als Gottfried von Hohenlohe, in seine Zelle geführt, sein Anliegen kund that. Er wollte es Anfangs nicht glauben, daß es ihm Ernst damit sei. „Wie," sprach er, „Ihr, ein lebenskräftiger Mann, der noch rüstig das Schwert führen und in der Welt Etwas nützen kann, wollet Euch der Welt entziehen? Für Euch ist noch nicht des Klosters Einsamkeit; in der niedern Zelle aus- und einzugehen, dazu seid Ihr nicht geboren, denn Ihr mußtet Euch ja fast bis auf den Boden bücken, als Ihr durch meine Thür getreten." Doch, so wenig die Einsprache des Deutschmeisters vermocht hatte, Herrn Gottfried von Hohenlohe von seinem gefaßten Entschlusse abzubringen, eben so wenig gelang es dem Abt zu Heilsbronn, ihm sein Vorhaben auszureden. Nach wenigen Tagen seines Aufenthalts im Kloster wurde er feierlich unter die Zahl der Brüder aufgenommen.

Auf den Altar der Klosterkirche legte er zuvor Schwert, Helm und Sturmgewand, wie einst Wolf Dietrich im Kloster zu Tuskal, und gab demnach zu erkennen, daß er das Schwertesamt von nun an aufgeben und dieser Brüderschaft getreu bleiben wolle. Andern Theils

war aber sein silbernes Sturmgewand Alles, was er Werthvolles als Mitgift dem Kloster vermachte.

Weder mit Geld noch mit Gut bereicherte er die Brüderschaft. Das erstere Alles hatte seine Fahrt mit Reisigen und Mannen, seinem Herrn und Kaiser zu Hilfe, verschlungen, also, daß er keinen Heller mehr in der Tasche hatte, als er in das Kloster eintrat; an Gütern wollte er den Brüdern Nichts vergaben, um nicht das Erbe der Kinder zu schmälern, denen er, sowie seiner Gemahlin, ohnedieß groß Leid angethan, daß er sich ihnen ganz und gar entzogen. Dagegen aber verwies er auch alle Forderungen und Ansprüche, die je noch an ihn, von welcher Seite es nun sein mochte, früher oder später hätten gemacht werden können, an seine Söhne, denen er ein ungeschmälert Erbe hinterließ. König Albrecht festete noch im Jahr 1306 diesen Verweis durch folgende wichtige Urkunde:

„Wir Albrecht von Gottes Gnaden u. s. w. verjähen, daß dem ehrbaren Mann Bruder Gottfried dem Alten von Brauneck, der ein ergeben Mann und ein Mönch ist im Kloster zu Heilsbronne, ertheilet ist vor uns, da wir zu Gerichte saßen, mit gesammtem Urtheil, da er ein geistlich Mann ist und sich von der Welt hat gezogen, und gelassen hat Söhne und Erben, und denselben Erben gelassen hat Burgen, Städte, Eigen und Lehen, Gut und Leute, Edle und Unedle — ist das, daß Jemand zu ihm zu klagen hat, oder ein Recht zu ihm haben mag, von welcher Sache das sein mag, daß er deme zu Recht nicht antworten soll, da er ein begebener und ein geistlicher Mann ist. Wäre aber, daß Jemand Etwas an ihn anzusprechen oder irgend ein Recht zu ihm hätte, um welche Sache das wäre, geistlich oder weltlich, darum soll derselbe, wer der sei, seine Erben ansprechen nach Recht, und er Gottfried von Brauneck und das vorgenannte Kloster, darin er wohnhaft ist, soll darum unbekümmert sein und bleiben, und Niemand soll noch mag sie laden noch beklagen vor einem Gerichte u. s. w.

„Gegeben zu Nüremberg, an dem Montag nach Bartholomäus Tag, da man zählte von Gottes Geburt dreizehnhundert Jahr und im sechsten Jahr.“

Das war der zweite und letzte Erweis der Gnade, die König

Albrecht dem Manne erwies, den er auf dem Schlachtfeld bei Göllheim wegen seiner steten Treue gegen Kaiser Adolph, seinen Gegner, schätzen gelernt hatte. Zwei Jahre darauf erreichte den König das traurige Loos, das ihm auf dem Schlachtfeld und von der trauernden Kaiserswittwe Imagina prophezeit worden war. Unter den Wenigen, die schmerzlich das Ende des stolzen Königs betrauerten, war Bruder Gottfried von Hohenlohe. Es war seine letzte Trauer um einen Verstorbenen, denn dasselbe Jahr winkte auch ihm zum ernsten Gange. Froh hatten ihn die Brüder nie gesehen, seit er durch die Pforte des Klosters Heilsbronn getreten war. Besonders konnte er in den letzten Jahren seines Mönchslebens eine stille Trauer nicht verbergen, wenn die Schirmvögte des Klosters mit ihren Gemahlinnen und blühenden Söhnen im Kloster einsprachen. Da mochte er der Gemahlin und Söhne im schönen Taubergrunde auf der Burg Neuhaus gedenken. Von diesen hatte ihn die Erfüllung eines Gelübdes getrennt, das er wohl gerne zurückgenommen hätte, aber durch ein zweites war er gehindert, in die Welt und zu den Seinigen zurückzukehren. Und doch sollte Frau Elsbeth, die, seit der edle Meister Hans von Nesselrode ihr das letzte Lebewohl von ihrem Gemahl gebracht hatte, durch zehn trübe Jahre hindurch nicht mehr das schwarze Trauergewand abgelegt, und ein ewiges Sehnen nach dem Gemahle trug — sie sollte dem theuren Gemahl noch einmal in's Antlitz schauen, die Söhne sollten ihren theuren Vater noch einmal, wenn auch erst im Tode sehen.

Es war im Juli des Jahres 1308, an demselben Tage, da man vor 10 Jahren den Leichnam des geliebten Sohnes auf die Burg Neuhaus gebracht hatte, da kam ein Trauerzug mit Kreuz und Fahne die Tauber herab, er hielt an der Brücke nahe bei dem Crucifixe unter der Burg Neuhaus — zu gleicher Zeit kam ein Bruder vom Heilsbronner Kloster auf die Burg in das Gemach der Burgfrau, mit der Meldung, daß unten am Berge ein Wohlbekannter harre, der nunmehr in seine Heimath kehre. Als Frau Elsbeth zitternd und bebend, umgeben von ihren Kindern, den Berg hinabeilte, erfuhr sie bald, wer der Wohlbekannte wäre. Als man den Sargdeckel abwälzte, erblickte sie das bleiche friedliche Antlitz des Gemahls; sie sank weinend und händeringend an dem Sarge nieder. Noch an demselben Tage

wurde Gottfried von Hohenlohe, weiland Bruder zu Heilsbronn, in der Deutschhauskapelle zu Mergentheim in dem Grabe seines Vaters und Großvaters eingesenkt. Das war sein letzter Wille gewesen — wie wenn er sein Unrecht gegen die Seinigen hätte sühnen wollen, daß er lebend aus ihrer Mitte geschieden war.

Albert von Zimmern.

Albert, Freiherr von Zimmern, ein Mann aus angesehenem Geschlechte, hatte einen freundlichen Verkehr mit Herzog Friedrich von Schwaben, bei dem er auferzogen und allezeit in Gnaden war. Einsmals, da er auch auf Besuch bei Friedrich war, machte der Fürst mit seinen Freunden einen Spazierritt zu dem Grafen Erckinger von Magenheim auf sein Schloß im Zabergau. Dieser Graf war berühmt als ein Herr, der ritterliche Spiele, Jagden und sonstige Lustbarkeiten liebte. In einem nahen Walde bei dem alten Schloß Stromberg war schon längst ein großer Hirsch, der sich von Niemand fangen ließ. Gerade als Herzog Friedrich mit Albert von Zimmern auf Magenheim gegenwärtig war, ließ er sich häufig zu Jedermanns Freude sehen; und da Erckingern gerade die Lust zum Jagen ankam, so begab er sich mit seinen Gästen in die nahen Wälder, um sich recht zu belustigen an dem Jagen des Wildes. Da gerieth der rüstige Jäger Albert immer tiefer in den Wald hinein, bis er endlich den schönen und großen Hirsch von ferne sah, nach dem es ihn schon längst gelüstete.

Emsig verfolgt er ihn, bis er ihn endlich ganz aus dem Gesichte verliert.

Statt des Hirsches sah er auf einmal einen Mann in widerlicher Gestalt vor sich, so daß der sonst muthige Albert doch ein wenig

stutzte. Da sprach ihm der Unbekannte Muth ein und hieß ihn folgen, denn er müsse ihm wichtige und unbekannte Dinge zeigen. Es ging auch zum Wald hinaus, und durch schöne Wiesenthäler an ein hohes Schloß, dessen gewaltige Thürme und seltsame Verzierungen einen wunderbaren Eindruck auf Alberten machte. Bei dem Schlosse selbst wurde er nach ritterlicher Weise empfangen, die Knappen nahmen sein Pferd in Verwahrung, doch Alles ging stillschweigend vor sich, also daß sich Albert baß verwunderte. „Wundere Dich nicht," fing sein Führer an, „über das Stillschweigen dieser Leute, sondern folge mir, und thue, was ich Dich heiße." Nun ging's endlich durch lange Hallen in einen schönen und weiten Saal, wo ein Fürst mit seinen Hofleuten an der Tafel saß. Vor dem fremden Ritter stund Alles auf und bückte sich zum Zeichen der Ehrfurcht; doch eben so stumm, als man ihn empfangen hatte, setzte man sich wieder, als ob man essen und trinken wollte. Lange sah Albert mit bloßem Degen, den er nicht von sich geben wollte, der stummen Mahlzeit zu, bewunderte die schönen Gefäße und Pokale, gab aber doch endlich seinem Führer durch stumme Zeichen zu erkennen, er möchte wissen, was daraus noch werden wollte. Da hieß ihn sein Führer sich bücken, zum Zeichen des Abschieds, welches die ganze Gesellschaft erwiderte, und ihm wieder folgen.

Am Thore des Schlosses warteten seiner die Knappen, und er nahm sein Pferd wieder von ihnen in Empfang. Merklich leichter verließ er nebst seinem Führer das Schloß, als er es betreten hatte, und es ging nun wieder dem Walde Stromberg zu. Nun fing er an zu seinem Führer zu reden: „Sage mir an, was hat all' dieses zu bedeuten?" — „Der Herr," erwiderte ihm dieser, „den Du oben an der Tafel gesehen hast, war Dein Oheim, Friedrich von Zimmern, der oft gegen die Ungläubigen stritt; ich aber, und die Uebrigen, die Du gesehen, waren seine Diener, und leiden unaussprechliche Strafen; denn siehe, als Dein Oheim noch beim Leben war, beschwerte er seine Unterthanen mit unbilligen Auflagen, und gebrauchte das erpreßte Geld zum Krieg wider die Ungläubigen; wir aber haben ihm treulich geholfen zu seinen Erpressungen, und darum müssen wir mit ihm leiden. Hüte Dich daher vor ähnlichen schlechten Verdiensten um

die Bekämpfung der Ungläubigen! Nun muß ich aber von Dir scheiden; siehe, das ist der Weg, der Dich nach Hause führt. Willst Du aber noch einmal umkehren, so kannst Du die Verwandlung der vorigen Glückseligkeit in Elend und Jammer sehen." — Als aber Albert keine Lust bezeigte, so verschwand sein Führer. Er sah noch einmal mit den Augen zurück, und siehe, da war alles in Feuer und Schwefel verwandelt. Da zog er seine Straße, und als er zu Herzog Friedrich und Erckinger kam, erzählte er ihnen die wunderbare Geschichte, worauf sie bestürzt nach Magenheim zurückkehrten. Albert erbat sich nun von Erckinger, in der Nähe seines Schlosses Magenheim eine Kirche bauen zu dürfen. Erckinger bewilligte ihm dieß nicht nur, sondern that ihm auch nebst dem Herzog von Schwaben so großen Vorschub, daß ein Nonnenkloster auf dem Platze erbaut wurde, wo sich diese Geschichte zugetragen *).

Markgröningen und der Schäferlauf.

Eine Geschichte aus der Zeit der Städtekriege.

Von

Siegfried Pfaff.

1.

Getheilte Liebe.

Noch nie hat die festliche Zeit des Bartholomäus in den Gröningern stolzere Gefühle erweckt, als im Jahr 1312. Hatten sie doch

*) Diese Sage lebt in der Gegend von Brackenheim noch im Munde des Volkes fort.

im Mai dieses Jahres durch ein Bündniß mit den Eßlingern die verhaßte Herrschaft des Wirtenbergers abgeschüttelt, an welchen sie im Jahre 1301 Kaiser Albrecht für 12,000 Pfund Heller verpfändet hatte, und waren wieder eine freie Reichsstadt geworden, wie es sich einer Stadt geziemte, welche einst der Hunnenkönig Etzel zerstört hatte, welche dann von Chlodovicus dem Frankenkönig wieder aufgebaut und von Karl dem Großen mit Vorrechten und dem Wappen eines schwarzen Aars mit sternumkränztem Haupt beschenkt worden war. Selbigen Jahres nun hatte ein hoher Rath der freien Stadt des heil. römischen Reiches beschlossen, Herolde auszusenden in Blau und Gelb, den Stadtfarben, darauf jener Adler gestickt war, an alle freien Städte Schwabens, männiglich zum Hammellauf am Tage St. Bartholomäi einzuladen, insonderlich aber edeln Rath und löbliche Geschlechter zu Heilbronn, Ulm, Reutlingen, Eßlingen, und waren auch den Herolden besondere Brieflein mitgegeben an Vettern und Basen, daß sie doch ja kommen und vorlieb nehmen möchten mit einem Süpplein und Brätlein. Solche hatten denn auch vielfach versprochen, zum lustigen Hammellaufe zu kommen, und was mußte da gefegt und gescheuert, was mußte da gebacken und gebraten werden, daß Niemand ein Böses nachsagen könne den Gröningern, und daß der Ruhm der neuen Freistadt ausgehe in alle Lande. Da wurde denn auch Vorrathskammer und Keller nicht geschont, und so auf Tischen kein Raum mehr war, die Stubenthüren ausgehoben und mit Kuchen beschwert, manch' hoffnungsvolles Säulein und schuldloses Kälblein wurde in der Blüthe seiner Jugend hingeopfert und allenthalben brotzelte, rührlöffelte, dampfte und qualmte es, die Krämer von Nürnberg, Augsburg und selbst Venedig rieben sich die Hände schon am Vorabend; denn was mußte da nicht eingekauft werden, da so manches Kleid, das für eine Gröningerin sonst recht gewesen, für eine Reichsstädterin auf einmal zu schlecht geworden, und da manche lang geschonte Lade sich jetzt aufthat in Hoffnung goldener Zeiten: denn man war ja im vollen Siege! Tag um Tag kamen Nachrichten, wie sich die alten, treuen Städte des Wirtenbergers, das stolze Stuttgart an der Spitze, den Eßlingern ergeben und verbunden hätten; seine Stammburg auf dem rothen Berge war verbrannt, die Gräber seiner Ahnen zu Beutelsbach

waren zerstört worden, und er selber, Graf Eberhard der Erlauchte, schaute vom Asperg herunter auf das schöne Land, das nicht mehr sein war, umlagert von den Städtern und den kaiserlichen Landvögten Konrad und Engelhard von Weinsberg; auch that es der Thorwart auf dem Asperger Thore zu Gröningen nicht anders, als daß er jeden Morgen dem „Hartle" drüben zum Schimpf ein sonderlich Stücklein aufspielte.

Wenn aber Alles in der Stadt sich freute, um wie viel mehr freute sich der stattliche Bürgermeister Sebastian Tuler und sein Sohn Hans, der schmucke Junge. Der Alte hatte einen ganz neuen Schwung in die Feder bekommen und schrieb einen Styl, als sollte er dem ganzen Reiche Gesetze geben; dazu mußte freilich manch fettes Gänslein und manch volles Krüglein mithelfen, und man fragte Säckel und Kasse nicht: Könntest nicht auch einmal leer werden? Dabei erwartete man hohen Besuch: der Edle von Astler aus den Geschlechtern in Eßlingen mit seinem Töchterlein Margarethe sollte in's Haus kommen, und die Frau Bürgermeisterin gab sich alle erdenkliche Mühe, in Braten und Backwerk ihren Vorrang als Erste der Freistadt zu behaupten.

So war denn der Abend vor Bartholomäi herangekommen, die Schäfer waren schon vielfach in der Stadt und die Alten derselben zu wichtigen Berathungen über Wohl und Frommen ihrer Zunft in der Herberge zum Löwen versammelt am Asperger Thor, während die Jugend mit dem Dudelsack noch umherzog, den Rathsherren ein Ständlein zu bringen, zuerst die uralte Melodie des Schäfermarsches, dann nach Bedarf lustige oder ernste Stücklein aufspielend. Der Anfang wurde natürlich bei dem Bürgermeister gemacht, der auf dem Markte wohnte, neben dem Rathhaus, einem hohen Gebäude mit mächtigen Eichenbalken. Und wie der Hans hinter dem gestrengen Vater hinunter sah nach den schönen Schäfermädchen! Ja, als der Vater zum Trunk den Schäfern einen Gulden gab, fügte der Sohn, unter dem Räuspern des Vaters, einen zweiten hinzu und sagte, er werde auch selber noch auf die Herberge kommen.

Was sollte auch den Hans an diesem Glücksabende vor Thorheit schützen! Vollends vor Liebesthorheit! Und so hatte er sich denn

auch gleich in eine der Schäferinnen verliebt und geschworen, er müsse heut' Abend noch mit ihr tanzen. Zwar meinte der Vater, er solle zu Hause bleiben, es schicke sich nicht für ihn, in den Löwen zu gehen, und die Mutter versicherte, die Eßlinger könnten jeden Augenblick da sein mit der schönen Margarethe, aber Hans ließ sich nicht halten und stürzte in den Rachen des Löwen.

Da saßen denn in der einen Stube die alten Schäfer mit wetterharten Gesichtern in ernster Reihe und griffen fleißig zum Glase, aus dem die guten und wahren Gedanken kommen, und sprachen viel Nützliches und Erbauliches über Hammel, Wolle und Waide; indessen drehten sich ihre Söhne und Töchter in der Stube nebenan im Tanze in feierlich ernster Weise, und dazu tönten Dudelsack und Schalmei ihre ernstheitern Melodien: da waren manch stämmiger Bursche und manch sonnverbranntes dralles Mägdlein zu schauen, die wohl auf einsamer Heide lange schon von den Herrlichkeiten dieses Tages geträumt hatten, und jetzt in Seligkeit schwammen.

Während sich Alles im Jubel drehte, saß eine der Schäferinnen dort trübselig in der Ecke. Wollte sie oder konnte sie nicht mitmachen? An Tänzern hätte es ihr gewiß nicht gefehlt; denn sie war unstreitig die Schönste; ihre zwar kleine aber zarte Gestalt zeichnete sie schon vortheilhaft vor den runden Mägdlein aus, ihre Farbe war zwar nicht weiß, doch auch nicht so hart braun, wie bei den andern; sie mochte schön sein, wenn die Wangen blühten, da diese aber blaß waren, so war sie das, was unsere Zeit interessant nennt. Dazu ein graublaues Auge, das mächtig aufleuchtete, wenn es sich erhob, und Kraft des Gefühls und des Willens ahnen ließ; aber jetzt war es meistens auf den Boden gerichtet.

„Potz Stern, Bursche, lustig, lustig, gedreht und gejauchzt!" rief des Bürgermeisters Hans, als er in die Tanzstube trat. „Und wenn ihr's erlaubt, so mach' ich auch einen Dreher mit; bin des Bürgermeisters zu Gröningen Sohn, wer mich nicht kennt!"

Hätte Hans nur irgendwie Etwas merken können oder wollen, so hätte ihm in die Augen fallen müssen, wie wenig seine Rede Beifall fand. Halb scheu, halb trotzig wichen die Schäferbursche zurück, nicht ohne zu murmeln: „Was will denn der Junker hier? Soll da

hin gehen, wo Fräulein sind!“ Aber Hans trat gerade auf die oben beschriebene Schäferin zu, nachdem er den Musikanten ein Geldstück zugeworfen, und rief:

„Heida! Habt mir ja die Schönste übrig gelassen. Ein Stücklein besonders, Musikanten, für mich und meinen Schatz da! Geblasen und gepfiffen! Heida!“

Die Schäferin blickte ihn kurz an und sagte: „Laßt es, Junker, es ist nicht fein, daß Ihr meiner spottet.“

„Potz Element,“ platzte der feurige Werber heraus, „heute spröde thun, am Hammellauf! Nichts da! Dazu ist man nicht hieher gekommen; auf, Jungfer, auf da!“

Und schon wollte er sie mit Gewalt packen, als ein Hinderniß dazwischen trat. Der Lärm war bis in die Nebenstube gedrungen, und ein alter Schäfer stellte sich jetzt vor den Junker, und sagte zu ihm:

„Laßt das unterwegs, Herr! Wenn Ihr in Ehren tanzen wollt, so geht zu Eures Gleichen. Wollt Ihr Unehre, so seid Ihr am unrechten Platz; bei uns gilt Zucht und Sitte, und Gleich und Gleich vergnügt sich nur, der Störenfried geht fremde Spur. Darum, mit Verlaub, dieß Mädchen ist meine Tochter, also laßt sie!“

„Ei, was da! Ein Tanz in Ehren! Ein Tanz, Jungfer; denn wahrlich, Ihr seid die Schönste auf dem ganzen Schäfermarkt; darum will ich mit Euch tanzen!“

Damit schob er den Schäfer auf die Seite und wollte nochmals das Mädchen fassen, als er selber sich unsanft am Hemdkragen gepackt fühlte.

„Wollt Ihr Fried' geben, Junker?“ rief ihm ein Schäferbursche zu, mit zornfunkelnden Augen und strack aufgerichtet. Zwar war seine Gestalt nicht über Mittelgröße, aber die schlanken Glieder verriethen ebenso Kraft wie Gewandtheit.

„Hol' Dich der Henker!“ schrie nicht minder zornig jetzt der Junker und führte einen Schlag nach ihm. Allein der Schäfer wich schnell aus, und diese Gewaltthat des Eindringlings war das Signal für den Ausbruch des zurückgehaltenen Grolls. Kräftiglich gepackt, wußte er nicht, was ihm geschah, so schnell war

er hinunter spedirt auf die Straße, wobei seine Kleider nicht eben geschont wurden.

Was war zu thun? Er rannte racheschnaubend heim zum Vater, stürzte in's Zimmer und erzählte demselben hastig seine Geschichte, ohne beim Licht der Lampe zu bemerken, daß derselbe nicht allein im Zimmer sei, bis ihm ein Kichern fremde Gäste verrieth, und ihn noch mehr aus der Fassung brachte.

„Geschieht Dir recht!“ rief der Vater. „Wer mir den Burgfrieden bricht, den werf' ich hinaus; hab' Dir's gesagt, Du sollst nicht hingehen. Und da, sauberer Sohn, mach' die Aufwartung unseren Gästen, die einstweilen gekommen sind; schäm' Dich, Lotterbube!“

Und zugleich trat, in schönstem Putze, aus dem Erker des Zimmers ein zierliches, hochgewachsenes Fräulein ihm entgegen, ihre großen schwarzen Augen unter den langen Wimpern spöttisch und kokettirend auf ihn richtend, und sprach: „Ei, ei, Junker! Statt Euren Gästen entgegen zu reiten, um sie bei diesen unruhigen Zeitläuften zu schützen, treibt Ihr solche Stücklein! Hätte doch der Wirtenberger von seinem Asperg herunter fallen und mich mit meinem Vater, dem ehrenfesten Rathsherrn, aufheben können, wenn dieser edle Herr nicht uns Geleit gegeben hätte.“

Damit wies sie auf den hinter ihr stehenden Ritter hin, der unter seinem wohl gedrehten Schnurrbart lachend zwei Reihen weißer Zähne sehen ließ, und rief: „Ei, so zeigt mir doch Eure Schäfer, Junker Tuler; ich könnte sie brauchen, um den Wirtenberger so von seinem Asperg herunter zu werfen, wie Euch aus dem Löwen!“

„Seid still, Herr Götz von Tübingen,“ unterbrach ihn das Fräulein, „wir Reichsstädter lassen nicht mit uns spotten, und Ihr seid in unseren Diensten, wißt Ihr!“

„In Euren, Fräulein, ja gewiß!“ rief Götz von Tübingen, den damals die Eßlinger zum Krieg wider Eberhard gewonnen hatten, und wollte des Fräuleins Hand fassen, allein diese schritt auf den verblüfften Hans zu, reichte ihm ihre Hand und sagte: „Ei, so kommt zu Euch, Freund, und setzt Euch zu uns her! Seht hier, mein Vater, Rathsherr Astler von Eßlingen. Ihr habt die beiden alten Herren gerade in wichtigen Staatsgesprächen unterbrochen. Sie sprachen

über die bösen Zeiten! Ach, wir armen, jungen Leute, daß die Welt immer schlechter wird!"

Der alte Eßlinger fing brummend an: „Leichtsinnig Blut! Weiß Gott, das hat sie aus den französischen Geschichten von der Magelone und dem Tristan, die sie immer liest, und seit sie vollends selbst welsch gelernt und hinter ihren Fabliaux sitzt, ist sie gar nicht mehr zu brauchen!"

„Seid ruhig, Väterchen," sprach das Mädchen, „wohl bin ich zu brauchen, und lese auch Bücher, die zu brauchen sind. Wenn Ihr's nur wüßtet!"

Sie hatte sich an den Tisch gesetzt und nebenan der Ritter, ihr gegenüber der Junker; während sie nun so sprach, hatte sie dem Junker einen Blick zugeschickt, der ihm heiß und kalt machte, dem Ritter aber mit ihrem zarten Sammtschuh auf den schweren Stiefel getreten, so daß dieser in ihr helles Lachen laut einstimmte.

Der Imbiß erschien und Jedermann ließ es sich wohl schmecken. Der Ritter lobte mit Wort und That den trefflichen Würzwein der Bürgermeisterin, worüber diese höchlich entzückt war; das Fräulein wußte zierlich aus ihrem Glase zu nippen, und der Junker, dem diese Erscheinung etwas Neues war und immer neuer und wunderbarer wurde, saß starrend da und kam in jeder Hinsicht zu kurz.

Endlich war's Zeit zum Aufbruch; der Ritter verabschiedete sich, um in's Lager hinaus nach Asperg zu reiten; die Gäste waren müd und begaben sich zu Bette.

Es war eine schwüle Augustnacht und lang konnte Hans den Schlaf nicht finden, bis endlich ein Gewitter ausbrach und der strömende Regen die dumpfe Luft abkühlte. Da träumte ihm von einem schönen Vogel, der auf einem Baume saß und dem er lockte; dieser flog herzu, aber er setzte sich ihm an die Kehle und sog Blut; der Verwundete ward schwach und sank in ein tiefes Wasser; der schöne Vogel flog davon und ob ihm schwebte eine Taube; der Sinkende rief: „Rette mich!" Aber die Taube flog davon. Schweißtriefend erwachte er.

2.

Der Hammellauf.

Der Morgen des festlichen Tages war erschienen, und schon frühe tönten die Trommeln und Pfeifen durch die Stadt, um die Einwohner und Gäste zu wecken. Bald zogen auch noch neue Gäste von den benachbarten Orten zu den Thoren herein. Herkömmlicherweise begaben sich dann die Schäferobermeister unter der Musik der Ladenpfeifer und mit fliegender Fahne vor die Stadtschreiberei, um ihren Obmann, den Stadtschreiber, und die Lade der Zunft auf das Rathhaus abzuholen. Die Fahne wurde hierauf auf dem Rathhaus aufgesteckt und wehte über den Markt hin, wo sich schon die Menge drängte, besonders die Schäferburschen, welche sich einschreiben ließen und die farbigen Nestel von Schafleder in Empfang nahmen, um damit die Hüte zu schmücken oder auch die Schäfermädchen zu beschenken, welche dieselben in ihre Leibchen nestelten. That's der Raum, so wagte auch schon Der und Jener mit seinem Schatz einen kleinen Dreher, und Jauchzen erfüllte die Lüfte. Endlich ertönte das feierliche Läuten aller Glocken und die Menge ordnete sich zum Zuge: voraus die wohlbewehrte Stadtwache; dann die fliegende Fahne der Schäfer, getragen vom Stadtschäfer, welchen die Schäferobermeister mit silbernen Hippen umgaben; hierauf Schäfer und Schäfermädchen, die um den Hammel laufen wollten. An sie schloß sich heute ein besonders festlicher Zug an: Alles nämlich, was irgend ein Aemtlein oder Würdelein in der Stadt besaß, mit seinen Gästen, Vettern und Basen, als da waren wohlgenährte, ehrsame Rathsherren und Zunftmeister und deren Ehegesponsen mit stolz aufgeputzten Töchtern; und obgleich des Reiches Gesetz allzu große Hoffahrt mit Gold, Edelgestein und Perlen den Bürgerlichen verbot, so hatten sich die Reichsstädterinnen doch mit denselben so beladen, daß mehr als eine arme Edelfrau an dem Schmuck einer Einzigen genug gehabt hätte. Wer wollt' es ihnen mißgönnen? Hatten sie's ja und ehrlich durch Gewerb und Handel der Männer erworben. So ging's denn in die Kirche, um Gott den Anfang des Tages zu weihen und die Messe zu hören.

Nachdem diese vorbei war, betrat der Geistliche die Kanzel und hielt eine Rede, welche er also begann:

„Als uns vermeldet wird, ihr Lieben, war einmal ein Graf zu Gröningen, der hatte einen Schafknecht mit Namen Bartholomäus. Derselbige Knecht ward berüchtigt vor seinem Herrn, daß er Schafe aus der Heerde verkaufe und das Geld für sich behalte. Dieß verdroß den Grafen sehr; denn er hatte seinen Bartle bisher immer treu erfunden, und wollte nicht glauben, was man von ihm sagte. Er schickte sich daher an, zu reisen über Land, kam aber als Metzger verkleidet zurück und ging selbst hinaus auf das Feld zu dem Knecht und wollte sehen, ob er von ihm Schafe bekäme. Er bat und schmeichelte und reichte viel Geld und griff nach einem Stücke der Heerde. Da ergrimmte der Knecht und schlug den frechen Metzger, aber der Graf lobte den treuen Diener, schenkte ihm einen Hammel und befahl, daß an dem Tage Bartholomäi, als an dem Namenstage des Knechts, die Schäfer alle Jahre ein Fest der Freude und des Gedächtnisses an diese That feiern sollten."

Daran knüpfte der Redner eine Ermahnung zur Treue, zum ersten gegen Gott, zum zweiten gegen die Obrigkeit, zum dritten gegen den Nächsten. Doch kann man nicht berichten, daß selbige Rede sonderlich eifrige Zuhörer gehabt. Ein Zunftmeister von Eßlingen, Konrad Hasenzagel, begann sogar schon beim zweiten Stücke, von der Treue gegen die Obrigkeit, an, halblaut über das Pfaffengeschwätz zu murren; und es war hohe Zeit, als endlich das Amen kam. Schnell entleerte sich die Kirche. Die rothgekleideten Metzger, welche die Ordnung zu handhaben hatten, bekamen viel zu thun, um den Zug wieder in's Geleise zu bringen. Hoch zu Roß war jetzt auch des Bürgermeisters Hans zu schauen, der es sich besonders angelegen sein ließ, den schönen Frauen und Jungfräulein Platz zu schaffen. Auch der Bürgermeister mit einigen andern Herren der Stadt und von auswärts war zu Pferd im Zuge. So ging's hinaus vor das Eßlingerthor und den Eßlingerweg, von welchem zur rechten auf der luftigen Höhe des langen Feldes der Platz zum Laufen auf dem Stoppelfeld abgesteckt war. Für die Vornehmeren waren am Ende

der Rennbahn Tribünen errichtet, das Volk wurde durch einen Strick zurückgehalten, wohl auch durch tüchtige Püffe der Metzger.

Es war ein schöner Augustmorgen, die Luft noch erfrischt durch das nächtliche Gewitter; in klarer Luft blickten die Bergzüge, welche das lange Feld begränzen, herüber, mit dunkeln Wäldern die Höhe, wo jetzt die Solitude thront, in schön geschwungenen Linien der Stromberg gegen Norden und mit dräuenden Zinnen der Asperg und hinter ihm die Berge um Heilbronn und Löwenstein; ja dem Neckarthale zu sah man östlich sogar die Trümmer der verbrannten Burg Wirtenberg — doch über dieselbe in blauer Ferne blickte wie schützend die Felsenzinne von Hohenneuffen herein sammt dem Asperg, beweisend, daß der Wirtenberger doch noch nicht ganz vertrieben sei aus dem Schwabenlande, wie die übermüthigen Städter schon träumten. Wohl konnte er selber von den Zinnen des Aspergs herüberschauen, ja sogar den Jubelruf des Festes vernehmen; mochte er sich darob grämen und den Muth verlieren? Gewiß nicht; hatte der nun 46jährige Fürst doch seit seinem vierzehnten Jahre, da er die Regierung überkam, manchen harten Strauß bestanden und manchen Wechsel erfahren und Kaiser, Reichsstädten und Adel getrotzt. Er wußte ja wohl, daß seine Gegner viele, aber auch vielköpfig seien, daß der Kaiser fort war auf weiter Fahrt in Welschland und wie leicht konnte ihm dort ein Unfall zustoßen, ein neuer Kaiser aber die Städte ebenso sitzen lassen oder ihnen sich feindlich beweisen, wie dieser sie schützte! Er dagegen, der Graf, war zwar nur Einer, aber ein erprobter Kämpe und wußte, was er wollte.

Indessen hatten die Zuschauer Platz gefunden und die Schäfer und Schäferinnen sich am Ende der bezeichneten Bahn von 300 Schritten aufgestellt, die sich mit ihren bösen Stoppeln zwischen ihnen und den zwei schimmernden Kronen von Messing, mit Roth gefüttert, die dort vor dem Bürgermeister Tuler lagen, ausdehnte. Die Bursche sprangen zuerst und Aller Augen waren auf das schnell entfliehende Schauspiel gerichtet; auf hohem Rosse sprengte ihnen Hans Tuler voran. Aber einer der Schäfer, und zwar gerade der, welcher den Junker gestern Abend am Kragen gepackt hatte, gab dem schnellen Rosse Nichts nach; rasch glitten seine Füße über das rauhe Feld

und die elastischen Zehen warfen ihn leicht wieder in die Höhe, ohne daß er jedoch so kolossale Sprünge machte, wie manche seiner Nebenbuhler, die dadurch freilich sich nicht sehr förderten. Ein Juhschrei und er hielt die Krone, während die Zuschauer in seinen Jubel mit einstimmten und die andern Läufer trübselig heranhinkten. Das Spiel wiederholte sich mit den Mädchen: zwei derselben, die beiden größten, gewannen bald einen Vorsprung und setzten alle ihre Kräfte daran, jede die erste zu werden, als schon nahe am Ziel plötzlich eine dritte Kleine, die sich bisher geschont hatte, all' ihre Schnelligkeit einsetzte und den Beiden zu ihrem großen Verdruß den Rang ablief; tiefathmend stand sie zwei Schritte vor Jenen am Ziel und lachend setzte der Bürgermeister ihr die Krone auf. Ihre Wange glühte, ihre Augen blitzten und kaum konnte man in ihr jetzt das bleiche Mädchen erkennen, welches gestern Abend so stumm in der Ecke des Löwen saß. Aber nicht lange durfte sie ruhen: denn kaum war der Beifallsruf der Zuschauer verschollen, als laut die Töne des Dudelsacks und der Schalmei hervorbrachen und der Sieger auf die Siegerin zustürzte und sie zum Tanze umschlang, während die übrigen Schäferburschen und Mädchen folgten, ihr Unglück vergessend.

„Hast's brav gemacht, Lise, hast's brav gemacht!“ flüsterte der Schäferkönig seiner Königin zu. „Gewiß, es geht noch Alles gut!“

„Wohl, Stephan, aber jetzt laß mich los oder ich falle um,“ antwortete sie, sich seinen Armen entwindend.

„So ruh' ein wenig, ich hol' mir derweil eine Andere,“ rief er und schritt auf die Tribüne zu, wo in der vordersten Reihe Margaretha Astler saß; und wer konnte vor deren Gluthaugen vorbei kommen? An sie wandte sich daher auch Stephan und sie folgte ihm nach alter Sitte zum Tanz.

Von seinem Rosse herab sah Hans zu und biß sich in die Lippen; neben ihm hielt Götz von Tübingen, der auch zu dem Hammellauf gekommen war, und schlug eine helle Lache auf.

„Bei unserer lieben Frauen, Junker,“ wandte er sich an Hans, „da seht Ihr sie, die versteht's! Aber Ihr macht ein so bitteres Gesicht, als nehmt Ihr es dem Fräulein übel. Was da! Ein König geht über uns, Junker Tuler.“

„S' ist so Brauch," sagte Hans kleinlaut, „Keine darf's abschlagen, wenn der Schäferkönig sie zum Tanze aufzieht."

Indeß war ein alter Schäfer zu den Tanzenden hinzugetreten und rief: „Ei, du leichtsinniges Volk! den Hammel, das Beste, vergeßt ihr ganz!"

Der Hammel, mit Bändern geschmückt, wurde herbeigebracht und das Siegespaar nahm ihn in die Mitte; der Zug schaarte sich, wieder in die Stadt zu kehren; aber für das Volk harrte noch ein Hauptspaß. Von den den Zug begleitenden Reitern wurden Nestel ausgeworfen, um welche sich, wer Lust hatte, balgte, während die Andern unter Gelächter zusahen.

In die Stadt zurückgekehrt, vertheilte sich die Menge in ihre Herbergen und zu ihren Gastfreunden, und jetzt war die große Stunde gekommen, wo die wackern Gröningerinnen ihre Lorbeeren ernten sollten; die Brätlein und die Torten kamen zum Vorschein, und selbst der blasse Neid mußte gestehen, daß es an Nichts fehlte, weder an Güte noch an Menge. Auch perlte edler Wein in den Bechern, eigen Gewächs, den die Sonne an den steilen Ufern der Glems gereift hatte, vom besten Jahrgang, daß er keinem Neckarwein Etwas nachgab.

Während so die, welche Geld und gute Freunde hatten, sich gütlich thaten, soviel die Kehle und der Magen vermochten: wie ging's aber den Armen, denen beides gebrach? Auch für sie war gesorgt: die Pforten des Spitals zum heiligen Geist thaten sich auf und der Prior erschien an der Schwelle, indem er den Dürftigen hinausrief: „Kommt herein, was Platz hat, und eßt Euch satt." Freilich stand hinter dem dicken freundlichen Manne mit bösem Gesichte der hagere Kellermeister, und als die Menge der Zuströmenden zahlreicher wurde, zupfte er den Prior bedeutsam an der Kutte.

„Ei laß das, Bruder Salomo," erwiderte aber dieser, „heut sollen sie sich Alle freuen. S' hat auch gereicht, als der Herr Jesus die 3000 speiste, so wird's auch bei uns reichen, er wird's segnen."

3.

Ein stilles Stündlein.

Mitten unter dem Rauschen und Toben eines Festes, ist's nicht da schon manchem von meinen Lesern gekommen, daß er hätte gern allein sein mögen, um seinem Herzen, das in ihm unruhig ward, in der Stille Gehör zu geben? Hat er sich dann nicht oft ein stilles Stündlein und ein einsames Plätzlein gewünscht?

So war es auch unserer Schäferkönigin gegangen, und unter dem Tumult, der jetzt im Löwen herrschte, war es ihr leicht geworden, sich weg zu schleichen und zum untern Thor hinaus zu kommen, das der Glems zuführt; dort wandte sie sich links, wo sich auf einer mäßigen Felsenhöhe ein Rasenplatz erhebt, mit Linden bepflanzt, der Binsenberg mit Namen. Unter einer der Linden ließ sie sich nieder und schaute traurig hinab in's Thal zu den grünen Waiden, welche das Flüßchen einfassen, zu den Stoppelfeldern drüben und den hoffnungsvollen Weinbergen hüben, besonders traurig aber in den trüben Weiher, der sich unter den Felsen ausbreitet. Was ist es, das ein Mädchenherz beschwert? Liebe natürlich, Liebe, die so schön angefangen hatte, und so böse enden wollte!

Aus diesen Träumereien wurde sie plötzlich aufgeschreckt durch eine helle Stimme.

„Ei, ei! Da sitzt die Jungfer und bläst Trübsal! Wird's wohl erlaubt sein, sie zu stören?“

Sie schrack zusammen und wandte sich um:

„Ei, Stephan, wie erschreckst Du mich! Und spottest auch noch? Du hast's nöthig.“ Und schluchzend bedeckte sie die Augen.

Aber der Bursche umschlang sie, drückte ihr einen Kuß auf die Stirne und sagte in sanftem Tone: „S' wird Alles gut gehen, mein Herz! Haben doch wir Beide beim Hammellauf das Krönlein gewonnen, und das ist mir ein Zeichen, daß Alles gut gehen wird. Ich glaube fest daran.“

„Wohl, Stephan, aber wie?“ fragte das Mädchen zu ihm aufschauend. „Mein Vater wird Dir nie wieder gut werden, niemals!

Warum hast Du das gethan, Stephan? den Eßlingern, dem übermüthigen Städtervolke, den Wasserteichel gezeigt, der in's Stift zu Beutelspach führte, daß sie dessen Herren wurden und hausten darin, wie die Teufel? Ja, das hast Du, Stephan, Deinen Herrn und Grafen hast Du — verrathen!"

Der Bursche wandte sich ab, knirschte mit den Zähnen und ballte die Fäuste; das Mädchen sah trostlos vor sich nieder.

„Will's gut machen, will's wieder gut machen, so mir Gott hilft!" rief er endlich. „Komm', geb' mir Deine Hand, Lise."

„Gutmachen, wie? Gutgehen, wie? Ja, wenn Dich der Graf bekommt, so ist es aus mit Dir! O Stephan, Stephan!" Und weinend barg sie ihren Kopf in ihrer Schürze.

„Nur Eines sag' mir, Lise, nur Eines! Ich will gestehen, Dir gesteh' ich's, ich bin ein schlechter Kerl gewesen, aber vergib mir, vergib Du mir, Lise."

Diese richtete sich auf, sah ihn traurig an und schüttelte das Haupt.

„Vergib mir, Lise, Du mußt mir vergeben, ich that's Dir zu lieb!" rief der Bursche und stampfte auf den Boden.

„Mir zu lieb?" schrie sie auf, und setzte tonlos dazu: „dem Teufel zu lieb!"

„Hör' mich an, Lise, hör' mich an! Sieh, ich bin ein armer Teufel, Du bist des reichen Schäfers Tochter zu Seeburg und als Knecht war ich in Deines Vaters Hause. Er war ein braver Mann und hatte mich lieb wie seinen Sohn, und half mir, wo er konnte, und ich lernte mein Handwerk und dachte, ich könne es auch noch zu Etwas bringen. Und ich that, was ich konnte, denn Du gingst mir im Kopf herum, und ich merkte, daß Du mich auch gern hattest, so sagten wir's endlich einander! Aber mir war's immer so schwer, daß ich arm war und gar Nichts hatte, Dir Nichts geben konnte. Da traf sich's, daß ich zu der Zeit in meiner Heimath Beutelspach war, als die Eßlinger heranzogen. Die lagen vor dem Stift, aber sie gewannen nicht viel. Ich dacht' so bei mir: Ihr Narren, wenn ihr wüßtet, was ich weiß! Und so fuhr der Teufel in mich, der sagte: Stephan, hier kannst 'was verdienen. Ich ging hin und sagt'

ihrem Hauptmann, für Geld woll' ich ihm ein Heimliches sagen, daß sie das Stift bald hätten. Er lachte mich Anfangs aus, bald aber warf er vier Goldgulden auf den Tisch und sagte: Nun die sind Dein, aber erst, wenn Du geredet hast und Dein' Sach' ist 'was nutz. Da sagt' ich's ihm mit den Teicheln, worauf er hell lachte und mir das Geld gab; und nun mußt' ich ihm die Gelegenheit weisen. Darauf ging ich mit dem Gelde nach Eßlingen und kaufte ein schön Tuch zu einem Leibchen für Dich, aber 's wollte mir schon nicht mehr recht wohl sein. Und als ich wieder zu Deinem Vater kam, siehe, da war's schon ruchbar, wie die Eßlinger zu Beutelspach gewirthschaftet, und daß ein Hirt es ihnen verrathen hatte. Dein Vater fragte mich: Warst Du's? und ich wurde feuerroth. Da hetzte er mich mit Hunden davon! O Lise, Lise! — Als ich wieder an den Neckar kam, warf ich das Tuch hinein und rief: da habt ihr's wieder, ihr vermaledeiten Eßlinger! — O Lise, Lise! O wenn ich todt wäre!"

Er warf sich zu Boden, indem er sich die Haare ausraufte.

Das Mädchen hatte ihm ruhig zugehört und sagte jetzt langsam: „In den Neckar geworfen! Und hattest also erst gar Nichts davor, armer Tropf!" Dann trat sie zu ihm und sagte tröstend: „Steh' auf, Stephan, steh' auf! Was machst Du?"

„Du vergibst mir nicht, Du vergibst mir nicht, Lise!" rief er, das Gesicht abwendend, „ich stehe nicht auf."

„Ei so steh' auf," rief sie ärgerlich, „ich vergebe Dir ja!" Und als er sich fragend ihr zukehrte, fuhr sie fort: „Es war bös von Dir, Stephan, bös und dumm! Aber Du bist genug gestraft. Darum sei ruhig und merk' Dir's für ein ander Mal. Zwar weiß ich nicht, wie's wieder in's Geleis kommen soll, aber kommt Zeit, kommt Rath; vielleicht vergißt man's. Aber sei ruhig, Stephan, 's wird gut gehen! Gott wird Dir auch wieder helfen!"

„Wird es? Wird er?" rief jetzt Stephan, sie heftig umschlingend. „O Du mein Herzensmädchen, glaubst Du's?"

Ihre Augen hingen an den seinen, und sprachen ein kräftigeres Ja, als der Mund gekonnt hätte. So standen sie eine Weile, der wieder gefundenen Liebe sich freuend, als plötzlich ein lautes Getöse

vom Platze des Hammellaufs her sie auseinander schreckte. Sie eilte in die Stadt zurück, er dem Lärmen nach.

4.

Volksjubel.

Nachdem im Essen das Gehörige geleistet war, sollte es am Schluß des Tages zur Verdauung noch an ein Tänzlein gehen: dazu war für die Vornehmen der Saal des Rathhauses eingeräumt, während das Volk wieder hinausströmte zum Platze des Hammellaufes, um dort in Gottes freier Natur sich auf den Stoppeln zu vergnügen. Auch waren dort Getränke hinausgeführt worden, um Denen auszuschenken, die etwa noch Durst verspürten, und dazu hatten die Gröninger nicht gerade vom Besten genommen, wie das von alten Zeiten her gebräuchlich ist, daß man den vollen Köpfen und Mägen einen Sauren vorsetzt, was beiden zuträglicher sein soll. Um den Ring der Tanzenden hatten sich so verschiedene Gruppen gelagert, und da die Zungen gelöst waren, fehlte es nicht an lautem und eifrigem Gespräch. Besonders war es der schon erwähnte Eßlinger Zunftmeister Konrad Hasenzagel, welcher eine zahlreiche Zuhörerschaft um sich versammelt hatte. Kein Wunder! denn er behandelte das Thema, das schon so oft besprochen, so selten aber in Wirklichkeit gesetzt worden ist, Volksbeglückung, Freiheit und Gleichheit. Es war nämlich die Zeit in Deutschland, daß die Gewerbe immer mehr in die Höhe kamen und die Zünftigen in den Städten laut forderten, gegenüber den alten Geschlechtern solle man ihnen auch Antheil an dem Gemeinwesen geben; ja mehrfach hatten sie solchen durch ihre Zunftmeister schon erhalten. Ein solcher war Konrad Hasenzagel, seines Zeichens Tuchscheerer, und in ihm lebte das Vollbewußtsein des neu aufstrebenden Bürgerstandes, dessen Evangelium er Jedem, der da hören wollte, verkündigte, die Zunge häufig anfeuchtend.

„Was!“ hub er wieder an, „sind wir nicht Narren? Wer schafft Speis' und Getränk? Ihr, die Bauern. Wer schafft Gewerk und Geräth? Wir, die Handwerker! Wozu braucht's Jemand mehr?

Wozu die Adeligen? daß sie uns und euch die Wolle scheeren! O wir Narren! hinunter müssen sie und wenn sie nicht hinunter wollen, so müssen sie hinaus!“

„Ihr habt Recht, Zunftmeister, aber wie?“ warf ihm einer der Umstehenden ein.

„Wie, Narr? Du weißt nicht, was hinunter heißt oder hinaus? Am Kragen packt man da Einen, oder noch besser, am Beutel! Was da! Wir zu Eßlingen sind schon hart hinter den Geschlechtern und der Kaiser ist für uns, die Zünfte, ich weiß es; den Aergsten haben wir schon fort, den Wirtenberger! haben wir ihm nicht den Hahn aufgesteckt auf seinem Schlößlein! Heida, das war lustig! Mit ihm fangt man an und dann geht's fort.“

„Noch sitzt er drüben auf dem Asperg!“ wendete ein Bäuerlein ein.

„Ja, wohl sitzt er, wie die Maus in der Falle; bald werden wir ihn haben; das Berglein wird auch nicht zu hoch sein, daß wir's nicht nehmen könnten.“

„Aber Ihr nehmt es doch nicht, Konrad Hasenzagel,“ spottete ein Eßlinger Reisiger, der vom Lager vor Asperg herüber gekommen war. „Hab ich Euch doch dort vor des Wirtenbergers Burg unter den Ersten laufen sehen, und hätten des Grafen Leute lieber gekämpft, als die Taschen der Gefallenen und die Zelte des Lagers ausgeleert, so stünde sein Schlößlein noch heute!“

Hasenzagel war über diese Rede dunkelroth geworden, hatte einen tiefen Schluck gethan und begann jetzt: „Ich laufen? das lügst Du! Wir zogen uns zurück, um sie in die Falle zu locken und nachher uns über sie her zu machen; das verstehst Du, Zwiebel, freilich nicht. Ich aber weiß, was Kriegesbrauch und Feinheit ist.“

„Mit dem Wirtenberger hat er Recht,“ sagte jetzt ein Gröninger. „Es ist ein gewaltthätiger Herr, wohl hat er uns Schaden gethan und uns vor seine Gerichte geschleppt, die stets gegen uns sprachen, während wir unserer Stadt und des Kaisers Gericht hatten.“

„Ei, so werft ihn hinaus!“ schrie Hasenzagel. „Ihn und die Andern!“

„Wie aber, wie?“ riefen jetzt Mehrere zusammen. — „Das will

ich euch sagen,“ schrie Hasenzagel, und indem er seinen Humpen faßte, schritt er hin zu der Tribüne, wo am Morgen die Vornehmen gesessen waren. Viel Volk schaarte sich herum und er begann also:

„Wer war zuerst, der Herr oder der Knecht? Als der Urvater Adam lebte, gab's da auch Herren? Nein, im Schweiß seines Angesichtes mußte Jeder seinen Acker bauen und sein eigener Knecht sein, und so war's recht. Aber nachher, da kamen die Tyrannen, die zwangen die Andern, für sie zu arbeiten und frohnen, und sie lebten in Saus und Braus und höhnten ihre Knechte noch. War das wohl auch recht? Ei, da ist es etliche Mal geschehen, daß die Knechte losschlugen und die Herren fortjagten, und so sollten sie's immer machen. Und nun saget mir, wer braucht den Andern, der Herr den Knecht, oder der Knecht den Herrn? Wer schafft Nahrung her, Leibesnothdurft und Kleidung für die Herren? Wir, die Knechte. Und was haben wir zum Dank von ihnen? Den Druck und den Spott. Warum? Sie wissen's wohl, daß wir ohne sie sein könnten, aber sie nicht ohne uns, darum wollen sie uns hinunterdrücken, dumm sollen wir arbeiten, Nichts haben und Nichts wissen, sondern schnarrmaulen. Ei, hab' ich nicht Recht?“

Ein lebhafter Beifallssturm folgte dieser Rede, von Wenigen anfangend, aber bald sich zur Mehrzahl fortpflanzend; denn die Scheu war gelöst.

„Freilich sagen sie, wir brauchen sie, die Herren, zum Regieren, das verstehen wir nicht. Ei ja doch? Haben sie den Verstand gepachtet? Gibt's nicht auch Dumme bei ihnen? Und hat einer weniger Grütz im Kopf, weil er eines Bauren Sohn ist, als wenn er eines Edelmanns wäre? Wohl, Eins können sie, Lügen und Trügen und Rauben! Warum können sie's? Weil's dumme Leute gibt, die sich belügen, betrügen und berauben lassen. Und diese dummen Leute, Mannen, kennt ihr sie? die sind wir!“

Ein schallendes Gelächter, zum Theil ein wildes Geschrei bezeugte dem Redner, daß er Fortschritte machte.

„Ja, dumme Leute sind wir, wenn wir uns länger schinden lassen!“ fuhr er heftiger fort, als der Lärm sich gelegt hatte. „Und warum schinden sie uns? Weil Bürger und Bauer nicht zusammen-

hält! Halten wir zusammen, so ist's aus mit ihnen. Wie ist's dem Wirtenberger gegangen, dem stolzen Grafen? Unser, der Eßlinger, sind seine Städte worden, der Kaiser hat ihn geächtet, wir sind in der Macht, und wenn wir wollen, so bleiben wir's auch und werfen ihn vollends zum Lande hinaus. Seht dort drüben, dort hält er sich versteckt hinter seinen Thürmen. Aber heraus, herunter soll er, heut noch. Voran, Bürger und Bauern! das sei unser Wahrzeichen, wenn wir ihn herabjagen, daß wir nicht mehr die Dummen sind, daß unsere Knechtschaft aus ist. So mein' ich, Leute; wer's besser weiß, der rede!"

Die Hitzigsten hatten sich schon in die Nähe des Redners gedrängt und schrieen aus Leibeskräften: „Er hat Recht, er hat Recht! Hinüber zum Asperg! Fort mit dem Wirtenberger!" da drängte sich trotz aller Püffe der alte Schäfer von Seeburg durch die Reihen, gewann einen Platz, und, nachdem Ruhe war, begann er:

„Ich bin ein Schäfer, lieben Leute, und wollt' euch nur ein klein Geschichtlein erzählen. Es war einmal ein Schäfer, der hatte viele Schafe und einen treuen Hund. Da er nun über Land mußte, gab er dem Hunde seine Heerde zu hüten und zog fort. Dieser hütete der Heerde treu. Aber als die Schafe sahen, daß der Herr fort war, da thaten sie sich zusammen und rathschlagten, den Hund abzusetzen, damit sie frei wären. Und ob dieser gleich stieß und biß, fort mußte er, denn die Hämmel zerrten und stießen ihn tüchtig. Als aber der Hund weg war, da lief ein Schaf dorthin, das andere dahin, und sie bekamen Streit untereinander und stießen sich, und der Wolf fraß viele und gingen elend zu Grunde. Und so, lieben Leute, wie die Schafe, wollt ihr's, dünkt es mir, auch machen —"

„Schafe nennt er uns," schrieen jetzt Einige. „Herunter mit ihm! Uns, freie Leute, Schafe heißen! Er ist selbst ein Schaf!"

Die republikanische Redefreiheit zeigte sich auch hier. Der arme Schäfer wurde tüchtig gezaust und herabgerissen, weil er sprach, was der Menge n i c h t gefiel. Diese aber wurde durch die unglückliche Rede nur noch hitziger; schon schwangen Einige ihre Seitenwehren und „Leitern holen," hieß es, „nach dem Asperg," rief es und es fehlte nicht an solchen, die das Feuer schürten, bis sich die Menge in

Bewegung setzte, die meisten, wie es bei solchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, „den Andern" folgend, während sie doch selbst auch „Andere" waren, denen man folgte, viele auch aus Neugier, was daraus entstehen werde.

5.

Der Sturm auf Asperg.

Die meisten der Anwesenden hatten nach alter deutscher Sitte und, da ohnedieß die Zeitläufe kriegerisch waren, Waffen bei sich; was fehlte, wurde auch noch zum Theil herbeigeschafft, dazu Leitern mitgeschleppt und Holzstücke, um den Graben auszufüllen und die Mauern zu ersteigen. Als Feldherr, der seine Soldaten kannte, hatte Hasenzagel befohlen, es sollten auch einige Fässer Wein mitgehen, und so wälzte sich der Zug in toller Unordnung der Burg zu. Die Nachricht davon war auch bald auf's Rathhaus gedrungen und hatte dort nicht die größte Freude erregt.

„Der Hasenzagel," rief der Eßlinger Rathsherr Astler, „der bleibt doch ein Narr. Was richtet er uns da wieder an? Ja, ja, den Zünftigen ist der Kamm recht geschwollen, und es wäre mir ganz recht, wenn der Graf drüben dem Volke einen rechten Treff gäbe."

„Aber 's sind doch unsere Leute," meinte der Bürgermeister. „Man sollte die Sache etwas in's Geleis bringen, daß nicht unnöthig Blutvergießen entsteht."

„In's Geleis bringen?" erwiderte Astler. Greif' Du der Sonn' in's Rad und halt' den Narren auf! Unsere Leute? Ja, hinter uns wollen sie, wenn sie erst mit dem drüben fertig sind. O das schlechte Volk, Kaiser und Reich richten sie noch zu Grunde."

Indessen tanzte das junge Volk noch fort und ihm war die Sache eine lustige Unterhaltung zum Tanze. Besonders der schönen Margarethe war die Sache ebenso spaßhaft, als ihrem Vater ernsthaft.

„Ei, Herr Götz," rief sie dem Herrn von Tübingen zu, „der Meister Hasenzagel nimmt Euch den Preis vor der Nase weg. Was sagt Ihr dazu?"

„Wenn er es thut, Fräulein," antwortete der Ritter, dem es seit

der Nachricht von dem Auflauf im Bewußtsein seiner Kommandopflichten nicht mehr recht wohl auf dem Balle war, „so seid Ihr daran Schuld; denn Eure schönen Augen halten mich hier zurück, meine Herrin.“

„Zurückhalten?“ lachte das Fräulein. „Dann versteht Ihr meine Augen schlecht, Herr Ritter! denn wahrlich! wenn meine Augen Etwas vermöchten, so hätten sie Euch längst zu Abenteuern begeistert, wie der Königin Ginevra Augen die Ritter von der Tafelrunde. Sie sandte ihre Tapfern gegen Riesen und Ungeheuer, und hier gilt es nur ein kleines Gräflein!“

Der Junker Hans war hinzugetreten und rief, ehe Götz antworten konnte: „Für Eure Augen, Fräulein, gegen Riesen und Ungeheuer, gegen Teufel und Hölle!“

Das Fräulein lohnte diesen ritterlichen Ausruf mit einem leuchtenden Blick ihrer Augen, und um den Mund spielte ein höhnisches Lächeln, welches sagte: Ich habe gesiegt.

„Nun, ihr meine beiden Ritter,“ begann sie dann feierlich, „zwar bin ich keine Königin, aber Bürgerin einer freien Stadt, der schönsten Stadt des Schwabenlandes, am lustigen Neckar zwischen Rebhügeln und Blüthenthälern, und ich hasse das Gräflein, das seine Hand nach der Perle des Landes ausstreckt. Wohlan, so send' ich euch aus, meine Ritter, fahet ihn mir todt oder lebendig, und legt seinen Hut mir zu Füßen.“

„Wohl, edle Herrin,“ sprach Götz, etwas kühl auf eine so begeisternde Rede, und leise murmelte er vor sich hin: „Ich muß ja doch hinaus und sehen, wie's in unserem Lager steht!“

„Auf der Stelle geh' ich, Eure Befehle zu vollziehen, Fräulein!“ rief Junker Hans, indem er eifrig ihre Hand ergriff und küßte, und kurz sich verabschiedend, schritt er hinter dem Ritter zur Thüre hinaus.

„Nun, so kommt mit, Junker,“ sagte der Ritter auf der Treppe zu Hans. „Ihr könnt mir helfen, Ihr seid doch des Orts und der Gelegenheit kundig!“

„Wohl, Herr Ritter, ich bin manchmal als Knabe auf dem Asperg herumgeklettert und kenne Graben und Mauern, ich will Euch weisen.“

Sie stiegen zu Pferde und trabten dem Berge zu.

Westlich vom Asperg gegen Markgröningen hin zieht sich eine

Anhöhe; diese hatte der Hasenzagel'sche helle Haufen schon erklommen, um von dort aus, als dem besten Angriffspunkt, der Burg sich zu nähern; brüllend zogen sie dahin, wahrscheinlich um die Besatzung der Burg aufmerksam zu machen, damit man nachher nicht sage, sie haben durch Hinterlist gesiegt, sondern alles Lob ihrer Tapferkeit zu Theil werde. So waren sie endlich in Schußweite von den Mauern und jetzt, da sie die drohenden Zinnen, hinter deren Schießscharten mancher Todespfeil bereit liegen mochte, so nahe vor sich sahen, machte die Menge unwillkürlich Halt.

Hasenzagel trat etwas vor und schrie: „Wo ist der Graf?"

„Wenn Du den Grafen von Wirtenberg, unsern und Deinen Herrn meinst, so wisse, daß er mit Dir Nichts zu reden hat, Du Krämer!" war die Antwort von der Burg her.

„Im Namen des Kaisers und Reichs befehl' ich euch," rief jetzt Hasenzagel, „daß ihr von dem Geächteten ablaßt, daß ihr dieses feste Schloß uns übergebt, daß ihr den Grafen von Wirtenberg uns ausliefert. Wo nicht, so brauchen wir Gewalt!"

„Ei kommt doch, wir fürchten eure Bratspieße nicht!" höhnte es aus der Burg.

Hasenzagel schrie lauter: „Ei, ihr Verblendeten, was hängt ihr dem Plager an, der euch schindet und euer Eigenthum von euch nimmt. Haltet zu uns, gute Leute, wir sind Bürger und Bauern, redlich und ehrlich Volk, das sich von seiner Hände Arbeit nährt. Aber nicht zinsen wollen wir denen, die uns darnieder halten und uns um so mehr verachten, je mehr wir ihnen Macht lassen; was wir erarbeiten, wollen wir genießen. Was haltet ihr zu dem geächteten Mann, den Kaiser und Reich ausgestoßen, weil er ein Zänker ist und Niemand etwas Gutes gönnt. Frohnen läßt er euch, Gülten und Zinsen nimmt er von euch, und so ihr an einem Hasen euch vergreift, läßt er euch baumeln. Das soll anders werden, lieben Leute! Recht und Gerechtigkeit wollen wir unter uns aufrichten und die Unterdrücker fortjagen! Schon ist das Land zu uns gefallen sammt den Städten, Stuttgart selbst ist unser, also lasset ab von ihm, dem Ungerechten, dem Räuber, dem Landschaden —"

So weit war die Rede gediehen und es fehlte nur noch ein ab-

trumpfender Schluß, als plötzlich hoch sichtbar auf der Mauer eine ritterliche Gestalt sich zeigte, das Visir öffnete und herunterrief:

„Sprichst Du von mir, Konrad Hasenzagel? Ich bin Eberhard von Wirtenberg.“

Der Redner kam aus dem Concept, ja schon machte er eine Bewegung nach der Kappe zu langen, um sie abzuziehen, als der gefürchtete Fürst plötzlich vor ihm stand; viele seiner Begleiter thaten dieß auch wirklich. Ehe sich übrigens der Redner wieder gefaßt hatte, begann der Graf:

„Ich weiß wohl, Konrad Hasenzagel, was Dich hieher treibt. Dieweil ich Ordnung und Ruhe im Lande halte als euer rechter Landvogt, habet ihr Herrn in den Städten und Einige vom Adel, welche oben an sein möchten, um ihres Herzens Gelüste auszulassen, mich beim Kaiser verschwätzt, ich bedrücke das Land. Aber sie mögen zusehen, wie es mit ihrem Regiment stehen würde. Weiß ich doch, wie in den Städten Geschlechter und Zünfte wider einander sind und der Adel wider die Städte. Wenn bei euch Ordnung wäre, so würdest nicht jetzt Du, Konrad Hasenzagel, im hellen Haufen gegen meine Burg ziehen, ohne Deiner Stadt noch irgend Jemands Befehl, und das arme Volk in den Tod führen. Aber bei euch ist der Hader Aller wider Alle und Keiner gönnt etwas dem Andern; darum ich auch gar Recht habe, wenn ich meine starke Hand ob euch halte. Das sag' ich Dir, Konrad Hasenzagel, der Du mich bedräuest und wider mich schiltst. Ihr aber, guten Leute, zieht heim; denn diese Mauer werdet ihr nicht nehmen, sondern elend jämmerlich umkommen.“

Konrad Hasenzagel, der die Scham seines vorigen Unterthanenbewußtseins gut machen wollte und darüber in blinde Wuth gerieth, schrie jetzt aus Leibeskräften:

„Hört ihn nicht, den —“

„Du willst den Grafen schimpfen, Zwiebel!“ schrie ein Knappe hinter Eberhard und schleuderte einen Stein nach dem Meister, der seinen Kopf ziemlich unsanft streifte, daß er schreiend zurücksprang.

Ein mitleidiger Bürger trat tröstend zu ihm, befühlte das blutende Haupt und sagte: „Send ruhig, Moister, 's hot koin edle Theil troffe.“

Der Moment war kritisch und Hasenzagels Feldzug schien ver-

loren, als einer aus der Menge rief: „Ihr Narren, so weit seid ihr und jetzt wollt ihr abziehen? Wißt ihr nicht, daß der Graf im Schloß seinen Schatz geborgen hat, Gold und Silber und Edelstein? Die laßt uns holen!“

Das half. Einige der Kühnsten stürzten voran mit Balken und Leitern, die Menge hintennach. Von der Burg fiel ein Hagel von Steinen und Geschoßen; aber als einmal das Blut floß, wurde die Menge nur wüthender. Im Nu waren die Leitern angelegt und für Einen Herabgestürzten drangen zehn Andere nach. Brüllen erfüllte die Lüfte: wenn wieder Einer eine Leiter erklommen hatte, jubelten die Belagerer, wurde eine gestürzt, die Belagerten; dazu das Schreien der Verwundeten und das Wuthgeschrei der Stürmenden, so daß die Sonne, welche eben mit ihren letzten Strahlen die angegriffene Westseite des Berges vergoldete, einen Tag mehr zählen konnte, der schön angefangen und bös geendet, wie sie leider! auf dieser Erde schon viele gezählt hat.

6.

Gut Wirtenberg allewege.

Auf der Südseite des Aspergs, von diesem durch eine Niederung getrennt, breitet sich auf einer Anhöhe das Osterholz aus. Am Rande dieses Gehölzes saß ein uns wohlbekannter Bursche, der schlanke Schäfer Stephan. Er war vom Binsenberg zu der Volksmenge bei der Hammellaufbahn geeilt, eine Zeit lang hatte er sich mit dieser fortreißen lassen, sich dann losgemacht und hieher geflüchtet, wo er das, was da kommen sollte, mitansehen konnte, ohne theilzunehmen. Theils waren seine Gedanken auf das Schauspiel vor ihm gerichtet, theils kehrten sie in seiner Brust ein, wo die Gefühle eben so stürmisch wogten, wie dort die Menschen. Bald hätte er aufjauchzen mögen im Glück seiner Liebe, bald trat wieder die ganze Thorheit, wodurch er es verscherzt, vor seine Seele und machte ihn nur um so trostloser. So kämpfte es in ihm eine Zeit lang, bis ein neues Schauspiel mit einem Male seine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog.

Auf der Ostseite des Berges war das Lager der neuen kaiserlichen

Landvögte Konrad und Engelhard von Weinsberg und der Städter, welche die Burg belagerten. In diesem fing es sich allgemach, als die Dämmerung anbrach, an zu regen und mit seinen scharfen Augen sah der Schäfer, wie ein Fähnlein nach dem andern sich still aus dem Lager machte und sachte an der steilsten Seite des Berges beim „Schwitzgäßle" hinanzuklimmen begann. Wie ein Blitz fuhr es ihm durch die Seele! Die Vertheidiger des Schlosses waren durch den heftigen Angriff von Hasenzagels hellem Haufen alle auf die Westseite gelockt und die geordnete Kriegsmacht benützte dieß zu einer Ueberrumplung der Burg von Osten her. Zugleich mit diesem Gedanken aber kam es wie eine Erleuchtung über ihn: „Jetzt oder nie kannst du deine Liebe retten!"

Schnell eilte er zum Berg hinüber und duckte sich dort wie eine Katze, um von Niemand bemerkt zu werden, indem er einen Platz erspähte, wo er die Mauer erklettern und den Belagerten Nachricht geben könnte. Schon hörte er hinter sich die schweren Tritte der Bewaffneten, welche den Berg herauf kamen, dabei eine halblaute Stimme:

„Mehr rechts! dort bei der alten Esche ist die Mauer am niedrigsten und man kann über den Baum sie erklettern; dorthin mit den Leitern!"

Diese Anweisung war bei ihm nicht verloren; er erglimmte über den Baum die Mauer und eilte jetzt dem Geschrei nach durch die Burg westlich.

Eben war wieder ein Angriff der Stürmenden abgeschlagen worden und lauter Jubel erschallte, als der Graf, der in der Mitte der Seinigen kommandirte, sich plötzlich von hinten am Waffenrock gepackt fühlte. Er schaute sich um, der Schäfer stand vor ihm.

„Schnell, Herr, rettet Euch, die Feinde sind in der Burg!" rief dieser.

„Welche Feinde?" fragte der Graf verwundert.

„Die Reisigen, sie haben vom Aufgang her Eure Burg erstiegen, indeß Ihr hier mit dem Volke kämpfet."

„Sind denn keine Wachen dort?" rief der Graf.

Einer seiner Begleiter, ein grauer Krieger, erwiderte: „Das Un-

geziefer! Sind wieder alle der Narrethei hieher nachgelaufen und hatt' es ihnen doch fest eingebunden, dort zu bleiben. Ich will euch, wenn ich euch wieder bekomme! Aber schnell, Graf, in den Thurm! denn der Mann hat Recht, fürwahr sie kommen schon!"

Wie die meisten Ritterburgen, so hatte auch die alte Feste Asperg an einer Seite der Ringmauer einen hohen, abgeschlossenen Thurm; der Eingang zu demselben war im zweiten Stockwerk und auf einer Leiter stieg man dorthin hinauf. Während nun die Feinde die Ringmauer schon besetzten, flüchtete sich der Graf mit seinen beiden Begleitern hieher; sie warfen die Leiter hinter sich um und verschlossen das enge Pförtlein mit der dicken, eisenbeschlagenen Eichenthüre. Einige Zeit verfloß, bis die Besatzung sich den neuen Feinden ergab, und jetzt erst merkten diese, daß der beste Fang ihnen entschlüpft war. Ihre ganze Wuth richtete sich also auf den Thurm; die Leiter wurde wieder angelegt, und mit harter Mühe das schwere Pförtchen erbrochen. Innen saß ganz ruhig — jener alte Krieger.

„Wo ist der Graf?" riefen ihm gleichzeitig Ritter Götz und Junker Hans entgegen.

„Sucht ihn, wenn ihr 'was von ihm wollt; ich weiß nichts von ihm," war die verstockte Antwort.

„Gesteh's oder Du bist des Todes!" schrie Götz.

„Nur zu, fürcht' mich nit!" sagte der Alte ruhig.

„Durchsucht den Thurm und laßt ihn nicht entwischen!" schrie Götz. Ihm entgegnete ein Knappe:

„Schon geschehen, Herr Ritter; aber der Graf muß mit dem Bösen davongeritten sein, nirgends ist eine Spur!"

„Hab' ich's?" fiel plötzlich Junker Hans ein. „In Gröningen munkelt man von einem Kellergang, der vom Asperg nach Thamm führt; durch den ist er sicherlich entkommen!"

Der Alte zitterte, allein er suchte sich zu fassen und sagte: „Dummes Geschwätz!"

„Dummes Geschwätz!" rief Götz. „Nun gerade glaub' ich's. Thamm zu, weist uns den Weg, Junker Hans!"

Allein sie mußten in's Lager zurück und erst Pferde holen. Auf dem Wege nach Thamm fanden sie an einer Quelle nördlich vom

Berg einen Mann sitzen; es war ein Verwundeter von Hasenzagels Schaar, der sich hier die Wunde gewaschen.

„Hast Nichts gesehen?“ herrschte ihn Götz an.

„O Herr,“ erwiderte dieser zitternd, „'s ist eine grausige Nacht. Alles ist los, Alles ist los heute Nacht. Den Teufel hab' ich gesehen.“

„Den Teufel? Und wie sah er aus?“

„Schwarz, schwarz, kohlschwarz, mit Hörnern. Da stieg er aus dem Boden heraus und fuhr mich an, daß mir Hören und Sehen verging, und als ich wieder zu mir kam, da sah ich ihn auf einem feurigen Roß dort in den Wald reiten im Mondenschein zu Zweien.“

„In den Wald, in den Rothenacker; ja dann sind sie dorthin, um unbemerkt über die Enz zu kommen,“ rief Junker Hans. „Kommt, Ritter, ihnen nach!“

Sie ritten am Dorfe Thamm vorbei auf den Rothenackerwald zu, der eine steile Anhöhe oberhalb der Enz bedeckt; auf einem holprigen Fußpfad ging's steil bergab, so daß die Reiter absteigen mußten.

„Welchen Teufelsweg führt Ihr uns, Junker?“ rief der Ritter ärgerlich.

„Wenn man dem Teufel nachgeht, muß man eben Teufelswege machen, Ritter,“ entgegnete Hans kalt. „Uebrigens mußte er einen kundigen Führer gehabt haben, der Graf. Bietigheim zu konnte er nicht, da hätt' er leicht den Unsrigen in die Hände fallen können, und hier kam er am schnellsten über die Enz, und ist drüben bald in seines Freundes, des Markgrafen Rudolph von Baden, Land.“

Jetzt sahen sie durch die Bäume das Enzflüßchen im Mondlicht schimmern und bald kamen sie im Thale an. Sie spähten umher.

„Dort!“ schrie Hans, „seht Ihr dort, wallende Federn! Ein Reiter nach ihrer schnellen Bewegung! Wenn das Wasser nicht so rauschte, müßten wir ihn traben hören. Er reitet Vaihingen zu!“

Nicht ohne Schwierigkeit setzten sie durch die Enz, welche den Pferden bis über den Bauch ging, und drüben hatten sie erst noch mit Mühe eine sumpfige Niederung zu durchwaten, ehe sie wieder festen Grund bekamen. Dann aber ging's rasch eine sanfte Anhöhe bergan. Sie hörten, wenn sie anhielten, das Traben eines Rosses. Nun galt's und die beiden Verfolger setzten die Sporen ein, bis sie

auf der Höhe über Unterriexingen ankamen. Dort jagte plötzlich ein lediges Bauernroß ihnen entgegen.

„Was ist das?“ riefen Beide und Götz befahl den Knappen, das Roß einzufangen; im Kreise umherreitend suchten sie, ob der Reiter nicht irgendwo gestürzt am Boden läge. Es fand sich Nichts. Der steile Abhang gegen die Enz wurde von den Knappen durchsucht. Auch dort keine Spur, nur einer der Knappen bemerkte, er habe Etwas in die Enz pflatschen hören.

„Ersäuft wird er sich doch nicht haben?“ meinte Götz. Allein was war zu machen? Jede Spur ging aus und nach langem Suchen beschloßen die Reiter, über Riexingen nach Gröningen heimzukehren. Stumm ritten sie dahin; rechts drüben im Walde über der Glems, die dort in die Enz fällt, pfiff ein Bursche den Schäfermarsch.

7.

Die Schlacht im Neckar.

Trüb hingen am 21. September 1312 die Wolken über der Stadt Eßlingen, und noch trüber war's in dem Gemach auf dem „Hafenmarkt“, das nur durch die engen Fenster des Erkers ein spärliches Licht empfing. In diesem Gemache treffen wir alte Freunde. Am Erkerfenster sitzt die schöne Margarethe, mit einer Stickerei beschäftigt, und ihr gegenüber der Junker Hans Tuler, ihr schmachtender Liebhaber; aber das Feuer ihrer Zauberaugen schien heute keine Macht auf ihn zu üben, denn er starrte schweigsam nieder auf sein Schwert, mit welchem seine beiden Hände spielten, nur manchmal schielte er unmuthsvoll nach dem Fräulein. Diese aber schien ganz in ihre Arbeit vertieft.

Um einen großen eichenen Tisch, in der Mitte der Stube, saß eine Gesellschaft von Eßlinger Edeln um den alten Astler versammelt. Aber obgleich ein tüchtiger Humpen mit gutem Weine vor Jedem stand, es schien Keinem zu munden und Alle blickten trübselig drein.

„Ob wir auch Heurigen trinken werden?“ meinte endlich Auberlin Marquard, einer der Edeln.

„Für den ist gethan!“ sagte trübselig Astler, in der Eberhardshalde liegt Kaiser Friedrich und die Neckarhalde hat der Wirtenberger besetzt mit seinen Mannen. Fragt lieber, wie lang werden wir noch einen Bissen Brod haben, da sie Nichts mehr in die Stadt hereinlassen.“

„Aber König Ludwig liegt ja im Sirnauer Felde, der wird uns helfen!“ meinte ein Edler von Schöllkopf.

„O seid mir still mit Eurem Meister König!“ erwiderte grimmig Astler. „Der frißt uns vollends ganz auf. Wären wir bei Friedrich geblieben, so hätten wir noch 'was, so wären Cannstatt und Stuttgart noch unser. Da aber haben der Konrad Hasenzagel und sein Schneider- und Schustervolk geschrieen: Zu dem Baiern müßt ihr halten, der hilft dem Bürger; der Oesterreicher ist für den Adel, haben wir's nicht gesehen in der Schweiz, wo er das Volk hat unterdrücken wollen? Aber sie haben es ihm gezeigt. Ja wohl! Und da die Schweizer den Herzog Leopold, seinen Bruder, geklopft haben, so kommt dieser nun in's Schwabenland und läßt an uns Städtern seinen Grimm aus; die Städte Cannstatt und Stuttgart gibt König Friedrich dem Wirtenberger zurück und mit dem ist es nun eine Herrlichkeit wieder und er waltet und schaltet, wie zuvor, und noch ärger. Und der König Ludwig? Der bestätigt den Zünften ihre Rechte, kommt mit einem Heer und liegt gegen seinen Gegner Friedrich zu Felde, aber anbeißen will Keiner, und so werden unsere Felder auf Jahre hinein verwüstet und wir zahlen noch nebenbei die Zeche!“

„Freilich,“ meinte Schöllkopf, „es steht schlimm mit dem Reich. Zwei Könige, das ist zu viel, und wenn sie noch lang mit einander zanken, so verliert das Königthum vollends alle Macht; denn die Fürsten und Herrn leisten ihre Hilfe nicht umsonst, jeder zwackt seinem Könige Etwas ab, und wer muß da dran? Wir, die Reichsstädte.“

„Und wir hatten doch den Wirtenberger schon drunten!“ rief Marquard. „War er nicht landesflüchtig, saß er nicht zu Besigheim in einem alten Thurme des Markgrafen von Baden, als wir ihn von seinem Neste Asperg verjagt hatten? Da waren wir Meister hinauf und hinab am Neckar und Niemand durfte sich mucksen!“

„Und da haben sie den guten Kaiser Heinrich in Italien ver-

giftet," fuhr Astler fort, „da hatten wir erst gar keinen; dann zwei Herren, und da hatten wir Nichts!"

„Von allen unsern Eroberungen, was blieb uns? Gröningen!" schloß Schöllkopf.

Der Junker Tuler fuhr auf, der verächtliche Ton des Schöllkopf hatte ihm das Blut in die Wangen getrieben, er rief: „Habt ihr den Gröningern Etwas vorzuwerfen, ihr Herren von Eßlingen! Haben wir nicht treu zu euch gehalten und Alles mit euch getragen und tragen's noch heute? Daß ihr eure Sache nicht besser verstanden, daran sind wir hoffentlich nicht Schuld!"

Das Fräulein übernahm die Antwort: „Ei, warum habt Ihr damals auf dem Asperg das Gräflein nicht gefangen, tapferer Junker!" sagte sie mit einem höhnischen Blicke.

Der Junker war daran, noch wilder zu werden, als Marquard besänftigend dazwischen trat. „Beruhigt Euch, wackerer Junker! Ihr Gröninger traget keine Schuld, und was Ihr vorhin sagtet, ist wahr. Ihr habt uns stets treulich geholfen und auch jetzt seid Ihr, Junker, mit einer tapfern Schaar der Euern uns zu Hilfe gezogen. Aber wie kann ein Haus bestehen, das mit sich uneins ist? Hätten wir, die Geschlechter, den Zünften Etwas nachgegeben und ihnen Rechte bei der Stadt Regiment eingeräumt, so wäre die Stadt einig und stark gewesen und hätte siegen können. Die Bessern aus den Zünften wären auf unsere Seite getreten und den Schreiern, wie dem Hasenzagel, hätte man dann bald das Maul gestopft. Aber so, da die Geschlechter nicht nachgaben, haben sie immer ärger geschrieen und uns zuletzt überschrieen. Jetzt haben sie durch den Kaiser, was wir ihnen nicht gaben, aber in der Stadt herrscht Zwietracht und Mißtrauen!"

Der alte Astler hatte sich zornesroth erhoben: „Nachgeben, sagt Ihr, Marquard, den Pfahlbürgern, dem hergelaufenen Volke nachgeben! Lieber wirtenbergisch werden! Lieber laß ich mich von den Bären fressen, als von den Säuen."

Marquard schüttelte den Kopf: „Darüber kommen wir nicht in's Reine, Astler. Aber wenn Ihr Euch lieber von den Bären fressen lassen wollt, so laßt Euch mit Anstand fressen. Damit Gott befohlen!"

Die Gesellschaft zerstreute sich, und auch der alte Astler, den das Zipperlein plagte, zog sich in seine Kammer zurück, so daß das Fräulein und der Junker allein zurückblieben.

Das Fräulein war wieder eifrig mit ihrer Stickerei beschäftigt und es herrschte eine dumpfe Stille, bis endlich der Junker sich faßte.

„Margarethe!" sprach er mit bebender Stimme.

„Herr Junker Tuler!" antwortete das Fräulein und blickte ihn mit großen Augen an.

„Wollt Ihr mir denn kein Bischen entgegen kommen, Fräulein!" sagte der Junker, immer noch mit zitternder Stimme. „Margarethe, ich liebe Euch!"

Einen Augenblick leuchtete wieder jener Blitz des Sieges durch ihre Augen, wie damals, als sie ihre beiden Anbeter gegen den Grafen entsandte, dann aber sah sie wieder auf ihre Stickerei nieder und sagte gleichgiltig: „Ei, Junker Tuler, Ihr seid heute recht langweilig!"

Der Jüngling richtete sich stramm auf: „Weib!" rief er, „hast Du mich nicht immer mit Deinen Blicken gelockt, hast Du mich nicht mit Red' und Geberden berückt, bis ich nicht mehr anders konnte und Dich rasend lieben mußte? Habe ich Dir nicht Alles gethan, was Du wolltest? Habe ich nicht meine weinende Mutter verlassen und bin hieher gezogen, Deiner Vaterstadt zu helfen, Alles aus Liebe für Dich? Und das ist Deine Antwort!"

Das Fräulein maß ihn mit spöttischen Blicken: „Junker Tuler," sagte sie kalt, „da ich Euch meines Umgangs würdigte und manchmal ein freundlich Wort zu Euch sprach, da meinte ich, es mit einem Edlen zu thun zu haben, der höfische Sitte verstände. Aber jetzt kommt Ihr und wollt mich hier in meines Vaters Hause zu Rede stellen über Sachen, die Ihr Euch einbildet. Geht mir, Ihr seid ein Bauer!"

„Drück' ich mich nicht so fein aus, Fräulein, wie der Ritter Götz von Tübingen?" erwiderte Junker Hans bitter. „Doch mein' ich's ehrlicher! Er ist von uns hinübergelaufen zum Grafen, und es geht die Sage, sein Bruder Rudolph, des Grafen Freund, wolle ihn mit der Tochter des Oetingers verheirathen."

Eine finstre Wolke glitt über des Fräuleins Gesicht, aber schnell

faßte sie sich wieder. „Was geht mich der Tübinger an?“ sagte sie und versuchte höhnisch zu lächeln. „Unser Rath hat ihn bezahlt, vielleicht bezahlt ihn der Graf besser.“

„Es war wohl nicht recht, Fräulein, daß ich von ihm sprach!“ sagte Hans treuherzig. „Verzeiht mir's. Nochmals biet' ich Euch an, was ich bin und habe. Gewiß, Fräulein, Ihr könnt keine treuere Seele finden, als mich! Und ist mein Haus nicht das angesehenste meiner Vaterstadt? Komm mit mir, Margarethe, ich will Dich glücklich machen — wenn ich kann!“

„Ei, Junker Tuler,“ sagte die Eßlingerin, „so geht mir doch! Wer hat Euch denn gesagt, daß ich glücklich sein wolle? Und vollends durch Euch! Geht, geht! Ich denke, Ihr seid lang genug in meines Vaters Hause gewesen.“

Der Junker betrachtete noch einmal die schlanke Gestalt, noch einmal das liebliche Antlitz mit den lang bewimperten Augen und dem frischen rothen Munde, das sich höhnisch von ihm abwandte. Dann kehrte er sich zur Thüre und ging.

„Er ist fort, der Narr!“ sprach Margarethe vor sich hin, als die Thüre sich geschlossen hatte. „Und ist's denn wahr mit dem Götz? der Schurke!“ rief sie zornig; aber schnell bekam ihre Eitelkeit wieder die Oberhand. Sie zog einen Metallspiegel hervor und betrachtete sich darin beim letzten Licht des Tages. Mit der Hand strich sie über die Stirne, eine Falte zu verwischen. Dann sagte sie langsam: „Bin ich nicht mehr die schöne Margarethe? Wohl, wohl, es fehlt mir Nichts. Die Lippen noch frisch, die Wangen noch roth, die Augen noch hell, die Stirne ohne Falten — es wird schon ein Anderer kommen!“

Als Junker Hans hinaustrat, fand er eine lebhafte Bewegung auf den Straßen. Bald traf er auf einen seiner Reisigen, welcher ihm erzählte, es sei zu einer Schlacht gekommen im Neckar. Zuerst hatten die Troßknechte, welche die Pferde von beiden Herren zur Tränke ritten, sich gezankt, bald war es zum Gebrauch der Waffen gekommen, und endlich rückten von beiden Seiten immer mehr Streiter in's Gefecht. Hans sammelte die Seinigen, und durch die Pliensau ging's den Metzgerbach hinaus, an den Punkt, wo sich der Kanal,

welcher die Stadt durchströmt, vom Neckar trennt; denn dort war die Wahlstatt.

„So schön, so schön!“ murmelte Hans vor sich hin, indem er seiner Schaar voranritt, „und doch fehlt ihr das Beste! Sie hat kein Herz! Und doch muß ich sie lieben!“ Ein Reim kam ihm in den Sinn, den er einst in einem Minnesänger gelesen, und diesen mußte er immer vor sich hin sprechen:

„O weh', du lichte Frühlingssonne,
O weh', du süßer Vögelein Laut!
Kurz, ach! kurz ist die Maienwonne,
Betrogen ist, wer schönen Augen traut!“

Ohne daß er sich's bewußt war, stürmte er in's dichteste Kampfgewühl; er sprengte sein Roß in den Kanal, um das feindliche Ufer zu gewinnen. Schon arbeitete sich dieses an dem Ufer empor, da traf ihn in die Kehle der Todespfeil. Brennend schmerzte ihn die Wunde, und jener Traum kam ihm in den Sinn, da der schöne Vogel ihm an die Kehle flog. Er sank — wie kühlte die Fluth des Neckars. — Die Taube, die Taube schwebte über ihm, und mit dem letzten leuchtenden Blick schaute er zu ihr empor, als er in den blutgefärbten Fluthen des Flusses versank.

8.

Treue Liebe kommt zum Ziel.

Aus den Fenstern der stolzen Veste Neuffen schaute der Graf Eberhard der Erlauchte hinaus in das lachende Land: die Wälder der Alb zeigten den ersten grünen Schimmer, die Thäler aber glänzten weiß vom Blüthenschnee. Das Land war wieder sein; durch alle Stürme hatte er sein Schifflein glücklich durchgeführt. Vom fernen Berge dort leuchtete seine Stammburg, neu aus dem Schutt erstanden. Er gedachte des schönen Gebäu's, das eben seine Steinmetzen in der Stadt Stuttgart aufführten; dorthin hatte er nämlich das Stift zu Bentelspach verlegt, und da alle Diejenigen, welche im

Kriege Einkünfte und Güter des Stiftes beschädigt oder weggenommen hatten, dazu beisteuern mußten, so erhoben sich um so prächtiger Kirche und Stiftsherrnbau. Die langen Mauern dort zeigten ihm die Burg von Eßlingen. Er gedachte der heißen Schlacht im Neckar, und wie nach König Ludwigs Abzug der Gegenkönig Friedrich von Oesterreich die Stadt doch genommen und den Zünften ihre Rechte bestätigt hatte; denn dadurch, so dachte der Graf, werde die alte Zwietracht zwischen Zünften und Geschlechtern nicht aufhören, und er mit seiner unbequemen Nebenbuhlerin um so leichteres Spiel bekommen. Auch hatten die Eßlinger, nachdem auch Friedrich abgezogen, müde des Krieges, der sie nur in Schulden stürzte, mit Eberhard Frieden geschlossen und ihn in alle früheren Rechte, die er vor Ausbruch des Krieges in der Stadt hatte, wieder eingesetzt. — Am fernen Horizonte dort tauchte auch die Burg Asperg auf und erinnerte ihn an jene abenteuerliche Flucht und an das benachbarte Gröningen, das unter den von Alters her seinem Haus gehörigen Städten ihm am längsten widerstanden. Allein trotz aller Anstrengungen der Stadt waren die 12,000 Pfund Heller, für die sie ihm verpfändet war, immer noch nicht bezahlt, und früher oder später, so rechnete er, mußte die Stadt, die sich an Oesterreich übergeben hatte, doch an ihn oder seine Nachkommen fallen.

Ein Page trat ein und fragte nach des Herrn Befehlen. Fröhlich sprang der Graf auf und rief: „Ruf' meine Leute zusammen; noch eine lustige Jagd im Uracher Thal drüben, ehe der Sommer kommt und das Gebüsch zu dicht wird."

Bald waren die rüstigen Jäger versammelt und die Jagd sauste fort über die Höhe, dann in's Thal hinab und wieder hinauf. Manch schneller Hirsch erlag dem Bolzen und mancher Eber rannte in den kunstgerecht vorgehaltenen Speer. Man gelangte auf die Höhe, wo der Wald aufhörte und die Waiden sich ausbreiten. Dort am Saume des Waldes unter schattigen Buchen lagerte die Schaar zum Mittagsmahl. —

„Da ist ein Schäferbursch, der Euch sprechen will," meldete ein Page.

„Soll kommen!" rief der Graf, und Stephan, der Schäfer, trat vor ihn, unter dem Mantel etwas verbergend.

Nachdem er sich verneigt, hub er an: „Wollt' Euch nur Etwas zurückgeben, Herr Graf, das ich einst von Euch geliehen — den Hut da!" sagte er, den Mantel auseinander schlagend.

Der Graf schaute ihn eine Zeit lang verwundert an, dann brach er aus: „Bei Gott, Du bist's, der Schäfer, der mich vom Asperg herunter geführt hat!"

„Derselbe, Herr," sagte Stephan, „und, mit Verlaub, seid Ihr vollends glücklich an Ort und Stelle gekommen, Herr Graf?"

Dieser lachte: „Wohl, Bursch', ich hört' es noch mit an, wie sie Dir nachgaloppirten, und trabte dann lachend meine Straße Besigheim zu auf des Sonnenwirths Rößlein von Thamm, das wir damals in der Eile entlehnt hatten. 'S war sein Schaden nicht! Doch, wie ging's Dir?"

„Das Rößlein fingen sie, mich nicht; ich ließ es laufen und machte mich bei Riexingen den steilen Abhang hinab an die Enz, die ich durchschwamm und drüben lachend meines Weges zog, indeß sie nach mir auf der Höhe jeden Busch durchsuchten. Als sie nachher heimtrabten, pfiff ich ihnen zur Unterhaltung noch den Schäfermarsch über die Glems hinüber."

„Du gefällst mir, Bursch'," sagte der Graf laut auflachend. „Nun sag', was soll ich Dir geben für den Hut, den Du mir so treu bewahrt seit der Zeit, da ich ihn Dir gab, meine Verfolger zu täuschen?"

Der Schäfer senkte den Kopf. „Nichts, Herr!" sagte er trübselig. —

„Nichts, Bursche?" rief der Graf auffahrend. „Willst Du auf einmal ein Narr werden? Bitte, 's ist nicht immer ein Tag wie heut'."

„Wenn ich bitten soll, muß ich Zweierlei bitten, und Ihr müßt mir's im Voraus zusagen!" sagte jetzt Stephan, die Augen erhebend.

„Ei, noch besser!" rief der Graf. „Vorher Nichts, nun zwei Bitten und im Voraus zugesagt. Du freust mich. Doch, es sei Dir heute gewährt. Rede, wenn's nicht über Menschenmöglichkeit geht."

„Verzeihung, Herr! Ich habe mein Leben an Euch verwirkt, schenkt es mir!"

Der Graf runzelte die Stirne: „Was soll ich hören, Bursch'?"

„Ich bin's, Graf, der den Eßlingern den Brunnenteichel in's Stift zu Beutelspach verrathen! O Herr Graf," fuhr er fort, als er dessen Gesicht immer finsterer werden sah; „wenn Ihr mir's nicht verzeihen könnt, so straft mich, straft mich an Leib und Seel'! Zwar hab' ich's bitter bereut, aber —"

„Ich hab' Dir zugesagt, Schurke!" unterbrach ihn der Graf in tiefem Tone, „und mein Wort geht nicht zurück. Aber sag' mir, wie kamst Du dazu?"

„O Herr, das ist eine lange Geschichte, wenn Ihr sie anhören wollt!" und mit tief gesenktem Haupte beichtete der Schäfer seine Liebe und Alles, was wir schon wissen.

„So!" sagte Eberhard trocken. „Und Deine zweite Bitte ist wohl, daß ich jetzt bei dem alten Schäfermartin für Dich um seine Lise werben soll?"

„O Herr, wenn Ihr mich überhaupt noch am Leben lassen wollt, so thut's, Ihr allein könnt es, der Alte hat's selbst gesagt."

„Was hat er gesagt?"

„Nicht eher, als bis der Graf selbst für Dich wirbt, bekommst Du meine Tochter, sagte er zu mir, als ich ihm die Geschichte vom Asperg erzählte, um mich zu rechtfertigen."

„Bei Gott, Bursch', Du weißt Dein' Sach' gut anzubringen, und das gefällt mir an Dir!" rief der Graf, indem er wieder freundlicher wurde. „So komm', wir wollen den Schäfer beim Wort nehmen!"

Die Jagdgesellschaft machte sich auf und hinüber ging's in's Seeburger Thal zur Wohnung des Hirten, der verwundert ob des Zuges vor seiner Thüre saß.

„Nun, Schäfermartin, wie geht's?" rief ihm der Graf von ferne zu. „Wo habt Ihr Eure Lise?"

Der Schäfer erhob sich ehrerbietig und rief dem Mädchen aus der Stube, die sich verschämt hinter den Vater stellte.

„Ei, Martin," begann der Graf wieder, „'s ist hohe Zeit, daß das Mädel unter die Haube kommt; ich bring' ihr einen Bräutigam, wenn Ihr wollt!"

„'S hat seinen Haken, Herr Graf," erwiderte kopfschüttelnd der

Alte. „Den sie will, will ich nicht, und den ich will, will sie nicht, und sie ist ein Trotzkopf!“

„Ei, Lise,“ sagte der Graf, „aber den ich will, willst Du doch!“ —

Das Mädchen barg das Gesicht in der Schürze, allein sie ließ ein deutliches „Nein“ vernehmen.

Da sprang Stephan hervor und rief: „Was, mich willst nicht?“

„Den?“ fragte verwundert der Alte.

„Ja, den will ich, Meister Martin,“ sagte der Graf, „ist er Euch nicht recht?“

„Wenn Ihr, Herr Graf, ihn wollt, — ja!“ erwiderte der Schäfer.

„Und Du, Lise, willst Du ihn nicht?“ fragte Eberhard.

Das Mädchen barg das Gesicht noch tiefer in die Schürze, bis Stephan ungeduldig rief: „Mich willst nicht, Lise?“ —

Da ließ sie die Schürze fahren, sprang zu ihm hin, und den Kopf an seiner Brust bergend stammelte sie: „Dich, für immer, für immer!“

Das ewige Licht auf Weissenburg.

(Aus Trittenheim und Naucler's „Hirsauens Sagen-Testament.“
Jahrgang 1660.)

> Der Zeit zum Raub ist was der Mensch beginnet,
> Sei's Groß, sei's Klein! — Sein Mühewerk zerrinnet! —
> Ein Sandkorn ist sein stolzestes Gebäud'!

„Auf's Weissenburle! Auf's Weissenburle!“ hieß es in meiner Jugend und heißt es noch jetzt bei den Knaben, an schönen Tagen, wenn die Schule Erholung schenkt. Mit Vergnügen erinnere ich

mich noch der Spiele auf jener luftigen Höhe, wo wir müde von den Streifereien unserer Beingertlasten und Palmkatzstauden uns entledigten, und stolz und wohlgemuth ruheten, gleich den spanischen Tageshelden nach einem Stiergefecht. Da kannte unser Aller Herz die bleiche Sorge noch nicht, und unser Geist war noch unbekannt mit dem Kummer, der umherschlich in den Gemächern der Stadt zu unseren Füßen. Goldene Zeit der Knabenträume! Wie anders hat sich jetzt die Gegenwart gestaltet! Nur die Erinnerung an jene Tage lebt noch, theils mehr, theils minder freundlich, in unseren Seelen. Des Schicksals Laune hat den Einen da, den Andern dorthin gerüttelt und es ist Vielen nicht vergönnt, ihre Kinder auf den Spielplatz ihrer Jugend zu führen, noch ist es ihnen möglich, die Stätte zu zeigen, an welche manche liebe Heimathsage sich knüpft, und denen wir Alle einst so williges Gehör geschenkt hatten, die uns bald ängstigten, bald zu edeln Vorsätzen stimmten, bald zu Großthaten entflammten. Allen denen also, welche noch hierorts wandern, will ich erzählen die alte Sage vom „ewigen Lichtlein auf Weissenburgs Trümmern", vom „Diethelm- oder Bopserbrünnlein", von der „St. Jakobskapelle oder dem Tempelhaus" unfern dem Schlosse im Walde gelegen, und von dem „Degenloch", wovon Hochweiler seinen Namen Degerloch bekam. Auch das „Glöcklein um Mitternacht auf unserm Stiftskirchenthurm" dahier soll nicht vergessen werden.

Ursprung des Schlosses Weissenburg.

Wenn man den alten gepflasterten Bopserweg hinaufschreitet, bis wo die gerade und schroff aufwärts führende Steige erstmals sich rechts abbiegt gegen den kleinen Brunnen, da zog sich ehedem die Tübinger Fahrstraße, welche bis an die sogenannte „Weissenburger Scharte" gepflastert war, hin. Die Waldungen reichten damals, und beinahe bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, auf dieser Seite fast vor die Thore Stuttgarts, während an den gegenüberliegenden Bergen schon im 13. Jahrhundert Weinstöcke in Menge gepflanzt wurden, wie Urkunden schon vom Jahre 1250 darthun. Sichtlich ist die Richtung des Pflasterweges noch jetzt, bis an die Stätte, worauf

links der Straße das einst so mächtige Schloß Weissenburg (auch Wizeberg und Wizzeburg genannt), auf geräumigem Bergvorsprunge stand, und wo eine Pfadsteuer der Sage nach bezahlt werden mußte, bei Tag und bei Nacht. Für diejenigen, die bei Nacht heimlich passiren wollten, waren Fußangeln gelegt, womit man nicht selten die Schleicher fing. Gegen die Stadt herab hatte das Schloß drei tiefe Gräben und mächtige Mauern, eine Zugbrücke und ein dickes Thor. Auf der Rückseite lehnte es sich an den steilen Sandberg, worauf gegenwärtig der Tannenwald steht, welchen der alte Förster Zaiser von Degerloch vor etlich und achtzig Jahren bestockte. Vier 80 Fuß hohe Thürme mit starken Brustwehren und Kampfmauern schützten das Schloß von dieser Seite, und machten es zu einem uneinnehmbaren Bollwerke, das 1287 dem „grausigen Heervolk" König Rudolphs widerstand, während alle Burgen um Stuttgart herum demselben unterlagen. Die zerstörten Burgen um Stuttgart hießen: die „Raubburg" ob Heslach, auf höchster Höh' des Hasenbergs, daher noch jetzt die Haldennamen: Burgstall, Burgstallwiesen, Burgstallholz; die „Reinsburg", auf dem abgesonderten Kegelberg, seitwärts vom Fuße des Hasenbergs; der „Gähkopf" auf der Feuerbacher Höhe, da, wo die Ruhebank bei den Pappelbäumen jetzt steht; die „Pragburg" über den königlichen Weinbergen, rechts von der Ludwigsburger Straße, ehe man zum jetzigen Chausseehaus kommt; das Schloß „Berg" zu Berg, wo jetzt die Kirche steht; die „Brie" zu Cannstatt, am Berg gegen Münster belegen und wovon der Stadttheil von Cannstatt, diesseits des Neckars, noch jetzt seinen Namen führt. — Durch den vordern Schloßhof der Weissenburg zog sich die Heerstraße und sie konnte durch die Burggerechtsame gesperrt werden, wodurch es manche Händel gab zwischen den Grafen von Württemberg und den Herren der Burg, bis endlich die Erstern Freirecht darin sich erwarben und sogar ihre Dienstleute (Ministerialen) um's Jahr 1300 darin hatten. Diese Burg stand schon zu Karl des Großen Zeiten, der auf Wizzenburg Nachtlager gehalten haben soll, als er einen Zug nach Italien machte, da man schrieb nach Christi Geburt etliche Jahre mehr, denn achthundert. Es ist daher der Erbauer der Burg unbekannt. Ihren Namen soll sie erhalten haben von den glänzend weißen

Sandsteinthürmen, mit welchen sie umschirmt war, und die beim Sonnenscheine blendend hell weithin sichtbar gewesen sein sollen.

Entstehung des Bopserbrunnens.

Das Schloß Weissenburg hatte verschiedene Rechte und ein eigenes Gebiet, das Felder, Wiesen und Wald in seiner Nähe umschloß. Eines seiner Hauptrechte bestand darin, daß, soweit beim Sonnenschein der Schatten seines Wartthurmes reichte, jeder Verbrecher daselbst eine Freistätte fand, nur Der nicht, der einen Priester erschlug. Ein solcher fand bis zu Sonnenaufgang in der, von dem deutschen König Konrad II. um's Jahr 1025 erbauten St. Jakobskirche eine Zuflucht. Konnte er sich bis zur Morgenhelle aus dem Christileidenshöflein hinausstehlen, so war es gut, wo nicht, so wurde er mit zwei Degen, welche über dem Altare in diesem Tempelhaus hingen, erstochen und in ein stets offenes Grab, benannt „Degenloch“, geworfen und verscharret, woneben aber alsogleich ein neues Grab geschaufelt wurde. Dieses Tempelhaus soll, wie man erzählt, etwa 1000 Pfeilflugweiten von Weissenburg im Walde gestanden haben, da, wo der Schöpfbrunnen ist, wenn man von dem Bopserwalde über die Felder nach dem Dorfe Degerloch gelangt. Durch dieses sogenannte Burgschattenrecht nahm das Schloß natürlich manchen Flüchtling auf, und diesen war es aus leichtbegreiflichen Gründen hauptsächlich darum zu thun, ihren Aufenthalt so sicher als möglich zu machen; daher meiselte, hämmerte, fügte, mörtelte und baute man am Schlosse Jahr aus, Jahr ein, bis es endlich fast unüberwindlich sich gestaltete. Ebenso wurde die Warte immer höher und höher, so daß ihr Schatten sich nach und nach erstaunlich weit erstreckte, besonders im Morgen- und Abendlichte. Wurde das Schloß zuweilen auch feindlich berannt, so waren meist verwegene Gesellen darin, die es nicht wie Miethlinge, sondern wie Helden vertheidigten und sich lieber unter dessen Trümmer begraben wollten, um nicht, nach feiger Uebergabe desselben, sämmtlich über die Klinge springen zu müssen. Einen Reichthum erwarb sich der Burgherr dadurch, daß er, wie schon bemerkt, Weggeld erhob. Er beherrschte die Verbindungsstraße zwischen dem Un-

ter- und dem Oberland von Württemberg, und nahm oft mehr, als recht war, besonders von den Reichsstädtlern, die mehrmals rachedürstig in großen Haufen heranrückten, diese Zwingburg zu schleifen, aber immer mit zerschellten Köpfen wieder abziehen mußten. Sodann sprach die Burg Waid- und Wildrecht an bis gegen das Schloß der Herren von Kaltenthal, und ebenso respektirte es die Vaihinger Abmarkung nicht, die zu Eßlingen gehörte. Plötzlich schaarten sich daher die Beeinträchtigten im Heumond des Jahres 1261 zusammen, und griffen die Veste an mit erklecklichem Muth, warfen Brandpfeile in den Burgraum, so daß die „Sammelstadelei" in Flammen gerieth, und weil kein Wasser in der „Staue" war, dieselbe mit vieler „Stappelei" verbrannte. Aber ersteigen konnten die Sturmleute den Burgkranz nicht.

Als die Feinde wieder abgezogen waren, machten die Edeln von Wizzenburg eine große Fluthlache, die auch im Sommer nicht verkümmern konnte und „staffeleiten" in's kleine Waldthal, wo hell, klar, frisch und rein Wasser floß zu „jedweder Zeit".

Damals wohnete auf dem Schloß eine fromme, tugendsamliche Hausfrau, die in allen Dingen sittlich, waidlich gottesfürchtig und von Geburt eine Edle von Jesingen war, die sprach zu ihrem Eheherrn und Gemahl:

„Dieweil uns Gott errettet aus den Händen der Feinde und den „Höllgluthen" ihrer Rache, so wollen wir auch thun ein Werk der Barmherzigkeit an unsern Mitkreaturen, und stiften und werken lassen ein Brünnlein, daß es labe jedwelch Geschöpf, wenn die Sonne ihren Brand heruntersendet vom Himmel an heißen Sommertagen. Und es soll gesetzet sein an der „Stichfährtwend" da, wo unserer Veste Schattenrecht anhebet. Es soll haben ein Trogwerk für Vieh und ein ehern Gerinn für saumich, schaffich und fremd Volk, uff ewige Zeiten." Und dem Eheherrn der Wirthin war dieses genehm, worauf alsbald die Teichelrinne geschaufelt und der Wasserfluß geortrechtet wurde.

Als erstmals der Brunnen „gießbar" wurde, umstand ihn „erwartendlich manchfach und viel Volk," bis daß es goß; worauf der

kleine Junker Diethelm „zusprang“ und den ersten Trunk dran that, weßhalb er genannt ward die „Diethelmgoße“.

Und das geschah im Erntmonat, so man zählte nach Christi Geburt 1290 Jahr.

Die Stifterin dieses Brunnens hieß Adelheid und ihr Eheherr Friedrich, der auch wirklich ein friedereicher Herr gewesen sein soll, der manch männlich erworbenes Burgrecht um kleine Entschädigung oder gar nur um ein gut Wort sich entwinden ließ. So gab er z. B. sein Frohnrecht gegen die Grundholden der Immenhofenhalde um einen schicklichen Morgengruß auf, den ihm einer der Bürgermeister von Stuttgart am Jahreswechsel brachte. Hiefür wurde er dann wiederum von Graf Ulrich III., nach seiner Heimreise vom Turnier zu Metz, 1338 „Liebder Schwager“ geheißen, besonders aber deßwegen, weil er ihm 10,000 Mark Silber lehnete, um sie einem Ritter von Biestingen bezahlen zu können.

Kaum war der Brunnen einige Zeit „goßig“, so kamen auch Hirsche, Rehe und Sauen herbei, und stilleten ihren Durst daran. Da geschah es, daß einer der kleinen Junkherren in dem Troge badete, als gerade ein großer Hauer herankuurrte und sich ebenfalls in den Trog legte, worüber der Kleine keineswegs erschrack, sondern schalkhaft den Mitbadenden spritzte und wusch. Sodann kam bald darauf eine „Faulkrankheit“ unter viele Inwohner der Stadt Stuttgart, deren Ursache am schlechten Thalwasser und an den „Raithesümpfen“ gelegen haben soll. Wer aber von diesem Brunnen trank, der blieb gesund und wurde gesund, weßhalb viel Geschlecht darnach wallete. Es wurde ein Brücklein über die Wegscheide gemacht und eine Rinne von seinem Wasser gerichtet bis vor das Stadtthor, wo es dann der Weissenburger Gesundbrunnen hieß und vielfach durch die Stadt verzweigt wurde.

Tod des Diethelm von Weissenburg.

Dieser „Diethelm von Wizzenburg“ wurde ein gar riesiger „Recke“ und schloß sich dem Heerbann des Königs Albrecht an, der nach dem

Aargau zog mit großem Kriegsvolk, darunter viele Edle, Ritter und vornehme Herren.

Am 1. Mai 1307 begleitete er mit dem Herzog Johann von Schwaben, dem Rudolph von Balm, Walter von Eschenbach, Kuno von Wart, Heinz von Fahrwangen, Mild von Altbürn, Melchior von Sulburg, Rafan von Thalheim und noch einigen hundert Andern den König von Baden nach Windisch. Unterwegens stieß Johann von Schwaben Albrechten den Rennspieß durch den Hals, worauf noch andere „Vereidete" dem Gestochenen vollends den Garaus machten. Diethelm floh, wurde aber eingeholt und mußte ohne Gnade sterben auf Geheiß der Königin Agnes, Wittwe des Erschlagenen.

Die alte Hausfrau auf Weissenburg, als sie die Gefahr ihres Sohnes hörte, zog zu Agnes nach Fahrwangen, um Schonung des Lebens zu erflehen für den Sohn ihres Leibes, aber er lag schon unter den Gerichteten und Todten seit drei Tagen auf dem Felde. Lange suchte die Trostlose ihren Sohn unter den mehr als sechzig Ermordeten, welche den Vögeln zum Raube umherlagen in gräßlicher Verstümmelung. Endlich fand sie den Geliebten und begrub ihn mit eigenen Händen, aus sonderlicher Gnade Leopolds von Oesterreich. Aus seinem Gebiß brach sie ihm einen Afterzahn, den er mit auf die Welt gebracht hatte, schnitt ihm sein „gilbfahl" Haar ab und barg es „andächtig" an den Brüsten, womit sie ihn getränket hatte, zog traurig wieder heim, und traf ihren Eheherrn an bösem Fieber darniederliegend an. Schweigend pflegte sie sein noch etwelche Tage, bis er starb. Hernach ließ sie ihn begraben nach Stuttgart in die „Heiligkreuzkirche" (nachherige Stiftskirche) und stiftete eine ewige Lichtmesse nebst zwei Eichstammgaben alljährlich den Chorherren.

Bald darauf starb auch sie zu Göppingen, wo sie von ihrem Siechthum an dem dortigen Gesundbrunnen sich erholen wollte, und wurde begraben nach Lorch, wo sie Erbbegräbniß hatte, denn sie war die Enkelin eines Staufen. Ihr zweiter Sohn, Konrad, stiftete dem Kloster ein reiches Meßgewand, zween hohe Altarleuchter von purem Silber, 100 Mark werth, pflanzete eine „Lindengerte" innerhalb der Kirchwehrmauer und bedachte dieses Bäumlein mit einem Zinshalt von jährlichen 12 Schillingen. Die Gerte wuchs gar schön heran,

lugte bald „mailich" über die Mauer und hieß noch vor 300 Jahren die Adelheidlinde; auch waren viele Namen zu lesen auf ihrem dicken Schafte, und daneben viele Wappen tief eingekerbt zu schauen.

Die unglückliche Brautfahrt.

Als Konrad von der Bestattung seiner Mutter heimkehrte, da sprach er auf Rechberg gastlich ein und sah dort eine hoffnungsvolle Jungfrau, benamet Kunde von Hellenstein, deren Ahnensitz war unfern Heidenheim. Dorthin begab er sich, als die Maid ihm in Liebe zugethan war, um bei deren Vater üblich zu werben nach Ritterbrauch. Er nahm mit sich viel Geschmeide und kostbar Gewebe, auch ein weiches Pfühl von rosiger Farbe, viele Pferde, darunter zwei stolze Vollthiere aus Burgund. Sein Tanzhabit war mit kostbaren Stoffen gewirket und behängt mit Augsburger Silberkram. In blankem Turnierhemd ritt er aus, gefolgt von ehrendem und dienendem Troß, und kam nach sechs Nachtlagern am Zielorte an. Auf Hellenstein war große Freude und „paußig hanthieren" zehn langer Tage, nach welcher Zeit Konrad aufbrach, um seine Erwählte heimzuführen. Es war im Brachmonat, am Tag Alexii, Morgens im Frühlicht, als Konrad mit seiner jungen Hausfrau heimwärts nach dem Neckar sein wild Gespann trieb. Unaufhaltsam trabten die Pferde durch den nächtigen Wald. Und als sie kamen an den schroffen Thalweg, genannt „zur Stubenkling", erschreckte die Pferde ein „grunziger Hauer", daß sie bäumten, jähsprangen und Konrad nebst seiner Treulichen in die thurmtiefe Kluft hinabstürzten, wo sie ohne Hilfe schmachteten, bis ihr Gefolge nachkam und sie besinnungslos unter den Pferden hervorgezogen wurden. Zwei Knechte trugen Beide gen Sontheim, wo noch selben Tag die junge Wirthin den Geist aufgab. Konrad genas bald wieder, und brachte die liebe Leiche nach Rechberg, wo er die Rose kennen gelernt. Hernach brachte er die Verstorbene nach Kloster Lorch, begrub sie neben seiner Mutter und trug groß Leid um sie, was aus dem Inhalt des Denksteines zu entnehmen ist, den er an der Stätte ihrer Ruhe setzen ließ, und welcher noch jetzt zu

lesen ist an dem südöstlichen Strebpfeiler der Klosterkirche, und zu deutsch also heißet:

Hier harret Kunigunde von Hellenstein
Entgegen dem Auferstehungs-Morgenschein!
Drei Tag nur wollte Gott der Herr,
Daß sie sein sollt mein' Hausesehr.
Dort drüben in dem Stubenthal
Fand sie den Tod durch jähen Fall.
Sie war schön, hirschgleich von Gestalt,
Zunebst kaum neunzehn Jahre alt.
O wäre ich mit ihr gestorben!
Hätt' ich mit ihr gleich Heil erworben!
Und würd', statt hier sie zu begraben,
Im Himmel sie am Herzen haben!

† † †

Konrad von Wizzenburg (Weissenburg) setzte diesen Denkstein seiner frommen Hausfrau am Reginatag anno MCCCXV (1315).

Vatertod und Taufe.

Schwermüthig über den erhaltenen Verlust seiner jungen Frau suchte Konrad von Weissenburg die Einsamkeit, floh lustige Gelage, und saß nicht selten in dem Tempelhaus, genannt zu St. Jakob, beim Brunnen zu Hochweiler (Degerloch). Müde von seinen Wanderungen lenkte er einst seine Schritte hinüber nach der Waldkapelle, setzte sich darin nieder und schlief ein, denn es war ein heißer Tag. Im Traume erschauete er nun folgendes Gesicht: Seine Mutter in gar hellem Gewande nahete sich ihm mit freundlichem und holdseligem Gesichte und sprach: „Lieber Sohn, was betrübest Du Deine Seele und bist so unruhig? Erhebe Dich und ermuntere Dein Herze! Hernach umgürte Dich und ziehe hinab in's Taubenthal (an die Tauber) gen Crailsheim. Dorten hauset auf dem Horte ihrer Ahnen eine gottesfürchtige, fromme und züchtige Maid aus dem Geschlecht

der „Flügelawen", die letzte ihres Namens. Führe sie heim als Deine Wirthin, ehe der Wind die Blätter von den Bäumen streifet!"

Mit diesen Worten verschwand das Bild seiner Mutter. Plötzlich sah aber sein Auge einen Sterbenden, der ihn Vater nannte, vor sich liegen; einen zweiten Jüngling, dessen Züge ihm bekannt waren, warf ein Pfaffe in ein offenes Grab, und vorüber an ihm trug eine junge Maid den zuckenden Leichnam ihrer Mutter. Er gewahrte sein Schloß in lichten Flammen stehen, einen Thurm nach dem andern fallen, die Mauern barsten auseinander und ein höhnender Riese zertrümmerte sein Wappen. Ein flackernd Licht erhellte den dunkeln Raum, worauf sein Schloß stand, und ein gellendes Glöcklein rief erschreckend den Träumer in's wache Leben zurück.

„Heilige Dreieinigkeit!" rief Konrad, „was soll dieser Traum bedeuten? Ich will hinunter nach Münster wallen und mir dort von den Mönchen um ein reiches Opfer den wundersamen Traum deuten lassen!"

Und alsbald zog er hinab gen „Brie" (die Vorstadt von Cannstatt) am Neckar und von da nach dem nahen Kloster; aber keiner der Väter deutete ihm sein Traumgesicht, obgleich sie die Deutung wohl vermocht hätten. Dessen getröstete sich Konrad, und machte sich mit dem nächsten Frühlinge auf, zu minnen in Flügelau um die holde Malwina, deren Mutter noch lebte und Zibada von Brauneck hieß, die ehedem für die schönste Frau im Taubergaue gegolten, und aus dem Geschlechte der Grafen von Oetingen stammte.

Am 16. Mai 1316 thaten sich die Thore der Weissenburg zum ersten Male vor des Ritters junger Ehewirthin auf, und ein Jahr später genas Frau Malwina eines Knaben, der Rudolph geheißen wurde, nach seinem Vetter von Neuffen. Zwei Jahre später genas sie abermals eines Knaben, der Hans getauft ward, nach seinem Ahnvetter, dem Lehengrafen von Würzburg. Fünfzehn Jahre darauf lud Konrad viele Gäste zur Taufe, denn ihm ward ein holdes Töchterlein geboren. Als die Geladenen lustig umhersaßen beim guten Trank und reichen Imbiß, und auf das Wohl der Kleinen getrunken wurde, stürzte ein schweres Hirschgeweih, das als Leuchter diente, hoch herab auf den Burgherrn, und zerschmetterte ihm den Hirnschädel,

so daß er gleich darauf starb, und sich das Freudenhaus in ein Leid- und Jammerhaus wandelte. Der Unglückliche wurde begraben zu Stuttgart in der Kirche, einen Schritt vor dem Taufstische und seinem Andenken ein schönes Gemälde gestiftet, das aufgestellt wurde über dem Sakramentshäuslein. Fromm und züchtiglich lebte nun die Wittwe Gott und ihren Kindern. Täglich trug sie von ihrer reichen Habe durch Wald und Flur Unterstützung in die Hütten der Armen und Unglücklichen. Sie verstand heilsame Säfte zu bereiten aus Kräutern und Gewächsen, und labte damit Jeden, welcher ihrer nur immer bedurfte. In der Nähe und in der Ferne kannte man ihren Namen und sie ward gesegnet von Jung und Alt. Wo sie die Hände auflegte, da wich, ihres einfältigen Glaubens wegen, Krankheit und Eiter. Blutflüssige, Krampfhafte und Besessene vermochte sie gesund zu machen ohne Weihrauch und Bußgang.

Wenn der Abend kam, trat sie in den Kreis ihrer Kinder und Bannleute, zu beten mit ihnen unter Gesang und Lautenschlagen, und wenn der Tag begann, ehrte sie den Schöpfer gleich also; auch benedeiete sie alle Leibesbedürfnisse mit heiligem Zeichen.

Prüfungen der Mutterliebe.

Also fromm lebte die Wittwe auf Weissenburg bis zum Jahr 1339, als im Grasmonat (April) am Tage Servatius, nach der Mittagglocke die Burgherrin eben hinabstieg in's Thal, um ihre Jugendfreundin, Imma von Thailfingen, zu besuchen, welche bei Margarethe von Rieth am Burgerhaus zu Stuttgart wohnte. Bei dem St. Leonhardsthörlein (welches da stand, wo jetzt vom Gasthof zum Ochsen der Weg nach der Eberhardsstraße führt) war just ein groß Gedränge um das Moritzklosterhaus (gegenwärtig Gasthaus zur Krone). Fragend nach der Ursache des Gedränges trat auch die Herrin von Weissenburg hinan. „Edle Frau," sagte der Moritzpförtner Machtenhold, „ein freventlich Bosheitwerk ist geschehen im „Reifhaus zur Ilg"; dort haben sie eben einen feinen jungen Fant erstochen und seine Leiche von dorthin hergetragen. Der Sage nach soll's sein ein Junkherr, und der Mörder soll sein Junkherr „Rugger" von Stuttgart,

der schon lang Neidung trug um Herrn von Loselins Tochter am Zwinger, weil dieselbe nicht ihm, sondern Dem gut war, welchen Jener meuchlings auf der „Wendstufe“ überfiel. Der Unglückliche hat noch nicht verendet, aber wie Herr Dr. Andenrain sagt, soll keine Hoffnung zur Wiedererraffung sein. Steiget hinauf, Edelfrau, zur Letztpfleg des Blutenden; Eure milde Rede kann ihm vielleicht noch den letzten Seufzer selig machen, daß er nicht dahinfahre in Unversöhnlichkeit und mit „Zahn-um-Zahn-Gedanken“!“ Die also gemahnte Edelfrau willfahrte alsbald und stieg hinan mit christlichem Vorsatze, Barmherzigkeit zu üben, so viel an ihr lag. Aber als sie in das „Bittstüblein“ trat, wie erschrack sie, als es ihr eigener Sohn Rudolph war, zu dem sie gekommen war und dem sie nun den Sterbeschweiß unter herzzerreißendem Jammer von der Stirne küßte, und in dessen letzten Seufzer sich ihre heiligen Gebete mischten. Er starb in ihren Armen nach kurzem Kampfe. Hierauf wusch sie seinen Leichnam mit wohlriechendem Wasser und ließ einen Steinsarg meiseln vom „Pfuderer“, genannt der „Kalle“, der am „Josuagäßle“ (beim jetzigen Gasthof zum Kreuz) wohnte, und der mit dieser Sargarbeit an demselben Tag fertig wurde, wo sie vor 23 Jahren, nämlich den 16. Mai, ihren Einzug auf Weissenburg gehalten hatte. Mit allen ritterlichen Ehren wurde Rudolph eingelinnet, aber die Chorherrn des „Münsters“ (Stiftskirche) nahmen ihn nicht auf, dieweil er, wie sie sagten, „boshaftelich“ gestorben. Da fuhren die Edelherren den Sarg zu den Mönchen an St. Leonhard. Auch diese wollten den Todten nicht segnen im Kirchhause, weil er „die Beichte verweigert hatte und der letzten Sakramente verlustig gegangen war.“ Da sprach der junge Edelherr von Tunzhofen, dessen Vater Richter in Stuttgart war, zu denen v. Haidemann, v. Baldeck, v. Ebersberg, v. Gültlingen und Anderen: „So lasset uns den Todten segnen, und ihm ein Plätzlein Erde weihen, gegen Morgen gelegen, zuneben dem Kirchhaus, in welches wir seine Wurmtruhe bergen wollen!“ Und von dem Willmannsthorthurme holten sie „alle Karsten und Schippen“ und schaufelten ein tiefes Ruheloch, in welches sie den Sarg hinabließen, hügelten ihn hierauf ein, und drohten männiglich, Rache zu nehmen an allen Mönchen und Chorherren, so dem Todten nicht

Ruhe belassen werde. Weil aber die Leonhardskirche gerade um diese Zeit mit einem geweihten Gottesacker umgeben werden sollte, so waren die Kirchherren in großer Noth, wie man es machen solle, daß man die Erde nicht auch zugleich weihe, in welcher der Steinsarg liege, und doch auch demselben keine Entehrung geschehe, aus Furcht vor dem Schwure, den die Edelherren gethan hatten, und die bald nachher noch eine große eiserne „Merkehre" über dem Orte, wo sie ihren Freund begraben hatten, setzen ließen. Da forscheten die Mönche nach, wie tief das Grab des Weissenburgers seie, und sie erkundeten, daß es über eines großen Mannes Tiefe habe. Darnach steckten sie den Kirchhof aus und weiheten ihn, aber nicht „tiefer", denn fünf völlige Schuhe, so kam es denn, daß altfromme Leute bei St. Leonhard nur nach dem Kirchhofmaß begraben sein wollten, das hieß so viel: ja nicht unter die geweihte Erde. Zu diesem Endzwecke war im Todtenhäuslein eine sogenannte „Rackergerte", vermittelst der man die Gräber maß*). Wer einiges Vermögen besaß, ließ sich um Zehnhellerzinsung sein Grab besonders weihen, oder ließ er sich auf den Stadtkirchhof begraben, was aber bald den „Alltagsleuten" verboten wurde, so daß von der Leonhards- und Liebfrauen-Vorstadt nur noch „Herrenleute" mit Begünstigung dorten bestattet wurden. Diese Satzung brachte böses Blut bei den Außensaßen hervor und es drohete Gewalt dieserhalben zu Stuttgart, indem die „Armutheier" sagten:

„Wir solln zum Stifft bei Tauff und Hochzeit gan
„Mit Geld, vnd kein Bestattort dorten han!"

Solches schrieben sie auch dem Grafen Eberhard, worauf bald der Stiftskirchhof nur noch den Rathsmitgliedern offen stand, und auch diese sich endlich auf den Liebfrauenkirchhof begraben lassen mußten, zumal die „Pestilenz" im Jahr 1348 mehr heimsuchte, als die „bollwerkher" und die „Weingartleute" der Eßlinger Vorstadt.

*) Racker hieß man damals den Tod, weßhalb noch heut zu Tage das Wort „abrackern" statt abarbeiten, üblich ist.

Entstehung der Sünderhalde.

Am 2. Juni 1339, in der Frühe, war großes Gedränge und Unruhe in der Stadt Stuttgart. Denn es sollte heute etwas Unerhörtes geschehen, d. h. ein „edelich“ Leben abgethan werden, um eines Meuchelmordes willen. Es war Hans Bernhard Rugger von Stuttgart, der Rudolph von Weissenburg erstochen hatte, und dessen That also beschrieben ist, laut Geständniß:

„Ich Endesunterzeichneter bekenne reuiglich, vor Gottes Angesicht, unter Anrufung der heiligen Dreieinigkeit, und bei Begehr ewiger höllischer Seelstrafe, so ich anders rede, als beschehen. Am heiligen Servaztage dieses Jahrlaufs schlug ich Ball im Adelberger Freihof mit dem Weissenburger und Anderen, da schaute Loselins schöne Hild mit der v. Mannsperg durch das „Ingangsgatter“ unserem Schlagen zu. Ich traf leider weit daneben; drob erzürnte und schämte ich mich der Ungelenkigkeit, besonders vor der Loselin, die ich gerne gewinnet hätte, die aber dem Weissenburger gut war und ihm „lustpatschete“, wenn er gut schlug. Dreimal nacheinander „ternte“ er den Ball, und ich nicht einmal. Da wurde ich verlacht, zumal ich erst jüngst der Loselin meine Geschicklichkeit im Ballschlagen gerühmt hatte, auf einem Spaziergang im Lustgarten. Drob entbrannte in mir mein reizbar Gemüth, und eine Mordlust gegen meinen Spielkumpan „wucherte“ in mir auf. Ich warf meinen Baulballschlag bei Seite und ging davon, der Weissenburger aber hob das Spielzeug auf, trug es wohlgemuthlich in die Kastenstube und begleitete die beiden Mägdlein erst über den Graben, dann heimwärts nach dem Zwinger. Unterdeß saß ich im Reifhaus zur „Ilg“ und sah sie die Brücke herabkommen und unter Händedrücken Abschied nehmen mit schallendem Gelächter, welches ich auf mich bezog und meine schlecht geübte Kunst. Unglücklicherweise schritt der Glückliche auch herüber nach der Ilg und trank zuneben mir seinen Wein, hieß mich einen thörichten Wenzel, daß ich ob solchem Geschick „wallig“ (aufbrausend) werden könnte und versuchte mit mir die Trunkkanne anzustoßen, aber ich kemperte nicht, stand auf, stürzte meinen Wein hinunter, ging

hinaus und stellte mich mit bloßer Wehre auf die zweite Ruhe der Wendelstufen, und harrte meuchlings auf den Nachkommenden. Nach kurzer Weile kam er sorglos pfeifend herab, und als er mir nahe genug war, stieß ich mit meiner Wehr aus meinem Rückhalt hervor, ihn in die Brust, daß er rücklings fiel, ohne mich zu sehen. Ich eilte flugs hinab, aber der Getroffene rief mir nach: „„Rugger, das ist ein Bubenstück, und wird Dir schwer vergolten werden, wie Du es verdienst!““ Also hat es sich zugetragen ohne Afterrede.

Hans Rugger von Stuttgart.“

Nach solchem Geständniß wurde dem Mörder das Todesurtheil gesprochen vom Adelsgericht zu Wien. Als ihm das Urtheil verlesen wurde, sagte er Nichts darüber, sondern bat nur darum, ihn die Stätte wählen zu lassen, wo er büßen sollte, was ihm auch gewährt wurde. Hierauf sagte er: „Meine Ahnen besaßen, bis auf mich, den Letzten meines Geschlechts, den Gabelberg, längs des Dobels als gültfreies Eigenthum, dort will ich sterben, da wo mein Vater die ersten Reben pflanzte und diese Halde soll geheißen sein „der Sünder“ für ewige Zeiten. Auch soll die Weinberghalde zinsen der Stadt zwölf Pfund Heller, davor soll sie aber wieder verpflichtet sein, jedem armen Sünder auf seinem Endgange eine Zweimaaßkanne voll guten Weins nachtragen zu lassen und davon Trinken zu geben, so viel er mag. Also soll es schon bei mir gehalten werden.“

Rüstig schritt Rugger hinaus, seinem Todesplatze entgegen. Bei dem untern Heusteigweg blieb er stehen, verlangte Wein und trank zwei Quarte (2 Schoppen), dann wallte er weiter, die Eßlingersteige hinauf, bis da, wo der Weg erstmals rechts gegen die Haide des Gabelberges zieht, dort trank er nochmals und an seinem Weingarten zum dritten Mal. Dann setzte er sich frei auf ein niedriges Mäuerlein, nicht fern vom Graswege, wo man die Stadt überschauen kann, zog sein Brusthabit aus, nahm lauten Abschied von dem Ort seiner Jugend, reckte dann den bloßen Hals weit vorwärts und empfing furchtlos den Todesstreich, obgleich er erst 22 Jahre, 2 Monde und 7 Tag alt war. Sein Kopf fiel ihm in den Schooß und sein Körper blieb sitzen, bis man ihn nahm und nahebei begrub. Die Weingart-

halde hat noch heute den Namen „Sünder“ und die Richtstattmauer zeigt eine Steintafel mit lateinischer Inschrift jetzt noch an.

Der erste Mönch zu St. Leonhard.

Kaum hatte sich die Menge zu Hause verlaufen, so erfüllte die Stadtbewohner ein größerer Schrecken, als der beigelegte. Die Mauer um die Leonhardskapelle, welche den Kirchhof umschließen sollte, erhob sich schon ziemlich hoch, denn der Pater „Kleesitter“, welcher den Bau leitete, bettelte täglich vom Judenrevier bis zum Bollwerk, vom Reinsburgerthor bis zum Seethor und der Pfisterei so viel zusammen, als die Steinmetzen und Mörtler Lohn erhielten. Dieser Pater war es, der gerade über der Stelle, wo der erschlagene Weissenburger lag, ein Bein- und Nothhäuslein bauen lassen wollte, so daß die „Merkehre“ (Grabzeichen) just hinter das Nothhäuslein (Abtritt) gekommen wäre. Dieß verdroß den Bruder des Todten, Hans, und er stieg herab vom Berge, um bei Kleesitter zu bitten, daß es nicht geschehe, wessen er gesonnen war. Der Mönch aber sprach giftig also:

„Weißest Du nicht, daß Du mit Deinen Edelkumpanen das Grabflecklein Deines Bruders mit Gewalt gestohlen hast von dem heiligen Kirchboden, den „Leonhard Gallus“ von Bruno dem „Bentelsbacher“ schon vor 200 Jahren zum Freigut erhalten, sieben Hufen*) Landes groß? Darum bin ich befugt, zu thun und zu lassen, wie ich will, auf dem Kirchgrunde. Ihr handeltet mit Gewalt, ich thue nach meinem Rechte. Ihr vermaßt euch, die Kirchenerde zum „urstandplan“ (Auferstehungsort) zu weihen, Priestern gleich. Dagegen will ich eifern, so lang, als ich diene der Kirche, die Niemands Magd ist. Auch soll heute noch gegiebelt werden, wie ich gewillet bin, und die Stätte soll bepisset sein, die euch heilig ist, spricht der Herr im alten Bunde, darum daß ihr gethan habt gegen des Höchsten Gebot.“

---

*) Eine Hufe Landes war damals hundert Lendenlängen, d. h. hundertmal in's Gevierte so groß, als ein Mann mit beiden Armen umspannen konnte.

Bei dieser Rede ergrimmte der Jüngling sehr, nahm sein Waidmesser und stieß es dem Bettelmönch am „Wolframsgänglein" durch das Herz, als er eben „bepissete" die Merkehre des Weissenburgers. Hans floh, verfolgt von den Arbeitern an der Friedmauer, hinauf zu seiner Veste. Weil aber ein wirtenbergischer Lehnsvogt, auf Bitten der Burgherrin, oben war, so konnte er sich nicht lange dort bergen, und mußte beim Anlauf seiner Verfolger eilig von dannen, bei welcher Flucht er kaum das Kirchhaus zu St. Jakob erreichte, das jedem Mörder Freistätte gab. Da er jedoch einen Kirchherrn und Ordensgeistlichen umgebracht hatte, so wurde zu Costniz gefragt, woher Kleesitter gekommen war, ob der Erstochene die Priesterweihe erhalten habe? zu welchem Wege „Emminger der Metscher" ersehen wurde, der nach dreiunddreißig Tagen wiederkehrte, und die Nachricht brachte, daß der Gemordete vom Bischof zu Chur am St. Clarentage 1320 zum Priester geweihet worden sei. Mit dieser Nachricht war dem Kirchgefangenen das Urtheil gesprochen, und den andern Tag vollzogen, denn es war ihm nicht möglich, aus dem Christileidenhäuslein zu entkommen, weil viele Hüter auf Zuthun der Pfaffen von Magstatt, Güterstein und Pfauhausen herbeifrohneten, und eine dicke Kreiswacht und Schaarwacht Tag und Nacht darum wallte. Wolf von Neuhausen, benannt der „Strigel", erstach den letzten Weissenburg freudiglich, weil er hoffte, Erbherr des Schlosses zu werden, da er ein „Zwiezweig" der „Edeln von Flügelawen" war. Und dieß geschah im Maienmond, zwei Tage vor Gallus, als man zählte 1341 nach Christi Geburt. Die Farbbinde des letzten Weissenburgers, „weiß und hirschbraun gestreift", knüpfte man außerhalb der Veste Schattenrecht an die nächste Eiche des Immenhofwaldes, welche auf Stuttgarter Gerechtsame stand, da, wo der Fußweg nach Hochweiler führte, und eine kühle Quelle aus dem „weißen Sandstein rieselte". Die Quelle wurde später geteichelt, der Baum aber, die sogenannte S ü h n e i c h e, zum Bau des Herrenhauses gefällt und ganzstammig verwendet, auch alle die Einschnitzeleien, welche daran befindlich waren, zum ewigen Zeichen, auf Befehl Graf Ludwigs (1435) daran belassen, so daß man sie in der Brodlaube und in der Tuchhändlerstube annoch sehen kann. Aus dem Zwerchstamme dieser Eiche aber schnitzte der

blinde Walkher am Röchlingsgäßlein das Bild Ulerichs, benamet des Vielgeliebten, mit der Reichssturmfahne, sieben Fuß hoch, welches befestigt wurde am Eck des Herrenhauses, gegenüber dem Burgerhaus. Ein Jahr nach dem Tode des Hans von Weissenburg schlug der Blitz in das Jakobskirchlein, daß es sich entzündete und gänzlich niederbrannte, nebst einer großen Waldstrecke. Zum Wiederaufbau hatten die Tempelherren kein Geld, und Niemand wollte dafür frohnen. Die zwei Degen aber, so über dem Altare hingen, zog man aus dem Schutte hervor, warf sie in das allzeit offene Grab, verscharrte sie und nannte den nahen Weiler „Degenloch", weßhalb der Ort jetzt noch heißet Degerloch und sein Markungszeichen zwei gekreuzte Degen sind. Wohin das Einkommen des Kirchhauses fiel, kann von den Chronisten nicht angegeben werden. Man wollte gar behaupten, die Steinkapelle hinter dem Vorhause sei ein heidnisches Götzenhaus gewesen, weil daran Sonne, Mond, Sterne und allerlei Geflügel eingemeiselt waren. Die Mauer um den Leonhardskirchhof unterblieb nun 50 Jahr lang, auch getraute sich erst zehn Jahre nach der Ermordung des Kleesitters ein anderer Pater an die Kirche, welche bisher ganz verwaist gewesen war; Thür, Thor und Dach daran waren inzwischen ganz mürbe geworden, so daß die Vögel des Himmels darin wohneten und Fledermäuse darin nisteten, auch viel Holzwerk das windige Dach nicht mehr tragen wollte und das Wachthürmlein, auch „Moritzhäusle" genannt, innen hineinfiel, obgleich etwelche von den Weingartleuten, die keine Erben hatten, zum Erhalt der Kapelle zinsbare Güter dorthin verschenkt hatten. So z. B. ein Köber stiftete einen Weinberg im Eßlingerberg dahin, ein Schwingdenhammer ein Stück Werfmershalde, ein Orthlip eine Gerechtsame am Fangellsimbach, ein Bürkle ein klein Weingartland am Tunzhofer Mühlberg mit dem Denkreim:

Dieweilen Sankt Leonhard ich geliebt,
Und sein Zerfall mich gar betrübt,
So gab ich dieses Gütlein klein
Zum „uffkram" des Moritzenthürmlein,
Als es der Xen (Christen) Zählung war,
Just tausend dreihundert und neunzig Jahr.

Die drei Linden.

Trostlos beweinte die Herrin von Weissenburg ihren Eheherrn und ihre beiden Söhne an der Seite ihres einzigen Töchterleins, welches herrlich heranblühte. Auf dem Schlosse saß Der von Remchingen, als Vogt der wirtenbergischen Ministerialen (Dienstmannen), ein Mann von schönem Aeußern und erst dreißig Jahre alt, welcher seit einem Jahr im Wittwerstande lebte und keine Kinder hatte. Vermögen hatte er wenig, und was er hatte, gehörte Denen von Klingenstein zu eigen, sobald er wieder in die Ehe treten würde. Dieser Mann verwaltete auch das ganze Vermögen der Burgherrin mit anscheinend großer Uneigennützigkeit; er ward der Lehrer des jungen Edelfräuleins, und der Rathgeber ihrer Mutter, wo es noth that. Wenn die Wittwe jammerte und trauerte um Die, die sie verloren, so verstand er die Kunst, ein tröstender Freund zu sein. Also floß ein Jahr dahin. Im Frühjahr 1342 trat von Remchingen eines Vormittags in das Gemach der Burgherrin und sprach:

„Hochachtbare Edelfrau! Ich unterfange mich, ein wichtig Zwiegespräch mit Euch heute anzuheben! Erschrecket aber derhalben nicht, es ist mit Nichten etwas, was Euch Schaden oder Unehre bringen könnte, da seie Gott für, und es schütze mich sein heilig Evangelium! Ein grausam Schicksal hat Eure schönsten Hoffnungen vernichtet und Euch fast baar gemacht aller Freuden dieser Erde. Euer Eheherr und Eure Stammhalter sind jählings dahingefahren, von wannen Keiner mehr kehret. Ihr stehet in der Hälfte Eurer Tage und habt des Leids schon mehr erfahren, als achtzig lange Jahre einem andern Sterblichen geben; wollet Ihr nun die Euch noch übrigen Lebtage freudlos dahin wallen, ohne Lust, Freude und Trost, auf eine thörichte Weise? Euer Töchterlein blühet zwar, wie ein schönes Gewächs, aber wie plötzlich kann auch sie verschmachten, diese Blume, und können welk werden diese Blätter, unter deren Schatten Ihr einst in Eurem Alter zu ruhen gedenket. Und, was hilft Euch Euer Gut und Reichthum, wenn Ihr dasselbe nicht genießet, so lange Ihr wandelt in der Fülle Eurer Tage? Wenn Euch die vier Grabbretter

einschließen, dann scheinet die freundliche Sonne Euch vergeblich in Eure getäfelten Wände. Darum halte ich dafür, Ihr solltet Euch wieder verehelichen und Euch verbinden einem milden Mannesherzen! Vielleicht segnet Euch Gott noch mit Nachkommen, sintemal Ihr rüstiglich seid in all Eurem Thun, und ja erst 42 Sonnenwenden zählet. Sollte Euch daher Wahrheit dünken, was ich Euch sage, so überlegt, ob nicht geziemlich wäre, wenn Ihr mir Eure tugendhafte Hand reichtet zum Ehebund. Ich habe meine Ehehälfte verloren, mit der ich sittlich und in Ehren lebte sieben volle Jahre. Weil ich aber nicht mehr hausen kann mit der Todten, so trug ich Gedanken um Euch! Jetzt richtet, wie Euch beliebet in allweg. Meine Ahnen sind stammrein und mein Wandel ist unbescholten, zuneben bin ich gesund; allein dieses ist der größte Reichthum, den ich besitze, wie Euch genugsam bekannt, dazu wenig Mark Silber und nur ein kleines Häuslein (Sparchdach) in der Liebfrauenvorstadt, genannt „uffter abwannt" am mittleren See, zu Stuttgarten."

Diese Rede, so wie die Person Dessen von Remchingen gefielen der Edelfrau nicht übel, und sie entschloß sich, ihn zu heirathen, zu welchem Zweck die üblichen Vorkehrungen getroffen wurden. Den Ehesegen sprach der Probst von Sindelfingen, und der Hochzeittext war genommen aus David's „güldenem ABC." Der Stiftskirche aber stifteten die Brautleute ein Meßgewand im Werthe von 500 Mark Silber, zu St. Leonhard einen silbernen Tabernakel, 200 Mark Silbers werth. Sodann erhielt die „Egtenstub" (Spinn- und Strickstub) Veit Reschens 25 Mark Silber, und „Dionys Kärcher, Amtsvogten Sohn, für seine Schule ob der finstern Münz 20 Mark Silber mit der Stiftung: alljährlich bei der Schulschau (Visitation) jedem Knaben und Mädchen einen Salzwecken, und den Knaben, so Ministrantendienste thun, je zwei Heller zu geben." Auch dem Bettlerkasten, „dezen knechte Renz vnd Holder seynd," soll gegabt sein zehn Pfund Heller. Das Hochzeitmahl wurde gehalten im Hause des Bräutigams, genannt auf „der Abwandt." Vor diesem Hause pflanzte, dem Tage zur Ehre, der Burgherrin einzig Töchterlein, „drei junge Linden," welche kräftig heranwuchsen, und als die obere Stadt „gegassatet" wurde, erhielt die Straße den Namen „Lindenstraße" und

heißet noch also bis auf den heutigen Tag. Zwar waren um's Jahr 1612 jene drei Linden verkümmert, aber ein Herr Thumb ließ wieder andere setzen, welche gleichfalls vergingen, so daß die Stadtbehörde im Frühjahr 1751 neue Linden setzen ließ, welche bis auf unsere Zeit grünten, nun aber gewaltsam auf obrigkeitlichen Befehl hinweggeschafft wurden im Jahr 1842.

Das silberne Mitternachtsglöcklein.

Fünf Jahre waren vergangen seit dem Hochzeittage der Burgherrin von Weissenburg. Auf einmal war sie verschwunden in der Nacht vor dem Palmfeste 1347, und Niemand vermochte auch nur die geringste Spur von ihr anzugeben. Sie war am Abend, nach vollbrachtem Gebet, in ihre Schlafkammer gegangen und hatte sich zu Bette gelegt, wie ersichtlich war. Es fiel also durchaus nicht auf, so lange es noch um die Morgenstunde war, daß die Herrin fehlte, weil man das kleine Pförtlein offen fand, durch welches sie sich oft im Frühlichte verlor, um entweder Gott ein Dankopfer in der Stille des Waldes darzubringen, oder die Armen aufzusuchen, die ihrer Hilfe benöthigt waren; sie pflegte übrigens immer zum Morgenimbisse wieder heimzukehren, nur dießmal nicht und zwar an dem heiligen Tage, wo man gewohnt war, sie zum Gotteshause, genannt „Heiligkreuzkirche", zu Stuttgart wallen zu sehen, an der Seite ihres Mannes und begleitet von ihrer Tochter. Man harrte getrost bis Mittag auf die Abwesende, als aber im Thale die Vesperglocke geläutet wurde, der Abend nahte und die Abwesende noch nicht zurückgekehrt war, da wurde man ängstlich und immer ängstlicher. Es wurden Kundschafter in die nahen Ortschaften ausgeschickt, um die Vermißte zu suchen, nirgends aber fanden die Ausgeschickten eine Spur von ihr. Die folgenden Tage wurden mehr denn hundert Suchende ausgesendet, welche alle Klüfte durchsuchten, und alle Wege mit Spürhunden betraten, allein nirgends war die Verlorene zu finden, und Alle kehrten betrübt zur Veste zurück. Drob klagte und weinte der Burgherrin Töchterlein gar sehr, nahm lange weder Speise noch Trank zu sich, kleidete sich in ein rauhhärenes Gewand und trug

ein „Splisset“ (Gittergewebe) über Haupt und Angesicht. Im obersten Gemach des Wartthurms zündete sie jeden Abend ein Licht an, das als Zeichen ihrer Trauer galt um ihre verlorene Mutter. Auch nahm sie all ihr Silbergeschmeide, von großem Werthe, und schickte es zum Glockenformer, daß er daraus gieße ein Glöcklein mit hellem Klange. Und als es gegossen war, ließ sie es auf den äußern Rand des höchsten Thurmes erhöhen, und läutete dasselbe eigenhändig um neun und zwölf Uhr bei der Nacht, als Zeichen, daß ihr ruhelos Herz nach der verlorenen treuen Mutter sich sehne. Sodann ordnete sie folgendes Testament unterm dritten des Heumonats 1348: —

„Ich Verlassene Ulrike Margarethe von Weissenburg, will sodannen 7) daß wenn meine Kräfte mir brechen und ich nicht mehr im Stande sein sollte, das „Silberglöcklein“ zu läuten, so stifte ich 200 Mark Silber aus meinem Vermögen oder Nachlasse dazu: daß von den Zinsen dieses Kapitals, auf ewige Zeiten, Derjenige bezahlt werden solle, der es gleich mir zu läuten hat, allnächtlich um die neunte und um die zwölfte Stunde. Sollte aber diese meine Veste dem Zeitwechsel oder Feindessturm erliegen, so seie also bedungen: 8) daß dieses mein Glöcklein, oder so es vergangen wäre, ein anderes Glöcklein von gleichem Geläute auf dem Umgangskranze des Ulrichthurmes der Heiligenkreuzkirche zu Stuttgart aufgehänget, und ebenfalls um neun und um zwölf Uhr bei Nacht geläutet werde, wie es hier geschehen, auf ewige Zeiten. Doch soll im letztern Falle von meinem Gute die Stiftungssumme gedoppelt werden, und gleich also auch der Lohn des Thürmers, der dieses Glöcklein auf dem Thurme im Thale läuten muß. Würde aber 9) aus Geiz, Schläfrigkeit oder sonst irgend einer Einwendung mein Wille unterlassen oder auch die Stadt und Thurm zerstört werden, so soll das Stiftungsgut dem Frauenkloster zu Crailsheim verfallen und dorten die Stiftung, das Irrtenstift geheißen werden, dieweil meine Mutter in jener Klosterschule erzogen, ihr fromm Herz dort gebildet, und sie so aus Liebe für die Armen elendiglich in den Wäldern verirrte und ihren Tod fand, — so soll dann daselbst jedes Jahr die Zinssumme aus meinem Stift, den Tag vor dem „weißen Sonntag“, an Kranke oder Hülflose vertheilt werden. Ebenso will ich gestiftet haben ein helles Licht für jedwede

Nacht, auf meinem Schlosse auf ewige Zeiten, und ich will begabt haben dasselbe 10) mit 300 Mark Silber, aus deren Zins Oel und Mühe dafür geschafft werden sollen. Sollte aber mein Schloß vergehen, so falle die Stiftung mit ewiger gleicher Verpflichtung dem Gotteshause, genannt „zum Stifte“, zu Stuttgart zu. Höret aber je dieses Kirchregiment auch auf, so falle das Stiftgeld Denen von Münster zu, unterhalb der Brye von Cantstadt belegen, weil dorten mein seliger Herr Vater geschulet und gemeistert wurde.“

Dieses Glöcklein wird heute noch zu Stuttgart jede Nacht um neun und zwölf Uhr geläutet. Auch erhielt dieses „Silberglöcklein-stift“ im Jahr 1598 ein zweites Stiftungsgut durch die Prinzessin Sybilla Elisabethe, Tochter des Herzogs Friedrich I., die im dunkeln Walde um Mitternacht verirrt war, als sie von Denkendorf heimkehrte und nur durch das Geläute dieses Glöckleins den rechten Pfad und die Heimath wieder fand. Diese Prinzessin stieg den andern Tag zum Stiftsthurm hinauf, küßte der Sage nach das Glöcklein und schrieb mit einer Nadel auf dessen Rand:

„Du Stimme aus der dunkeln Nacht,
Die mich auf rechten Pfad gebracht,
Als ich fern drüben in dem Wald
In Angst und Irr' umhergewallt!
Dank sei Der, die dich hier gestift't!
O, daß dein Ton auch Sünder trifft,
Die, ferne von der rechten Bahn,
Zur Reue kehr'n, durch dein Gemahn'.“

Die Frühkirche am Palmfeste.

Abermals waren zehn Jahre vergangen seit dem räthselhaften Verschwinden der Burgherrin von Weissenburg, und keine Spur hatte sich in dieser langen Zeit von dieser Verlorenen gefunden. Pünktlich läutete die trauernde Tochter ihr gestiftetes Silberglöcklein, daß sein Ton allnächtlich laut durch das Thal hallte, und ihrer Lampe harrender Schein verlöschte erst im Frühlichte. Jungfrau zu bleiben, hatte

die Erbin gelobt, und gleich ihrer Mutter, suchte sie die Hütten der Armen in nahen und fernen Kreisen auf, um Kranke zu trösten und zu pflegen. Zu Stuttgart ward sie fast wie eine Heilige geachtet, und sie hatte im Gotteshaus daselbst einen eigenen Beichtstuhl. Als Muster der Frömmigkeit und Tugend wurde Ulrike überall in häuslichen Kreisen aufgestellt. Ihr Auge war sanft, ihre Stimme weich und mild. Jedermann bedauerte ihres Hauses Schicksal und ihres Lebens freudloses Vergehen, denn sie war schlank, kräftig und schön, und wäre deßhalb eines Mannes wohl würdig gewesen. Eine allgemeine Theilnahme bemächtigte sich aller Derer, welche die Jungfrau kannten, als es hieß, sie liege krank darnieder und leide große Pein. Ein schwerer Husten hatte sich bei ihr eingestellt, welcher Tag und Nacht sie quälte, blutig rann ihr Speichel, kraftlos wurden ihre Glieder und welk das Fleisch ihres Leibes. Der alte Doktor Undenrain, so wie die Leibärzte des Grafen Eberhards, die Doktores Wolfter und Walter von Nothhaff versuchten ihre Kunst und ihr Wissen, um die Kranke zu heilen und vom Tode zu retten. Aber umsonst, ihre Leiden wurden immer größer und gestalteten sich zu einer verzweiflungsvollen Lage, so daß man um ihre Erlösung sechs Monate lang Messe las, und zwei öffentliche Bittgänge mit allen Kirchengeräthen im Sommer 1357 veranstaltete. Statt einer Genesung aber, oder einem baldigen Ende, wurde die Krankheit immer schrecklicher. Ihr ganzer Körper schwoll auf, daß die Haut an vielen Orten platzte, und eine stinkende Jauche sickerte heraus. Ihre Brüste deckten Eitergeschwüre, und ihr Odem roch nach einer pestilenzischen Fäulniß. Die Wangen, Lippen und Augen waren umfressen von unheilbarem Krebse. In keines Menschen Denken war eine ähnliche Kraukheit zu finden. Endlich nahte die Sterbestunde. In Beisein vieler Zeugen verordnete die Sterbende: „Daß alljährlich an ihrem Todestage eine Frühmesse gehalten werden solle, wozu sie ein Einkommen gebe der Stiftskirche zu Stuttgart von 200 schweren Gulden, den Gulden zu 20 Schillingen oder einem Pfund Heller gerechnet. Zu diesem Ende solle an benanntem Tage Morgens die Salve- oder Heiligkreuzglocke geläutet werden für alle künftigen Zeiten und ihr Ruheort soll neben ihrem Vater, zunächst des Taufstisches, sein.“

Mit der zwölften Stunde um Mitternacht, vor dem Palmfeste 1358, starb die Dulderin und wurde begraben an den Ort ihrer Wünsche, neben ihren Vater, der an ihrem Tauftage jähen Tod gefunden. Tausende beweinten sie und segneten ihr Andenken, denn Der von Remchingen hatte den Geizteufel und hetzte die Bedürftigen aus dem Schloßhofe. Als im Frühjahr 1377 Graf Ulrich bei Reutlingen verwundet und geschlagen wurde, daß er nach Achalm flüchten mußte, und die Feinde Württembergs siegreich einherschritten, dieselben Münsingen erobert, die Veste Arneck nebst vielen andern Burgen belagert und zerstört hatten, da raffte der geizige Afterherr seine Reichthümer auf Weissenburg zusammen und flüchtete sich feig hinab in die Stadt und gaite sich in das Klosterhaus der Schulgasse ein. Drei Tage nach seinem Abzug wurde das Schloß von den Feinden erstiegen und geschleift, so lange Stuttgart vom Hauptheere belagert war. Nach dem Abzug der Feinde stieg der Elende wieder hinauf zur Veste, fand aber daselbst nur einen Steinhaufen und 37 erschlagene Burgmannen, darunter den neunzehnjährigen Emich von Brandauer und den blinden Vogt Plieninger. Unter all den Resten, welche umher lagen, war ihm Nichts genehm, als eine große Marmorplatte, welche ehedem einen Sommertisch bildete; diese ließ er hinabschaffen zu seiner Wohnung und meiselte mit eigenen Händen daraus zu Ehren seiner Stieftochter einen Grabstein, der seiner Merkwürdigkeit wegen wohl Erhaltung verdient hätte, lehnte denselben dicht neben die Eingangsstufe des Gruftthörleins, nach der Schloßtürnitz hinüber, und ließ ihn mit eisernen Stäben umgeben, hernach aber ein Eisendrahtgeflecht darüber machen. In der Mitte des Epitaphiums war das Schloß Weissenburg, wie es in seinem Stolze war, zu schauen. Rechts und links herum um dasselbe waren die Schreckensereignisse der Familie, wie sie in diesen Blättern erzählt wurden, zu sehen. Ein Mann lag unter einem Hirschgeweih; zwei Andere verendeten halb liegend, mit Todeswaffen in der Brust. Ueber diesen fraß auf der einen Seite ein wildes Thier einen Frauenleichnam, auf der andern Seite lag deßgleichen einer, auf dem eine große Unke saß, und über all diesen Bildern hockte ein Mann auf einer großen Kugel, seine Füße auf einer Geldkiste stützend, in der einen Hand einen

Meisel und in der andern einen Schlagklöpfel haltend. Letzteres Bild stellte Den von Remchingen selber vor. Dieser Denkstein stand noch 1731 an bezeichneter Stelle, wurde aber, als der Erbprinz Eberhard Ludwig den 2. November bemerkten Jahres starb, hinweggenommen, abgeschliffen und als Grabdeckel für denselben verwendet. — Die Frühmesse am weißen Sonntag hat sich bis zur Reformation erhalten; nach dieser Zeit aber wurde die angeführte Stiftung durch mehrere andere vermehrt, und bestehet nun am Palmfeste eine „Frühkirche" bis auf den heutigen Tag.

Hungertod des Erben von Weissenburg.

Der Erbe des tragbaren Gutes der Familie von Weissenburg verzehrte thatlos sein rechtlich und unrechtlich erworbenes Vermögen; er erwarb sich ein großes Ackerfeld da, wo vormals Frankenhausen gestanden haben soll, nämlich am Fuße der sogenannten „Staffelfurch", und baute eine Bittkapelle auf dieses, von einer Mauer umzogene Gut; er war aber zu geizig, dasselbe mit einem Mildstifte zu bedenken, daher wurde es bald nach seinem Tode zu einer Schener verwendet. Gegenwärtig hämmert ein rüstiger Schmied darin. Die gemeiselten Steine zu dieser Kapelle holte Remchingen von der verfallenen St. Jakobskirche bei Degerloch, wovon das Wahrzeichen an der Vorderseite der jetzigen Schmiede zu sehen ist, wenn man den Weg nach Feuerbach geht. Unter den im Feuer geschwärzten Schild, zwei Arme mit gekreuzten Degen vorstellend, ließ Erbherr Erhard Stickel die Jahreszahl 1585 hauen, welche noch sichtlich neuer als der Wappenstein sich herausstellt. In dem Hause aber in der Schulgasse, in welchem der Geizhals starb, wollte man ihn öfters nach seinem Tode gesehen haben. Als nämlich um Fastnacht 1380 ein Herr Albrecht von Blankenstein nach Stuttgart kam, um das Narrenfest mitzumachen, wollte er auch seinen alten Vetter besuchen, und stieg deßhalb die wohlbekannten Treppen im Klosterhaus, in der Schulgasse gelegen, hinauf, und fand Alles verschlossen. Er ging wieder und kam den zweiten Tag. Abermals war Alles verschlossen. Am dritten Tag fand er wieder keinen Eingang. Da wurde es ihm unheimlich,

und er fragte in der Lorcher Kelterstube nach dem Abwesenden, worüber ihm die Frau Rößlin keinen Bescheid geben konnte, sich aber erbot, ihm, da es schon Abend war, mit einer Laterne hinüberzünden zu wollen. Vergeblich war ihre Mühe, Eingang in irgend ein Gemach des einzigen Bodenbewohners zu finden, so sehr sie auch riefen, polterten und wetterten. Jetzt wurde eine Thüre gewaltsam aufgesperrt durch den Thurmbläser, und man fand nun leere Wände, ein erbärmliches Strohlager, einen mürben Tisch, worauf eingetrocknete Krume in irdenem Gefäße stand. Weit und breit aber war der Bewohner weder zu sehen noch zu hören. Man suchte ihn von oben bis nach unten, fand ihn aber nicht. Endlich öffnete man die Kellergewölbe, und siehe! da lag er entseelt auf großem Reichthum. Die Thüre des Gewölbes war hinter ihm zugefallen und er hatte den Hungertod sterben müssen. Er hatte sich das wenige Fleisch mit den Zähnen von den Knochen gerissen und seinen Körper jämmerlich zerschunden. Sein Vermögen fiel lachenden Erben zu, die es besser zu benützen wußten, als der alte Thor; denn man siehet die Wappen der „zwei Arme mit den Degen" an Weinbergen in der besten Lage, an stattlichen Gebäuden, wie in Gablenberg am Schlößlein und an dem schönen Epitaphium des letzten Erben, in der Leonhardskirche dahier. — Bis auf unsere Zeit trug sich die Sage, daß der alte Geizhals von Zeit zu Zeit sich sehen lasse, fort. Es erzählt sie noch der berühmte Stilling in einem von ihm verfaßten Werke, wonach die Bäcker, welche im unteren Raume des Hauses jetzt wohnen, mehrmals Gelegenheit gehabt hätten, eine Schattengestalt um Mitternacht zu sehen, welche müde vom Giebel des Hauses hinabstieg und tief im Keller verschwand. Die gleiche Gestalt wollten mehrere Bewohner des oberen Hauses öfters gesehen haben; ja sie beschrieben die Gestalt genau, wonach es ein großer Mann war, gekleidet in einen hellbraunen Schlafrock; seine Tritte seien hörbar gewesen, und schwerfälliger seien dieselben geworden, je tiefer sie in das Kellergewölbe hinabgingen. So kam es auch, daß die verschiedenen Hausbesitzer einen verborgenen Schatz vermutheten und Rände und Wände, Küche und Keller deßhalb durchstöberten, um ihn zu erheben; es ist aber bis heute mit Wissen Keinem ein Fund gelungen, obgleich die Tho-

ren, wenn man ihren Wahn belächelte, albern genug die Bibelstelle citirten: „Wo euer Schatz ist, da ist auch euer Herz (euer Geist).“

Warnung vor dem Burgweg.

Als man die Steintrümmer und den Schutt auf Weissenburg durchwühlte, fand man unter Anderm auch das „Silberglöcklein“, welches nach Stuttgart gebracht, von Erwin Lutz auf den kleinen Thurm der Stiftskirche aufgehängt, und zu verordneter Zeit pünktlich geläutet wurde. Als aber der dicke, 188 Fuß hohe Thurm, der 1490 angefangen, 1495 bis zum untern, 1513 bis zum mittlern und 1531 bis zum dritten Kranze erbaut war, ward das Silberglöcklein auf denselben aufgehängt. Das „ewige Licht“ aber, welches bis zur Reformation gehalten wurde, erlosch mit der Einführung derselben, und sein Stiftungsgut wanderte zu anderen Stiftungen. Von dieser Zeit an entstand der Glaube: „auf den Trümmern der Weissenburg brenne jede Nacht ein Licht, das von keines Menschen Hand angezündet, noch geschürt werde und wodurch Nachtwanderer irregeleitet würden und nicht selten verunglückten, wie es gar vielen schon geschehen.“ Es fand sich daher der Magistrat von Stuttgart im Jahr 1599 veranlaßt, Jedermann des Wegs am Burggrund vorüber zu warnen, indem am letzten Kreuzerfindungstag der Ausburger Ammermüller dorten in die Irre gelocket worden und fast elendiglich umgekommen sei, wie aus folgender Erzählung des Benannten erhellet: „Am Morgen des gestrigen Tages ging ich, nachdem ich ein christliches Vaterunser andächtiglich gebetet und auch einige frommentliche Seufzer gethan hatte, von meiner Ehehälfte züchtiglichen Abschied genommen, auch nebstbei meinen Haussegen allsammtlich geherzet — nach Echterdingen auf den Weg, um jung Gras zu feilschen. Weilen aber der Eigner unlässiglich war, verzog sich mein Bleiben und es dunkelte schon, als ich die Grußmark zu Echterdingen verließ. Völlige Nacht war eingesunken, da ich gen Degerloch kam und den Burgwald betrat, welchen ich tröstiglich und rüstiglich durchwandelte, obgleich es darinnen gar sehr krächzete, huschete, wuhete und uhuete. Als nunmehro die Rüsterei zu Ende ging und ich schon die Lichtlein im Thale zuweilen schauen

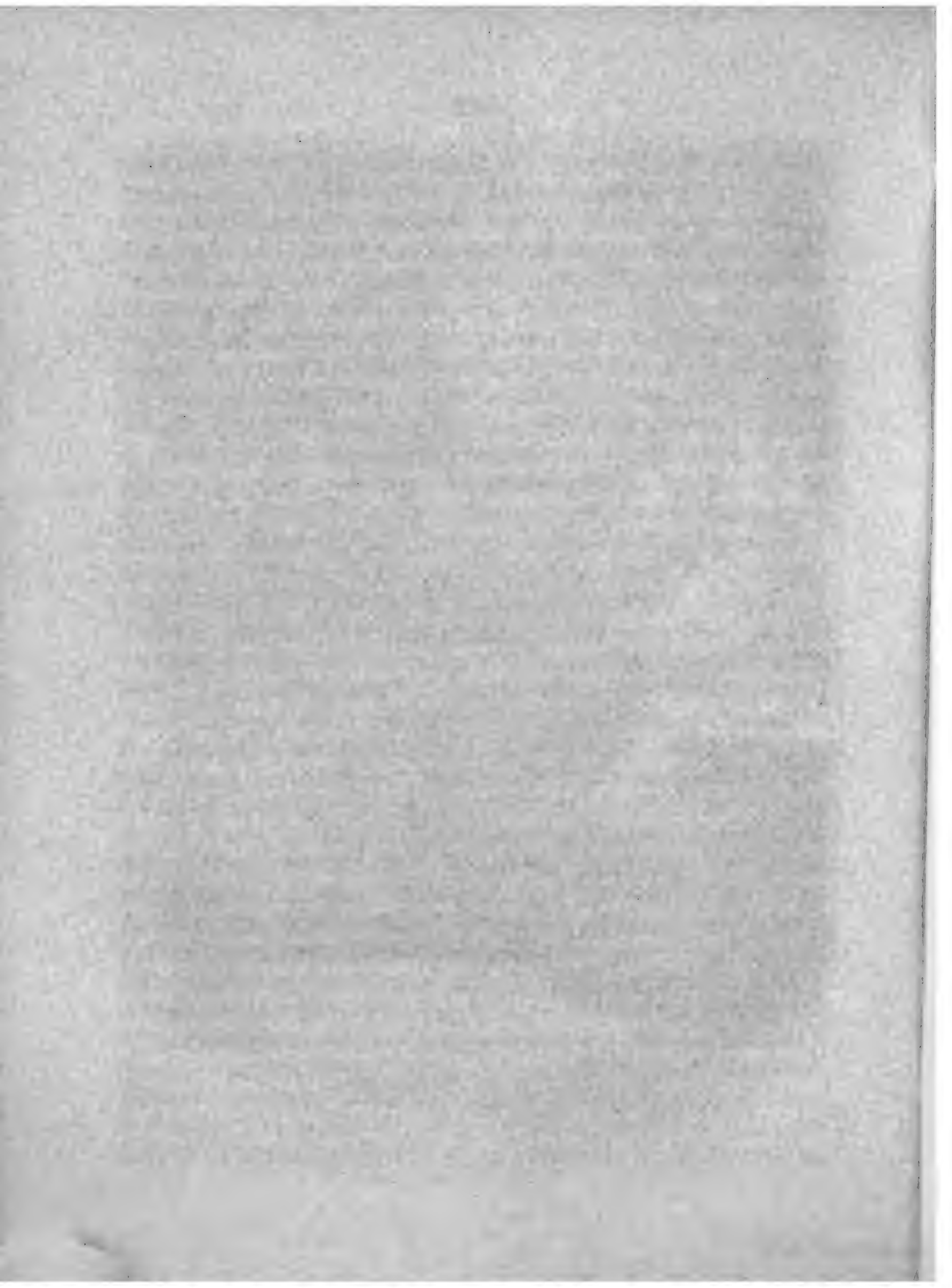
konnte, da wo der Burgstand beginnet und der Weg sich dachet, da war mir's, als schreite Jemanden vor mir des Weges her, bald waydelich, bald saumig, mit erhelltem Windhaus (Laterne). Ihm nachzukommen sputete ich mich, weil es mir liebder sein wollte, zu Andert zu laufen am Burggrund vorüber, wovor mir die Haut schauderte und ich mehrmal grieselich ging. Je mehr ich aber doppelte, desto eilfertiger sprang auch das Licht vor mir, hoch und niedrig, rechts und links. Plötzlich sah ich es nicht mehr, hatte auch keinen Pfad mehr, stürzte über Mauer und Gestein, kollerte hilflos haustief abhänglich hinab, bis ich zu hälftigen Leibes in der Burgstaue lag, aus welcher ich meinen Körper kaum als halben Leichnam herausholte mit vieler Noth. Dabei lachte ein Ungesehener mich spöttisch aus. Also ist mir geschehen männiglich, was bezeuget mein wundgefallen Angesicht und meine geschürften Gliedmaßen."

Auf diesen Fall hin setzte man einige herzhafte Wächter aus, ob man die „Teufelsleute" nicht zu fahen vermöge, welche „steete" Menschen irrig machen, in Noth führeten, und hernach darinnen „uzten". Es wurde aber selbiger Zeit Niemanden „ertappet", wohl aber das Lichtlein österlich gesehen. Daher fand man für's Beste, um dem Aberglauben zu steuern, den Weg vom Wald am Schloßgrund vorüber nach der Stadt eingehen zu lassen, und eine Straße über die Sandbrüche und die Weinberge von Degerloch herab herzustellen durch Abfrohn, was denn auch geschah im Jahr 1616, seit welcher Zeit die Steige „Weinsteige" heißet, weil das erste Fuhrwerk, das sie nach ihrer Vollendung befuhr, ein Weinwagen war. Später wurde sie verbessert, ein größerer und „lägserer" Umgang genommen und damit manchem Unglück vorgebeugt. Jetzt verbindet zwischen beiden ehemaligen Steigen die „neue Steige" das Unterland und das Oberland von Württemberg auf eine ganz gefahrlose und wahrhaft angenehme Weise. Mit Recht hat man daher ihrem Erbauer, Oberbaurath v. Etzel, nach dessen Tod ein Denkmal darauf gesetzt, im Jahr 1844. Von den Resten der zerstörten Burg wurde die Brücke gebaut, die von der Stadt durch das Hauptstätterthor führte; ebenso der runde Thurm, linksab an der Stadtmauer, welcher deßhalb der „weiße", später aber der „Nachrichterthurm oder Schinders-Kleider-



Das ewige Licht auf Weissenburg.

(S. 281.)



kasten“ hieß, weil er dem Scharfrichter zur Trocknung seiner Felle neben dessen Wohnung eingeräumt wurde. Der Platz, wo er stand, ist die linke Ecke, wenn man vom Wilhelmsplatz in die Katharinenstraße einmündet und wurde zusammengerissen im Jahr 1820. Diesem Thurm gegenüber war ein Erdwall, der sogenannte Käs, die Haupt- oder Richtstätte, welche ebenfalls ummauert wurde, die Steintreppen zu derselben aber, nebst dem Heusteigthörlein, holte man auf dem „Weissenburle“, so daß Ausgangs des siebzehnten Jahrhunderts nur noch die Hälfte eines Thurmes und wenige Gewölbe tief im Boden vorhanden waren, in welche aber Niemand wollte, weder bei Tag, noch bei Nacht, und welche wohl jetzt noch stehen würden, aus Furcht vor dem unheimlichen Lichte, das jedes Kind von Stuttgart schon gesehen haben wollte, wenn nicht nachfolgender Umstand die gänzliche Schleifung aller menschlichen Mauerwerke im Jahr 1707 zur Folge gehabt hätte.

Die Erscheinung.

Den zweiten Tag nach Ostern 1707, Morgens in aller Frühe, klopfte der Stiftsthurmwächter Balthes an der Thür des Stiftsprälaten und sagte: „Herr Stiftsprediger! halt mich bei meinen Pflichten verbunden, Euer Hochwürden Etwas zu erzählen, was mir heute Nacht begegnet, was meine Augen für ein Schreckbild leibhaftig gesehen, und welche Reden meine Ohren von demselben wirklich vernommen. Es war halb zwölf diese Nacht, als ich pflichttreu mein viermalig „Wohl“ auf dem zweiten Umgang abgehuppt hatte, wovon die Marktwache Zeugniß geben kann. Einige Augenblicke stand ich noch auf dem Kranz, schauete den schönen Mond an und dachte so in meinem Herzen: ’s ist doch wunderlich, daß um jede Ostern der Mond scheinet. Dann ging ich hinein, setzte mich unter den Rollriemen und harrte des Schlages Zwölf. Die Stube war hell wie am Tag und es brannte nebenbei noch meine Ofenlampe. Eben war die Uhr am Warnen oder hatte es schon gewarnt, will darin die Wahl haben, da trat in mein Stüblein ein schlankes Weibsbild, angethan mit schwarzem Kleid, das von den Achseln bis zu den Zehen

reichte; ihr Gesicht war papierweiß, ihre Augen hohl und ihr Haar rabenschwarz. „Auf, lässiger Thürmner!“ rief sie, „künde weit hin in das Thal, wie es heischt Deine Pflicht, mit des Glöckleins schallendem Klang, die gekommene Mitternachtsstunde, damit irre Wanderer nah und fern seine Stimme vernehmen und sichere Herberge finden mögen.“ — Und, Herr! erschreckt durch diese seltsame Rede entgegnete ich: „Alle guten Geister lobpreisen den Herrn Zebaoth! Sag' an, wer Du auch bist, Geist oder Mensch! was hast Du verbrochen, daß Du um Mitternacht zu mir heraufsteigst aus den Wohnungen der Schlafenden ohne Leuchte, mit bangem Gestöhn und Geächze?“ — Hierauf erwiderte die Gefragte: „Nicht schuldlos erdulde ich seit Jahrhunderten ruhlose Pein; ich habe meine treue Mutter einst meuchlings in heiliger Palmnacht erschlagen und dann ihren zuckenden Leichnam ungesehen in das tiefste, nur mir bekannte Gewölbe meines Schlosses, genannt Weissenburg, getragen und in ewige Nacht verschlossen; hierauf, noch befleck von vergossenem Blute, in Sünde meinem Stiefvater mich ergeben. Und daß meine Schande und Blutschuld menschlichen Richtern geheim bleibe und nicht gerächt werde, trug ich scheinheilige Trauer, entsandte um die Verlorene viele Dienstknechte, mit dem Auftrag, durch nahe und ferne Wälder sie zu suchen. Und als sie heimkehrten mit der trostlosen Nachricht, sie sei nirgends zu finden gewesen, da raffte ich einen Theil meines Silberschmuckes zusammen, ließ ein helltönend Glöcklein daraus formen, hängte es hoch über meinem Schloßthurme auf, gelobte, um 9 und 12 Uhr in der Nacht es eigenhändig, als Zeichen der Trauer um meine verlorene Mutter zu läuten, so lang es mir meine Kräfte erlaubten. Auch zündete ich ein helles Lichtlein an im Gemache der höchsten Warte meines Schlosses, sobald es dunkelte, und schürte dasselbe, bis die Sterne erbleichten, als weiteres Zeichen meines Wachens und Harrens um die Verlorene. Auch verordnete ich: daß, wenn ich gestorben oder mein Stammhaus von Feinden zerstört werden sollte, so solle das Glöcklein auf dieser Kirche Thurm aufgehängt und geläutet werden, also, wie ich es gehalten habe, so lange ich noch wandelte unter den Lebendigen. Ebenso soll es gehalten werden mit dem Lichte, so ich genährt bei Leibesleben und zu diesem Gottes-

hause gestiftet habe nach meinem Tode. So ahnete Niemand den schrecklichen Mord. Ich wurde als Heilige verehrt von Jung und Alt, in der Kirche und auf den Straßen. Es schwanden mir zehn Jahre dahin in ungesehener Sinnenlust. Mein oftmals mahnendes Gewissen drückte das Gekose meines Buhlen allfertig nieder und machte mich glauben, der Erde Glück und Unglück ende mit dem Tode, und jenseit dem Grabe walte keine Vergeltung weder des Bösen noch des Guten. Meine milde Hand segneten Bedrängte und Kranke, und wo sie mein begehrten, war ich ihnen nahe überall. Wo ich wandelte, umhüpften mich die unschuldigen Kinder, und Priester und Laien grüßten mich mit Ehrfurcht. Die Nacht deckte mit ihrem schwarzen Flügel all' meine Sünden.

„Endlich fanden mich Leiden. Es entwanden sich meinem Schooße zwei Knäblein, welchen ich in den ersten Augenblicken ihres Daseins den Lebensstrom ihres Odems verwahrte und sie dann entseelt hinuntertrug in das gleiche Nachtgewölbe, wohin ich vor zehn Jahren meine Mutter getragen. Aber, o schreckliches Entsetzen, gräßlicher Anblick! Der Körper der Todten lag nicht mehr an der Stelle, wohin ich ihn in jener unglückseligen Palmnacht getragen! In den fernsten Hintergrund hatte sich die Halbentseelte sichtlich im Todeskampfe noch verkrochen. Halb das Haupt an die feuchte Wand gelehnt, deckte ihre fleischlosen Knochen das morsche Nachtgewand, welches ich einst über die Blutende hingeworfen hatte. Die Locken, die ehemals ihren Nacken so üppig umwallet hatten, lagen entfaltet und in grausiger Wirre umher. Der Mund, der so oft an meiner Wiege mich in Schlaf gesungen und mich heilige Gebete gelehrt hatte, war nimmer zu erkennen. Ihre huldreichen Augen waren in ihren Höhlen vertrocknet und vergangen. Ihre Brüste, die einst mich gesäuget, waren von Würmern durchwühlet und scheußlich gestaltet. In dem Raume, wo einst so sanft und so mild, gegen Freunde und Feinde, gegen Nahe und Ferne, ihr redliches Herz geschlagen, war nun Staub und modernde Erde, und zwischen diesem Staub lag mein eigenes Bild, gezeichnet in den Tagen meiner Kindheit, welches sie stets auf ihrem Herzen getragen. An dem einen Finger ihrer Hand glänzte noch der Ring, den mein seliger Vater ihr

einst zum Brautschmucke gegeben. Eben wollte ich diesen Schmuck von ihrer Knochenhand lösen, da verlöschte ein Luftzug meine Leuchte und das Knochenhaus meiner Mutter sank klappernd zusammen. Angstvoll schlich ich ungesehen heim zu endloser Qual, und sank auf ein langes Siechbette, meine Gesundheit war dahin, die Lebenskraft gewichen, das Blut ward mir faul, Würmer zerfraßen mich bei lebendigem Leibe, mein Odem verpestete weit umher die Lüfte, und ich starb als ein Scheusal in der Hälfte meiner Tage. Ich wurde begraben neben meinem Vater und nahm das Geheimniß meiner Blutschuld hinüber in die Ewigkeit, vor den Richter, dessen Auge in jede Finsterniß blicket, dem kein Gedanke und keine That verborgen ist. Verstoßen wurde ich aus dem Reiche seliger Geister zu den Qualen der Hölle. Erst seitdem mein Stammschloß von dem Zahn der Zeiten zerstört ist, ward auch meinem Geiste da, wo meine Gebeine begraben, Ruhe vergönnt. Wird aber dieses Glöcklein, das ich als meuchelmörderische Heuchlerin gestiftet, nicht nach meinem Willen geläutet, dann muß ich empor aus meiner dunklen Kammer, und muß die Pflicht erfüllen mit glühendem Hammer. Auch muß ich am heiligen Palmfeste, wenn die Glocken die Menge zum Frühgottesdienst rufen, heraussteigen aus meinem Grabe und an der Stätte, wo ich meine Opfer verborgen, mit gepeinigter Seele verweilen, bis am nächsten Morgen die Sterne wieder erbleichen. Eine Lampe muß ich schüren mit höllischer Qual, deren Leuchte des Nachts harmlose Wanderer statt auf den richtigen Pfad in die Irre, in Unglück und zum Verderben führet, damit der Raum, auf dem ich meine Blutsünden begangen, verwünscht und verabscheut werde von allen kommenden Geschlechtern, und damit das „ewige Licht auf Weissenburg" ein Fluch sei! Erst wenn das letzte Gestein von meinem ehemaligen Wohnorte dort drüben völlig zerschlagen sein wird und die Sonne des Tages in das Dunkel leuchtet, wo ich meine gemordete Mutter verborgen und die beiden Knäblein, so ich unter meinem Herzen getragen, dann wird mein Körper die ewige Ruhe, und mein Geist die himmlische Seligkeit auf ewig finden! Heil mir, bald nahet diese Stunde."

„Also, hochwürdiger Herr! redete die Gestalt und verschwand

sonder Geräusch aus meinen Augen und aus meiner verthürten Stube."

Staunend horchte der Kirchherr dem Erzähler zu und schüttelte ungläubig den Kopf mit den Worten: „Balthes, Balthes, Ihr werdet gestern einen Schoppen Wein über den Durst getrunken und deßhalb im Traum die Erscheinung gehabt haben, oder seid Ihr überhaupt mit solch' wirren Gedanken niedergesessen, wo Eure Augen sodann ein täuschend Mondbild gesehen haben."

„So! also meinen der hochwürdige Herr, ich hätte zu tief in's Glas geguckt?" fragte Balthes. „Nein, nein! das ist einem armen Thurmwächter bei den gegenwärtigen harten Zeiten nicht möglich und vergönnt, absonderlich da der Wein seit vier Jahren mißrathen; und der gute, der einen Janko gibt, ist nur noch für die Herren. Ich war so nüchtern, wie jetzt, und kein Schlaf oder Toser war über meinen Augen; müßte sonst ein schlechter Dienstknecht sein, was ich mir Gottlob nicht vorzuwerfen habe. Uebrigens haben das Etliche meiner Vorgewesenen schon lang vor mir auch gesehen, was ich gesehen habe, und der Jakob Brenner hat davon Zeugniß gegeben vor seinem Tod, auch hat der Hanselesdreher Schrot die Erscheinung gesehen und ihre Figur an die Wand gekritzelt. Alles das, was ich gesehen und gehört habe, kann ich beschwören in Wahrheit und ohne Aberglauben!" schloß der Thurmwächter.

„Nun ja, geht jetzt nur wieder in Eure luftige Wohnung, Balthes!" versetzte der Stiftsprediger; „und schweiget über das, was Ihr gesehen oder gehöret haben wollt!"

Balthes ging heim, der Kirchherr aber holte seine Perücke vom Stutzbock und machte einen Besuch bei dem Stiftsprobsten, ihm wieder zu erzählen, was er gehört hatte von dem Thurmwächter. Hierauf wurden mehrere Herren vom Rath, ferner der Herr Schloßprediger Hiemer und der Herr Landschafts-Consulent Sturm, sowie der Herr Regierungsrath von Rühlen zu einer Berathung gebeten, bei welcher Veranlassung der Thurmwächter Balthes vorgerufen, auf's Neue über sein dem Stiftsprediger Mitgetheiltes vernommen und zu einer Eidesbekräftigung desselben veranlaßt wurde. Nach Anrufung der Dreieinigkeit entließ man den Thürmer und berathschlagte, was

in dieser „haigelen" Sache zu thun sei, und es wurde beschlossen: von den Ueberbleibseln des Schlosses keinen Stein auf dem andern zu lassen. Den zweiten Tag darauf wurden zwölf städtische Taglöhner vom Bauknecht Wenkler nach dem Burgraum des ehemaligen Schlosses Weissenburg geführt, um die letzten Mauerwerke desselben bis auf den tiefsten Grund zu zerstören. Nachdem der erste Abraum geschehen war, entdeckte man noch eine verschüttete Wendelstiege, von welcher man hinab in drei Gewölbe kam. Das erste bildete einen Gang, welcher, als man denselben verfolgte, mit einer schweren Thüre sich schloß, und als dieselbe erbrochen worden, fand man den Weiterweg mit Erde verschüttet. Als man auch dieses Hinderniß hinwegräumte, kam man hinaus in das Thal nach dem Walde, von wo Stufen hinabführten bis gegen die Quelle des Bopserbrunnens. Die zwei anderen Gewölbe waren leer, in den Wänden waren große Kolben befestigt, an einigen hingen schwache Kettenreste. Diese Gemächer wurden sogleich durchsucht, aber es wurde nichts Erhebliches darin gefunden. Hierauf wurden sie sämmtlich abgebrochen und die Steine an die Weingärtner, welche ihre Güter in der Nähe hatten, abgegeben. Dann wurden die Bodensteine aufgebrochen, bei welcher Arbeit auf einmal Einer, Namens Sauer, halb versank. Man zog ihn heraus, untersuchte weiter und fand zwei große Gewölbe, in deren einem Fußknöchel, Gelenkköpfe, Knochen und Schädel in einer Art trockener Strohasche lagen, von Kleidern war Nichts zu erkennen. Ein schmales Thürlein, an welchem außen noch ein Schließspeidel hing, fand sich auf der nördlichen Seite der Mauer, gegen die Stadt hinunter, bei dessen Hinwegräumung man in festen Boden und auf anstehendes Gestein kam, wo somit also das Mauerwerk des Schlosses hier ein Ende gehabt haben mochte. Die Knochen, so man fand, waren menschliche, und lagen mehrere noch in Ordnung, daß man die Körperlage daran sehen konnte, weßhalb man dieselben in einen Sarg sammelte und auf dem Lazarethkirchhof, ob Trostens Grab beerdigte. Trost war nämlich ein Schneider dahier gewesen, und der erste, den man 1565 auf diesem Gottesacker begrub, daher er erst Trost-, später Lazareth- oder St. Kasparkirchhof geheißen wurde. Trotz der gänzlichen Schleifung dieses Schlosses trug sich die Sage

bis zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts fort, daß auf dem Weissenburle ein „ewiges Licht“ brenne, das ein verfluchter Geist sei, der erst erlöst werden könne mit dem Opfer eines Kindeslebens. Oft und vielmals erzählte uns der alte Apothekergehülfe Six (1809), da wir noch Knaben waren und mit dem umherliegenden Gestein auf dem öden Schloßraum „Steinmöckel“ spielten oder müßig umherlagen, daß er das Licht viele dutzend Male schon gesehen habe, wenn er vom Kräutersammeln spät heimgekehret sei.

* * *

Es hieße den Aberglauben unterstützen, wollte man dieser Sage das Wort reden. Merkwürdig aber und geheimnißvoll ist der Untergang der männlichen Besitzer dieser Burg, und ein wunderliches Fatum ist es, daß sogar die Steine dieses einst so stolzen Schlosses endlich zum Bau einer Richtstätte und einer Wohnung für den Nachrichter dienen mußten, und daß kaum mehr eine Spur von der Oertlichkeit, wo es stand, zu finden ist. —

Die Burg Rauber auf dem Hasenberg.

Zerstört durch Rudolph den Habsburger um's Jahr 1286.

Das war ein Wegvogt schlimmer Art,
Der hierorts einst gehaust!
Was weitum Müh' und Fleiß erspart,
Das hat der Schuft gemaust!

„Uff der Höh' der Magstättersteig, bei Stuttgarten, man nennt izt den Berg Hasenberg, vordem „Haßdenberg“, stand eine gar vestigliche Burg zur Zeit als man erst zählte kaum tausend Jahr nach Christi Geburt. Selbe gehörte ursprünglich den Herren von Roß-

wagen, deren letzter am Hanven (Strick) gestorben sein soll, zu Gmünden, der schwäbischen Reichsstadt, in den dreizehnhundert und etlich dreißig Läuften (Jahren). Der erste Herr, genannt der „Roßwaager", hatte viel Feld, Wald und Gauen um Vaihingen an der Enz, zerfiel aber mit einem Grafen von Calw, genannt der „Scheerer", um eines Vollrosses willen, das der Scheerer ihm unmännlich entwunden, und nach seinem Schloß ob Calw damit geritten haben soll. Darüber ergrimmete der reiche „Enzinger", schaarete sich und trabte zielstracks. Als er gen Calw kam, war eben frohes Geschmaus auf der Burg, weil eine Edelmaid des Scheerer in's Beilager kam. Er stieg hinauf in's Gemenge der Gastleute, und ward als unberufen am liebreichsten begrüßet, zumal er nichts Arges erkunden ließ. Nach kurzer Weile ging er hinab zu den Mähren (Pferden), suchte sein entwunden Roß und fand es ledig, nestelte es los, setzte sich darauf und ritt in's Thal. Eben aber blickte der Altgraf durch's Fenster und sah sein Vollroß abtraben. Wirsch dessen, stieß er sein Fenster durch und blies in's Hüfthorn, das Burgschlußzeichen, und gefangen war der Enzinger. Hierüber tobig, trieb er seinen Gaul auf die Mauerstaig, und schrie lautlich: „Roß waags!" Damit sprang er thurmtief hinab in das Freie, wo seine Mannen harrten. Tödtlich fiel das Vollroß zusammen, Enzinger aber setzte sich auf sein Roß, das ihn hergetragen und ritt wohlbehalten mit seinem Trosse heimwärts. — Böses Blut wallte drob in Dem von Calw, er rief seine Dienstmannen hinauf bis gegen Tübingen zusammen auf Streit und Wehre wider den „Burgroßdip." Diese zerstörten die Burg des Enzingers und zündeten an die Hütten der Lehensleut' und all seiner Vasallen bis gegen Maulbronnen, wo nachher ein Klosterhaus erbaut wurde. Darüber wurde der Bedrangsalte flüchtig, und ritt so weit sein Gaul ihn zu tragen vermochte, nebst seiner jungen Hälfte, Einer von Magenheim, die gar viel Geld und Gut hatte. Und da sie kamen am Abend pilgermüde auf die Waldhöhe von Stuttgarten, da dürstete sie gar sehr und sie seufzeten um einen Schluck Wassers, auch war just die Hälfte des Enzingers, benamet der Roßwager, in Nöthen, und konnte nicht mehr fürder, sondern mußte einsam lagern. Und um Mitternachten entband sie sich eines Knäbleins. Knieend bat sie Gott

um Labe. Kaum hatte sie dieß gethan, da kräuselte es nicht fern weg, als ob ein Brünnlein flöße, und der Pflegherr spudete umher und fand ein hell Gerinne aus sandigem Gestein sprudelig gießen. Dieß war der Finder froh und sprach zu seinem Weibe: Gott hat uns geschenket ein wohlformig Knäblein und kühlen Trank, weßwegen zwei Zeichen es sind, daß wir hierorts Pflegung hegen, eine Burg bauen, und weilen sollen für immer. Und als sie also sprachen, kam ein Thalsasse des Pfades daher, dem kündete Enzinger sein männiglich Vorhaben an und gab ihm „gewapptes Silber", mit welchem der Alte fürbaß ging, und des andern Tages viel dienstwillige Hände brachte, daß in etwelchen Monaten ein kühnlich Geborgniß stand, das ein Abwall umschützte und bergwärts ein Zwinger bannte. Viel Wald eignete Enzinger sich an, und die Abwand nach dem Thal freite er sich löblich zu, bis ab gegen die Näffen. Dessen ward er nicht beneidet, sondern wohl gelitten Anfangs. Halbbergwärts gegen Heslach bauete der Spaßherr ein Mährhaus, das heute noch „Burgstall" genannt wird, und gränzete seine Gerechtsame mit Strohwende, welches eben noch heute „Burgholz" heißet, jenseits der Näffen Bach; auch lösete er gütlich vierzig Tagwerk Gründe im Thal, die als Burgstallwiesen freizinslich stehen seit damals, wie überall bekannt zu Heslach und Stuttgarten, wo damals gar schöne Fohlen gehegt worden sein sollen, von denen Enzinger gute Pflege kannte und dieselbe zu trillen verstand."

Die Gaiseiche.

So lange nun die Familie des Enzingers klein war, und dieselbe wenig Bedürfnisse hatte, reichte der Ertrag der rechtlich erworbenen Wiesen, Felder und Wälder hin, ehrsam zu leben. Da aber mehrere Söhne heranwuchsen, wollte das Einkommen nicht mehr ausreichen, daher vermaß sich schon der zweite Schloßbesitzer, trotzend auf die Stärke seiner Veste, Ische (Abgabe) zu fordern von Rossen und Mannen, die an seinem Grund vorüberzogen. Wer nicht gerne steuerte, dem wurde mit Gewalt genommen, was er hatte. Hierüber entstanden Klagen zu Leonberg, Herrenberg, Magstadt, Tübingen, Calw.

Weil sie aber nicht einig waren im Fehdezug gegen den verhaßten Wegschatzer, so lagerten sie sich stets umsonst vor den festen Mauern, zumal da aus dem Kalten- und Nässenthal den Burgleuten Hülfe zukam, denn sie hatten Nutzen von der Veste, Schutz und keinerlei Beschwer. (Das Nässenthal hatte seinen Namen von den vielen See- und Stauwassern, welche von Kaltenthal bis gegen die Tannenmühle herab waren, wo jetzt die schönsten Wiesen und Aecker sind. Durch Ableitung dieser Nässen in eine Furth bildete sich der Bach, welcher „Nesenbach“ genannt wurde, der zuweilen Stuttgart dermaßen überschwemmte, daß das Wasser auf dem Marktplatz schon drei, sechs, acht und zehn Fuß hoch stand, und Menschenleben seine Opfer wurden. Besonders bösartig zeigte er sich den 31. Juli 1508, Nachmittags 4 Uhr, bei einem Wolkenbruch, wo er einen Theil der Stadtmauer nebst einem hohen Thurme zusammenriß und so gewaltig in die Stadt strömte, daß er dem Schmied Weiß seinen gar schweren Ambos auf den Markt schwemmte. Mehrere Häuser stürzte er zusammen und nahm viele Habe mit. Und weil er unterhalb der Stadt ehemals links, bis gegen die Mühlberge bog, so hatten die Bewohner in der Mönchhalde öfters von ihm zu leiden, bis man ihm sein jetziges gerades Bett grub.) Als die Zugleute sahen, daß Nichts mit der Veste zu machen sei, zogen sie jedesmal drohend wieder ab, und warneten Jedermann diesen Weg zu ziehen, daher der Berg geheißen wurde: „Haßdenberg.“ Dadurch aber, daß diese Straße so viel wie möglich gemieden wurde, verminderte sich das Einkommen der Burgherren und sie ritten auf Raub aus weithin und nahmen wo und was sie fanden. Sie sagten: „Was schaust mich an, willst nit mit gan, Pferd, Esel, Stier? wir han Quartier!“ Hatten sie dieses gesprochen, so säumten sie nicht länger, das Angeredete mitzuführen, wenn es ihnen nicht aus dem Wege ging. Doch bei dieser Stegreifreiterei blieb es nicht, die Herren sanken immer tiefer und raubten zuletzt arme Wanderer aus, deren kleine Habe sie dazu benützten, ihre Arbeitsleute zu bezahlen und ein Schlemmerleben zu führen. Solcher Raubfesten gab es um Stuttgart sechs und in Schwaben siebenhundert. Dieß verdroß Kaiser Rudolph, und er beschloß, niederzureißen, was ihm in den Wurf komme von solchen

Raubnestern; er machte sich deßhalb um's Jahr 1286 mit starkem Heere auf und zerstörte eine Menge Burgen, so auch die auf dem Hasenberg. Mühsam, aber mit reichem Gut, rettete sich der Burgherr mit den Seinen am Bergabhange hinab. Nach Abzug des Feindes wollte der Burgherr seine Burg wieder bauen lassen, stärker als zuvor, wozu ihm ein Komrell behilflich sein wollte; aber die Stuttgarter duldeten dieß nicht, sondern holten den Steinvorrath zu ihren Thoren und bauten einen Thurm „accurat" so zwischen dem Münz- und Malefizthor auf, wie er oben auf der Burg stand. Dessen ward aber der Verjagte nicht zufrieden und er klagte zu Beutelspach bei dem Grafen von Württemberg, worüber Eberhard der Erlauchte Bericht von dem Rath gemeiner Stadt verlangte. Dieser Bericht, geschrieben im Maimonat 1289, lautete also: „Dieweil Enzing Roßwaag nicht ehrbarlich nachzuweisen vermag, wie er in den Besitz der Berghöhe gekommen, und wir von unsern Urähni und Altvordern wissen, daß die Berghöh' in unserer Nutz und Waid stand, wir dieselbe aber keineswegs verkauft, vertauscht oder verpfändet haben, so ist abzunehmen, daß die ganz' Sassung erschleichlich geschah, und wir in unserem Fürrecht sind, wenn wir Raumab auf unserer Markung machen. Was sodann die gemezzten Steine belanget, die wir uns zugeeignet zum Schutz- und Trutzbau, so haben Die von Enzing um den Haulohn längst uns schon geschundet und thätlich betrübet in unsern Heerdefahrten und manch gezeichnet Gaisthier uns genommen, mit ihrer Redeweis: Was schaust mich an, willst nit mit gan, Pferd, Esel, Stier? wir han Quartier?" Drob lachte der Graf herzlich und vermittelte die Klag' also, daß für die liegenden Nutzgründe dem Kläger billige Entschädigung gegeben werden möchte, was denn auch geschah. Nachdem dieß geschehen, waren die Bürger Stuttgarts froh der Erlösung des Räubers und zogen hinauf nach der Waldhaide, wo eine stattliche Eiche stand, säuberten dieselbe von allem Gesträuch und nannten dieselbe „Gaiseiche", darum, daß der Ziegenhirt wieder sicher waiden konnte, bis nach der Ziegelklinge. Und diese Eiche grünet noch bis heute, obgleich der Blitz schon mehrmals ihre Krone knickte.

Untergang der Enzinger.

Fort zogen Die von Enzingen gen Lenningen bei Kirchheim, wo ein alter Edler von Sulzburg saß, der in Ruhe lebte und seine beiden Burgen auf der Alp zu verkaufen ausbot. Der Roßwaager erwarb sich die Veste Eck, unweit Teck, und stellte dieselbe quaderfest her. Nicht lange aber dauerte sein Wohnen auf der neuen Burg, so zog er auf Raub aus und Alles war gerecht, was auf dem Rücken der Krämer, an den Lenden der Bauern, oder auf Frachtwagen des Weges daher kam, dabei litten gar viel die Umwohner und die Handel treibenden Städte Gmünd, Kirchheim, Nürtingen, Reutlingen und Blaubeuren, zuweilen auch Eßlingen. Etlich und fünfzig Jahre duldeten die Städter diese Plage, weil sie nie die rechte Spur finden konnten. Denn der schlaue Burgherr hatte seinen Rossen, worauf er mit seinen Gesellen auf Freibeuterei ritt, die Hufeisen verkehrt aufgeschlagen. so, daß wenn er hinritt, die Huftritte sich zeigten, als ob er hergeritten wäre. Endlich kundeten dieß die Gmünder ab, überfielen das Raubnest, so lange der Stegreifler mit seinem Troß abwesend war, brachen, so viel sie konnten, von den Mauern ab, nahmen an Tragbarem mit, was thunlich ward, zuneben aber auch die Herrin nebst ihren zwei Knaben. Als der Burgherr heim kam, entsetzte ihn das Geschehene gar sehr, und er jagte den Gmündern nach, holte sie ein, wurde aber von ihnen mit blutigem Kopfe heimgeschickt. Nach wenigen Wochen ritt er freiwillig nach Gmünd, um sich ehrenfest dort niederzulassen und bei seiner Familie zu leben. Bald ward er wohl gelitten daselbst, und unter dem Namen Edler von Rauber that er der Stadt als Kriegsbannherr viele Dienste, und starb daselbst in großem Ansehen. Sein Begräbniß ward ihm in der St. Johanneskirche benannter Stadt gegeben, unter dem Männlein mit dem sogenannten „Zweifelsstrick", welcher drei ineinander geschlungene Brezeln vorstellt. Der eine seiner Söhne war rückenkrumm, zum Kriegsdienste untauglich, aber ein gelehrter Herr, der schon jung an Jahren zum Stadtschreiber gemacht wurde, und später zum Stadtrichter vorrückte. Der zweite war ein kräftiger, stolzer Mann, dem der Stadt-

dienst nicht behagte, und in das Schloß sich zurücksehnte, wo er als Kind wohnte, um daselbst unabhängig zu leben. Er gab seinen Vorsatz der Stadtgemeinde zu erkennen, die unter Vermittlung seines Bruders ihm ein ansehnlich Abfindgeld zahlte, womit er stracks abritt, nachdem er geschworen hatte, Frieden halten zu wollen gegen Gmünd treulich und ohne Gefährde. Vierundzwanzig Jahre später brachte man einen hohen Mann, mit bleichen Haaren, gefangen nach der freien Reichsstadt Gmünd, den man als Räuber überwältigt hatte, im Schlichterholz (Schurwald). Unter keinen Umständen verrieth der Geworfene seinen Namen und es wurde ihm den 6. des Erntemonats 1399 auf dem Marktplatz zu Gmünd die rechte Hand abgehauen, und er hierauf an den „Schneller ob dem Rößlein" gehängt. Nachdem er todt war und der Henker seine Kleider ihm abnahm, fand sich sein Name roth geätzet auf seinem rechten Arm, wodurch es klar wurde, wer er war, und daß sein eigener Bruder sein Richter war, worüber dieser sich also entsetzte, daß er ein Jahr später, am Mariä-Himmelfahrtstage 1400, starb. Mit ihm erlosch die Familie der „Roßwaager", was noch zu Anfang dieses Jahrhunderts auf einem Votivstein in der Dominikanerkirche, welche jetzt ein Roßstall ist, zu Gmünd zu schauen war. Den Stein zierte oben ein Wappen, das einen Reiter vorstellt, welcher über eine hohe Mauer herabspringt, unten war ein nackter Mann, welcher verschiedenen Ritterschmuck um sich herliegen hatte, und mit hochgeschwungenen Armen eine Tafel zerschlug. Dazwischen stand:

Hier fand Herr Enzing lobereich
Nach Mühwerk Todeslager!
Schwach war sein Körper, stark sein Geist,
Der Letztsproß der Roßwaager.
Ihm ward die Schickung zubestimmt,
Dem Bruder abzukünden
Das Leben, das peinrecht verwirkt
Er hatt' mit Raubessünden.
Drob grämete der Edelmann
Sich also ab hienieden,

Daß er nach dem in einem Jahr
Sein Haupt geneigt zum Frieden.
Obgleich sein Nam' hier allweg hieß:
„Hans Anton Marx von Rauber,"
So war er unterm Brusttuch doch
Von jedem Unrecht sauber.
Deßhalb han ihm dieß Mal erricht',
Frei Gmündens lobsan Städter,
Und dieß hat ihm sein Freund erdicht',
Mönch Xaver Hammerstätter,
Um's vierzehnhundert und erste Jahr,
Da eben es just Bluschtmond (Mai) war.

Der Weinkeller auf Reinspurg bei Stuttgart.

Um's Jahr 1400 entdeckt.

Wo da fließet Traubensüß,
Ist hälftig schon das Paradies!

Wenn man herabsteiget von dem Hasenberg gen Stuttgart, so erhebt sich rechts am Fuße desselben ein Kegelberg, so wohlgeformt, als ob er von Ameisen hingetragen worden wäre. Er ist umgürtet mit edeln Rebstöcken und die Sonne, welche ihre ersten und letzten Strahlen ihm sendet, kochet mit ihren Gluthen an seinem Herde kostbar Getränke. Sein ursprünglicher Name soll „Weinsberg" geheißen haben, weil an ihm der „erste Wein" im Stuttgarter Bezirk durch einen Herrn von Reinsburg, der zu Anfang des zwölften Jahrhunderts von Beutelspach gekommen und Vogt des Brunoschlosses gewesen sein soll, gepflanzt worden. Dieser nämliche Herr soll auch

die Burg erbaut haben, von welcher der Berg jetzt noch seinen Namen „Reinsburg“ trägt. Diese Veste, welche nicht gar groß gewesen sein soll, wurde zu gleicher Zeit, wie die andern sechs Burgen um Stuttgart, nämlich 1287 durch Kaiser Rudolph den Habsburger, zerstört Man sieht gegenwärtig und schon seit mehr als hundert Jahren keinen regelrechten Stein mehr, sie wurden alle nah und fern hin verschleift zu Weingartmauern, die größeren aber wahrscheinlich zur Umschirmung der Thalstadt verwendet. Der Scheitel des Berges wurde noch zu Anfang dieses Jahrhunderts das „Erberhaidle“ genennet, weil in Menge Braun- und Erdbeere daselbst wild wuchsen. Die Knaben nahmen nicht selten ihre Züge dahin, weil die Haide nebenbei auch noch einen gar freundlichen Spielplatz bot und keine Polizei dorten wucherte, als die der Weingärtner mit ihren Pfahlstumpen, wenn den jungen Freischärlern etwa nach den Kirschen gelüstete, die ehedem oben herum standen. Jetzt ist die Haideebene nahe zusammengeschmolzen und zum Steinbruch geworden. Kein Tummelplatz ist mehr vorhanden für die Jugend, nur dem einsamen Besucher dieser entzückenden Höhe hat ein Herr Hoffmann an schützendem Zaune in Güte eine kleine Ruhebank geschaffen, von wo aus man die paradiesisch sich ausbreitende Thallandschaft nach Osten, Norden und Westen herrlich überschauen kann. Südlich herüber vom Berge glänzet silberhell die Thurmspitze von Degerloch, und golden schimmern im Abstrahle die Fenster der „Wilhelmshöhe“ und des „Sommerhauses“ des Herrn v. Taubenheim, grüner Laubwald zieht sich östlich hin bis zum Schädel der Weissenburg, den ein Tannenwald sorglich mit ewigem Grün decket. Friedlich lehnen sich von hier an luftige und stattliche Häuser an die Weinbergkette bis nach Osten. Von den Höhen des Neckarthals herüber funkelt das Kreuz des königlichen Grabmals und die Linde auf dem Kappelberg winket traulich über dem fernen Dorf Feldbach. Links auf den westlichen Rebbergen stehen gleich riesigen Wächtern die Pappeln ob dem Forste und der Feuerbacherhaide, durch welche die Hochschule Asperg blicket. Tief zu den Füßen des Beschauers breitet sich die Residenzstadt mit dem Lustschlosse Rosenstein aus, daran schließet sich rechts Berg, Cannstatt und das Mineralbad am Sulzrain. Weiterhin ruhen auf fruchtbaren Ebenen

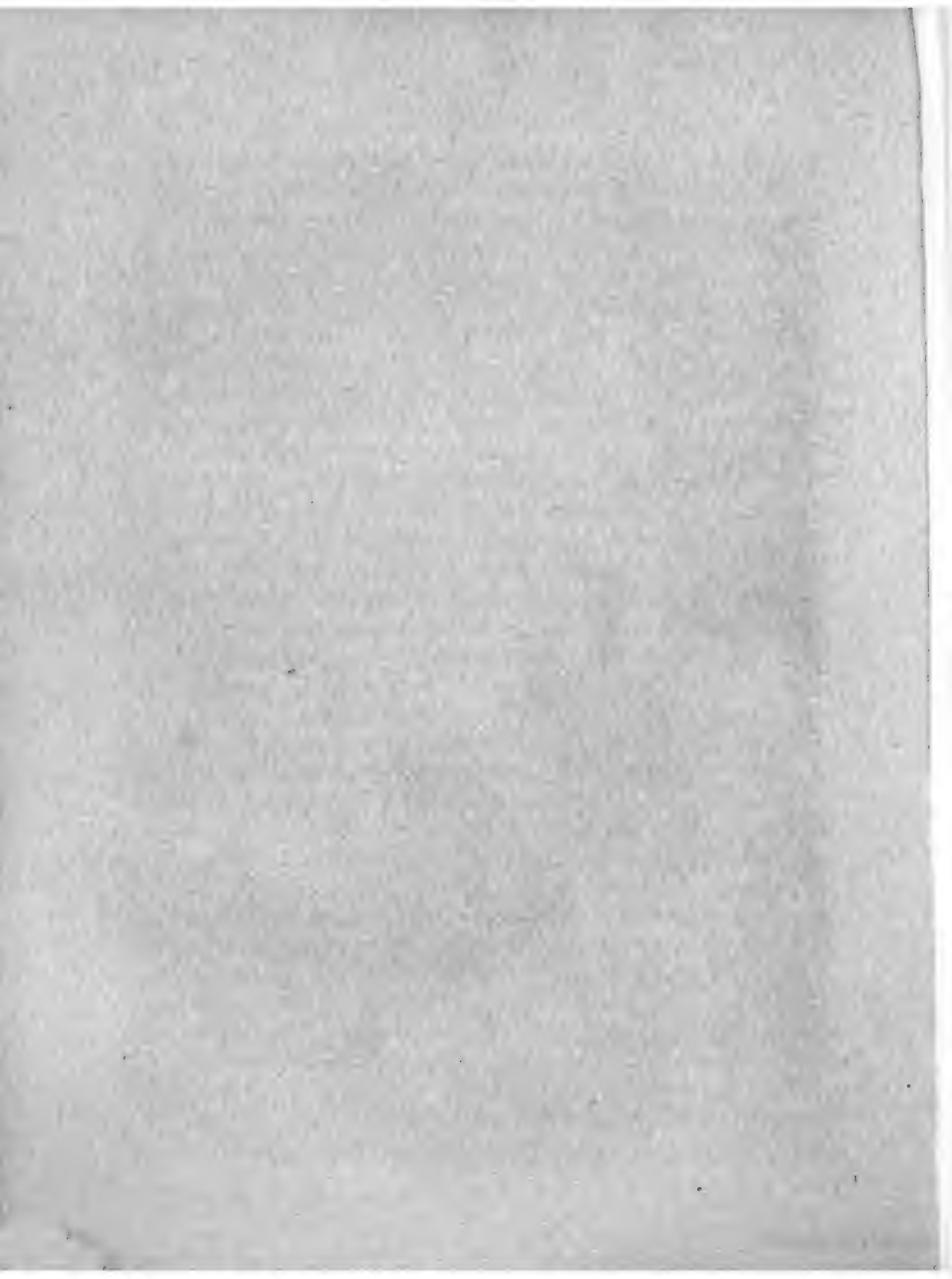
in buntem Gemische eine Menge Dörfer, welche im fernen Horizont von blauen Bergen umzogen sind. Wahrlich, wer von den Anfechtungen des Tages nicht geknechtet auf dieser Höhe wohnen durfte, dem ward gewiß ein glücklich Loos beschieden. Diese Veste bewohnten der Sage nach niemals Raubgesellen, sondern fröhliche Schenken, bei denen besonders die Klosterherren gerne einsprachen, und welchen zu Ehren ein mächtiges Faß, das man längst nach der Burg Zerstörung in tiefem Keller fand, „Mönchbauch“ genennet war. Es ist anzunehmen, daß die Herren von Reinsburg den Ruin ihres Schlosses nicht überlebten, sondern schon vorher die Familie ausgestorben gewesen sein muß, sonst hätte man den Weinkeller gewiß nicht vergessen zu leeren, bis es der Abt des Lorcher Klosters, Namens Georg Kerler, dessen Bild man noch jetzt an der Ecke der Lorcher Kelter dahier sieht, gethan hatte, welches also sich zutrug: Im Jahr 1479 ging der Mönch Peter Hangleiter bei heißem Tage hinaus zum Seelthor und am Gaisrain hinauf nach der Reinsburg, legte sich an ein schattig Mäuerlein und schlief ein. Als er erwachte, hatte er ein steif Genick, obwohl kein Lüftlein von vornen noch von hinten ihn angewehet hatte. Wenige Tage darauf suchte er den gleichen Ruheplatz wieder, lehnte sich aber nicht mehr an die Steine, sondern legte sich eben auf die Erde: da war's ihm, als blase ihn Jemand mit kühler Luft den Backen, auf welchem er lag. Er legte sich etwas bei Seite und alsbald war das Blasen nicht mehr zu fühlen, sobald er aber wieder vorwärts rückte, fühlte er die kühle Luft wieder. Hierauf forschte er mit der Hand und entdeckte unter dem Moose einen kleinen Erdspalt, aus welchem herauf der Wind zu kommen schien; einige Erde, welche er in die Ritze warf, machte dem Spiel ein Ende und der Mönch ging seiner Wege.

Das Faß Mönchbauch.

Eben war der erste kleine Schnee gefallen, als der Mönch abermals seinem Lieblingsplatz, der Reinsburghöhe, zuwanderte. Da sah er an dem Ort, wo er letzten Sommer lag, einen runden Platz schneefrei. Er trat hinzu, suchte nach der Ursache und fand, daß ein lauer



Der Weinkeller auf Reinspurg bei Stuttgart.
(S. 298.)



Wind aus dem Boden strömte, der ihn auf die Vermuthung brachte, es möchte unter ihm ein warmer Keller sich befinden. Er ging heim und sagte sein Vermuthen dem Abte des Lorcher Klosters, Georg Kerler, der zu Stuttgart damalen auf der Lorcher Kelter wohnte. Dieser gebot dem Mönch Stillschweigen und untersuchte die Sache selbst. Nachdem er sich von der Richtigkeit der Aussage überzeugt hatte, erbat er sich von dem Stadtmagistrate die Erlaubniß, Steine und was er sonst finde, das ihm genehm wäre, als sein Eigenthum von der Reinsburg holen zu dürfen, wofür er zwanzig Pfund Heller bot. Die Erlaubniß erhielt er hiezu ohne Beding. Alsbald zog der Abt hinaus mit Taglöhnern und leitete das Ganze vorsichtiglich ein. Schon am dritten Tage darauf entdeckte man eine wohlbehaltene Treppe, welche siebzehn Stufen tief zu einem geräumigen Keller führte, durch welchen man in ein zweites Gewölbe kam. Im ersten Raum standen noch Schüsseln und Körbe mit Küchenbedürfnissen umher, unter welchen dreiundneunzig Hühnereier und eine halbe Meze Haselnüsse waren. Von den Eiern war keines zerbrochen, wohl aber steinhart eingetrocknet. Die Nüsse hatten jede ein Löchlein und waren ohne Kern. Ein „Stippich“ runder Bohnen und ein „Krumich“ Salz, das aber ein Steinklotz war, wurde ebenfalls hier gefunden. Zwei Tische und ein Weidenstuhl, sowie ein Geflecht zur Aufbewahrung des Geflügels standen dienstfertig umher. Im zweiten Gewölbe war es feucht und die Luft ungesund, ein hoher Berg feiner Erde, welche durch eine Ritze herabgerieselt war, hinderte den Eingang. Nach Wegräumung des Hügels erhoben sich acht Weinfässer, von welchen das kleinste ein Fuder, das größte aber vier Fuder hielt. Das erste Faß, welches dicht hinter dem Erdhaufen war, zerfiel hälftig zu Staub, als es berührt wurde, unter dem abgefallenen Holze aber hatte sich ein Weinsteinfaß gewölbet, das glänzend anzuschauen war. Wein war keiner darin, auf dem Boden lag eine speckige Masse, welche nicht übel roch, aber jeden Weingeschmack verloren hatte. Ebenso in den zwei nächstliegenden Fässern, an denen das Holz zwar auch mürbe, aber doch nicht so kurz und staubig war, wie beim erstern. Die vier weitern waren in ganz gutem und noch brauchbarem Zustande. Auf den Querhölzern der Vorderböden standen maßhaltige

„blumblaueliche“ Steinkrüge neben schwarz gewordenen Zinnbechern. Das Faß, welches in der Mitte lag, war das größte und mit einem weißen Kreuz gezeichnet. Der Hahne ließ keine Flüssigkeit ab, und doch zeugte der Ton des Fasses davon, daß es nicht leer wäre; man bohrete es in der Mitte an und siehe! es sprang ein kühler, frischer Wein heraus, der an Güte alle dermaligen Weine weit übertraf, obwohl im Jahr 1478 ein gar „fürtrefflich“ und „Anno 79“ eben auch kein „Burrlegickergewächs“ wuchs. Das ganze „Gesipp“ ließ sich davon dermaßen schmecken, daß der erste Bote, welchen der Abt an die Rathsherren deßhalb sandte, sobald er hinaus in die Luft kam, nicht weiter konnte und sich planlegen mußte, der zweite aber, Eberhard Kurtz benamt, welcher abgeschickt wurde, fiel über eine Mauer und brach sich das linke Bein, erst durch den dritten Boten, Daniel Schwab, kam die Nachricht Herrn Nüttel zu, der es aber sehr übel nehmen wollte, daß man ihm einen „Benebelten“ sende. Als er aber mit noch einigen andern Herren hinaus kam nach der Reinsburg, und selbst von dem Labetrunk genoß, da ward er nicht mehr unmuthig und befahl, den Wein für den Rath zu fassen. Dessen versah sich der Abt und sprach: „Ich habe gekauft um zwanzig Pfund Heller Alles, was mir genehm wäre und was ich finde. Nun habe ich Wein und Fässer gefunden, und Beides ist mir genehm, wenn Euch die Eier und Nußschaalen nützen, so mögen sie Euch werden.“ Dieser Spott machte Herrn Nüttel und den Herrn Amtsschreiber Camerer gar bös, daß sie den Abt umfaßten und zur Ergötzlichkeit der Andern in die Eierwanne warfen, bei welchem Thun sie allsammt auf dem Boden sich verließen, der Streit aber wurde also geschlichtet, daß der Wein dem Rath zu Stuttgart, die Fässer aber dem Abt gehören sollen, der Weinstein jedoch müsse in die Stadtapotheke abgegeben werden. Als man die Fässer heraufschaffte, sah man, daß jedes einen andern Namen hatte. Das eine hieß „Spinn“, das andere „Hilfherr“, das dritte „Katz“, das vierte „Aellfried“, das fünfte „Beichtbuch“, das sechste „Bocksbeutel“, das siebente „Ehfried“, das achte, worinnen der gute Wein war, „Mönchbauch“. An dem Boden war ein Doppelkreuz, welches Teufel umtanzten, „ingerunzet“. An dem

Querholz war ebenfalls eingeschnitten ein Arm, der einen Becher hielt und daneben die Worte:

„Mönchbauch nennt man mich allweg,
Doch mein' Seel' ist nicht so träg.
Brummig, lustig, trüb, hell, rein,
Muß zu aller Laun' ich sein.
Drum hat mich mit gut Bedacht
Veit Köbel von Stadt Nürting g'macht."

Dieser „Mönchbauch" kam in den Keller der Lorcher Kelter, bei einer Bauveränderung aber, im Jahr 1602, fiel ein großer Stein auf das Faß und schlug es dermaßen zusammen, daß es nicht mehr renovirt werden konnte. Die Boden wurden zu Büttendeckel verwendet, das Querholz mit dem Reim kam 1726 durch Eintausch nach dem großen Keller unter dem Schloßbogen, wo es wahrscheinlich noch zu finden sein wird.

Der verborgene Schatz auf dem Forste.

Eine unfürdenklich alte Sage, wiedererzählet von Kastenkellereischreiber Bührer, anno 1619.

— Steige herauf, Geist der Vorwelt!
„Worum hast Du mich unruhig gemacht, daß Du mich heraufbringen lässest?"
1. Samuelis 28, 15.

Wir steigen herab von der Reinsburg-Höhe, und treffen auf der hälftigen Abdachung ein gar herrlich Quartier, wo der Magen findet, wornach er knurret, gute Speisen, reinen Trank, liebliche Gartenanlagen, in welchen des Sommers das junge und schöne Geschlecht liebäugelt und ältere Herren, großentheils aus dem Beamtenstande,

mit ihren Matronen der Ruhe pflegen, bei guter Musik. Dieser Ort heißet „Silberburg“ und hat seinen Namen von dem frühern Besitzer, der Silber hieß und dessen Familie gegenwärtig kräftig blühet. Wir wenden uns jetzt nach den westlichen Höhen, welche Stuttgart umgeben, und kommen zuerst an einen See, benamet „Feuersee“, unter dessen Kessel aber kein Feuer brennt, der sein Wasser vom sogenannten „Christophsstollen“ erhält und dazu dient, bei etwaigem Brandunglück in Stuttgart seine Fluthen nach der Stadt zu wälzen. Herzog Christoph, der von 1550 bis 1568 regierte, ließ diesen Weiher anlegen. Sind wir hier vorüber, so überschreiten wir die sogenannten „obern Spitaläcker“, auf welchen man gegenwärtig links der Straße eine Art Burg nach amerikanischer Weise baut, benamt „Pönitenzhaus“, d. h. Büßungszellenhaus für rückfällige Verbrecher. Wollen hier nicht lange verweilen an diesem traurigen Zeichen der Jetztzeit, sondern weiter schreiten und uns an das längst verschwundene Dörfchen „Steinenhausen“, welches zwischen dem „Vogelsang“ und den „Bleckerthalden“ gelegen sein soll, gemahnen, auch rechts einen Blick hinabwerfen nach den „Milchsuppenäckern“ und der „Hoppelau-Friedhofkapelle“, woran die Thüren größer sind, als das Haus. Benannte Aecker sollen ihren wunderlichen Namen daher haben, daß ein alter reicher Mann, erzürnt von den Seinigen, in den Spital ging und seine Aecker demselben vermachte, dafür aber Nichts genoß, als eine Milchsuppe, worauf er alsbald starb. „Hoppelau“ hieß die Gegend ehedem deßwegen, weil man daselbst die Pferde zu den Turnieren einschulte und dadurch der Boden sehr holperich gemacht wurde. Der Kirchhof aber wurde im Jahr 1626 angelegt, als eine gefährliche Pest zu Stuttgart viele Menschen dahinraffte. Die sonstig Gestorbenen nahm der sogenannte „mittlere Kirchhof“ auf, welcher oberhalb dem Spitale lag, der 1601 geöffnet und 1800 geschlossen wurde. Nun gelangen wir zu dem Berge, dessen Name „Forst“ ist, der einen köstlichen Wein liefert und dessen hälftige Höhe schon eine herrliche Aussicht über die Stadt und seine Umgegend darbietet. Auch er trug einst ein stolzes Gebäude, „Forstburg“ genannt, die den Edeln von Büren gehört haben soll, welche großen Güterbesitz im Glemsthal gehabt haben. Der Umfang der Veste war sehr groß und ihre Thürme

und Wehre hoch und stark. Die Zeit ihrer Erbauung ist unbekannt; zerstört wurde sie mit den andern Burgen um Stuttgart, 1287, vor welchem Jahreslauf ein solch geiziger Burgherr auf dem Forste gesessen haben soll, der zuweilen Betteln gegangen, obgleich er großen Reichthum besaß und nur eine einzige Tochter hatte, deren Mutter eine v. Rosenberg war, welche unter dem geheimnißvollen Namen „die weiße Frau" bekannt ist. Die Grafen v. Rosenberg gehörten zu den angesehensten Geschlechtern des neunten und zehnten Jahrhunderts, und wenig Fürstenfamilien Deutschlands gab es, die nicht mit den Rosenberg in der damaligen Zeit verwandt waren. Dieser Edle von Büren auf der Forstburg plagte aus Geiz seine Ehewirthin also, daß sie mit ihrem Töchterlein den blassen Hunger leiden mußte. Zuletzt machte er ihr die Zumuthung, auf „Haische" (Forderung) zu gehen bei ihren Verwandten, und als sie sich deß weigerte, riß er ihr die Kleider vom Leibe und jagte sie im Nachthemde hinaus in die dunkle Nacht. Verzweiflungsvoll schaute sie in's Thal und sah ein Licht aus dem Brunoschlosse heraufschimmern. Sie schritt hinab, stieg mit Lebensgefahr über die Bollwerke der Stadt und bat um Einlaß an der Schloßpforte, welcher ihr aber nicht gewährt wurde, obgleich sie um Gottes Barmherzigkeit willen flehete. Auch ließ der Graf ihr harte Worte geben, weil er ihrer Aussage nicht traute, verfluchte sie um ihrer Nachtstörung höchlich und als sie mit ihrem Jammer nicht weichen wollte, schickte er einige Pfeile über den Burggraben, daß sie heulend und wehklagend entfloh, bis nach dem Schwaremberg, wo eine Muttergotteskapelle stand. Der „Schwaremberg" wird diejenige Steigung genannt, welche rechts des Wegs von dem Wachthause beim frühern Pulverthurm nach der Gablenberger Höhe zieht. Dort soll sie gebetet haben voll Inbrunst, daß ihr Gott nur ein Kleid schenken möge, um ihre Blöße bedecken zu können, da habe ein Engel ihr ein schneeweißes Gewand vor die Füße gelegt, das sie angezogen und darin weiter gewallt sein soll, um Hilfe zu suchen auf Stauffen, wo der Bruder ihres Eheherrn hausete.

Die weiße Frau.

Weiter und immer weiter schritt die Verstoßene nach Stauffen, Büren, Helffenstein, Strahlau, Göding, Colowrad, Prag und dem Hradschin, Obdach zu suchen, denn alle diese und noch viele andere Fürsten und Herren waren ihr nahe durch enge Familienverwandtschaft. Nirgends aber ward ihr eine Stätte vergönnet, überall wurde sie als Wahnsinnige behandelt und lieblos abgewiesen in ihrer Noth. Dessen betrübte sie sich sehr und sie entschloß sich, wieder heim zu ziehen, des nämlichen Wegs, den sie gekommen. Und als sie dem Schlosse Hradschin zu Prag den Rücken wendete, befiel den König Wenzel eine große Angst, darum, daß er nicht Barmherzigkeit geübet hatte an dem Schwesterkind seiner Mutter. Und er schickte ihr einen Diener nach, sie zurückzuholen in das Schloß, aber sie weigerte sich des Rückgangs. Darob ward Wenzel zornig, gebot, sie mit Gewalt zurückzuführen und vor seinen Augen zu enthaupten. Dieser Befehl wurde pünktlich vollzogen, und ihr Haupt fiel zur Erde, während er vom Söller schaute. Das vergossene Blut aber befleckte ihr weiß Gewand nicht im Geringsten, sondern es wurde nur heller davon. Das sah der Priester, der mit ihr gebetet hatte auf ihrem Todesplatze. Er fiel nieder vor dem Wundergewand und mit ihm alle Zuschauer, welche das Kleid nach dem Gotteshaus brachten, wo es noch heutzutage zu sehen ist, in der Kirche, wo der heilige Nepomuk in silbernem Sarge ruht. Bedrängte und Verlassene wallfahrteten mehr als vierhundert Jahr nach dem Kleid der „weißen Frau“ und Gläubige zollen ihm jetzt noch große Verehrung, wenn es ausgestellet wird. Der böhmische König erkrankte bald nach dem Tode der v. Rosenberg und als er am Sterben war, that sich in der Nacht die Thüre seines Schlafgemaches auf, und an sein Bette trat die „weiße Frau“, bekreuzte ihn verzeihend, und ging langsam wieder von dannen, worauf er alsbald starb; doch nicht allein der sterbende König hatte die Erscheinung gesehen, sondern Alle, welche im Schlosse wach waren. Nicht lange darauf saß Fürst Colowrad auf seiner Veste, und schaute

im Abendlichte hinaus auf die gesegnete Landschaft, welche ihm unterthänig war. Da läutete es plötzlich über ihm, als ob dahingeschieden eines der Seinen. Während er spähete, wessen Arm die Glocke läute, trat neben ihn jene Frau in weißem Gewande, winkete abschiedlich mit der Hand und verschwand. Alsbald rief der Fürst alle seine Dienstleute zusammen und fragte sie, ob sie die gleiche Erscheinung, wie er, gesehen hätten; aber sie waren dessen nicht kundig. „So bestellet mein Begräbniß," sprach Colowrad, „denn es war die zu Prag enthauptete Base, die ich hinausgestoßen habe in ihrer Noth, da sie mich um Obdach bat." Und so sehr des Fürsten Angehörigen und Diener sich bemühten, den Hergang vergessen zu machen, so ordnete der Schloßherr doch seine Leichenfeier an, bestellte seinen Sarg und machte sein Testament, in welchem er ausdrücklich festsetzte, daß sein Sohn Alex ein Gemälde anfertigen lassen solle, das die Erscheinung seinen Nachkommen verewigen soll, welches Gemälde auch noch bis zum Jahr 1679 in dem Besitz der Familie war, dann aber in einem Brande unterging. Ein nachher angefertigtes zweites Bild hängt in der Schloßburg zu Wien. Es ist vier Fuß hoch und drei Fuß breit, stellt eine bleiche Frau mit weißem Kleide vor, eine Kaputzhaube auf dem Kopf und barfuß, läutend mit der linken Hand an einer Glocke, mit der rechten Hand einem stattlichen Ritter Abschied winkend, der im Mondschein staunend sie anblicket. Stirbt Einer der Colowrade, so läutet es jedesmal zuvor, daher die Glocke auf der Burg „Bestellhausglocke" heißet. Bei Kaiser Karl V. machte die weiße Frau fünf Tage vor seinem Tode Besuch. Er sagte hierüber also zu seinem Arzte: „Fünf Tage nach heute werde ich eine Leiche sein. Sie dürfen sich deßhalb wegen meiner nicht mehr den Kopf zerbrechen, Herr Doktor. Die weiße Rosenberg war so eben bei mir, und zeigte mit dem Finger mir den Tag meines Todes. Rufen Sie mir den Prior von St. Just." Als dieser erschien, verlangte er von ihm, daß er eine Leichenfeier ihm anordnen solle, als ob er jetzt schon gestorben wäre. Der Klosterherr lächelte des Begehrs. Karl aber sprach: „Gewähret mir das, ehrwürdiger Herr, warum ich Euch bitte." Und man hielt ihm ein Todtenamt. Karl legte sich, angethan mit einem Sterbekleid, in den Sarg und ließ sich in die Kirche

tragen. Seine Diener standen in Trauerkleidern um ihn her, die Geistlichen stimmten Leichengesänge und Gebete an. Nach beendigter Feierlichkeit entfernte sich wieder der Zug; Karl aber blieb noch einige Zeit im Sarge liegen, dann erhob er sich, schlich in seine Zelle und starb zu derselben Stunde, welche ihm die Erscheinung angezeigt hatte.

Erscheinung der weißen Frau auf Schloß Göding.

Ebenso saß auf dem Schlosse Göding in Mähren eine Schwesterenkelin der v. Rosenberg bei ihrem einzigen Kinde, einem Säugling von acht Wochen, und sang ein mild Schlummerlied ihrem Herzensliebling. Es war im Weinmonat 1360, am Brigittentage, da man eben die Vesperstunde kündete. Immer wollte das Knäblein die Augen nicht schließen, sondern es war unruhig und weinete gar laut, so daß die Mutter ihr „Ave Maria" zu beten nicht im Stande war. Sorglich eilte sie hinaus in die Küche, um ihm ein süß Tränklein warm zu bereiten, weil all' ihre Dienstmagdleute nach dem Gotteshause gegangen waren. Kaum war sie draußen beschäftigt, so ward das Knäblein stille; deß beruhigte sie sich und tröstlich kehrte sie zurücke. Da sie aber zu der Wieglade ihres Kindes trat, saß daneben eine weiße Frauensgestalt und schaukelte hurtiglich das sanft schlummernde Kind. Erschrocken blieb die Mutter fernweg stehen, worauf alsbald der fremde Besuch verschwand. Angstvoll schaute die v. Göding nach ihrem Liebling und siehe, er schlief mit purpurlichen Wangen. Als der Abend eingebrochen war, kehrte der Schloßfrau Eheherr wohlgemuth zurück, worauf ihm seine Wirthin das Geschehene erzählte. „Das war die Todesbötin Rosenberg!" rief erbleichend der bisher Horchende. „Mein Haus des Glücks wird ehestens ein Trauerhaus werden! Spenden wir ein fromm Opfer der Kirche, damit selig dahin fahren möge, wen von uns der Tod rufen wird." Und der Edle v. Göding stiftete 1000 Mark Silber der Kirche zu St. Joseph in Göding. Den andern Morgen erwachte das Kind sonder Gefährde und die Mutter lobete Gott, deßgleichen auch der Vater, welcher

mittlerweile seinen letztlichen Willen abthat, mit seinem Hauspater Abraham Welozwy, von dem die Wahrheit dieser Geschichte bezeuget und geschrieben ist diese Kunde den Jüngern der Nachwelt. Den dritten Abend nach dem bleichen Besuch schlief das Knäblein wieder sänftlich, um Mitternacht aber weckte die Mutter ein rauher Odem, sie sprang aus dem Bette und schauete besorgt nach dem Liebling, der alsogleich vor ihren Augen verschied. In stummer Verzweiflung setzte sich die Mutter auf denselben Stuhl, auf welchem sie die „weiße Frau“ sah und als der Morgen kam, fand man sie todt neben ihrem entseelten Kinde sitzen. Sie wurde zu Göding in der „Herrengruft“ begraben in zinnernem Sarge, auf dessen Deckel der Hergang lateinisch beschrieben und jedmännig also zu lesen ist:

Wer Du bist, der Du Dich hierher verirrest aus dem Gewühl der Sterblichen!
Nah' diesem Sarg' Dich mit demüth'ger Seele!
Denk' an den Tod stündlich, er nahet oft schneller, als Du es ahnest und glaubst!
Jäh also sank sie hinab, die, deren Asche hier ruhet,
Ihren ergötzlichen Liebling, leblos an's Herze gedrücket, in treuen Armen noch haltend! —
Dreimal erglühte der Tag vordem:
Siehe! da mahnte die Ahnfrau, genennet die „weiße“, aus dem Geschlechte der „Rosenberg“,
Die Wirthin auf Göding, — des Todes!
Neunzehn der Jahre nur waren ihr der Entseelten gegeben und ihrem Schooßkind — zwei Monde.
Mit ihrem Welken auch sank Gatte und Vater dahin;
Eh'dem ein freundlicher Herr, kräftiger Recke im Streite, liebgemein seinen Grundholden!
Abgemäht hat nun in ihm Gott mit der Sense
Den Letzten der Herren auf Göding, zu Hradgau, Wißweck, Przyzkwiz-Stallupön und Goldap,
Dreißig — weniger Eins — der Jahre kaum zählend!

Mögen die Herzen, die hier sich so innig geliebet, nimmermehr
trennen sich im sel'gen Jenseits!
Und auch die „Ahnfrau" dort finden himmlische Ruhe und Heil!

Am 8ten des Weinmonds 1362 schrieb's Abraham Welozwy, Schloßkaplan, seines Alters 73 Jahre.

Erlösungsversuche.

„O mein Sohn! mein Sohn Konradin!" rief am 29. Oktober 1268 die 64jährige Wittwe des Kaisers Konrad IV. auf Hohenstaufen, „dein junges Leben ist dahin! Heute Nacht ist bei mir gewesen die „weiße Frau" und hat die Sandtenne (Sanduhr) gehemmet auf dem „Brüstschranke." Und nach Umfluß sieben langer Wochen erhielt die Wehklagende die Botschaft, ihr Sohn, der letzte Hohenstaufe, habe zu Neapel unter dem Beile des Henkers verblutet. Gleiche Erscheinung hatte der Burgherr auf Büren. Als er Tag vor Ende des Jahres 1408 von der Jagd Abends heimkehrte und in sein Schlafgemach trat, schüttelte eine weißgekleidete Frau seines Lagers Kissen und verschwand nach kurzer Weile. Büren that den Seinen kund, was er gesehen, worauf er anderswo zu schlafen genöthigt wurde. In zweiter Nacht darauf aber fiel ein Stein aus der Kreuzgewölbdecke seines Zimmers, und schlug ihn todt. Diesen Hergang erzählet Hilar Binder, mit dem Beinamen „Kolbig," in seiner „Chronik von Gmünd und etwelcher Schlösser und Burgen, 1593," ausführlich. Diese weiße Frau soll im Leben ein und dieselbe Person gewesen sein, welche auf der Forstburg bei Stuttgart wohnte, von ihrem Manne etwa um's Jahr 1100 verjagt und zu Prag enthauptet wurde. Sie soll vor ihrem Tode von Gott die Gnade erfleht haben, allen denen, welche ihrer Familie näher oder entfernter angehören, so, wie sie im Leben wandelte, vor ihrem Ende erscheinen zu dürfen, damit kein Glied derselben ohne Buße dahinfahren und der ewigen Barmherzigkeit verlustig werden möge. Diese Bitte wurde ihr gewähret, worauf sie ihrem Gemahl auch auf der „Forstburg bei Stuttgart" erschienen sein soll, als er eben einen zottigen Hund an seine Geld-

kiste nestelte, welche er in einem tiefen Gewölbe, im Schooß des Berges, unter der Erde verborgen hatte. Und als der Geizhals aufschaute, stand das Bild seiner Frau vor ihm, so, wie er sie vor einigen Jahren hinausjagte im Nachthemde in die Dunkelheit. Zornig darüber, daß Jemand anders noch als er den Ort seiner Schätze kenne, verfluchte er sein Weib, welche er leibhaftig sich dachte, und vermaß sich den Schlüssel des Gewölbes nach ihr zu werfen. Plötzlich aber verschwand der Besuch, nirgends fand er einen Ausweg mehr und er ward lebendig gefangen. Lange hörte man den Hund heulen, jedoch keinem der Knechte gelang es, die Spur zu finden, wo derselbe winselte, so sehr sie sich auch alle Mühe gaben, ihn zu befreien und den Burgherrn, den sie mit ihm gehen sahen, in Freiheit zu bringen. Jedes Jahr darauf, in der Nacht, da der von Büren den Seinen fremd wurde, sah man in der Nähe eines großen Baumes, nach Stuttgart gerichtet, einen Hund mit feurigen Augen sitzen, der einen großen Schlüssel im Maule hielt, wodurch die Sage entstand: Wer dem Hunde den Schlüssel aus seinem Rachen entwinde, der erlöse den Geist des verfluchten Burgherrn und finde den vergrabenen Schatz im Forstberge. Viele sollen ihr Leben daran gewagt haben, so ein Andreas Rümmlin, den man am andern Morgen an dem Ort seiner Wagniß, 1488, todt fand. Ebenso gab ein Jung Eberhard Rühl daselbst in der heiligen Christnacht 1610 seinen Geist auf. Auch fand ein katholischer Teufel- und Geisterbanner, von Weil der Stadt berufen, daselbst sein Ende. Seine Gliedmaßen sollen schwarz und blau, und seine Kleider verbrannt gewesen sein. Solches geschah in der Peter- und Paulnacht 1561, als eben eine große Finsterniß über der ganzen Erde war. Sodann hat vor zwei Jahren (1617) Gottlieb Adam Semminger, seines Gewerks ein Weinberger und Steußler, den Versuch gemacht, den Geist zu erlösen, nicht des Schatzes wegen, sondern nur des Gebannten Seele zu erretten. Schon von seinem Vater war er ein wohlunterrichteter Bibeljünger und führete einen ehrbarlichen frommen Wandel; er vermochte Krämpfe zu heilen, Blut zu stillen und dergleichen geheime Dinge mehr. Spät Abends lag er einsmals auf der Hut und sah in nicht großer Entfernung von ihm am Forstberge eine stete helle Leuchte. Neu-

gierig ging er derselben nahe, und ihm war, als ob er einen Hund mit Flammenaugen sehe, der bei seinem Gebete sich zusammenzog und endlich verschwand. Heimgekehrt erzählte er die Begegnung seinem 86 Jahr alten Vater, der ihn vor jedwedem Thun in Ferne abmahnte, indem er ihm gar grausige Unglücksfälle von dem Kreisplatze erzählte, aber jemehr er gewarnt wurde, desto stärker wurde sein Muth und der Trieb, den unglückselig Gefangenen aus den Banden der Hölle und der Verdammniß zu erretten.. Dieser Gedanke nahm sein Dichten und Trachten ein.

Der Bibelspruch.

Ohne Jemanden Etwas zu sagen, ging in der Charfreitagnacht 1617 Semminger mit einer Bibel hinaus und setzte sich unter den Baum, wo er früher den Hund gesehen haben wollte, und betete inbrünstiglich. Mehr als eine volle Stunde währete Todesstille. Wenige Minuten vor Mitternacht aber begann ein undeutlich Geräusche, das nach und nach deutlicher wurde und einem Kettengeklirre glich, bis nach einigen Augenblicken eine durchsichtige Gestalt mit einem Hunde erschien, der einen Schlüssel im Munde trug und hellsprühende Blicke nach dem Betenden warf, welcher sich Auskunft erbat, wie es ihm möglich werden könnte, den aus der Finsterniß und Verdammniß Heraufgestiegenen zu erlösen? Statt einer Antwort aber trat der Gefragte heran, schlug die dargebotene Bibel auseinander, und drückte die Finger der rechten Hand auf eine Stelle und verschwand. Dunkle Nacht umfing den Einsamen wieder und heim schlich er geängstet an Seele und Leib. Den andern Morgen nahm Semminger die mitgetragene Bibel zur Hand und sah fünf Brandmalzeichen über dem vierundzwanzigsten Vers im neunundvierzigsten Kapitel des Propheten Jesaias, welcher also heißet: „Kann man auch einem Riesen den Raub nehmen? Oder kann man dem Gerechten seine Gefangene los machen?“ Bald darauf starb Semminger; seine Bibel eignete sich Herr Doktor Sartorius zu. Alsoweit berichtet Bührer. — Diese Sage lebet noch heute in dem Munde vieler älteren

Personen, und zu Anfang dieses Jahrhunderts hörte man noch hie und da Kinder zu Stuttgart singen:

Dort droben auf dem Forste, da ist viel Geld und Gut
Jahrhundert schon begraben, das Satan hüten thut.

Als Pudel sitzt in Nächten er unter einem Baum,
Sein Blick ist feuerhelle, macht weitum lichten Raum.

In seinem Maule träget er einen Schlüssel roth,
Wer nach demselben greifet, der findet jähen Tod.

Den Schatz, den hat verborgen ein geiz'ger Rittersmann,
Genennet Herr von Büren, zu Thal hin war sein Bann.

Sein Eh'weib fromm verjagte er einst in wilder Wuth,
Sie wanderte, bis endlich in Böhmen floß ihr Blut.

Und seit sie dort gestorben, so meldet noch die Mähr',
Wallt sie auf dieser Erde als „weiße Frau" umher.

Zeigt an die Sterbestunde dem, der mit ihr verwandt,
So wallt sie schon Jahrhundert durch vieler Fürsten Land.

Sie kommt und kehrt mit Stille, ihr Mahnberuf ist fromm,
Und ob man mit ihr redet, sie bleibt zu Allem stumm.

Man sagt: wenn hingemordet das letztliche Gebein,
Das je von Stauffen stammet, geh' sie zur Ruhe ein.

Doch der Gefang'ne drüben im Rebenberge Forst,
Der müsse ewig harren auf seinem Sündenhorst.

Zur Plage müss' er zählen sein einbetrogen Geld,
Bis einst am jüngsten Tage die Welt in Trümmer fällt.

Gar Viel' schon hat gelüstet nach dem verborg'nen Gold,
Doch haben all' die Thoren sich nur den Tod geholt.

Und ob auch ein'ge Andern in Christlieb' wollten frei'n
Den Geist aus seinem Kerker, sie mußten's schwer bereu'n.

Drum, wer bei Nacht am Forste lichthelle Funken sieht,
Denk': 's ist der Forstschutzwächter, deß Augenpaar so glüht.

Er bleibe fern, enteile, und wär' er ihm gar nah,
Bet' er ein Vaterunser, und schweig' drob, was er sah.

Der Fund auf dem Gähkopf bei Stuttgart.

Nachrichten von Bürgermeister Hans Welling. 1530.

Als die einzige Tochter Des von Bilren auf der Forstburg Vater und Mutter verloren hatte, verkaufte sie ihre Burg an den Pfalzgrafen Hugo von Tübingen, im Jahr 1246, und baute sich nicht ferne davon erst ein kleines Haus, da, wo die Ruhebank bei den Pappeln ist, und der Fußweg nach Feuerbach hinzieht, wenn man die Staffelfurch aufsteiget. Weil aber in den damaligen unruhigen Zeiten dieses Haus wenig Schutz gewährte, so wurde die nahe zerfallene Burg „Gähkopf", von welcher jetzt noch die dortige Weingarthalde ihren Namen hat, dazu benützt, daß ein Theil ihrer Mauern abgebrochen und zur Umschirmung des Frauenhauses verwendet wurde, worauf dann die neue Gebäulichkeit „Frauenberg beim großen Kreuz" genannt wurde. Die Gähkopfburg blieb aber immer noch ein stattliches Gebäude, das mit einem mächtigen Thurme von der äußersten Stirne des Berges gegen die Stadt herabdräute, welcher aber nicht bewohnt wurde, sondern gar gefürchtet war, denn es ging die Sage, daß darin ein „behextes Mägdlein" sitze, das von Zeit zu Zeit, besonders wenn ein Gewitter im Anzug seie, ein lieblich Spiel treibe.

Diese Sage aber hatte ihren Ursprung wohl darin, daß man auf dem Thurme im Jahr 1520, wie Bürgermeister Hans Welling in seinem Hausbuche berichtet, die eiserne Umfassung einer Windharfe gefunden, an welcher noch fünf „papierdünne Stahlblättelein“ gewesen seien, welche einen gar „liebelichen Ton gegeben, wenn man sie wenigsachte beschnellet, oder nur mit einem Balg (Blasebalg) angeschnaubet habe.“ Diese Windharfe befand sich hoch oben im ausgebrannten stiegenlosen Thurme, und konnte nur gehört, nicht aber gesehen werden. Der erste Stein, den man bei dem Abbruch des Gähkopfthurmes herabwarf, zerschmetterte einen Eßlinger Werkmeister, der beauftragt war, die Stadtmauer ob dem Bollwerk von den Burgsteinen zu bauen. Auf den Unglücksstein meiselte der Sohn des Getödteten die Jahreszahl 1519 und darunter die Worte:

„Dies' schwehr gestayn hatt todtgeschlaghen,
Den vatter mayn in helffst syner tagen,
Vnd wo ich ihn funten, blutig vnd tot,
Den Stein zu verscharen mir also that not.“

† † †

Als man im Jahr 1811 nach einem Steinbruch unterhalb des Gähkopfs suchte, fand man diesen Denkstein 15 Fuß tief unter der Erde, er wurde aber nach einigen Tagen wieder, als ein böses Zeichen für die Bauleute, sorglich verscharret. Wenige Monde darnach meiselten außerhalb des Seegassenthors, wo vorher die Ziegelhütte stand, viele rüstige Steinmetzen. Etliche suchten unter der Baubrücke, auf welcher man die Quadersteine an dem neuen Gebäude hinaufwälzte, Schutz vor den heißen Sonnenstrahlen bei ihrer Arbeit. Eben waren deren mehr als ein Dutzend darunter versammelt, als man einen außerordentlich schweren Quader über ihnen hinaufschaffte. Plötzlich brach das Gerüst unter seiner Last zusammen und erschlug drei sorglos darunter arbeitende Steinhauer. Entsetzen verbreitete dieses Unglück durch die Stadt, besonders aber beugte es den Bauherrn schrecklich darnieder. Er ließ den Quader mit dem Wort „Unglücksstein“ bezeichnen und tief an dem Fuße des Berges versenken, wo man gen

Feuerbach die Staffeln betritt. Als der Gähkopfthurm abgebrochen war, wühlte man auch die Fundamente heraus, und als man beinahe zum Letztstein kam, fand man eine große Steinplatte, welche einen kleinen Behälter deckte, in welchem viele alte römische Goldmünzen gelegen sein sollen, welche aber ein Werkmeister Peter von Waiblingen sich angemaßt haben sollte, worüber er vernommen und Haussuchung bei ihm gehalten wurde. Man fand bei ihm aber nur ein einziges Geldstück aus den Zeiten des römischen Kaisers Diocletian, das man ihm nahm und an das herzogliche Münzkabinet einlieferte. Später ergab es sich durch einen Gesellen des Peter, daß der Werkmeister ein Steingefäß aus dem Behälter gehoben, seine Kappe aber sogleich als Decke darauf geworfen habe und damit davon gegangen seie; sodann an einen Juden Aron Bernauer, zu Gmünd ansäßig, den Inhalt verkauft habe. Die Gmünder Behörde war aber zu keiner Untersuchung willfährig, und der Finder blieb im Besitze seines Reichthums. Dafür stiftete der Werkmeister eine silberne Hostienbüchse in die Kirche, welche aber General Melac, im Jahr 1688, den 6. Dezember, mit den Worten einsackte: „Was Peter in Gottes Tempel ehret, bringt dem Franzmann keine Unehre.“ Er glaubte nämlich, unter dem Peter, dessen Name als Stifter im Innern des Deckels stand, verstehe man den heiligen Schlüsselmann. Die Steinplatte hatte schlechte Schriftzeichen, welche der Hauslehrer Hillenbrand bei Herrn von Bouwinghausen allein zu entziffern vermochte; er forderte aber zwanzig Gulden von dem Archivar. Diese Forderung schien jedoch dem ersten Bürgermeister, Friedrich Jäger, vulgo Schetterer zu viel und man brachte die Platte auf's Rathhaus, wo sie später im Schwurzimmer hinter dem Ofen aufgestellt wurde.

Das hohe Kreuz.

Von dem Gähkopf herab, berichtet Welling weiter, bis zu der Wittib Nißlin „Burstel“ ging ein hoher gewölbter Gang, dessen Stufen rund ausgetreten waren, daß man darauf fast keine Habe hatte. Der Ausgang war durch einen 12 Schuh breiten Erdhaufen verwehret, und als derselbe hinweggeräumt war, kam man in das

Weingarthäuslein des Elias Schwab. Dieses Häuslein war aber nur eine Fortsetzung des Ganges von oben herab. Ein „Brünnlein" soll ehmals dort gestanden, auch der Wald noch vor siebenzig Jahren darüber herunter gegangen sein. An dem vorerwähnten Gähkopfthurme waren drei Höhenabtheilungen mit Vortritten, deren jeder auf wunderlichen „Larvgesichtern" ruhete. Die untere Reihe stellten Ochsen-, Löwen-, Säue- und Schnörkelthierköpfe, mit und ohne Ringe durch die Nasen, vor. Die zweite Reihe waren menschliche Riesenköpfe mit tragenden Achseln, glatt und bartig. Die dritte Reihe waren Vögel, Eulen, Adler und Krummschnabeleien vorstellend. Alle diese Figuren wurden „insonderlichkayt" gerne gekaufet und an Ecken und über Thüren, bei neuen und alten Gebäuden, besonders in der reichen Vorstadt und am Markte, „stolziglich" verwendet. Herr Alt Dr. Jakob Kiengspach hielt alle diese „staynereien für Römergemach" aus den Zeiten eines Drusus, der zu Christuszeiten an dem Rheingewässer sich aufgehalten haben soll. Besonders wollte er dieß durch die Sonne, so über dem Thor gehauen war, beweisen, der große Kopf und halbe Körper, so über der Thorsonne drohete, habe dem Neste den Namen gegeben. Wie viel daran Wahres und Vermuthliches ist, vermag ich (Hans Welling) nicht anzugeben, da ich „kayne fürnehme studia getrieben auch kayne Hochschul frequentirt hab." Nicht fern dieses Thurmes stand eine „veste Letze" (Schanzvorwerk), welche vordem den Bewohnern der Frauenburg (auch Frauenberg) zum Magazine gedient haben soll. Diese Letze aber brach ein Herr v. Stein ab und baute sich davon zu Stuttgart um's Jahr 1453 ein eigenes „Fechthaus," wodurch er sich aber sehr verschuldete, daß er sich genöthigt sah, dieses Gebäude seinem Darleiher, Hans Brünzeler, Werkherr und Pfändler in der Köllingasse, abzutreten, der es wieder 1478 an die Stadt verkaufte, welche dann das Zeughaus daraus schuf, das hinwiederum dem Bazar in der Königsstraße vor fünfzehn Jahren Platz machte. — Vor der Frauenburg stand ein weithin sichtbares, fünfzehn Fuß hohes, steinernes Kreuz, das dem heiligen Meinrad zu Ehren gesetzt wurde, wie aus der Denktafel, welche den Ruhesitz bildete, mühsam zu entziffern war, und also geheißen haben soll:

„Dem heiligen Meinrad zu Ehren gesetzt ich bin,
Von der Frauenburg Oberin, geheißet Irin.
Ich schütze weitum Feld, Wald, Weinstock und Wies'
Vor Bösthau, Frost, Mißwachs und Riesergekies.
Drum geh' Niemand, wer's auch sei, hierorts vorbei,
Er bet' erst andächtig die heilige Litanei!
Woll' auch der Mutter gotts dienstiglich sein,
Der'n heiliger Sohn litt für ihn Pein."

Dieses „hohe Kreuz" stand noch zu Anfang vorigen Jahrhunderts, bis es eine Horde Franzosen 1706 umwarf. Die Frauenburg schien mehr ein Kloster als eine Burg gewesen zu sein, denn es befanden sich darin, beim Abreißen, wohlerhaltene Zellen und ein kreuzgewölbter Betsaal, auch gemahnte nichts an Gelasse, in welchen sich etwa Kriegsleute hätten aufgehalten. — Als Kaiser Maximilian 1488 auf seiner Rückreise von Aachen, wo er sechs Monat verblieben, das zweite Mal nach Stuttgart kam, fragte er Eberhard, wie es denn komme, daß Stuttgart nirgends Schutzkreuz habe, ob es denn so gar bei Gott in Gnaden stehe, daß es deren nicht bedürfe? Darauf antwortete Eberhard: „Obgleichen wir waydelige Sünder allhiero allsamptlich seynd, so hat uns doch Der über uns löbelich seit unfürdenklichen Zeyten an Leib, Seel, Haab, Gut, zu Berg und Thal verschonet, und keine Fahr uns bereitet, als welche da ist unsers aygens schuldens. Doch han wir ein stattlich Kreuzzeichen auf unserer Frauenhöh', wenn's Euch begundet, kayserlicher Vetter, wöll'n wir dahin." Maximilian war dieß Anerbieten genehm, da es eben ein schöner Septembertag war, die Fluren herrlich lachten und die Weinstöcke allerwegs voll zeitiger Trauben hingen. „Woll'ns nit och yn Traube herr Eberhard?" riefen die Winzer treuherzig aus den Reben, und boten deren „mannigfaltiglich" an, wovon er etwelche mit seinem Begleiter verzehrte. So kamen sie unvermerkt auf die Höhe, wo das Kreuz stand. Als der Kaiser die herrliche Landschaft in ihrem Segen überschaute, sagte er: „Fürwahr Vetter, Euer Land ist gar schmuck und die Menschen drin treugrüßig und mild. Wohlgemeinet, d'rum

glaub' ich, daß nit halb so steifiggroße Sünder drin wohnen, als Ihr mir merktet, sonst würde sie Gott aus solchem Paradiesgarten endelich jagen."

Das Schafhaus auf dem Kriegsberg.

Nachrichten von Bürgermeister Hans Welling. 1530.

Trauter Ort zu meinen Füßen
Dir ertön' mein Weihegruß:
„Bleib' im Glück mit allen Lieben
„Nur — die Unrecht in Dir üben —
„Fliehe unser Bruderkuß!"

Von dem Frauenberg kommen wir in einer halben Stunde auf den Rücken des „Kriegsberges", dessen Gipfel zwar keine so große Fernsicht darbietet, als der Gähkopf, aber doch eine ausgezeichnet schöne Landschaft liegt zu den Füßen des Beschauers. Die Residenz mit all ihren malerischen Umgebungen, bis hinab in das Neckarthal, bildet einen gar lieblichen Plan. Köstlicher Wein fließet aus seinen Brüsten, und schattige Rebhäuser trägt er auf seinen Hüften. Blüthenschnee decket im Frühling seinen Fuß, grüne Bäume umschatten ihn im Sommer, schwere Aeste schütteln ihm im Spätjahr süße Gaben dar, und auf seinem grünen Sammetschemel tummelt sich sorglos und wohlgemuth die heitere Jugend umher. Warum sehnet ihr euch doch oftmals, Bewohner dieser herrlichen Landschaft, mit unruhigem Geiste nach einem fernen schöneren Lande? Wisset ihr noch immer nicht das Herrliche eurer Heimath zu würdigen, so steiget nur auf euren Höhen umher, und ihr werdet in vollem Maße nahe finden, was ihr ferne suchet. Einige wollen behaupten, auf dem Kriegsberge seie vor Zeiten auch eine Veste „Kriegsburg" gestanden, welche einem Grafen Egino von Urach zu eigen gehört haben soll, und der ein stets kriegs-

fertiger Herr gewesen seie. Egino und seine Söhne seien an achtzig Jahren mit den Grafen von Teck, wegen eines Zähringen'schen Erbguts im Breisgau, in Fehde gelegen, welch' Letztere endlich, um's Jahr 1219, die Burg erobert und reinab mit derselben gemacht haben sollen. – Andere hinwiederum bestreiten dieß und geben an, daß der Berg seinen Namen von den vielen Kriegslagern, die dort im 12ten bis 14ten Jahrhundert gehalten worden seien, bekommen habe. Im Jahr 1514 lagerte sich ein großer Haufen kriegslustiger Bauern, Anhänger des „armen Konrad", auf demselben, von denen etwa tausend Mann herabstiegen, in die Liebfrauen-Vorstadt eindrangen und allda großen Unfug bei Tag und Nacht anrichteten. Der arme Konrad aber war ein Bauersmann aus dem Remsthale, genannt „Gaispeter", der äußerst arm aber reich an spöttischen Redensarten war. Um diesen Peter sammelten sich jeden Abend viele seiner Armuthgenossen, welche Versammlung sie „Kein-Rath" nannten, und von welchem nur Derjenige ein Mitglied sein konnte, der gar Nichts mehr hatte, als Schulden. Der Aufgenommene erhielt scherzweise ein Stück Landes zu „Nirgendsheim", auf dem „Hungerberge", in der „Bettelhalde", am „Fehlrain". Auf solche Weise suchte das durch Herzog Ulrich ausgesogene Volk im Scherz seine Lage sich zu erleichtern. Bald aber nahm dieser Scherz einen ernsten Charakter an. Ulrich hatte nämlich das Gewicht und Maß verringert; dieses Thun brachte allgemeinere Unzufriedenheit hervor, und Gaispeter von Beutelspach zog mit vielen hundert armen Bauern an den Remsfluß, nahm ein verringert Pfundgewicht zur Hand und warf es mit den Worten in das Wasser: „Han die Bauern Recht, so sink' zu Boden; hat der Herzog Recht, so schwimme oben!" Natürlich sank der Pfundstein und die Bauern sahen dieß als ein Gottesgericht an, sie rotteten rebellisch sich zusammen und zogen in großen Haufen plündernd hin und her, bis auch eine Rotte von etwa tausend Mann von Untertürkheim nach Cannstatt, von da nach Zuffenhausen, Feuerbach und gen Stuttgart zog. Auf dem Kriegsberg hielten sie stille, um sich erst mit den Unzufriedenen in der Stadt zu verständigen. Auf dem „Kriegsberge aber war seit undenklichen Zeiten ein großes Schafhaus", auf dasselbe steckten die Bauern eine Fahne, welche aus einem gerissenen

Leintuch gefertigt war. Sechs Tage lagen sie daselbst, aßen und tranken, waren guten Muths und sangen, und was sie sangen war:

Herr Ulerich, Du Wetterhahn!
Sieh'st Du der Bauern Siegesfahn'
Ob Deinem Sündnest fliegen?
Vorbei ist Herren-Herrlichkeit,
Der Tag der Gleichheit ist nit weit,
Wir Bauern werden siegen!

Wir han dann Geld im Ueberfluß,
Dem Herrnmaid schmeckt der Bauernkuß,
Roth-gel sind unsre Janken.
Schliz, Schooß und Peter ist uns g'recht,
Schien', Deg' und Muck zirt Baurn nit schlecht,
Zopfbull kirrn unsern Anken.

Der dicken Pfaffen Mantelei,
Und ihrer Schafffrau Heipubei
Saynt uns zu Nutz geworden.
Die Goldfüchs in den Truh'n der Stadt,
Kirrn fürdeweg dem Koinenrath,
Goispeter stolzt in Borden.

Und wer etwan dergegen ist,
Muß beten: „Lieber Herrechrist!
Mein Endlebtag ist kommen!"
So wird die Druck- und Herrenbrut
Versaufen gar im eig'nen Blut,
Und Bauernnoth verstummen!

Die fünf Verräther.

Den fünften Tag der Bauernrast, am 1. August 1514 Nachts, wollten die Anführer in die Altstadt eindringen, sich mit ihren Gleichgesinnten, deren es nicht Wenige waren, besonders in der Leonhards-

vorstadt, vereinigen, über die Reichen herfallen, ihre Hab' und Gut ihnen nehmen und unter sich gleich vertheilen. Wer nicht willig-lich gibt, der wird gespießet oder durch's Fenster auf die Straße geworfen, auch werden fünfundzwanzig „Gaiselmänner“ in Wahr genommen von den Vornehmsten der Stadt, des Raths und der Amteien. Also ward beschlossen alles betheuerlich von denen von Außen und von denen von Innen. Der Hauptanführer der Verräther in der Stadt war ein Jörg Tiegel, dessen Mutter Legelin hieß und am Zwingerthor wohnte. Vier andere Bursche, keiner aus der Stadt, sondern aus dem Amte gebürtig, waren seine vertraute Spießgesellen. Sie waren städtische Soldknechte und fochten vordem unter mancherlei Fähnlein. Eben saßen sie beisammen und wanden Hanfseile knotig und steckten Knippel dazwischen zum daran Aufsteigen, als der Weingartknecht des Bürgermeisters Stickel bei seiner „Bekanntschaft“, die in gleichem Hause der Legelin wohnte, einen Abendbesuch machte. Einige Augenblicke harrete er ob der Stiegflur auf seinen „Braft“, da hörte er verschiedentliche Stimmen. Eifersüchtig schlich er vor die Kammer, woraus die Töne kamen, und erhorchete das Gespräch: „Wenn Du bei Greins Haus schilderst und eilf Uhr schlagen hörst, so steigst Du auf die Bastei, wirfst die Stricke in den Schießgraben, und die, welche raufsteigen, führst Du durch die Sonn' in's Burgerhöfle, wo aus Dr. Mosers Holzgeraum für 150 Mannen Wehrspieß', 65 Sturzhauben, 23 Schlagkolben und 7 Stahlbogen geholt werden können. Und Du, Spielmaih, machst das Inneßlingthörle (beim Becher) auf, läßt die Einrückenden durch den Becherhof nach dem Klepperstall gehen und dort im Graben sich sammeln beim steinernen Gaul (gegenüber des früheren Polizeigebäudes). Wenn dann durch Köllreuter's und Klinger's Katzenlauf beim Schützenrain die Kriegsbergler eingezogen sind, windest Du, Sauser, das Verhaupförtle an der Schulgaß auf, daß herein kann, wer da will. Kanderle gibt's Thurmzeichen.“ Solche und noch viel dergleichen Reden führten die Verredten, nicht denkend, daß ihrer Jemand lausche, denn sie sprachen laut und dismeten keineswegs. Angsterfüllt schlich leis der Horchende davon und überbrachte eilig seinem Lohnherrn haarklein was er gehört. Als Bürgermeister Stickel diese Nachricht vernahm, erschrack

er gar sehr, zog flugs sein Amtskamisol an, schnürte sein Wehrlein rechts um und sprang in „Quardierlatschen“ (Hausschuhen), die Zipfelkappe auf dem Kopf, zu Hans Lemlin, dem Obervogten, der oben im „Besetzten Weg“ wohnte. Alt und Jung schaute ihm nach und lachte den Eilfertigen aus, weil er so ganz kurios aussah, als ob's im Hirnkästle Amen gesagt worden wäre. „Was treibt Euch zu mir, Herr Bürgermeister, zu solch' ungewohnter Zeit? Es schlägt just neun Uhr auf dem Stifte.“ — „Ein wichtiger Umstand, ein gar wichtiger,“ erwiderte Stickel, „aber es wird sich die Sache vielleicht noch zu unserem Frieden wenden lassen, wenn wir nicht zu lamentabel sind. Hab' mir's wohl gedacht, daß wir in unsern Mauern Feinde haben, welche es mit dem Bauernschwarm halten auf dem Kriegsberge. 'S ist ein groß Elend, erster Bürgermeister zu sein allhiero; wollt', hätt's nie angenommen, dieses undankbare Sorgenamt. Aber so ist der Mensch, wenn er Alles hat, was zur Leibes Nahrung und Nothdurft gehöret, so gelüstet ihm nach einem Ehrenamte; also ist's auch mir gegangen. Hab' Vorlaß aus meinem Koppithal im Kern, vom Ausstichjahr 1503, den selbst Musje de Malchvesti, der Neapler, köstlich genennet hat, wie ruhig könnt' ich denselben genießen, wär' ich bei meinen Reisen geblieben, und hätte nicht Lüste getragen, aus dem silbernen Wappenbecherlein des Raths zu trinken; hätt' mir ja au ein silbern Trinkgeschirr in's Haus thun können, wie Ihr wohl wisset, Herr Obervogt und Collega. Geiz, Geiz ist eine Wurzel alles Uebels, man suche Ehr' oder Gut. Hab' eine löbeliche Hausehr', mit der ich sonst „sonderte“ und „vesperte“ (Zehn- und Vieruhr-Essen) tagtäglich, seit ich aber amte, ist mir Plauderei, Ruh und Gescherz mit Weib und Kind benommen. Würd' heut' noch abdanken, wenn ich mich nicht schämete, weil's aber just kritisch und verwogentlich stehet, vermag ich dieses nicht, es würd' sonst allerlei feig und bös Geschwätz über mich gehen. Wenn es aber wieder geheuer sein wird in unserer gemeinen Stadt, dann will ich thun, was ich mir steifiglich vorgenommen; dürft mir's glauben, Herr Vogt, dürft mir's glauben. Aber um's Himmelswillen! Ihr sitzet da, wie Neff' am Seelthor. Meint Ihr denn, ich sei in Sparsantlie zu Euch gelaufen, daß Ihr weder Hand noch Fuß rühret in

Eurem Backenstuhl?" — „Das mein' ich eben nicht, Herr Bürgermeister, daß Ihr in einem Schuß mich heimsuchet, aber bis zu diesem Augenblick weiß ich die Ursache Eures Besuches, in so wunderlichem Aufzug, mir nicht zu erklären; was ist denn geschehen?" — „Geschehen? — Geschehen ist noch Nichts! Da seie Gott für. Aber ehe es Mitternacht wird, wird groß Unglück über uns und die Unsern kommen, so Ihr von Eurer Gewalt keinen Gebrauch macht. Wir sind sammt und sonders verloren, absonderlich wir des Rathes!" — „So sagt mir doch endlich, jämmerlicher Hasenfuß, was Ihr eigentlich wisset oder heischet!" rief zornig der Vogt. — „Dürft nicht flammig werden, Herr Collega! hätt' eher Recht dazu, weil Ihr so gar unpflichtlich thut. Jetzt thut aber Einigkeit Noth. Werft deßhalb Eure Wehre um's zweierlei Tuch; rufet etwelche brustgeschützte Soldknechte herbei, die sich des Zeughauses versehen, auf welches heut' Nacht ein Anlauf stattfindet; sodann nehm't etwelche mit, seien's auch neun oder zehn, wohin ich Euch führe, und wo die Rädelsführer sitzen bei höllischen Rathschlägen."

Flucht eines Verräthers.

Langsam stand der Vogt auf, erfüllte nur mit Widerwillen das Begehr des Bürgermeisters, Amtskleid und Wehre anzulegen, und schritt der Altstadt zu. Von der Burgerwacht entsandte der Vogt einige Soldknechte zum Aufgebot und eh' es zehn Uhr schlug, standen an siebenzig Mann zur Wehr bereit, darunter solche, die nicht ganz sauber unter dem Brusttuch waren. Da sie aber ihr Angezettel verrathen sahen, hielten sie sich zu den Ehrbaren und zeigten sich unter den Treuen der Stadt. Hierauf zog der Herr Stadthauptmann nach dem Thurmhaus des Tiegel mit zwanzig Mann, und traf daselbst die fünf bezeichneten Rädelsführer, wie sie eben mit den zur Ausführung ihres Planes nöthigen Gegenständen auf ihre Posten sich davon machen wollten. Nach kurzem Gering wurden sie überwältigt und in's Gewahrsam gebracht. Mittlerweile zog sich ein schrecklich Gewitter über der Stadt zusammen, gräßlich zuckete der Blitz, der Donner rollte gewaltig und krachte so sehr, daß die ältesten Leute

sich eine ähnliche Elementenwuth nicht denken konnten. In jeder Stube brannte ein Licht und andächtige Gebete hörte man aller Orten. Als dieß Alles die Bauern auf dem Kriegsberge sahen und hörten, ihre Kundschafter auch mit unerfreulichen Nachrichten kamen, da zogen sie mit Tagesanbruch von dannen, nachdem sie vorher das Schafhaus anzuzünden suchten, was aber der gar starke Regen verhinderte. Den kommenden Morgen wurde an allen Kreuzgassen der Stadt ausgetrommelt, was vergangene Nacht hätte geschehen sollen, und wie man der fünf Haupträdelsführer habhaft geworden seie, und dieselben der wohlverdienten Strafe harreten. Eine kurze Untersuchung fand statt, in welcher sich ergab, daß hundert etlich und siebzig Personen theils mehr, theils weniger von dem Verred wußten, welche man worträgete, thürmete, prangerte und mit Ruthen strich. Mit den fünf Häuptlingen aber wurde „paynlich" verfahren und ein Rechtstag auf den 5. August angesagt, welcher denn auch wirklich an bemeldtem Tage, Morgens 7 Uhr, eröffnet wurde, unter den üblichen Vorbereitungen. Es wurde nämlich die Gerichtsstube schwarz behänget, ebenso die Tische und Fenster, so daß es dunkle Nacht im Gehäuse war und Lichter angezündet werden mußten. Nachdem der Rath und die Richter eingetreten waren, führte man auch die gefangenen fünf Anführer ein, verlas ihnen ihre Verbrechen und stellte ihnen auf ihr wiederholentlich Leugnen Zeugen mehr, als deren nöthig waren, vor. Jeder ward auf seine Aussage vereidet. Vier Rädelsführer gestanden, nur der Fünfte, Spielmaih benamet, nicht. Man drohete ihm mit Anthun der Folter, und führte ihn strackswegs auf's Folterthörle. Weil es aber just Mittag und Essenszeit war, so verschob man die Gliedmaßenmang auf Verlauf einer Stunde. Da aber der Folterknecht gegangen kam mit zwei andern Trümeln und die Thüre weit aufschloß, um Spielmaih herauszuholen, warf der Gefangene den Eintretenden unverhofft ein großes Geflecht voll „Asche", das in seinem Verwahr stand, gewaltiglich über die Köpfe, daß sie in Verwirrung geriethen und Keiner den Andern im „Staubgemaus" mehr sehen konnte. Der Schelm aber gewann das Loch, sprang die Stieg hinab und schlug die Thür hinter ihm zu. Da kam der alte Stadtscheerer (Chirurg) Fleiner desnächst daher, welcher alsbald rüstiglich

und wohlfertig sein Wehrlein zog, um dem Flüchtling den Lauf zu sperren. Der Fliehende aber war ein großer verwegener Kerlbengel, und furcht sich nicht, sondern hob einen großen Stein auf und schrie: „Was? Du witt mi engen, mürber Wedel! eher soll Dir 's Hirn verlauffen.“ Anmit schwang er hochauf gegen Fleiner. Dieser aber ließ ihn feldwegs, da er nirgends Zuhilf sah. Als er sodann nach der Folterstube hinauf stieg, da fluchten und tobten die drei Wartgesellen ob ihrem Augenschmerz, welchen ihnen der Einwurf bereitet hatte, bis der Zugekommene mit dem Wasser ihre Augen wusch, mit welchem man die Stricke hatte netzen wollen am Drangwerk der Folter. Allwegs wurden die Gesellen verlachet, dem Spielmaih wurde gar von Vielen, um dieses Gaunerstreichs willen, sein Fortkommen gegonnet. Aber sein Entkommen dauerte nicht lange, und pozentlich hatte man ihn wieder am „Schlawitt“ (Wamms).

Urtheil der Verräther.

Der flüchtige Spielmaih nahm seinen Weg nach dem Kriegsberg, wo er die Bauern aus dem Remsthal noch zu finden hoffte. Als er aber halbwegs dahin kam, begegnete ihm Metzger Keller, der mit seinem Knechte und einem Hunde nach der Vogelsanghalde wollte. „Hussa Bleß!“ hetzete der Meister, „das ist der Schlingel, der unsere Stadt verrathen wollt an's Bauerng'sindel; Andres, komm spring!“ Spielmaih, als er sah, daß die Hetze ihm galt, wurd' häsig und lief schneller, als die, welche ihn verfolgten, dem Walde zu. Das Geschrei der Verfolger aber scheuchte viele beim Mittagbrod ruhende Weingärtner auf, die ihm in den Weg traten und den Verrufenen zu halten suchten. Er war aber mit Steinen bewaffnet und Jeden, der ihm nahte, warf er blutrinnig damit, gleich so den Hund. Eben hatte er sich über Ketterlinus Zaun gesetzet, um hinüber nach Linsenmaiers und Reinhardens Haidland zu kommen, als der Boden unter ihm abrandete und er in eine tiefe „Erdgrechtse“ fiel, in welcher er sich gefangen gab und schweißgussig heraufstieg, als ob er verenden wollt, so mild und „rehhig“. Kaum aber war er auf sicherem Boden, so schlug er seinem Linksmanne mit faustiger Hand dermaßig Eins

in's Angesicht, daß ihm sein recht' Aug' aus der Höhl' fuhr. In demselben Augenblick warf er den Rechts- und Vordermann in's nämliche Loch, aus welchem er heraufgestiegen war und wendete sich mit einem großen Pfahle, welchen er sich blitzig zuhandete, gegen die drei ihm nachfolgenden Männer. Den Einen stieß er damit auf die Brust, daß er zusammenfiel, und die zwei Andern, junge Bursche, sprangen davon. Abermals war er frei, aber es liefen noch da- und dorther Verfolger herzu, die ihm keinen Ausweg mehr ließen, so daß er dem schwarzen Löffel sich ergeben mußte, der ihm dermaßig die Gurgel zudruckte, daß er sich nimmer sträuben konnt. Mit Heftweiden banden ihm die Weingärtner die Händ' auf den Buckel und trieben ihn mit Pfahlstumpen der Stadt zu, wo er jämmerlich verarbeitet um vier Uhr ankam und von einer Menge Volks umsprungen wurde. Am Abend schon wurde gejodelt:

„Halt Spielmaih!“ schreit schwarz Löffel,
„Kommst nett n'aus aus dem G'stäffel.
„Do wurst mit Więda bunda
„Und g'fiart mit Schläg' noch unta.“

Von Läugnen war beim Eingebrachten, aus Furcht vor der Folter, keine Rede mehr und den andern Tag wurde abermals über die fünf Rädelsführer geamtet und das End des Liedes war, daß sie alle Fünf dem Galgen, dem Schwert oder dem Rad verfallen seien und das Urtheil dem Herzog zur Bestätigung vorgelegt werden solle, welcher auch die Todesart zu bestimmen habe. Schon den andern Tag kam das Urtheil von Ulrich bestätigt, mit der Bemerkung zurück: „Den fünf Schuften ist der Kopf mit dem Schwerte vom Leibe zu hauen und ihre Köpfe über den Thoren der Stadt auszustecken.“ Während man den Verurtheilten drei Tag Bußzeit gönnte, meldete sich ein Soldmann bei dem Rathe, daß er sich für einen schlimmern Kameraden halte, als die, so nun sterben sollten, indem er thätigern Antheil am Stadtverrath genommen, auch der Erste gewesen sei, der mit den Bauern „gefädelt“ habe. Man machte kurzen Prozeß, setzte eine Urkunde nieder, die das Geständniß enthielt, und ließ sie von demselben unterschreiben. Als dieß geschehen war, brachte man ihn

auf das Seelthörle. Am Tag der Hinrichtung nahm der Stiftskaplan den sechs Malefikanten die letzte Beichte ab, wobei der, welcher sich selbst angeklagt hatte, das Geständniß ablegte, sechs unschuldige Menschen im Pfälzerkrieg ermordet zu haben, welche Sünde ihm keine Ruhe mehr lasse, daher er sich als Verräther angezeigt, um als Mörder sterben zu können. Der Priester zeigte diesen Fall dem Obern an, der die Sache gar leichtlich nahm und dem Wasser seinen Lauf ließ; denn er meinte, jetzt sei die gerechteste Stunde, dem Seelenleiden des Bemeldten ein Ende zu machen. Ein anderer der Verurtheilten war ein Vater von sechs Kindern und von Kemnath gebürtig. Das war ein schwerer Anblick, als das Weib mit ihren Kindern vor dem Rathe niederfiel und um Schonung des Lebens für ihren Mann bat. „Wie kannst Du flennen und luiken alsolich," sprach des Rathes Einer zu dem Weib, „ump Dynen zuhälder? bist jah nur in unehr zu yhm gestanden, dem galghenschwengel. Hielts etwan gar für gut, Dich auch myt ihm decolliren zu sehn, dervell ihr doch nur vomp „Gangweg" gehausset vnd übschnapp gehalten uff ander Luyt Wies' und Flur."

Vertheidigung des Tiegel.

Am 9. August 1514 führte man die sechs zum Tod verurtheilten Aufrührer auf den Marktplatz, wo ein Kreis gemacht war mit in den Boden geschlagenen Pfosten, um welche Seiler gewunden waren. Auf dem Richtplatz waren nur einige Karren voll Neckarsand ausgeschüttet. Rund herum stand eine Reihe Wehrleute mit Spießen. Am Herrnhaus unter der Stieg saß der Scharfrichter in rothem Wamms und harrte auf seine Opfer, welche noch über ihm waren bei der „Letztstabung". Fünf von ihnen nahmen still „Wendum" vor'm Rath. Georg Tiegel aber sprach: „Da sitzet ihr herum, ihr dickwanstige Stadtschmarotzer, und stuget und gucket mich an, als ob ich gegen euer hoh Fleischgestipp ein verwerfentlich Teufelskind wär, mit dem man je eilfertiger desto genehmer reinab machen müßt, weil ich wirsch über euer eidvergessen Treiben, mich erkräftet mit bedrängt Volk von Aussen. Seint aber die an der Rems und am Neckar armutheilich wohnenden Bauern nit auch Menschen? Ihr saget freilich: mit

nichten; aber ich sag', ja besseres Volk seint sie, als ihr, wie ihr all' hier herumgrunzet, Sprech- und Rathherren. Jene machte der Leichtsinn, die Ueppigkeit und das Verthun des herzöglichen Brauskopfs zu Bettler, wer noch ein Zelglein Land hat, muß es endvöllig verkaufen oder verpfänden, um der Hofscharwenzer Laun' und Bausung zu stützen und den zahllosen Malefizherren ihr dreifarbig Maustuch an ihren sonst blutt und bloßen Schelmleib zu bezahlen. Und ihr befindet euch derohalben gar wohl hier. Denn wenn draussen schlecht Regiment, so seint ihr sicher in eurem Thun. Ihr schlampampet den kostbarsten Wein aus silbernen Becherlein, deren man erst kurzendlich wieder zweiduzendlich puarhaltig hat machen lassen für eure Vettersvetter, und woher ist das Geld gekommen? aus der großen unsattlichen Stadttruhe, in die kein Tagwerker gucken darf, und so er dessen Gelüst trägt und jedermänniglichе Einschau und Rathabhör fordert, wird er mit Ruthen gestrichen und geschandet, also, als ob er ein großwolliger Mißthäter wär. Auch ist allweg kundig, weßhalb ihr's so und nit anders beliebet. Wenn, ehdem ihr Rathsleut wurdet, ihr schnarrmaultet wie Fuchsthier am Sylvester, und die Stubmaus bei euch sich Beulwerk an die Füß lief, bis es in eurer Bestzeit ein Brodbrösel fand, und eure Leiber dürr waren, wie der Judenlangtag, so drehet ihr schon nach einem Dreimondsrathssitz die Daumen behagentlich über dem Nabel. Eure Weiber tragen Sammetjuppen mit Schliz und Mischeln, und Gewirkhauben mit Goldflenter, wo es ehweg nit zu Marlin gereichet. Eure Töchter hölzerstelzen sich roth auf, wo vorab kein Absatz war, tragen Nürnberger Fuchteln und thun windig damit, als ob ihr faul Fleisch zu gut wär für der Sonne Blick; sitzen in die Kirchgitterstühl und strecken die Nasen in die Höh' wie Brutgäns, wenn's regnet. Und woher kommt all' dieß Gethun? von der Stadttruhwach. Wenn ihr allsammtlich hier, wie ihr uns jetzt pönet, vordem in niedrer Täferei euch gedücket, so ist euch darin alsbald nicht wohl geblieben, da ihr Rathsleut' wurdet, sondern ihr bautet euch Häuser in die Liebfrauenvorstadt mit großen Kernbogen (Kellerhälsen) und Türnizen. Die Steinwerke holten euch Stadtlöhner von Burghöfen und das Holz fuhrwerkten euch Frohntner um Naswasser herbei, also daß ihr fürstiglich wohnet und große

Reitöhrn habt, die dreimal gsengott hallen, wenn ihr einmal drin nießet. Niemand tragt ihr klärlich der Steuern Komm und Gang vor, und wer darum heischet, den schleudert man als Aufrührer und Verführer des Volks in allen Flohkammern umher, bis er abläßset seines Gewags. Ist's drum ein Wunder, wenn der grämig wird, der sich nur zum Werken verdammen sieht und nirgends Aufricht hat, als am Tod und da nocher machen wanstige Pfaffen dem Armen das Sterben erklecklich schwerer, als dem Reichen; hab' dieß wohl erfahren beim Verenden meines armen Vaters, der sein Lebtag sich geschunden hat bei Wasser, Kleibrod und Schmalatz, und der kein Hühnle gepaynt hat, sein's und mein's Wissens, bei dem ward über all' sein Gethun waydelich und tapfer gemurret vom Beichtherrn. Da aber sein Uebergassennachbar, der Kammerrath Diemer, am Thörle, der in der Jungheit getrieben, was der Weltbrief bemeldt, im Hausstand den Teufel und uff der Gaß den Scheinengel gemacht, den Sonntag verkippt beim Kegelspiel und Stahlbrustschießen und wohllebete allerweg — mit dem führete der Beichtherr mild Gered und sperrete ihm weit uff das Himmelsthor ohne Fegung, daß er der Kirche gabte sein jung Greit in den Thürlen."

Tod der sechs Verurtheilten.

„Ebigso ist's mit der Gerechtsprach nit besser für die Armutheier; wildert solch Einer ein Herrenwamms nur rauhig an, so wird er gepaynt an Leib und Gut, benamt ihn Schlengel und Schwengel, vergonnet ihm für keinen Schilling Mühlohn mehr, bei Stadt oder herzöglicher Kammer, Kanzlei, Ballei oder einer Kastenschreiberei. Man siehet gern, wenn er darbet, und daß es ihm rechtschaffen übel gehet, und Andern zum Exempel werde, auch der Schmeichlerhauf hochzähliger werde mit jedem Jahreslauf und ein frei Wort rarer werde mit jeder Frühleuchte. Vergreifet oder vergoisert sich aber ein Herr oder Rath gegen einen armen Knecht, Werker oder ehrbaren Stadtsaßen, so krähet kein Hahn drum, thät Noth fastgar, er zög drob vom Kopf noch die Schmeerkapp derfür, daß ihm alsoliche Unehr beschehen und er Schläg und Schimpf empfangen. Und will er

drob klagen, so verklagt er den Teufel bei seinem Vetter allwegs, er rüspert nur klecklichen Gestank. Sodannen ist's nit besser mit der Erbsünd Verpön und Buß. Munkelt ein Herr mit einer Hälterin, drucket Jedermann ein Aug' zu und man will noinz g'sehn und g'hört han; schlüpft aber ein Armutheier ynmal in unrechten Stiefel, sagen's Becken und Märktluit einander und der Trommelhannes schreit's aus an älle Gasseneck. Wird ein vornehm Maid rund, fuhrwerket sie uff's Land, um dort zu genesen; passirt's aber einer Armschelmin, gibt's Fingerdeuterei und sie muß sitzen auf's Lasterstühle und Bußbänkle etwelchmal. Und wenn's an's heuren geht, so musiciret der Zinkenist entlang des Kirchengangs bei jenen und die Armen dürfen nit 'mal an einem Ehrentag kopuliret werden. Ist's nit also beschehen bei Eurem Maid, Burgermeister Rockenbauch? die von dem Stadthauptmannen gar Zwilling gehatt? Und was soll ich weiter sagen von den Wehr-, Lehr- und Ehrstellen? Allesammt sind in euren Handen, und wo das kleinst Schlemplen hänget, da handet ihr euch und euresgleichen den Sperrhacken zu. Wenn die dümmsten Köpf' eure Buben ob den Achseln tragen und Pfiffigkeit ihnen Welschgau ist, so han sie doch in euren Augen Verständigkeit genug, ein fürnehm Regiment zu führen und will's nit grad, muß krumm gan, will's nit mit Wirz, muß thun der Schliz, thut's nit die Wurst, so thut's der Durst, ist 's Häsle z'klein, so thut's ein Schwein, thun's nit Mehlmulden, so thun's Goldgulden, daß sie lehnen können an ein Amteieck, wo leichter ein Stallhex wegzubringen ist, als wieder eure lappsige Hornschrödelbrut, die vor dem Herzog und seinen Räthern tossig stehen, wie Schurr am Zwinger; wenn aber nieder Volk nahet, strecken sie weit auf ihre Klammen und muzzen sich, als wollten sie flattern. Uff den Gassaten stolziren sie mit blanken Wehrlen umher, und hau'n Nachts Funken auf dem B'setz der Gassen, wenn's aber auf's Bollwerk oder zur Mauer-, Thor- und Letzwehr trommelt, dann stecken sie sich wie die Mottwürm in den Sauerkäs und lassen Nachtwach thun den Armutheier. Ist's drum ein Wunder, wenn gussig wird die Herzgall dem Armen und ein schwer Gemüth zürnig gegen ein solch Kehrthun, wie ich begonnen han, allwegs reulos bis jetzunder. Von euerm Wucher und eurer Pfunddeckerei will ich nit klecksen, aber

besser sind ein duzig Juden aus Heubach, als ihr sammtlich Wehr-, Lehr- und Rathsluit, meynaidige — — —“ Mit solchen und vielen andern Redensarten kam Tiegel in den Richtkreis, wo nach kurzer Weil ein Kopf nach dem andern fiel, bei welchem Geschäft Tiegel gleichgültig zusah, bis die Reih' an ihn kam und er niederknieen sollte, da wollte er seine Stimme nochmals erheben, aber der Blutrichter hieb jählings und trieb ihm das Schwert in die Achsel, daß er entsetzlich schreiend aufsprang, sogleich aber wieder zusammenfiel auf den Körper eines seiner Mitgesellen, auf welchem ihm der Kopf vollends abgehauen wurde. Hierauf schlug man die Köpfe auf Spieße, trug sie durch die Stadt und steckte sie am weißen und obern Thurm lange Wochen aus. Den weißen Thurm nennet man den gegenüber vom „Käs“ vor dem Hauptstätterthor. Die Leiber begrub man auf dem Schindanger. Die Mutter des Tiegel bat um den Kopf ihres Sohnes, als man ihr denselben aber verweigerte, erhängte sie sich an das Heilandbild am Ilgenzwinger, worauf sie dann hinausgeschleifet und neben ihrem Sohne verscharret wurde. Ihr Haus wurde abgerissen und dadurch der Weg nach dem Ilgenplatz erweitert. Auch wurde das Schafhaus auf dem Kriegsberg abgebrochen, damit es schlechtem Gesindel und Zigeunern fürderhin nicht mehr Unterschleif geben möge. Und dieß geschah im August 1514.

Otto von Horrheim und die Nonne von Rechenshofen.

Eine Erzählung aus dem vierzehnten Jahrhundert.

1.

Die Schatten des späten Abends hatten sich bereits über das Metterthal ausgebreitet, und soeben hatte das Geläute der Abendglocke ausgesummt, als Ludwig von Horrheim, von der nahen Esels-

burg kommend, in die Stadt Horrheim einritt und vor seinem stattlichen burgähnlichen Hause abstieg.

Wie auf den Fluren, so lag auch auf seinem Angesichte ein Schatten, und es war leicht zu erkennen, daß der sonst so lebensfrohe, adelige Herr heute düstere Gedanken in seinem Innern beherbergte. Kaum war er auch in seiner Wohnstube angekommen, als er seiner trüben Stimmung Luft zu machen suchte. Seinen 24jährigen Sohn Otto neben sich winkend, setzte er sich in den behaglichen Lehnsessel und begann in kurzen Ausrufungen: „O, daß ich das erleben mußte! Es ist vorüber mit den Grafen von Vaihingen! Bald wird der Wirtenberger auch vollends seine Hand nach der Eselsburg und den Städten Horrheim und Hohenhaslach ausstrecken, und dann ist's um unser Geschlecht geschehen!“ Otto verlangte nähere Aufklärung von seinem Vater, welche ihm in Folgendem gegeben ward:

„Du weißt, wie unsere adelige Familie von jeher auf's engste mit dem Geschlecht der Grafen von Vaihingen zusammenhing. Als die Herren von Vaihingen noch in ihrer Blüthezeit waren, da stand's auch gut mit den Herren von Horrheim. Daß unsere Vorfahren die Stadt Horrheim als Lehen von den Grafen empfingen, ist fast das Geringste, was wir ihnen verdanken; aber als Ministerialen derselben, als Aufseher über den größten Theil des Einkommens der Grafen und des Klosters Rechenhofen wurden uns sehr viele Rechte und Vergünstigungen zu Theil, welche uns erst die Mittel gaben, unserem Stande gemäß zu leben und ein adeliges Haus zu machen. Nun aber die Grafschaft zerfällt, und ein Stück um's andere von derselben abgerissen wird, nun brauchen die Grafen bald keine Ministerialen mehr, und uns bleibt zuletzt nichts als dieses Lehen, und wenn wir von diesem leben müssen, dann sind wir übel daran. In der herrlichen Burg in Vaihingen sitzt jetzt ein wirtenbergischer Burgvogt, der die Einkünfte für die Grafen von Wirtenberg bezieht. Doch wenn wir auch zwei Drittheile der Grafschaft verloren haben, so hatten wir bis jetzt noch unsere Eselsburg, wir hatten noch die Städte Horrheim und Hohenhaslach, wir hatten noch die Dörfer Ensingen und Klein-Glattbach und die Vogtei über Rechenshofen. Aber, denke dir, heute hat Graf Heinrich den letzten

Rest seiner herrlichen Grafschaft dem Grafen Eberhard von Wirtenberg testamentlich vermacht und denselben aus besonderer Liebe und Freundschaft — so hat er angegeben — zu seinem Erben eingesetzt. Mechtilde, seine Schwester, that Alles, um es zu verhindern. Bitten und Thränen hat sie angewendet, ihren Bruder von diesem unseligen Vermächtniß zurückzuhalten, aber vergebens; der Wirtenberger hat den rechten Weg zu Heinrichs schwachem Herzen gefunden — er ist nun sein Erbe geworden und ich fürchte, die Zeit ist nahe, wo er die Erbschaft einthut. Dann, mein lieber Sohn, hat es mit uns ein Ende, dann wird auch dieser Theil der Grafschaft vollends dem Burgvogt von Vaihingen untergeordnet werden; man braucht uns nicht mehr, uns bleibt nur noch dieses Lehen Horrheim, und auch das ist ungewiß, denn Eberhard ist unserer Familie nicht günstig, weil er weiß, daß ich bei dem Grafen von Vaihingen immer gegen seine eigennützigen Plane gearbeitet, und die Grafen immer so viel als möglich — wenn auch vergebens — über ihre eigenen Interessen aufgeklärt habe. O, dieser Wirtenberger tritt noch Alles unter seine Füße! Die Herzoge von Teck sind gefallen, die Pfalzgrafen von Tübingen, die Grafen von Aichelberg, von Urach, von Neufen, von Calw, von Helfenstein — Alle — Alle hat er verschlungen und auf ihren Burgen weht nun die wirtenbergische Fahne! Bald, bald wird sie auch auf der Eselsburg wehen, wie sie schon auf der Vaihinger Burg flattert! O, daß ich diesen Tag erleben muß! — Rüste dich, Otto, — deines Bleibens ist nicht länger hier! Mag für mich kommen, was da will, meine Lebensuhr ist bald abgelaufen; aber Du bist jung, hast einen ritterlichen Sinn, gürte Dein Schwert um, zieh' in Fehde und Krieg hinaus, verdiene Dir dort durch Tapferkeit den Ritterschlag und werde Du dann der Gründer eines neuen Geschlechtes! Der Herr wird mit Dir sein! Morgen mehr, — schlafe wohl!"

Der alte Ludwig von Horrheim hatte sich in sein Schlafgemach begeben, aber sein Sohn Otto ging noch lange in stilles Nachdenken versunken im Zimmer umher. Daß der Vater Recht habe, das konnte er sich nicht verbergen, und einige Augenblicke lang schlug auch der jugendliche Muth in leichten Flammen empor, und Otto

träumte stolz von ritterlichen Thaten und Kämpfen. Doch bald war diese Aufwallung zu Ende und traurig seufzte er: „O Antonie, wenn Du nicht wärest, wie gern würde ich hinausziehen in die Welt, wie gern Theil nehmen an den Kämpfen und Fehden!“ Und traurig und mit beklommenem Herzen begab auch Otto sich endlich zur Ruhe und dachte an seine Antonie.

Wer war diese Antonie? Diese Antonie, welche das Herz des jüngern Otto von Horrheim so sehr gefesselt hatte, war eine Tochter des Ritters Rudolph von Roswag und befand sich zu dieser Zeit als Novize im Frauenkloster Rechenshofen, eine halbe Stunde von Horrheim entfernt. — Auch die adelige Familie von Roswag war damals bereits sehr herabgekommen, und was das Kloster Maulbronn nicht von ihren Besitzungen verschlungen hatte, war kürzlich von Eberhard von Wirtenberg an sich gebracht worden. Rudolph von Roswag hatte zwar noch seinen Sitz in der Burg Alt-Roswag und die Nutznießung einiger Güter und Gefälle, allein die Burg war in so schlechtem Zustande, daß sie kaum noch zu bewohnen war, und da sein Stolz auch durch die schöne, kürzlich von dem Wirtenberger erbaute Burg Neu-Roswag empfindlich verletzt wurde, so übergab er nach dem Tode seiner Gattin, einer gebornen von Sternenfels, seine einzige Tochter dem Kloster Rechenshofen und trieb sich nun als Abenteurer in Krieg und Fehden herum, wo er als ein tapferer Ritter überall mit offenen Armen empfangen wurde. Die Aebtissin des Klosters Rechenshofen war eine Schwester seiner verstorbenen Gattin; ihr übergab er seine Tochter Antonie und befahl sie ihrem Schutze und ihrer Obhut. Antonie war damals siebenzehn Jahre alt, schön, lebhaft und der Liebling ihrer Tante, der Aebtissin. Das Klosterleben wurde ihr daher so angenehm als möglich gemacht, und so einsam auch das Kloster Rechenshofen in den Wäldern des Stromberges lag, und so wenig sie für das abgesonderte Klosterleben paßte, so fehlte es der jungen Novize doch nicht an Zeitvertreib und angenehmer Unterhaltung. Manchmal nahm sie die Tante mit zum Besuche bei den benachbarten adeligen Familien, besonders nach Groß-Sachsenheim, wo Hermann von Sachsenheim sie stets gastfreundlich aufnahm; auch besuchten sie nicht selten benachbarte Kirchen, wo oft

reisende Bettelmönche als Prediger auftraten. Auf diese Art kam eine angenehme Abwechslung in das einsame Klosterleben und es floßen der jungen Novize mehrere Jahre leidlich dahin. Was Antonie aber in ihrer Einsamkeit am meisten beschäftigte und beglückte, war Otto von Horrheim. Von Kindheit an kannten sich diese jungen Leute, denn ihre Väter, Rudolph von Roswag und Ludwig von Horrheim, waren innige Freunde, die früher unter bessern Verhältnissen einander gegenseitig mit ihren Familien gar häufig besucht hatten. Bei den Kindern zeigte sich große Anhänglichkeit und Zuneigung, die mit den Jahren wuchs, und als der Knabe zum Jüngling, das Mädchen zur Jungfrau erstarkt war, in jene zarte, innige Liebe überging, die jugendliche Gemüther so stark aneinander fesselt und so froh beglückt. Auch jetzt noch, da Antonie Novize im Kloster Rechenshofen war, sahen sie sich häufig, und jedes Wiedersehen knüpfte inniger das Band ihrer Herzen. Ruhig lag die Zukunft vor ihnen, denn Otto hatte bisher nichts Anderes gedacht, als Lehensmann und Beamter des Grafen von Vaihingen zu werden und dann seine geliebte Antonie zu ehelichen. War ja doch Antonie noch nicht Nonne, und so lange sie der Schleier nicht bedeckte, so lange stand ihrem Rücktritte vom Kloster kein Hinderniß im Wege, und je weniger sie sich bei ihrem lebhaften Temperamente für's Klosterleben geschaffen wähnte, desto freundlicher erschien auch ihr die Hoffnung, daß Otto Mittel und Wege finden werde, sich eine feste Existenz zu gründen und sie aus dem Kloster zu erlösen. Ganz andere Pläne trug aber ihre Tante, die Aebtissin, im Herzen. Sie hatte ihrem Schwager die Sorge für seine Tochter abgenommen, und nach ihrem Dafürhalten konnte diese nirgends eine bessere Versorgung finden, als im Kloster. Bei der allgemeinen Verarmung des Adels und bei den damaligen traurigen Zeitverhältnissen wurden die Klöster als Asyle betrachtet, in welchen man das ruhigste und sorgenfreieste Leben führen könne, und so sollte auch ihre Nichte, sobald sie das gesetzliche Alter erreicht hatte, den Schleier nehmen und sich ganz dem Klosterleben weihen. Antonie erfuhr nur zu bald die Absichten ihrer Tante, welche sie in die größte Betrübniß versetzten. Auch bemerkte sie zu ihrem tiefsten Leid, wie ihre Tante Ludwig von Horrheim und seine Fa-

milie von ganzem Herzen hasse und allen Umgang mit denselben meide; wie sie, wenn Ludwig im Kloster die vogteilichen Geschäfte als Beamter des Grafen von Vaihingen zu besorgen hatte, demselben stets mit der größten Unzufriedenheit begegnete, und ihm so viele Hindernisse als möglich zu bereiten suchte. Diese Wahrnehmungen schmerzten Antonie sehr. Sie wußte nicht, daß ihre Tante als junges Fräulein von Sternenfels ihre Netze nach Ludwig von Horrheim, dessen schöne, männliche Gestalt ihr Wohlgefallen erregt hatte, ausgespannt, und daß er sich diese, indem er ihr ein Fräulein von Hohenscheid vorgezogen, zu einer unversöhnlichen Feindin für's ganze Leben gemacht habe.

So standen ihrer Liebe und ihrer Hoffnung die größten Hindernisse im Wege und traurig sah Antonie der Zukunft entgegen. Jedoch ließ sie die Hoffnung nicht ganz sinken, die Liebe verliert auch unter den größten Schwierigkeiten, die sich ihr entgegenstellen, den Muth nicht ganz, — sie hofft von der Zukunft eine glückliche Aenderung der Umstände.

So standen die Dinge an jenem Abende, als sich Ludwig von Horrheim und sein Sohn Otto nach ihrem Zwiegespräch zur Ruhe begeben hatten.

2.

Ludwig von Horrheim hatte am andern Morgen in Beziehung auf seinen Sohn den Sinn nicht geändert. Auf's Neue setzte er ihm die Nothwendigkeit auseinander, den Gedanken, sein Nachfolger als Ministerial der Grafen von Vaihingen zu werden, fahren zu lassen, und redete ihm wiederholt zu, in die Welt zu ziehen und mit Hilfe seines guten Schwertes sich eine andere, bessere Stellung zu erwerben. Er rieth ihm zugleich, sich zu Rudolph von Roswag zu begeben, der sich damals bei dem Herzoge von Oesterreich befand, welcher eine bedeutende Zahl von Kriegern, namentlich vom Adel, um sich gesammelt hatte, um mit ihnen gegen die Schweizer zu ziehen. Otto war bereit, das väterliche Haus zu verlassen, und sein Glück im Kriege zu versuchen, allein Oesterreich lag ihm zu weit entfernt. Er wollte seiner Antonie näher sein, sie nicht ganz aus den Augen lassen, und

er schlug deßhalb seinem Vater vor, bei dem Grafen Eberhard von Wirtenberg, der damals von den Reichsstädten hart bedroht wurde, Dienste zu nehmen. So unangenehm dieser Vorschlag dem Vater war, welcher schon längst eine starke Abneigung gegen den Grafen hatte, so gab er doch endlich den Bitten seines Sohnes nach, da er es nicht in Abrede ziehen konnte, daß — wenn sein Sohn das Wohlwollen dieses mächtigen Grafen sich erwerbe, es ihm nicht fehlen dürfte, ein bedeutenderes Lehen als Horrheim oder sonst eine einträgliche Stelle zu erhalten. Schon am andern Tage reiste Otto nach Stuttgart, wohin seit ungefähr dreißig Jahren die Grafen von Wirtenberg ihre Residenz verlegt hatten, und bot Eberhard II. seine Dienste an. Dieser nahm den jungen, ritterlichen Mann, der auch in allen Kriegskünsten wohl geübt und erfahren war, freundlich auf, versicherte ihn seiner Gewogenheit und drückte ihm den Wunsch aus, daß er schon am dritten Tage bei ihm eintreffen möchte, weil der Krieg mit den Städten täglich zu beginnen drohe. Otto versprach, pünktlich einzutreffen, und wurde gnädig entlassen.

Ludwig von Horrheim vernahm mit Freude den Bericht seines Sohnes, und je mehr er bisher gegen Eberhard eingenommen war, desto befriedigender war für ihn die freundliche Aufnahme, die Otto gefunden. In großer Eile wurde nun die Ausrüstung betrieben, die Otto für seinen neuen Beruf nöthig hatte, und schon am andern Tage waren Vater und Sohn in der Frühe auf der Eselsburg, wo Graf Heinrich von Vaihingen, ein Freund Eberhards II., mit Vergnügen den Entschluß des jüngern Horrheim vernahm und seine Zustimmung dazu gab, daß dieser in Eberhards Dienste trete. Während sein Vater und Graf Heinrich noch Mancherlei besprachen, schaute Otto durch's hohe Burgfenster hinüber nach Rechenshofen und das Herz klopfte ihm stäker, als er dachte: „Was wird Antonie zu Deiner schnellen Abreise sagen?“ Die innigste Sehnsucht zog ihn zu ihr hin und er beschloß, sie noch heute zu sehen, was ihm leicht war, da Antonie ihre Abende im Sommer meist in dem großen Klostergarten zubrachte, zu dem sein Vater als Ministerial des Schutzvogtes einen eigenen Schlüssel hatte.

Der Abend kam und bereits stand Otto auf der Lauer in einem

der entferntesten Theile des Gartens. Bald sah er Antonie von weitem, das wohl bekannte Zeichen seiner Anwesenheit ward gegeben und sie eilte flugs dem lieben Platze zu, der so ganz geeignet war, sie vor neugierigen Augen und Ohren zu schützen. Die reinste Freude und innigste Liebe strahlte aus ihren Augen, als sie den Geliebten begrüßte.

Aber bald ward der Blick düster, bald schwamm das Auge in Thränen, als sie von Otto gehört hatte, was in den vorigen Tagen geschehen und was ihnen nun bevorstehe. An eine Trennung von Otto hatte Antonie noch nie gedacht, daher wurde ihr jetzt dieser Gedanke, der so plötzlich in ihre Seele geworfen wurde, entsetzlich und fürchterlich. Es wurde ihr zu Muthe, als möchte sie nimmer leben, wenn Otto nicht mehr in ihrer Nähe sei. Doch gelang es ihm, sie allmälig zu beruhigen und zu trösten, indem er ihr vorstellte, wie er gerade aus Liebe zu ihr des Vaters Bitte, sich an den Herzog von Oesterreich zu wenden, widerstrebt, und wie er denn doch von Eberhards Hofe aus oft Gelegenheit haben dürfte, sie wieder zu sehen, da die Entfernung nicht groß sei. Aber kaum beruhigt durch die friedliche Hoffnung des öftern Wiedersehens, gedachte sie der Gefahren, denen er im Kriege entgegengehe, und sie fing auf's Neue bitterlich zu weinen an. Auch in dieser Beziehung beruhigte er sie endlich wieder mit dem religiösen Troste, daß ja sein Leben unter dem Schutz und Schirm des Allerhöchsten stehe, und daß ohne den Willen Gottes kein Haar von seinem Haupte fallen könne, und auf's Neue versicherten sich Beide ihre ewige Liebe und Treue. Noch zwei Jahre sollte das Novizenleben Antoniens dauern, dann sollte sie nach dem Willen ihrer Tante den Schleier nehmen und als Nonne eingekleidet werden; aber sie versicherte Otto, wie Nichts in der Welt sie bewegen könne, ihrer Tante nachzugeben und ihn zu verlassen, und daß sie im Nothfalle auf die Unterstützung ihres Vaters baue; Otto dagegen gab ihr dafür das feierliche Versprechen, unter allen Umständen vor Ablauf dieser zwei Jahre wieder zu kommen und ihr Hand und Herz zum Ehebunde zu bieten. Lange erschien ihnen freilich die Zeit noch bis zu diesem ersehnten Ziele, aber sie nahmen sich vor, geduldig zu harren, täglich und stündlich einander in treuer Liebe zu gedenken

und dann trösteten sie sich hauptsächlich damit, daß es ja doch möglich sei, daß Otto manchmal seine Eltern besuchen dürfe, und daß dann auch bei ihnen ein kurzes Wiedersehen zu hoffen sei. So war die Stunde des Abschieds gekommen. Noch eine letzte Conferenz, noch ein feierlicher Schwur, einander anzugehören bis zum Tode, und Otto riß sich mit thränenden Augen und zerrissenem Herzen los, während Antonie stille weinend noch die einsamsten Plätze des Gartens aufsuchte, bis sie sich wieder nothdürftig gesammelt hatte, um in der Gesellschaft der Nonnen erscheinen zu können.

Ebenso traurig war der Abschied Otto's von seinen Eltern in Horrheim. Er hatte Vater und Mutter noch vorher seine Liebe zu Antonien und ihren gegenseitigen Bund anvertraut, ihre Billigung erhalten und zugleich des Vaters Versprechen, über Antonie zu wachen, damit sie nicht von ihrer Tante zu frühe zur Einkleidung gezwungen werde. — So zog Otto mit dem Segen der Eltern, zwar traurig, aber dennoch beruhigt von dannen, und befand sich bald am Hoflager Eberhards II., wo ihm bei andern ritterlichen Mannen eine Wohnung angewiesen wurde. — Sein Sinn war nun ganz auf Kampf und Krieg gerichtet. Er wollte sich auszeichnen durch ritterliche Thaten, er wollte Eberhards Aufmerksamkeit auf sich ziehen, seine Gewogenheit erwerben, sich einen Namen machen und die Ritterwürde verdienen; dann hoffte er, daß ihm in Bälde eine solche Stellung zu Theil werde, die es erlauben würde, sich mit Antonie zu verbinden. Und war je eine Zeit geeignet, sich durch Muth, Tapferkeit und ritterlichen Sinn emporzuschwingen, so war es diese. Die Kurfürsten waren gegen den Kaiser, der seine Besitzungen immer weiter ausdehnte, aufgebracht; die Fürsten waren über die den Kurfürsten ertheilten Vorrechte, der Adel über die Beschränkung des Fehderechtes, die Städte wegen Kürzung ihres Einigungsrechtes und wegen des Verbots, Pfahlbürger aufzunehmen, mißvergnügt. Ueberall Uneinigkeit und Zwietracht, überall Anlässe zu Krieg und Fehden.

So hatten damals die Grafen von Wirtenberg mancherlei Streit mit den Städtern, deren wachsende Macht ihnen ein Dorn im Auge war. Die Städte standen den Grafen bei manchem vortheilhaften Kauf im Wege, zu ihnen flüchtete sich, wer deren Rache fürchtete, zu

ihnen flohen auch viele Unterthanen derselben, durch Erwerbung des städtischen Bürgerrechts der Grafen Herrschaft sich entziehend. Diese dagegen thaten den Städtern auf andere Art wehe, sie störten durch Wegelagerungen, durch Erhöhung von Zoll und Mauth deren Handel, sie sperrten ihnen die Zufuhr von Lebensmitteln, oder verboten ihren Unterthanen den Verkehr mit denselben; auch übten sie ihre vogteilichen Rechte mit großer Strenge aus. So gab es beständig Anlaß zu Händeln, welche häufig in ernstliche Fehden ausbrachen. Eben zu der Zeit, als Otto von Horrheim in die Dienste des Grafen Eberhard II. getreten, war die Erbitterung der Reichsstädte gegen die Grafen auf's Höchste gestiegen. Die Eßlinger fielen zuerst den Grafen von Wirtenberg in ihr Land. Strümpfelbach wurde angezündet, Felder und Weinberge verheert, der Wein ausgeschüttet. Die Herzoge von Baiern und Grafen von Oetingen, welche mit Eberhard verfeindet waren, unterstützten die Städte, und bald kam es zum blutigen Kampfe. Graf Eberhard zog mit seiner Schaar Eßlingen zu. Dort erhub sich auf der Plienshalde ein scharfes Gefecht, in welchem die Wirtenberger, mit ihnen Otto von Horrheim, Wunder der Tapferkeit verrichteten, so, daß der Städte Volk total geschlagen wurde und mehrere ihrer Hauptleute fielen. Bald nachher zogen die Wirtenberger vor Heilbronn, belagerten die Stadt, verheerten ihr Gebiet, und erfochten auch hier einen glänzenden Sieg. Otto hatte sich auch bei diesem Feldzug ritterlich und tapfer gehalten, daher er von Eberhard zum Leibknappen ernannt wurde. Im Uebrigen gab es wenig Rast und Ruhe, denn an Eberhards Hoflager herrschte selten Friede, und als Leibknappe mußte er meist um die Person des Grafen sein. Gab's nichts mit den Städten zu thun, so gab's Fehde mit irgend einem adeligen Herrn, oder man mußte einem Kloster zu Hilfe kommen, oder es war ein Executionszug auf Befehl des Kaisers zu machen, da Eberhard auch Landvogt in Schwaben war; und so war Otto bald ein Jahr in Eberhards Diensten, ohne nur ein einziges Mal Gelegenheit gefunden zu haben, seine Eltern und Antonie zu besuchen. Er hatte auch bereits längere Zeit nichts von ihnen gehört und war in großer Besorgniß, da eine leidige Pest, welche auf Schiffen aus dem Morgenlande nach Italien verschleppt wurde, ihren verhee-

renden Zug von dort durch Frankreich und Deutschland genommen, und jetzt alle Gemüther in Schrecken und Entsetzen versetzt hatte. In den Städten starben die Menschen zu Tausenden. Schwarze Beulen und Drüsen von der Größe eines Eies bedeckten schnell den Körper, und in weniger als drei Tagen, oft in wenigen Stunden folgte der Tod. Die Krankheit griff so schrecklich um sich, daß ganze Geschlechter ausstarben und ganze Gegenden entvölkert wurden. Das Volk schrieb diese Seuche den Juden zu und verfolgte, besonders in Städten, diese Unglücklichen auf's Grausamste. So viele Opfer auch in Otto's Nähe fielen, so blieb er doch von dieser fürchterlichen Krankheit gnädig verschont, war aber nur um so unruhiger und besorgter wegen seinen Lieben in der Heimath, und nahm sich daher fest vor, einen kurzen Urlaub bei Eberhard zu erbitten, um seine Eltern und Antonie wieder zu sehen.

3.

An demselben Tage, da Otto um einen Urlaub von einigen Tagen nachsuchen wollte, wurde derselbe schon Morgens früh zu Eberhard berufen. „Das paßt sich gerade," sprach Otto zu sich selbst, „da kannst du dein Gesuch gelegenheitlich vortragen." Allein als er von dem Grafen erfuhr, wovon es sich handle, mußte er mit seiner Bitte um Urlaub auf's Neue zurückhalten, da Eberhard ihm einen Auftrag gab, der ihn in einer anderen Gegend beschäftigte. Graf Eberhard hatte so eben einen Eilboten von seinem Burgvogt in Achalm mit der Nachricht erhalten, daß der Handelsmann Ansel und dessen Sohn, welche sich in Eßlingen niedergelassen hatten, sich gegenwärtig in Reutlingen befinden, und in der kommenden Nacht nach Eßlingen zurückkehren würden. — Dieser Ansel, ein sehr vermöglicher Handelsmann, war früher Bürger in Cannstatt und ein Unterthan von Graf Eberhard gewesen. Eberhard war diesem Ansel nie gewogen, denn er war ein stolzer, aufgeblasener Mann, der auf seinen Reichthum sich gar zu viel einbildete, und mit seinem Gelde auf eine unverantwortliche Weise wucherte. Graf Eberhard behandelte ihn deßhalb nicht nur mit vieler Geringschätzung, sondern ließ ihm auch

einige Mal wegen Wucher Strafen ansetzen. Hierüber erbittert, beschloß Ansel, in die Reichsstadt Eßlingen überzusiedeln. Da er aber wohl wußte, daß er hiezu die Erlaubniß des Grafen nicht erhalten würde, so trieb er im Stillen seine Ausstände ein, verkaufte unter der Hand sein Haus, zog unversehens in finsterer Nacht davon, und begab sich nach Eßlingen, wo er bereits das stattliche Haus eines Patriziers angekauft und das Bürgerrecht erworben hatte. Als Graf Eberhard die Entweichung des Ansel erfuhr, wurde er im höchsten Grad aufgebracht und schwur nicht nur ihm, sondern auch der Reichsstadt Eßlingen, welche er so oft vergebens gewarnt hatte, keinen seiner Unterthanen ohne seine Einwilligung in das Bürger- oder Beisitzrecht aufzunehmen — Rache. Die Fehden mit Eßlingen wurden daher immer erbitterter geführt; aber an Ansel sich zu rächen, war für Eberhard nicht leicht, da dieser die Reichsstadt selten verließ und hinter ihren Mauern alle Sicherheit genoß. — Darauf einmal bekam Eberhard die dem Leser bereits bekannte Nachricht von seinem Burgvogt auf Achalm. Schnell wurde nun Otto von Horrheim beordert, mit sechs Gewappneten sich am Abend auf den Weg zu begeben, über die Filder das Neckarthal — etwa in der Mitte zwischen Eßlingen und Plochingen — zu erreichen zu suchen, sich dort in einen Hinterhalt zu legen, die beiden Ansel zu erwarten, gefangen zu nehmen und nach Stuttgart zu führen.

Mit der größten Bereitwilligkeit und vollem Eifer unterzog sich Otto dem Befehle des Grafen. Er hatte mit seinen Kriegern etwa eine halbe Stunde oberhalb Eßlingen eine für seinen Plan sehr zweckmäßige Stellung eingenommen und wartete nun mit Verlangen der Dinge, die da kommen sollten. Nach zwei Stunden ertönte Hufschlag; aber man erkannte bald, daß die beiden Ansel nicht allein kämen, sondern ein Geleite von wenigstens acht Gewappneten bei sich hatten. Dennoch kommandirte Otto muthig zum Angriff, als sie näher herangekommen waren. Er selbst stürmte auf die beiden Ansel mit Ungestüm los, während seine sechs Begleiter sich auf die acht Bewaffneten warfen. Heftig war der Kampf zwischen Otto und dem jungen Ansel, welch Letzterer in der Waffenführung wohl erfahren war. Indessen suchte der alte Ansel in der Flucht sein Heil und war

schon glücklich in die Nähe von Eßlingen gekommen. Otto verließ schnell seinen Gegner und folgte dem alten Ansel; doch auch der Sohn eilte nach, dem Vater Hilfe zu bringen, während die beiderseitigen Bewaffneten den Kampf auf dem Platze, wo sie zusammengestoßen waren, hartnäckig fortsetzten. Bereits hatte Otto den älteren Ansel zum Gefangenen gemacht, als der Sohn heranstürmte und sich auf Otto losstürzte. Es entbrannte nun der furchtbarste Kampf, der mit dem Sturz des jungen Ansel endigte, welchem das Blut aus vielen Wunden hervorströmte. Aber auch Otto sank verwundet vom Pferde. Auf den Hilferuf des älteren Ansel waren einige seiner Knechte, die im Thore auf die Ankunft ihres Herrn gewartet zu haben schienen, herbeigeeilt, und Ansel befahl, die beiden Verwundeten in seine Wohnung zu bringen. Als sie aber dort ankamen, hatte der junge Ansel bereits sein Leben ausgehaucht. Fürchterlich wüthete der Vater gegen Otto, als er die Leiche seines Sohnes erblickte. — „Du bist ein Mörder!" schrie er, und seinen Knechten gab er den Befehl, den Verwundeten sogleich in das feste Gefängniß neben dem Keller zu bringen, und schwur, schwere Rache an dem Mörder seines Sohnes zu nehmen. Des Herrn Befehl wurde vollführt, und Otto lag nun auf einem Haufen Stroh in einem Gefängniß, das von festen Mauern umgeben war. Seinen Knechten aber gebot Ansel, tiefes Schweigen zu bewahren über Alles, was geschehen, und durchaus nichts davon laut werden zu lassen, daß sich ein fremder Ritter in seinem Gewahrsam befände. — Indessen hatten Otto's Begleiter die Reutlinger Schutzwehr der beiden Ansel vollständig besiegt und in die Flucht geschlagen; als sie sich aber nach ihrem Anführer umsahen, so war er nirgends mehr zu finden. Vergeblich war alles Suchen und Forschen und erst, als der Tag anbrach, ritten sie Stuttgart zu, um dem Grafen Bericht zu erstatten über den traurigen Verlauf ihres nächtlichen Zuges.

Otto, der eine starke Wunde am Kopf und auf der Brust erhalten hatte, war im Kerker wieder zum völligen Bewußtsein gekommen und erkannte das Mißliche und Gefährliche seiner Lage. Er kannte die böse, heimtückische und rachsüchtige Natur des alten Ansel nur zu gut, um nicht das Schlimmste befürchten zu müssen. Schrecklich war

für ihn der Gedanke, daß der junge Ansel vielleicht todt seie. Er hatte dessen Tod gar nicht beabsichtigt, sondern sich zuletzt nur noch um sein eigenes Leben gewehrt, da Ansel immer heftiger auf ihn eingedrungen war. Endlich bedeckte ein wohlthätiger Schlaf seine müden Augenlider und erst spät am Morgen erwachte er wieder, aber nur um das Schreckliche seiner Lage jetzt in ihrem ganzen Umfange zu erkennen. In seinem von festen, dicken Mauern umgebenen Gefängnisse erblickte er nun eine Oeffnung, durch welche ihm so eben Wasser und Brod herabgelassen wurde; zugleich aber auch hörte er aus dem Munde des alten Ansel die schrecklichsten Verwünschungen und Flüche und die Drohung, daß er — der Mörder seines Sohnes — nie mehr das Licht der Sonne erblicken, sondern in diesem Kerker langsam dahinschmachten solle. Und so wiederholte es sich jeden Morgen; so oft ihm Brod und Wasser herabgelassen wurde in den finstern, feuchten Keller, so oft ertönten auch die Verwünschungen und Flüche des rachsüchtigen Vaters. Welche Pein für den, durch seine Wunden noch geschwächten Jüngling, der sich nichts vorzuwerfen, sondern, was er gethan, im Dienst und auf Befehl seines Herrn gethan hatte! Nur manchmal — oft nach langer Unterbrechung — ward ihm eine warme, kräftigere Speise zu Theil, und zwar jedesmal, wenn er die Stimme des Ansel nicht vernahm, woraus er schloß, daß dieser abwesend seie und irgend eine Seele im Hause doch Mitleid mit ihm habe. Oft erhob er, während Ansel oben beschäftigt war, Wasser und Brod in den Kerker herabzulassen, seine Stimme und bat um Erbarmen, da er ja doch nur den Befehl seines Herrn vollzogen und den Tod seines Sohnes durchaus nicht beabsichtigt habe; allein sein Flehen blieb ohne Erfolg, und Woche um Woche, Monat um Monat verging, ohne daß sein Schicksal sich änderte. Der Gedanke an Antonie war im Anfange seines Kerkerlebens oft sein Trost gewesen, und stundenlang hatte er in der Erinnerung an sie sein Leiden vergessen; aber jetzt, da seine Hoffnung auf Befreiung immer schwächer wurde, jetzt dachte er mit Schrecken an sie. „Habe ich ihr nicht versprochen," so sagte er, „vor Ablauf ihrer zwei Novizenjahre unter allen Umständen wieder zu kommen und ihr Herz und Hand anzubieten? — Wie, wenn meine Einkerkerung noch länger dauern sollte? Wenn der Termin

verstrichen und Antonie nun ihr Gelübde als Nonne ablegen würde?!" Quälende Gedanken! — Am nächsten Morgen bat er wieder um seine Freilassung, und wieder vergebens.

Graf Eberhard gab sich indessen alle Mühe, über das Schicksal Otto's nähere Auskunft zu erhalten, allein alle Nachforschungen waren umsonst; man glaubte endlich allgemein, er hätte bei jener nächtlichen Expedition den Tod gefunden, und sein Leichnam seie wahrscheinlich in den Neckar geworfen worden.

Auch nach Horrheim kam endlich die Nachricht von dem traurigen Verschwinden Otto's und versetzte die Eltern, sowie Antonie, die durch die alte Amme Otto's, Margaretha Trippel, immer erfuhr, was im elterlichen Hause vorging, in tiefe Trauer. Ludwig von Horrheim jammerte: „Warum habe ich meinen Sohn zu dem Wirtenberger ziehen lassen! Hatte ich doch niemals Vertrauen zu ihm!" Und Antonie war bleich geworden, alle Lebenslust war von ihr gewichen und alle Hoffnung hatte sie verlassen. „Er ist todt" — sprach sie — „er ist todt, ach! und auf welch' schreckliche Weise!" Und immer näher rückte der Schluß ihrer Novizenzeit herbei. Betrübt, beinahe gefühllos ging sie der Zukunft entgegen, und war nirgends lieber als im Garten — an der Stelle, wo sie Abschied von ihm genommen hatte. „Ist Otto todt," sagte sie zu ihrer vertrauten Margaretha, „so ist ja das Kloster der beste Aufenthalt für mich; ich habe dann nichts mehr zu thun, als zu trauern." Und doch regte sich manchmal noch ein Funke von Hoffnung in ihr, wenn sie an seine Worte gedachte, unter allen Umständen vor Ablauf zweier Jahre wieder zu kommen und ihr Hand und Herz zu bieten. Aber als das zweite Jahr zu Ende ging, da sagte sie nochmals traurig: „Er ist todt!" und als die Tante ihr endlich ankündigte, daß der Tag anberaumt seie, an welchem ihre Einkleidung als Nonne erfolgen solle, da gab sie fast willenlos, zwar unter Thränen, aber doch gefaßt ihre Zustimmung.

4.

Durch einen Knecht, der dem reichen Ansel in Eßlingen entlaufen war und eine Unterkunft in Stuttgart gefunden hatte, wurde es endlich ruchbar, daß Ansel einen Dienstmann Eberhards in einem Ker-

ker seines Hauses gefangen halte, und dieß Gerücht kam bald auch vor die Ohren des Grafen. Gerade zu dieser Zeit rüstete sich Eberhard wieder zur Züchtigung der Reichsstadt Eßlingen und beschloß, bei dieser Gelegenheit jener Sage genau auf den Grund zu spüren. — Es war nämlich von Kaiser Karl IV. im Jahr 1356 mit Zuziehung der Reichsstände zu Nürnberg ein neues Reichsgesetz gegeben worden, welches unter dem Namen „der goldenen Bulle" bekannt wurde und in dreißig Hauptstücken die Rechte der Kurfürsten, die Ordnung der Kaiserwahl und der Krönung, die Reichs-Erzämter rc. bestimmte, auch wegen den gegenseitigen Befehdungen und zu ihrer Beschränkung einige Verordnungen enthielt. Besonders aber wurde darin den Städten verboten, fürderhin Unterthanen von Landesherren zu Bürgern aufzunehmen, weil diesen dadurch großer Schaden geschah, indem solche Leute alsdann sich nicht mehr zum Gehorsam gegen sie für verpflichtet hielten. Hiedurch entstand große Unzufriedenheit bei den Städten, indem sie meinten, das seie eine Beschränkung ihrer Freiheit. Zu Eßlingen kam es sogar in des Kaisers Anwesenheit im Wintermonate 1360 zu einem Auflaufe, vor dem sich Kaiser Karl durch den Garten des Barfüßer-Klosters in das wirtenbergische Gebiet flüchten mußte. Erzürnt bot er nun das Reichsheer auf, die Stadt zu züchtigen, und Eberhard sollte hiebei den Oberbefehl führen. Mit großer Freude ergriff dieser die angebotene Gelegenheit zur Rache an den Städten. Eberhard zog zuerst gegen Eßlingen, schloß die Stadt ein und nöthigte die Einwohner, um Gnade zu bitten. Eberhard gewährte ihnen diese unter der Bedingung, daß sie dem Kaiser zur Sühne sechzigtausend, ihm aber zum Kostenersatz vierzigtausend Gulden bezahlten. Als Nebenbedingung verlangte er die Auslieferung des von Ansel auf unrechtmäßige Weise in Gefangenschaft gehaltenen Otto von Horrheim und einen Schadenersatz für diesen von dreitausend Gulden. Die Reichsstadt Eßlingen hatte keine andere Wahl, als diese Bedingungen einzugehen; auch Kaufherr Ansel, der sich verrathen sah, wurde genöthigt, den Gefangenen herauszugeben, und — so sehr er sich auch sträubte — die von Eberhard angesetzten dreitausend Gulden zu bezahlen, was für jene Zeit eine sehr bedeutende Summe für einen Privatmann war.

Wie sehr staunte Otto, der bereits alle Hoffnung auf Befreiung aufgegeben und sich nur einen schnellen Tod gewünscht hatte, als in früher Morgenstunde sein Kerker sich öffnete, er vor die Stadt hinausgeführt und dem Grafen Eberhard übergeben wurde. Ein unbeschreiblicher Jubel tönte ihm von seinen vormaligen Kriegsgenossen entgegen und auch Eberhard empfing den bleichen, jungen Mann, der so viel für ihn gelitten hatte, mit unverkennbarer Freude. Als er dem Grafen die Geschichte seiner Gefangenschaft ausführlich erzählt hatte, gab dieser im Angesichte der jubelnden Menge dem bisherigen Knappen den Ritterschlag, nahm seine goldene Kette vom Halse und hing sie ihm mit eigenen Händen um und verkündigte ihm zugleich, daß dreitausend Gulden als ein kleiner Schadenersatz für ihn bereit liegen. Otto wußte nicht, wie ihm geschah; erst nach und nach konnte er sein Glück fassen, und jetzt erst fand er Worte, um dem Grafen seinen innigen Dank auszudrücken. Als Eberhard aber bemerkte, daß die Gesundheit Otto's durch seine lange Gefangenschaft und schlechte Behandlung bedeutend gelitten hatte, so gewährte er demselben auf dessen Bitte einen längeren Urlaub, und verabschiedete denselben mit dem freundlich ausgesprochenen Wunsche, ihn so bald als möglich wieder bei sich zu sehen, da er tapferer Ritter so sehr benöthigt seie.

Zwei Jahre und sechs Wochen waren verschwunden, seit Otto Abschied von seinen Lieben in der Heimath genommen hatte. Groß war seine Sehnsucht, dieselben wieder zu sehen, und je näher er der Heimath kam, desto mehr trieb er sein Pferd zu hastiger Eile an. Bald lag die Eselsburg vor ihm, und einige Augenblicke schwankte er, ob er nicht den Grafen Heinrich von Vaihingen zuerst mit einem Besuche überraschen sollte; aber die kindliche Liebe trug den Sieg davon. Er eilte rasch vorwärts, und in wenigen Minuten sah er seine Vaterstadt vor sich liegen, in wenigen Minuten war er vor dem ritterlichen Hause abgestiegen. Drinnen saß der alte Ludwig von Horrheim traurig und niedergeschlagen in seinem Lehnsessel und dachte an seinen Sohn und an dessen trauriges Schicksal, und machte sich, wie alle Tage, so auch jetzt wieder im Innern die bittersten Vorwürfe darüber, daß er denselben veranlaßt habe, die Heimath zu verlassen, ja — er klagte sich als die Ursache seines Todes an. Horch, da ver-

nimmt er das Klirren von Sporen und wohlbekannte Tritte auf der Treppe! Er erhebt sich und geht langsam, aber erwartungsvoll der Thüre entgegen. Diese öffnet sich und — welcher Anblick für den trauernden Vater! — der verloren- und todtgeglaubte Otto steht leibhaft da; zwar bleich und abgemagert, aber mit freundlichen Blicken streckt er dem überraschten, zitternden Vater die Arme entgegen, und Vater und Sohn weinen Freudenthränen, Einer in des Andern Armen.

Indessen kommt die Mutter herbei, sieht zu ihrem größten Erstaunen den so schmerzlich beweinten Sohn in des Vaters Armen und mit lautem Frohlocken schließt sie ihr geliebtes Kind an die Brust und ruft mit einem Jakob: „Nun will ich gern sterben, daß ich Dein Angesicht noch einmal gesehen habe!“ Die Sprache ist zu arm, um alle die Gefühle und Empfindungen zu beschreiben, welche Vater, Mutter und Sohn in dieser schönen Stunde des Wiedersehens durchströmten und beglückten. Bald wußten die Eltern Otto's ganzes Schicksal. O, wie weinte die Mutter so herbe Thränen, als der Sohn ihr sein bitteres Loos im Kerker erzählte! O, wie glänzte des Vaters Auge so froh und stolz, als er die goldene Kette am Halse des Sohnes betrachtete! Die Ritterwürde war die höchste kriegerische Auszeichnung während des ganzen Mittelalters; Ludwig hatte sie nicht erhalten, aber sein sehnlichster Wunsch war erfüllt, sein Sohn zum Ritter emporgestiegen, und von einem tapfern Fürsten dazu ernannt. Das galt ihm mehr als jene bedeutende Summe, von der ihm der Sohn erzählte, daß sie bei Eberhards Rentmeister für ihn bereit läge, obgleich diese Summe völlig hinreichend war, eine Burg sammt einem Dorfe dazu als Eigenthum zu kaufen. Auch hatte sich Ludwig ganz mit dem Grafen Eberhard ausgesöhnt, dem er jetzt alles Gute von Herzen wünschte.

Froh schwand die erste Stunde des Wiedersehens dahin, aber nun konnte sich Otto — da seine Eltern keine Sylbe von Antonien berührten — nicht länger halten, nach ihr zu fragen. Aber mit dieser Frage war auf einmal alle Freude von der Eltern Angesicht verschwunden, und verlegen sahen sie einander an. Otto ahnte, daß etwas Trauriges geschehen sein müsse, und fragte unwillkührlich: „Sie ist doch nicht todt?“ Sein Vater ermannte sich aus seiner

Verlegenheit und antwortete: „Otto, sei ein Mann und höre mit Ergebung in den Willen Gottes, was ich Dir zu sagen habe! Antonie ist nicht todt, sie lebt, aber ist seit gestern — eingekleidet, seit gestern eine Braut des Himmels, und nun für Dich verloren. Mit großem Schmerze gebe ich Dir diese Nachricht, sie ist unschuldig, sie hielt Dich für todt, sie trauerte tief um Dich, und da sie keine Hoffnung mehr hatte, gab sie dem Willen ihrer Tante nach. Ach, gestern, erst gestern ging sie für Dich verloren!“ Otto fiel fast bewußtlos in den Lehnsessel seines Vaters und bedeckte lange mit den Händen das Gesicht. Endlich fand er Worte für seinen Schmerz. „Nun ist Alles verloren,“ sprach er, „da ich Antonie verloren habe! Als ich meine Freiheit erhielt, freute ich mich derselben wegen ihr; als mir Graf Eberhard die Ritterwürde verlieh, legte ich einen hohen Werth darauf, ach, nur wegen ihr; — o, nun sie verloren für mich ist, so ist auch Alles verloren, Alles — Alles für mich dahin!“

5.

Mehrere Tage brachte Otto in einer geistigen und körperlichen Erschlaffung hin, verließ sein Zimmer nicht, und fand nur im Umgang mit seiner alten Amme, Margaretha, einige Beruhigung und einigen Trost. Von ihr erfuhr er den harten Seelenkampf, den Antonie bestanden; von ihr hörte er, wie sie die Hoffnung nicht ganz habe sinken lassen, so lange auch nur noch ein Tag von den zwei bestimmten Jahren übrig geblieben, wie sie aber zu zweifeln angefangen, als das dritte Jahr begonnen, und nun oft gesagt habe: „Er ist nicht mehr unter den Lebenden, sonst hätte er sein Wort gehalten.“ An eine Gefangenschaft habe Niemand gedacht. Nun habe Antonie es endlich für Pflicht gehalten, ihrer Tante Gehorsam zu leisten, ja — sie habe gerade dadurch ihre Liebe zu Otto auch nach seinem Tode bethätigen wollen, indem sie der Welt völlig entsage. „Ach,“ jammerte Margaretha, „wie bang ist mir auf einen Besuch bei ihr! Welcher Schlag für sie, wenn sie hört, daß Otto noch lebt, und durch mich so unglücklich geworden ist!“ — „Sage ihr Nichts von mir,“ befahl Otto, „bis ich Dir den Auftrag dazu gebe; über-

haupt wünsche ich, daß Du nicht nach Rechenshofen gehest, bis ich Dir Weiteres gesagt habe.“ Margaretha versprach, Alles thun zu wollen, was Otto verlange.

Am kommenden Tage mußte Otto den Grafen Heinrich auf der Eselsburg besuchen. Freundlich ward der Leidende von dem Leidenden aufgenommen. Graf Heinrich lebte wie ein Einsiedler. Die einzige Schwester Mechtilde, verheirathet an den Grafen von Zollern, war im Verdruß von ihrem Bruder geschieden, wegen des im Anfange der Erzählung berührten Vermächtnisses an den Grafen von Wirtenberg, und noch war der Friede unter den Geschwistern nicht wieder hergestellt. Es schien, als litt Graf Heinrich an demselben Herzweh, wie Otto von Horrheim. Er war — wie man sagte — in Folge einer unglücklichen Liebe unverheirathet geblieben und der letzte seines Stammes. Ueberhaupt schien seit dem unglücklichen Morde, den Graf Konrad, der Vater Heinrichs, an Ulrich von Bromberg im Jahr 1338 in der Vaihinger Burg verübte, ein finsteres Geschick auf der Familie zu ruhen. Wohlthätig war daher der Besuch Otto's für den Einsamen, und bald hatten sich beide recht herzlich an einander angeschlossen. — Oft schaute Otto aus den hohen Burgfenstern wieder hinüber auf das nahe Rechenshofen; — aber wie ganz anders, als bei seinem letzten Besuche auf der Burg! Damals lebten die schönsten Hoffnungen in seinem Herzen, jetzt waren sie alle zertrümmert. Noch lag das Kloster in demselben hellen Sonnenschein vor ihm, aber Antonie, die er damals im Geiste die Seinige nannte, war jetzt für ihn todt. Und doch tönte eine Stimme aus seinem Innern heraus:

„Noch einmal muß ich vor ihr steh'n,
Noch einmal ihr in's Auge seh'n,
So lieb und klar!“

Doch aus seinen Träumen weckte ihn Graf Heinrich mit der Nachricht, daß ein weiterer Besuch zu erwarten sei, indem so eben ein Ritter den Burgberg heraufreite. Bald wurde zur größten Ueberraschung Otto's der Ritter Rudolph von Roswag, Antoniens Vater, angemeldet und vom Grafen in Gegenwart Otto's empfangen. Freund-

lich begrüßte der Ritter die beiden Anwesenden, und als Graf Heinrich ihm Otto von Horrheim vorgestellt hatte, umarmte der Ritter von Roswag diesen auf's Liebreichste, gratulirte ihm zur kürzlich empfangenen Ritterwürde und erklärte, daß er gerade von Horrheim komme, um Otto, den er nicht zu Hause getroffen, hier aufzusuchen, da er Dinge von Wichtigkeit mit ihm zu verhandeln habe. Nachdem Graf Heinrich Mehreres über die mit dem Herzog von Oesterreich gemachten Feldzüge mit ihm gesprochen, verließ er das Zimmer und die Ritter Rudolph und Otto waren nun allein. „Endlich sehe ich Dich wieder, den Sohn meines liebsten Jugendfreundes, den Jugendgenossen meiner geliebten, unglücklichen Antonie; sei mir noch einmal gegrüßt! Ich komme vom Kloster, von ihr, ach, und bin zu spät gekommen! Wohl bewahrte ich die Zeit, in der ihre Novizenjahre zu Ende gehen würden, treu in meinem Gedächtniß, aber im Drange der Kriegsereignisse konnte ich erst einige Wochen später abkommen, um meine Tochter aus dem Kloster abzuholen und sie als Ehrenfräulein zu der Herzogin von Oesterreich zu führen. Nie dachte ich daran, meine Tochter ganz dem Kloster zu widmen: als Novize sollte sie so lange bei meiner Schwägerin, der Aebtissin, verweilen, bis sie das Alter erreicht hätte, um als Ehrenfräulein bei einer Fürstin eintreten zu können. Das war mein Plan für sie, — und nie dachte ich daran, daß man meine Tochter ohne meine Einwilligung als Nonne einkleiden werde. Auf den Flügeln der Liebe und Sehnsucht bin ich hieher geeilt, ach, und finde das liebe, sonst so lebensfrohe Kind als Nonne; finde sie in Thränen, in Verzweiflung, denn gerade hatte sie erfahren, daß Du noch lebest und in der Nähe seiest. Sie hat mir euer Verhältniß enthüllt, ihr Herz voll Liebe und Anhänglichkeit für Dich aufgedeckt und ich habe ihren Gefühlen beigestimmt, denn ich kenne Dich ja von Jugend auf und gestehe Dir gerne, daß ich schon früher oft mit Freude daran gedacht habe, Dich und Antonie als ein Ehepaar zu sehen. Und jetzt soll das arme Kind im Kloster sein Leben verkümmern und seine jungen Tage vertrauern! O das Herz möchte mir zerspringen! Ich habe meiner Schwägerin die bittersten Vorwürfe gemacht, daß sie mit der Ablegung des Gelübdes so sehr geeilt und nicht abgewartet habe, bis ich meine Einwilligung

dazu gegeben, ich habe ihr gesagt, wie sie durch ihre Eile mein einziges Kind grenzenlos unglücklich gemacht; allein — das will sie durchaus nicht zugeben; vielmehr glaubt sie, Antonie habe das beste Theil erwählt, sie werde zwar einige Wochen traurig sein, allein es werde bald besser gehen und für die Zukunft sei es nun in jeder Hinsicht für sie am besten gesorgt. Ich nahm darauf einen ziemlich kalten Abschied von meiner Schwägerin, meiner Tochter aber habe ich im Stillen gesagt, daß ich alle in meiner Gewalt stehenden Mittel anwenden würde, um sie vom Kloster los zu machen, sie solle sich mit Geduld indessen in die Umstände fügen und die Hoffnung nicht aufgeben. Vom Kloster aus kam ich nach Horrheim. Dort erfuhr ich von Deinen Eltern alles Weitere, Deine Gefangenschaft, Deine Befreiung, Deine Erhebung zum Ritter, Deine Trauer um Antonie. Und wenn nun Alles so ist, wie ich höre, so bin ich fest entschlossen, Alles daran zu wagen, um Antoniens Gelübde wieder zu lösen. Graf Eberhard, zu dem ich mich jetzt begebe, wird mir ein Zeugniß von den besonderen Verhältnissen, in denen Du Dich als Verlobter Antoniens, zur Zeit ihrer Einkleidung, befandest, nicht versagen, der Bischof von Speyer ist ein vertrauter Freund von mir, und die Herzogin von Oesterreich, denen beiden ich kürzlich das Leben gerettet, ist eine nahe Verwandtin des Papstes, und so bin ich nicht ohne Hoffnung, daß dieses Klostergelübde, das ohne des Vaters Willen eingegangen wurde, auch wieder gelöst werde. Darum lasse auch Du Deine Hoffnung nicht sinken, mein Otto! Mache Dich wieder fort zu Eberhard und binnen eines Vierteljahrs sollst Du Weiteres von mir hören!"

Je länger der Ritter Rudolph sprach, desto mehr schwanden die Falten des Trübsinns, die Otto's Stirne umlagert hatten, desto leichter wurde ihm um's Herz. Und als er geendet, — wie innig dankbar war er ihm für seine väterliche Sorgfalt und für die liebevollen Gesinnungen, die derselbe gegen ihn an den Tag gelegt. Nachdem Ritter Rudolph auch noch gegen den Grafen Heinrich in dieser Beziehung sich offen ausgesprochen und den Beifall desselben erhalten hatte, schied er, um sich nach Stuttgart an das Hoflager Eberhards II. zu begeben. Schon am dritten Tag folgte ihm Otto nach, und wid-

mete sich dem Dienste Eberhards mit neuem Eifer und mit den Gefühlen der Dankbarkeit. Zwar waren die Streitigkeiten mit den Reichsstädten für den Augenblick beigelegt, aber da Eberhard zu dieser Zeit auch die Landvogtei in Niederschwaben erhielt, und von Jahr zu Jahr bedeutende Erwerbungen machte, so hatte er immer Beschäftigung für seine Ritter und Mannen, und so ging auch dem Ritter Otto ein Vierteljahr schnell herum, obwohl er jeden Tag an die fernere Entwickelung seines Schicksals sehnsuchtsvoll dachte. Schon vier Monate waren verschwunden, seit Rudolph von Roswag abgereist war, und bereits fing Otto an, an dem Erfolg seiner Bemühungen zu zweifeln. Eines Morgens ließ ihn aber Eberhard II. zu sich rufen, gab ihm einen schriftlichen Auftrag an den Grafen Heinrich von Vaihingen und befahl ihm, denselben sogleich zu besorgen. Gedankenvoll ritt Otto seines Wegs dahin und dachte an Antonie und ihren Vater. Mittags schon war er auf der Eselsburg. Er wurde sogleich vorgelassen, aber — welche Ueberraschung! — als er die Thüre geöffnet, sah er den Ritter von Roswag und Antonie an seiner Hand auf sich zukommen, und hinter ihnen winkten ihm Vater und Mutter freundlich zu. „Antonie ist frei," sprach Rudolph, „sie ist durch den Machtspruch des Papstes von ihrem Gelübde entbunden. Hast Du Deine Liebe und Treue ihr bewahrt, so empfange sie aus meiner Hand zur Gattin." Sprachlos lagen die Liebenden sich in den Armen. Alle Leiden der Vergangenheit waren vergessen und Eltern und Kinder weinten Freudenthränen. In der Pergamentrolle, die Otto von Horrheim dem Grafen Heinrich von Eberhard II. zu übergeben hatte, war bestimmt, daß die Burg Neu-Roswag dem Ritter Otto von Horrheim bis auf Weiteres zu seiner Wohnung angewiesen sei. In der Kirche zu Horrheim wurden die Liebenden nach einigen Tagen getraut, worauf sie die neue, schöne Burg in Roswag bezogen, wo ihnen viele glückliche Stunden schlugen. Doch dauerte ihr Aufenthalt in Roswag nur kurze Zeit. Heinrich, der letzte Graf von Vaihingen, starb schon nach einem halben Jahre, worauf Eberhard II. Otto mit der Eselsburg und den dazu gehörigen Städten und Dörfern belehnte. Otto zog nun mit seiner geliebten Antonie auf die ihnen so liebe Eselsburg und verlebte auch hier glückliche

Jahre, die nur durch den Tod seiner Eltern und des Vaters seiner Gattin getrübt wurden. Dem Grafen Eberhard aber stand er in allen seinen Kriegen gegen die Reichsstädte und den Adel treu zur Seite, zeichnete sich besonders in dem blutigen Treffen bei Altheim auf der Alp, im Jahr 1372, in der Schlacht bei Reutlingen, im Jahr 1377, und in der Schlacht bei Döffingen, im Jahr 1388 durch seine Tapferkeit aus, und erwarb sich hiedurch Eberhards Liebe und Achtung in immer höherem Grade. Da ihm aber in seiner Ehe nur zwei Töchter geboren wurden, so blieb er der letzte vom adelichen Geschlechte von Horrheim, welches schon im zwölften Jahrhundert geblüht hatte. Im Kloster Rechenshofen, dem Otto und Antonie manche fromme Spende zuwendeten, fanden sie spät — nach wohl vollbrachtem, glücklichen Lebenslaufe, ihrem Wunsche gemäß — ihre letzte Ruhestätte: Otto, der letzte Herr von Horrheim, im Chore der Klosterkirche neben dem Sarge des letzten Grafen von Vaihingen, Antonie auf dem Kirchhofe der Nonnen, der an der Stelle lag, wo jetzt der Sommergarten der Gutspächter Staudt vor dem Wohnhause desselben sich befindet. Ihr Andenken blieb lange im Segen.

Das Weihnachtskripplein.

Von

Ottmar F. H. Schönhuth.

Zunächst bei dem Dorfe Wachbach erhebt sich eine nicht sehr bedeutende Anhöhe, von der herab man weithin in das ferne Tauberthal blickt, bis da, wo die stattliche Kirche des alten Städtchens Königshofen uns entgegen sieht. Noch jetzt heißt man diese Höhe die alte Burg, denn vor Zeiten stand hier eine Burg mit Mauern

und Gräben, aber die ist jetzt verschwunden bis auf wenige Steine, die nun zum Ruhebänklein dienen; doch etwas Lieblicheres ist an die Stelle der Burg getreten: es ist ein Kranz von zwölf Eichen, die ihre Zweige so dicht an einander reihen, daß sie im lieblichen Sommer ein Laubdach bilden, unter dem man wohl lieber weilt, als in dem engen Zwinger eines Bergschlosses, wo überall kalte feuchte Mauern hereinragen. So lieblich wie jetzt war es wohl nicht dort oben in jener Zeit, von der ich jetzt meinen alten und jungen Lesern eine Geschichte erzählen will.

Wohl war es keine von den stattlichsten Burgen, die in der Mitte des 15. Jahrhunderts auf der Höhe bei Wachbach stand, es war nur ein mittelmäßiges Berghaus, ähnlich an Größe dem Schlosse, das jetzt noch im Thale steht; aber umgeben war sie von einer hohen und festen Mauer und einem tiefen Graben, über den eine Zugbrücke führte. Wie unscheinbar auch die Burg war, so beherbergte sie doch eine große Anzahl von Bewohnern, edle und unedle; denn in jenen Zeiten machten die Menschen noch weniger Ansprüche auf Bequemlichkeit. Da wußte man Nichts von besonderen Gemächern, die jedes Einzelne bewohnte — eine Stube, wo man gemeinschaftlich aß und trank, ein Gemach, wo die Männer aus- und eingingen und ihrer Ruhe pflegten, und ein kleines Stübchen, wo die Mutter des Hauses mit ihren Töchtern sich aufhielt; zu diesen drei Losamenten kommt noch die Gesindestube, und wir haben somit beinahe die ganze Einrichtung einer ritterlichen Wohnung angegeben. Wie klein muß aber ein jedes der genannten Losamente gewesen sein, wenn drei bis vier Ganerben-Familien in einer Burg neben einander saßen, wo die eine den Flügel gegen Osten, die andere den gegen Westen bewohnte, eine dritte aber ihren Haushalt dicht neben dem Stüblein des Thorwächters hatte, und die vierte in einem der geräumigsten der vier Thürme ihre Herberge aufschlug. So war es auf Burg Wachbach um das Jahr 1470; es saßen daselbst nicht weniger als vier Ganerben, das waren die Herren: Jörg von Eltershofen, Hans von Otzberg, Martin Reich von Mergentheim, und Simon Rüd von Adelsheim. Nun ist es zu allen Zeiten eine schöne und löbliche Tugend gewesen, wenn Nachbarn friedlich und einträchtig bei einander wohnen — auch hier

auf Burg Wachbach war es so, wenigstens unter den Ganerben Martin Reich und Jörg von Eltershofen; Keiner gerieth mit dem Andern in Hader und Streit aus dieser oder jener Veranlassung, und ein Jeglicher ließ dem Andern das Seine; aber leider, was so oft in jenen Tagen bei den Bewohnern der hochragenden Berghäuser der Fall war — sie ließen den Andern, die oft nur für Stunden ihre Nachbarn wurden, wenn sie etwa unten an der Burg vorbeizogen, nicht gern das Ihrige, sondern nöthigten sie manchmal zu einer Einkehr auf der Burg, ohne daß es der Reisenden Wunsch und Wille gewesen wäre. Der von Eltershofen war zuvor bei der Stadt Schwäbisch-Hall ein waidlicher Junker und Besitzer einer eigenen Burg gewesen, aber das Leben in Hall, Bankette und Zechgelage, bei denen er immer der Erste und der Letzte war, hatten ihn so weit heruntergebracht, daß er nur so viel übrig hatte, um einen Zehnten von Wachbach und den hinteren Theil vom Schloß allda zu einer Behausung sich anzukaufen; Junker Martin von Mergentheim aber hatte es eben so weit gebracht, als der von Eltershofen. Der Beiname, den sein Geschlecht seit alten Zeiten in der Stadt Mergentheim führte, und den auch noch sein Vorfahr Beringer Reich von Mergentheim zu Wachbach mit Recht besaß, war bei ihm gleichsam ein Spitzname geworden, denn eher hätte er sich Junker Aermlich als Reich nennen mögen; hatten ja seine Vorfahren ganz Wachbach, so wie die Burg nebst dem schönen Thalboden besessen, der aufwärts bis Hachtel und abwärts bis Neunkirchen sich zieht — und nun war es so weit mit ihm gekommen, daß er nur noch ein Viertel vom Heuzehnten und das vordere Thürmlein der Burg Wachbach besaß, alles Uebrige hatte er den Junkern von Eltershofen, Otzberg und Adelsheim zu Kauf gegeben. Aber auch dieses Mittel wollte nicht helfen, um ihn auf freieren Fuß zu bringen; es war bei ihm, wie bei einem alten Rock, wo beim Lappen, den man einflickt, immer wieder ein neues Loch reißt. So griff Junker Martin von Mergentheim, weiland Reich genannt, zu dem letzten Mittel, das nach seinen Begriffen kein unedles Gewerbe war, zum Heckenreiten, und dabei unterstützte ihn redlich der von Eltershofen, nicht allein aus freund-nachbarlicher Gesinnung, sondern weil es auch seinen eigenen Nutzen förderte. Ganz

anderer Gesinnung war in der ersten Zeit des Ganerbenlebens auf Wachbach Hans von Otzberg und Simon von Adelsheim, beide Junker von alten und edlen Geschlechtern aus dem Odenwald. Wie oft traten sie abmahnend, ja hindernd, dem Unwesen ihrer beiden Ganerben entgegen, wie oft lösten sie, wenn die beiden auf neuen Raub auszogen und bis in den Odenwald hinüberstreiften, den Gefangenen, die im Verließ der Raubritter lagen, mit eigener Hand die Fesseln. Oft in der Nacht, wenn die Andern mit Beute beladen ankamen, ließen sie die Zugbrücke aufziehen und das Thor verriegeln, so daß sie ausgeschlossen waren, und nicht selten ihre Beute wieder in den Händen Derer lassen mußten, die sie bis unter die Burg hin verfolgten. Es war dann allemal Schuld des Thorwächters, der die Stunde verschlafen mußte, und kein Zeichen gab, wenn sie auch noch so laut vor den Thoren lärmten. Gerne hätten der von Otzberg und von Adelsheim die räuberischen Ganerben oft ganz ausgeschlossen aus der Burg, aber die Rechte, welche unter Ganerben bestanden, verboten es auf's Strengste, Einen, der einmal Mitbesitzer einer Burg war, und wäre es auch nur ein Achtel des Antheils gewesen, um dieser oder jener Ursache willen zu verdrängen, und wenn es auch die gerechteste gewesen wäre. Daher kam es oft, wenn das Loos der Strafe über Raubburgen erging, daß auch diejenigen Ganerben, die am Unrecht nicht Theil genommen hatten, in das traurige Loos hinein gezogen wurden, wenn auch das Sprüchwort nicht in Anwendung gebracht werden konnte: „Mit gestohlen, mit gehenkt." Ein anderes Sprüchwort aber sagt: „Der Hehler ist wie der Stehler," und das erfüllte sich an den Ganerben der Burg Wachbach. Lange bestanden die beiden Ritter von Adelsheim und von Otzberg auf ihren tugendhaften Grundsätzen, daß sie ihr Mißfallen bezeugten an dem unedlen Treiben ihrer Ganerben; lange schritten sie abmahnend und sogar hindernd ein; zuletzt ließen sie es aber geschehen, wenn die beiden Andern noch so viel Unrecht verübten, und redeten nicht mehr dagegen; ja, wenn auch noch so viel unrechtes Gut auf ihre Burg geschleppt wurde, sie thaten, als ob sie es nicht sähen, und so kam es, daß es zuletzt in der ganzen Gegend hieß: „Einer macht es wie der Andere — sie wohnen friedlich und einträchtiglich bei einander,

ja, es kommt nie zu einem Streit zwischen ihnen, denn sie machen redlich und gleich ihre Theile unter sich." So ging das Gerede in der ganzen Umgegend, und die Ritter von Otzberg und von Adelsheim waren gleichgültig dagegen — machten es nicht die Junker von Berlichingen und die Ganerben zu Dörzbach im Jaxtthal, so wie die Ritter von Nagelsberg und Stetten im Kocherthale auch so? War es nicht ein Gewerbe, bei dem man dennoch ein frommer und biederer Ritter sein konnte? War es nicht schon der Fall gewesen, daß Martin von Mergentheim und der von Eltershofen vor den Thoren der Stadt Mergentheim die Reisenden angegriffen, und der Deutschmeister nicht dawider gehandelt hatte? Ja, man argwohnte, daß der damalige Ordenskommenthur, Andreas von Grumbach, den räuberischen Nachbarn von Wachbach oft noch die Thore öffne, und dem Junker Martin bei seinen Vettern, den Sülzeln von Mergentheim, Unterschleif gestatte. Wie können wir uns wundern, wenn Hans von Otzberg und Simon von Adelsheim gleichgültig bei dem Gerede blieben, das Beide zu Mitgenossen und Helfershelfern ihrer räuberischen Ganerben machte? — Nur Eine auf der Burg war nicht gleichgültig gegen solch' böses Gerede — das war Frau Anna von Adelsheim, eine Geborene von Berlichingen; der war es ein großer Kummer, wenn sie Solches oft mit eigenen Ohren vernehmen mußte; ja, es war ihr manchmal, wenn sie von der Burg in das Dorf herab ging, als ob die Leute sie darum ansehen. Und doch kam sie nur herunter, um da und dort den Leidenden und Dürftigen die Noth zu lindern, oder den Kranken ein Labsal zu bringen. Sah man auch sie selbst nicht darum an, denn Jedermann kannte und liebte die fromme und tugendsame Burgfrau, so wußte sie doch, daß ihr Gemahl dafür angesehen wurde, und dieß war ihr nicht minder wehthuend. Wie viel hätte sie dafür hingegeben, wenn es nicht so gewesen wäre; wie hätte sie nicht Allem aufgeboten zu jeder Zeit, um nur diesen Schein des Bösen von ihrem geliebten Ehegemahl zu wälzen. Wie wehthuend aber war für sie die Erfahrung, welche sie in letzter Zeit machte, daß ihr Ehegemahl diesen bösen Verdacht, statt von sich zu bringen, unbesonnener Weise eher noch vermehrte. Früher hatte er und Hans von Otzberg sich von der Gesellschaft der beiden raubsüchtigen Gan-

erben ferne gehalten, ja dieselben im eigentlichen Sinne des Wortes gemieden — in letzter Zeit bemerkte sie mit Wehmuth, wie er und Hans von Otzberg mit denselben zusammen kamen und mit ihnen verkehrten. Die Einen gingen hinüber, die Andern kamen herüber. Der von Otzberg und Simon von Adelsheim kamen in die Behausung der beiden Andern, tranken mit ihnen und waren guter Dinge; dagegen kam Martin Reich und der von Eltershofen in die Wohnung Herrn Simons von Adelsheim und leerten manchen Krug voll dunkelrothen Rebensaftes, der am Fuße der Burg wuchs. Sie tranken und zechten am alterthümlichen Tische, wo sonst der biedere und überall geschätzte Stephan von Adelsheim, Simons Vater, gesessen und froh gewesen war; Anna, die edle Burgfrau, mußte die Krüge füllen und die Becher kredenzen, aber es geschah mit trübseliger Miene, und mit noch schwermüthigerem Herzen, denn die Männer, gegen die sie freundlich sein sollte, waren ihr zuwider wegen ihres unrechten Treibens; diese Beiden, die nur am Unrecht ihre Freude fanden, und auf nichts Anderes ausgingen, als ihren Gemahl und seinen Freund, den Junker von Otzberg, mit ihren verwerflichen Grundsätzen anzustecken und zu ihrem Denken und Handeln zu verleiten, haßte und verabscheuete sie. Wie durch böse Gesellschaft auch der Beste verdorben, und der mit noch so festen Grundsätzen Begabte zuletzt wankend wird, wenn Verführer sie untergraben, so war es auch hier, und dazu mußte es am Ende noch kommen. Darum seufzte die Burgfrau, wenn die Männer fröhlich waren beim Klange der Becher, und Thränen standen in ihren Augen; ja, bange Ahnungen erfüllten ihr Herz, und ließen sie nimmer froh werden; denn was anders konnte man denken, als daß früher oder später, wenn über die Burg ein Verderben sich entladen würde, auch der Schuldlose die Schuld des Schuldigen werde entgelten müssen? Auch Simon von Adelsheim und der von Otzberg konnten dieß ahnen, aber sie fürchteten Nichts, und zwar nicht deßwegen, weil sie bis jetzt noch keinen eigentlichen Antheil an dem Treiben der Andern genommen hatten, sondern weil sie vertrauten, daß ihre Burg so fest wäre, um auch der Macht des Gewaltigsten widerstehen zu können. Darum hörte der Ritter von Adelsheim auch nie auf die Vorstellungen seiner

weiter sehenden liebevollen Gattin. Wie oft stand sie vor ihm, wenn die bösen Zecher erst tief in der Mitternacht das Zimmer verließen, und bat ihn flehentlich und in Thränen, er möchte doch mit seinem Freunde dem Verkehre der frechen Gesellen entsagen; wie oft stellte sie ihm vor, wie es besser wäre, wenn sie sogar die Burg verließen, und ihren Antheil den Uebrigen einräumten, um nur aus der Gemeinschaft der raubsüchtigen Ganerben zu kommen, die über kurz oder lang den Lohn ihres Unrechts finden würden. Statt daß solche Vorstellungen den Ritter von Adelsheim zu ernsterem Nachdenken stimmten, reizten und erbitterten sie ihn vielmehr so sehr, daß er in die wehthuendsten Ausdrücke gegen die gute Gemahlin ausbrach, und diese oft keine andere Zuflucht wußte, um ihren Thränen freien Lauf zu lassen, als das Gemach, wo die Wärterin mit zwei noch jugendlichen Knaben und einem Töchterlein ihren Aufenthalt hatte. Da weinte sie aber nicht lange, denn ihre lieben Kinder traten herzu, wischten die Thränen aus ihren Augen, und sie wurde wieder froh in Mitten dieser Kleinen, wäre sie zuvor noch so trübselig unter den Männern gewesen.

Ein solcher Tag, an dem die Burgfrau mit trübem Blicke in die Kinderstube trat, war der Abend St. Luzien im Jahr 1471. Sie hatte wieder den unlieben Beruf übernehmen müssen, bis der Abend herannahte, in der unheimlichen Gesellschaft der Männer zuzubringen, und mit dem vollen Kruge ihre Bedürfnisse zu befriedigen. — Jetzt war es wieder lichter in ihrem Herzen. Freudig stellten sich die Kinder um die Mutter; Fragen auf Fragen wurden an sie gerichtet — wohl nicht in Betreff der Gäste, die im Saale gezecht hatten, denn diese waren nicht mehr unter die seltenen zu zählen — dießmal galt es eine wichtigere Sache — die heilige Zeit nahete allmählig heran, und obwohl es noch volle vierzehn Tage bis zum heiligen Christfest waren, so war doch der Kinder Sinn und Gedanke mit den Gaben beschäftigt, die der heilige Christ dießmal bescheeren würde. Die Wärterin hatte unvorsichtiger Weise einige Worte fallen lassen, die Frau Anna unter dem Siegel der Verschwiegenheit ihr mitgetheilt hatte — und nun, als die Mutter eintrat, wurde sie von allen Seiten mit Fragen bestürmt, die sie einem jeglichen unbeantwortet ließ, um ihnen nicht zum Voraus die Freude zu verderben. „Morgen, liebe

Kinder," sprach Anna von Adelsheim, als sie zu sehr von den Fragenden bedrängt wurde, „will ich euch erzählen, was das heilige Christkindlein bringen wird, denn ich muß mich zuvor noch bei ihm befragen; aber Eines verlange ich von euch, daß ihr euch jetzt Alle zur Ruhe begebet." Die Kinder, gewohnt, jedem Worte und Winke der Mutter alsbald zu folgen, verhießen es, also zu thun, und schickten sich an, die Ruhestätte zu suchen; aber zuvor mußte ihnen die liebe Mutter noch feierlich versprechen, daß sie morgen ihre Wünsche befriedigen wolle. Kaum waren die Kinder zur Ruhe gebracht, und die Burgfrau überzeugt, daß sie Alle schliefen, so trat sie vor einen alterthümlichen eichenen Behälter, öffnete denselben leise, und nahm eine Lade heraus, in welcher sich ein Gegenstand befand, der wie das hellste und reinste Silber glänzte. Das sah die Wärterin, welche gewöhnlich die Kinderstube verließ, sobald die Kleinen eingeschlafen waren; von der Thüre, an der sie stand, blickte sie nochmals neugierig zurück, der Glanz des Gegenstandes fiel ihr immer mehr in die Augen; von Stund an hatte sie keine Ruhe mehr und vergebens suchte sie auf ihrem Lager, das sich in einem an die Kinderstube anstoßenden Gemache befand, zu schlummern. Der Gegenstand, den die Burgfrau aus der Lade gezogen hatte, war ein sogenanntes Weihnachtskripplein von edlem Metall, im schönsten gothischen Style gearbeitet; neben dem Kripplein lagen noch mehrere kunstreich geschnitzte Figuren von Elfenbein in der Lade, welche unter Andern die fromme Maria und den Pflegvater des Heilandes, sowie die Hirten des Feldes, die in der heiligen Nacht an der Krippe des Kindes erschienen, darstellten. Bald stand eine liebliche Gruppe auf dem Tische; in der Mitte das Kripplein mit dem noch unmündigen Jesukinde, und um dasselbe herum in knieender Stellung die sämmtlichen Bildchen. Mit freudelächelnden Augen blickte die Burgfrau über das Kripplein und seine Umgebung hin; sie mochte schon zum Voraus sich vorstellen, wie ihre lieben Kleinen sich freuen würden, wenn die schöne Gruppe in ihrem ganzen Glanze, beleuchtet von vielen Lichtlein, zum ersten Mal ihren Augen sich darstellen würde; sie dachte zurück an ihre früheste Jugendzeit, welchen freudigen Eindruck dieses Weihnachtskripplein auf sie gemacht hatte, als sie es mit ihren Ge-

schwistern zum ersten Mal erblickte — wie sie damals sich so glücklich fühlte. Ihr Blick wollte trüber werden, — mancher traurige Gedanke stieg in ihrer Seele auf, aber sie gab denselben keinen Raum, denn jetzt war es nicht Zeit, derlei Gedanken sich zu überlassen, oder müßig im Anblick zu verweilen — hatte sie ja diese Zeit, die sie der Gesellschaft der Männer abgebrochen hatte, für ein Geschäft bestimmt, das sie nicht unter den Augen ihrer Kinder vornehmen konnte, wenn die Freude, die ihnen bevorstand, sie noch überraschen sollte. Schnell schaffte sie Nadel, Scheere, Seidenzeug u. dgl. m. herbei, denn es gab Manches zu thun, um das Kripplein, sowie die knieenden Figürchen wieder in ihrer früheren Pracht herzustellen. Das Kindlein in der Krippe bedurfte eines neuen Kissens und einer neuen Decke, denn der Seidenzeug, aus dem diese Stücke verfertigt waren, war durch's Alter vergilbt; die Flitter und Sternchen, sowie Sonne und Mond, was nach dem damaligen Geschmack bei solchen Gegenständen nie fehlen durfte, hatten ihren früheren Glanz verloren und mußten zuvor wieder polirt werden, ehe sie auf die Decke genäht werden durften, welche die Burgfrau jetzt mit kunstreicher Hand aus neuem Seidenzeuge fertigte. Auch die Figürchen bedurften einer neuen Bekleidung, denn die Motten hatten in den Kleidern der Maria und des Joseph, sowie in den Fellen der Hirten, übel gehaust, obgleich die Lade manches Jahr fest verschlossen geblieben war. Auf diese Art gab es Vieles wieder herzustellen oder neu zu verfertigen, und fleißig mußte Frau Anna die Finger rühren, wenn sie nur die Decke, mit der das silberne Kripplein bedeckt werden sollte, noch an diesem Abend fertig bringen wollte. Eben war sie am rüstigsten in der Arbeit begriffen, und die Nacht weit vorgeschritten, da trat Simon von Adelsheim in das Gemach. Erst jetzt hatte sich das Gelage der lustigen Zecher aufgelöst, die Ganerben hatten das Zimmer verlassen und ein Jeder suchte seine Schlafstätte. Lange stand der Burgherr vor dem Tische mit übereinander geschränkten Armen, da begann er endlich in ziemlich gereiztem Tone: „Darum also, Frau Anna, habt Ihr die Gesellschaft der Männer verlassen, um Euch mit solch' kindischem Werke zu beschäftigen, da doch Eure Anwesenheit in der Trinkstube nicht nur nothwendig, sondern Allen lieb gewesen wäre?"

Gern hätte Frau Anna ihrem Gemahl auf das Letztere geantwortet, aber was wäre ihr Wort anders gewesen, als ein schon oft umsonst gesprochenes? Wie leicht hätte es bitter werden können; zudem fühlte sie wohl, wie seine Stimmung von der Art war, daß kein mahnendes, viel weniger ein bitteres Wort hier am Platze wäre. „Ihr heißt es kindisches Werk, was hier vor mir steht, mein lieber Gemahl," erwiderte sie mit sanfter und milder Stimme; „Ihr möget Recht haben, aber Ihr wißt doch auch, daß der heilige Christabend vor der Thüre ist, wo sich jede liebende Mutter mit dergleichen beschäftigen muß, wenn sie ihren Kindern Freude bereiten will." — „Das ist ein Anderes," lenkte der Ritter mit ruhigerem Tone ein, „da habt Ihr Recht, Frau Anna;" jetzt richtete er seinen Blick auf das, was auf dem Tische stand. „Ei der Tausend," sprach er, indem er das gewichtige Kripplein in die Höhe hob und es näher betrachtete, „das ist ein silber-schweres Ding; wer hätte geglaubt, daß solch' werthvolle Sächlein in meinem Hause wären?" — „Der äußere Werth ist noch viel geringer, als sein innerer," bemerkte die Burgfrau. — „Wie so?" fragte der Ritter. — „Da muß ich Euch eine Geschichte erzählen, mein werther Gemahl," sagte Frau Anna, „die sich an dieses Kripplein knüpft, so Ihr anders mich gern anhören wollt." Der Ritter setzte sich in seinen Lehnstuhl, wie er gewohnt war, und die Burgfrau begann, indem sie dabei fleißig die Nadel gehen ließ, folgendermaßen:

„Es war in jenen Zeiten, als die Heere des Abendlandes unter dem frommen und tapfern Gottfried von Bouillon über das Meer zogen, um das heilige Land aus den Händen der Ungläubigen zu befreien, da schloß sich auch meines Geschlechtes ältester Ahnherr, Beringer von Berlichingen, dem Zuge an. Er war einer der Ersten, der seinen Fuß auf die Mauern der heiligen Stadt setzte, denn er galt für einen der besten Ritter in dem Kreuzheere; aber einer der letzten war er, als die Kreuzfahrer die Stadt plünderten. Er war nicht nur Held, sondern auch Christ, nach dem Vorbilde seines edlen Feldherrn, der das Plündern, so wie Mord und Brand, streng untersagt hatte. Darum, als es dennoch geschah, war er einer von Denjenigen, welche dem schrecklichen Wüthen der gleichsam zu Tigern gewordenen Kreuzfahrer abmahnend und hindernd entgegen trat. In ihrer blin-

den Wuth zu morden, machten Manche vom Kreuzheere keinen Unterschied, ob ihre Grausamkeit einen Sarazenen oder armenischen Christen traf. So drang Beringer von Berlichingen einmal in das Haus eines Armeniers, wo zwei seiner Waffenbrüder eben im Plündern und Morden begriffen waren. Den Vater des Hauses hatte der Eine durch das Fenster geworfen, daß er mit zerschmettertem Gebein auf der Straße lag; eben wollte der Andere der auf den Knieen flehenden Mutter ihren Säugling von der Brust reißen, um das unschuldige Kind an die Wände oder den Thürpfosten zu schleudern, da trat Beringer dazwischen und rettete Mutter und Kind, indem er seine unchristlichen Waffenbrüder vertrieb, und das Haus des Armeniers so lange beschützte, bis die größte Wuth der Kreuzfahrer in der heiligen Stadt sich gelegt hatte. Jetzt, als er das Haus verlassen wollte, trat die Armenierin zu ihm und überreichte ihm dankend dieses silberne Weihnachtskripplein. „Nimm hin,“ sprach sie, „das theuerste Kleinod meines Hauses; erinnere Dich dabei Derjenigen, die Dir ihr und ihres Kindes Leben zu verdanken hat; aber,“ setzte sie bedeutungsvoll hinzu, „es komme nie aus Deiner Hand und von denen Deines Geschlechts; an seinen Besitz ist Dein und Deines ganzen Geschlechts Heil geknüpft!“ Beringer nahm das theure Geschenk und begrub die Worte des Weibes in sein Herz. Unter allen Mühen und Gefahren der Rückkehr in die Heimath rettete er das Kleinod; und obgleich ihm zu Zeiten das Nöthigste zu seinem Lebensunterhalte mangelte, er gab es nicht aus den Händen; sein Pferd und Alles was er entbehren konnte, verkaufte er, um sein Leben zu fristen, und lieber wäre er auf seinem Rückwege verhungert, ehe er dieses Geschenk und sein treues Schwert veräußert hätte. Als er wohlbehalten in der Heimath ankam, war es der theuerste Schatz, den er der ob seiner Wiederkehr frohen Gattin übergab. War ja das Kleinod eine Abbildung jener Krippe des Heilands, vor der er mit Andern voll Andacht gekniet hatte. Seitdem ist dieses Kripplein der größte Schatz unseres Geschlechts gewesen; nur an heiligen Weihnachtsabenden wurde es hervorgeholt und den sehnsüchtigen Kindern des Hauses zur kurzen Beschauung hingestellt, aber bald wieder in die Lade verschlossen, als ein theures Heiligthum. Aus der Hand meiner sterbenden Mutter

ist das Kleinod auf mich, als die einzige Tochter des Hauses, übergegangen; meine Brüder ließen mir dieses Erbtheil, weil mein Herz besonders daran hing. Nun ist die Zeit erschienen, wo ich unsern lieben Kindern dieses Kripplein zum ersten Mal vorstellen will, und ihnen dessen wichtige Bedeutung darlegen kann, und sie werden gewiß dieselbe Freude empfinden, die mein Herz empfand, da ich, als ein Mägdlein von vier Jahren, zum ersten Mal am heiligen Christabend dieses Weihnachtskripplein erblickte." — „Das will ich glauben," sprach der Freiherr, welcher der Erzählung seiner Gattin mit sichtgarer Aufmerksamkeit zugehört hatte, „daß dieses Schaustück unseren Lieben, besonders dem Töchterlein, Freude machen wird, denn es ist ein niedlich und glänzend Ding, auch däucht es mir werthvoll, wenn es ein Abbild der heiligen Krippe zu Jerusalem sein soll; aber wenn Ihr von seiner Bedeutsamkeit sprechet, daß das Glück Eures Geschlechts an den Besitz dieses Familienstücks geknüpft war, das dünkt mir fast lächerlich; und, sollte es auch früher so gewesen sein, so ist es jetzt eine Geschichte geworden, die sich nimmer in ihrer Wahrheit beurkundet. Wo war das Glück Eures Hauses, Frau Anna, als Euer Vater eine seiner Burgen nach der andern um ein Spottgeld dahingab, daß nur die Stammburg Jaxthausen seinen beiden Söhnen blieb? Die Zeit des Geschlechts ist wohl vorüber gewesen, da der Kaiser Eurem Ahnherrn ein Rad mit silbernen Speichen als Wappen gab, denn Eure reiche Ahnfrau konnte auf einem Wagen mit silbernen Rädern fahren; es ist jetzt die Zeit gekommen, wo die Helmzier des Wappens, der Wolf mit dem Schaf im Maule, seine Erfüllung hat, denn hausen nicht Eure Brüder gleich jenem Thiere im Jaxtthale, und leben, wie viele Andere, nur vom Sattel und Stegreif? Aber, Frau Anna," fügte der Freiherr besänftigend hinzu, „ich will Euch nicht wehe thun mit dem, was ich spreche, nur möchte ich damit sagen, daß nicht an den Besitz des Krippleins das Glück Eures Geschlechts geknüpft war." — „Doch," erwiderte Frau Anna, in deren Augen Thränen standen, denn die Worte des Gemahls waren durch ihre Seele gedrungen — „als mein seliger Vater bei einem Spiele das Familienkleinod unchristlicher Weise einsetzte, und dasselbe längere Zeit in fremden Händen war, ist das Glück von unserem Hause ge-

wichen, bis meine selige Mutter all ihren Schmuck dahingab, und es wieder einlös'te; daß von meinen Brüdern das Glück und der Segen früherer Zeiten gewichen, daß sie jetzt vom Sattel und Stegreif leben müssen, daran ist nicht das Kripplein Schuld, welches nimmer in ihren Händen ist, sondern in unserer Mitte steht, — nein, mein werther Gemahl, seit jene Gesinnung ihnen fehlt, die noch alle meines Geschlechts hatten, die als Kinder vor diesem Kripplein sich freuten — seit sie in Worten und Handlungen das Kindlein in der Krippe verläugneten, welches Heil und Segen der armen Menschheit gab — seitdem ist das Glück von ihnen gewichen." — „Und auf uns übergegangen," setzte Simon von Adelsheim hinzu, und ein ironisches Lächeln zog sich um seinen Mund. Das that der Burgfrau weher, als die vorigen Worte des Gemahls, doch ließ sie es ihn nicht merken, aber die Thränen rannen über ihre Wangen. „Ja, das Glück des Krippleins ist auf uns übergegangen," fuhr sie fort, mit ernstem und doch sanftem Tone, „es wird nicht von uns weichen, so lange wir Dessen uns würdig zeigen, der als armes Kind in der Krippe erschien; ja, ein Glück wird mir bleiben, und würde ich auch Hab und Gut verlieren, und arm werden, wie das Kind in der Krippe; dort liegt mein Reichthum — sie eilte hinüber, wo die drei Kinder im süßen Schlummer lagen, und bedeckte ihre Gesichtlein mit Küssen und Thränen. Zu gleicher Zeit sprang Herr Simon von Adelsheim von seinem Sitze und erfaßte die Hand der über die Kinder hingebeugten Gattin. — „Verzeihet mir," rief er voll Schmerz und Reue, „wenn ich Euch wehe gethan habe mit meinen Worten, und laßt mich mit Euch das Glück theilen, das Ihr fühlet." Mit liebevollem Blicke, wie wenn kein bitteres Wort gefallen wäre, wandte sich Frau Anna dem Gatten zu, sie schlang liebevoll ihre Arme um ihn, und fühlte, daß es in ihrem Herzen war, wie zuvor. Auch er beugte sich über die Kinder und küßte sie herzlich; dann blickten Beide Arm in Arm den schlafenden Kindern zu, auf deren Stirnen der Friede des Himmels lag, um deren Lippen ein freundliches Lächeln spielte. Waren wohl die süßen Küsse der Eltern, die sie im Schlummer fühlten, oder selige Träume von der kommenden Weihnachtsfreude, die ihnen bevorstand, daran Schuld? — Mit wehmüthigen Gefühlen, mit trüben Ahnun-

gen erfüllt, suchte die Burgfrau ihr Lager, welches sich in dem Zimmer befand, worin bereits die Kleinen schliefen; ach! es war ihr letzter ruhiger Schlummer vor dem heiligen Weihnachtsfeste. Sonst war sie immer die Erste im Hause, heute aber war es eine Andere, welche wohl denken mochte, daß die Burgfrau wegen ihrer nächtlichen Arbeit länger als sonst schlummern werde, und in diesem Gedanken täuschte sie sich auch nicht. Während es noch Nacht war, schlich die Habsüchtige auf den Zehen aus ihrem Gemache, öffnete leise die Thüre, und trat in die Kinderstube. Einer Leuchte bedurfte sie nicht, denn der Mond strahlte hell zu ihrem diebischen Gange; auch war es nicht nöthig, den Behälter aufzuschließen, in dem sich die Lade mit dem Gegenstande ihrer Wünsche befand, — die Burgfrau hatte dieselbe vor Schlafengehen nur oben auf den Schrank gestellt, wo die Habsüchtige, welche Niemand anders als die Wärterin war, die jedes Plätzchen in der Stube kannte, dieselbe bald fand. Schnell hatte sie das reizende Weihnachtskripplein in den Händen, und so leise, wie sie gekommen war, schlich sie sich wieder zu der Thüre hinaus; aber es war hohe Zeit, denn während die Mutter noch ruhig schlummerte, war das älteste der Kinder erwacht, und sein erster Ruf wurde das Zeichen zum Erwachen für die andern: bald war ein lautes Leben in der ganzen Kinderstube, aber schon war die diebische Elster über die Zugbrücke der Burg gekommen. Unter dem Vorwande, daß Eines der Kinder schnell krank geworden sei, und der Hilfe des Baders im Dorfe bedürfe, hatte sie es beim Pförtner, aber nur mit Mühe, dahin gebracht, daß er öffnete und die Zugbrücke niederließ, um die lügnerische Wärterin durchzulassen, ohne sie vorher zu fragen, was sie verhüllt unter dem Arme trage. Als die Burgfrau im Schlosse erwachte, war die Wärterin schon an dem Orte, wohin sie wollte — nicht bei dem Bader des Dorfes unter der Burg, sondern in dem kleinen unbekannten Dörflein Lillstadt, das nur eine Viertelstunde von Wachbach entfernt liegt, wenn man von der nördlichen Seite des Burgbergs abwärts steigt und dann auf dem Wege über die Anhöhe dahinwandelt, bis man in ein stilles und einsames Thälchen kommt, wo sich ein kleiner Weiler gelagert, der damals nicht sehr häufig besucht wurde. In diesem stillen einsamen Orte wählte

sie einstweilen ihren Aufenthalt bei einer noch ledigen Base aus mütterlicher Verwandtschaft. Hier wähnte sie mit ihrem kostbaren Raube sicher zu sein, aber sie täuschte sich, denn das Wetter, welches sich über der Burg Wachbach zusammenzog und so traurige Weihnachten für die Bewohner der Burg brachte, sollte zuerst über dieses Thälchen seinen Zug nehmen. — Mit Befremden blickte Frau Anna von Adelsheim um sich, als sie, erweckt durch den Lärmen der schon wach gewordenen Kinder, sich vom Lager erhob. Die Wärterin, welche um diese Zeit gewöhnlich schon mit den Kindern sich beschäftigte, war nirgends zu sehen. Es wurde Vormittag, die Wärterin erschien nicht — jetzt erst wurde das Nichterscheinen derselben der Burgfrau verdächtig, besonders, als noch die Aussage des älteren Söhnleins hinzu kam, daß er die Wärterin habe zur Thüre hinausgehen sehen, sowie der Bericht des Pförtners, den die diebische Wärterin offenbar belogen hatte. Es ergab sich jetzt deutlich, daß die Wärterin einer wichtigen Ursache wegen aus dem Schlosse verschwunden sei, doch hatte man noch keine Ahnung von dem Raube, den sie begangen hatte. Erst, als Frau Anna um dieselbe Zeit, wie gestern, an die Arbeit schreiten, und das Weihnachtskripplein aus der Lade nehmen wollte, erfuhr sie eine schreckliche Wahrheit. Das silberne Kripplein war gestohlen, und nur die elfenbeinernen Figürlein lagen in der Lade. Wie niedergedonnert stand die Burgfrau vor der Lade, aus der das theuerste Kleinod gestohlen war, an das ihr und der Ihrigen Glück sich knüpfte, und Niemand konnte dieses große Unrecht gethan haben, als Diejenige, die bisher ihr Brod gegessen hatte und ihres innigsten Zutrauens gewürdigt worden war; sie war es ja gewesen, die noch an der Thüre stand, als sie zum Erstenmal das Kleinod aus der Lade zog. Die Burgfrau weinte und klagte, nicht wegen der Undankbarkeit der diebischen Wärterin, nicht wegen des Verlusts des kostbaren Kleinods, sondern, weil der Gedanke in ihrer Seele fest haftete, es müsse von Stund an alles Unglück über die Burg und ihre Bewohner hereinbrechen, da das Weihnachtskripplein nicht mehr in ihrer Mitte sich befinde. So fand sie ihr Gemahl klagend nnd händeringend; er suchte sie zu trösten, aber alle seine Worte waren vergebens — sie weinte und rief an Einem fort: „Das ist der Tag, der unserm

Glück ein Ende machen und uns traurige Weihnachten bereiten wird, denn das Kripplein ist nimmer unter uns!" Schon vor Abend hatte Simon von Adelsheim Leute in das Dorf hinab geschickt, um Erkundigung wegen der so schnell verschwundenen Wärterin einzuziehen, denn im Dorfe hatte sie ihr elterliches Haus; aber weder ihre Eltern, noch sonst Jemand hatte ihnen Auskunft geben können. Niemand wollte die Vermißte gesehen haben. Jetzt, in der Stunde der Nacht, schickte er noch einmal Leute hinab, denn er gedachte, es möchten die Eltern vielleicht selbst mit der diebischen Tochter gemeinsame Sache gemacht haben, und demnach von derselben nichts wissen wollen; in der Nacht wurden die alten Eltern aus dem Bette gejagt und von den Leuten des Burgherrn eine strenge Untersuchung angestellt. Kein Winkel des Hauses blieb undurchsucht, aber nirgends fand sich eine Spur von der Vermißten, noch dem geraubten Kleinod. Unverrichteter Dinge kehrten sie wieder auf die Burg zurück, sie brachten keinen Trost der noch immer klagenden Burgfrau. Es wurde auch nicht ruhiger in ihrem Innern, als sie auf ihrem Lager Ruhe suchte; fast die ganze Nacht brachte sie schlaflos zu, und wenn ja einige Augenblicke des Schlummers sich einstellten, so waren es schreckliche Traumbilder, die sie umgaukelten; sie sah die Burg in Flammen stehen, sah, wie man Gatten und Kinder aus ihren Armen riß, daß sie oft laut aufschrie im Traume, und wenn sie erwachte, waren ihre Augen feucht von Thränen, die sie im Schlummer vergossen hatte. Erhob sie sich dann vom Lager, so war es, wie wenn eine schwere Krankheit ihre Glieder gelähmt, oder der unheimliche Alp mit Centnerlast auf ihrem Herzen gelegen hätte. Den Tag über ging sie umher in tiefe Gedanken versunken; ihr Blick war finster und düster, er zeugte von einer mit schweren Ahnungen erfüllten Seele. So war von nun an jeder Tag, jede Nacht, die dem Dienstag nach St. Luzien und Ottilien voranging; Niemand, weder der Gemahl noch die lieben Kinder mit ihrem freundlichen Wesen, vermochte es, den düsteren Blick der Mutter aufzuheitern und die schweren Ahnungen aus ihrer Seele zu verdrängen. Nur zu bald sollten diese Ahnungen in Erfüllung gehen — es sollten traurige Weihnachten für die Burg Wachbach, besonders für eine

liebende Mutter und ihre Kindlein werden, denen sie dießmal die höchste Freude hatte bereiten wollen.

Lange hatten die Ritter auf Wachbach und Andere des Frankenlandes und im Odenwalde solch' Räuberleben getrieben, dem Reich und dem Kaiser zum Trotz und zur Verachtung, denn es saß noch kein ritterlicher Maximilian auf dem Kaiserthrone, der mit einem Machtspruche solchem Unwesen steuerte, und mit der Schärfe des Schwertes seinem Worte Nachdruck zu geben wußte. Ein anderer gewaltiger Herr, Friedrich der Siegreiche von der Pfalz, von dem man mit Recht sagte, Deutschland habe in 300 Jahren keinen so tapferen Kriegshelden wie er gehabt, übernahm es, den Raubvögeln auf den Burgen die Nester auszunehmen, und sie für ihr unritterlich Thun zu züchtigen. Im Jahr 1468 hatte er, in Verbindung mit dem Erzbischof von Mainz und dem Bischof von Würzburg, die Burgen Boxberg und Schüpf, deren Besitzer ihr Unwesen gar zu arg getrieben hatten, eingenommen und geschleift; vielleicht auf diesem Zuge hatte er in Erfahrung gebracht, wie noch mehr derartige Raubnester im Tauber- und Jaxtthal eine Plage der Umgegend und der Vorüberziehenden wären. Sein erster Zug, um ein strenges Rächeramt zu üben, sollte dem Jaxtthal gelten. Dort saßen auf der Burg Dörzbach die Ganerben Diez von Berlichingen, Conz von Neuenstein, Hans von Bachenstein und Eitel Martin von Mergentheim, welcher letztere ein Vetter des Martin Reich zu Wachbach war, aber nicht nur dieß, sondern auch ein Sinn- und Herzensverwandter desselben, denn er war es, der im Verein mit seinen Ganerben, besonders dem schwelgerischen Hans von Bachenstein, das Wegelagern und Rauben noch viel ärger betrieb als Martin Reich und der von Eltershofen. So gebührte es sich, daß die Ganerben zu Dörzbach vom Pfalzgrafen den ersten Besuch erhielten. Auf Montag nach St. Luzien des Jahres 1471 zogen die Pfalzgräfischen unter Anführung des Marschalls Lutz Schott, der sich schon bei der Einnahme von Boxberg und Schüpf als einen mannlichen Ritter gezeigt hatte, in das Jaxtthal. Am Dienstag, gegen Mittag, standen sie schon vor dem Wasserschlosse zu Dörzbach, um es zu belagern. Sie durften jedoch nicht lange vor demselben liegen, denn, als die vielen Helme und Lanzen

der Burg naheten, und die großen Büchsen vor dem Graben aufgeführt wurden, da hatten die Raubritter keine Lust, der stärkeren Macht Widerstand entgegen zu setzen. Diez von Berlichingen flüchtete sich mit Weib und Kindern auf seine ganz nahe liegende Burg Laibach; Conz von Neuenstein und Hans von Bachenstein machten sich hinüber in's Kocherthal, wo sie bei Diesem oder Jenem ihrer Bekanntschaft und Verwandtschaft Unterschleif fanden, und Eitel Martin suchte seinen Vetter zu Wachbach auf. Indessen wurde das von seinen Herren verlassene Schloß Dörzbach durch die wenigen Leute, die darin lagen, den Pfalzgräfischen übergeben; Herr Lutz Schott nahm, Namens seines Herrn, des Pfalzgrafen Friedrich, die Burg in Besitz, und legte gehörige Besatzung hinein; dies geschah auf Dienstag nach St. Luzien. Mit dem Frühesten des andern Tages war Herr Lutz Schott schon wieder auf mit seinen Leuten, und es ging jetzt dem Tauberthal, der Burg Wachbach zu. Die gedachten sie eben so zu übereilen, wie sie es mit Dörzbach gethan, aber sie irrten sich; diese Burg sollten sie nicht so leichten Kaufs gewinnen. Eitel Martin war den Pfalzgräfischen vorangeeilt, und hatte die zu Wachbach schon verwarnt, daß dem Landfrieden nimmer zu trauen wäre, und berichtet, wie es mit Dörzbach gegangen sei. Alsbald, noch in der Nacht auf Mittwoch nach St. Luzien, wurden auf der Burg alle Anstalten zur Vertheidigung getroffen, um den anziehenden Feinden kräftigen Widerstand leisten zu können. Vermöge ihrer Lage konnte die Burg wohl einige Zeit auch einer starken feindlichen Schaar Trotz bieten; dazu waren ihre Thürme fest, und der Graben tief, der sich um die Burg zog. An Pulver und Blei fehlte es nicht, denn der von Eltershofen, so wie Reich von Mergentheim, hatten auf ihren Raubzügen manche Tonne Pulver und manch' Pfund Blei erbeutet und in ihrem Kugelgewölbe unter der Burg aufbewahrt. Auch mit Geschützen hatten sie sich schon bei Zeiten versehen, denn früher oder später mußten sie ja eines feindlichen Ueberfalles gewärtig sein. Die Carthaunen, welche bisher unthätig im Hofe gelegen hatten, wurden an Ort und Stelle aufgepflanzt. Vor dem Graben der Burg wurden Pfähle eingeschlagen, die eine starke Pallisade bildeten, um dem ersten Anlaufe der Feinde einigen Widerstand entgegen zu stellen; große Steine

wurden in den Burghof geschafft, um, im Fall der Noth, das Burgthor verrammeln zu können, wenn die Pallisaden durchbrochen wären. Nun fehlte es aber noch an der Hauptsache, an gehöriger Mannschaft, um die Zinnen zu besetzen. Nur der Ritter von Adelsheim, der einen vollständigen Haushalt führte, während die andern als Junggesellen lebten, hatte einige Dienerschaft, das waren aber alte abgelebte Leute; Conz, der Leibdiener und Büchsenmeister des Ritters, war schon vom Urgroßvater her ererbt, der Reitknecht hatte dem Ritter einst das Reiten gelehrt. Beide waren in frühern Tagen wohl versuchte Kriegsleute und kecke Gesellen gewesen, aber jetzt war es aus mit ihrer Kraft, das sah man an ihren schneeweißen Haaren und ihrem schon gekrümmten Gange. Noch war der Burgvogt und Thürmer da. Der eine gehörte auch schon zu den Fünfzigern, der andere blies wohl schon dreißig Jahre auf Schloß Wachbach den Willkomm. Dazu kamen noch die Buben der übrigen Ganerben, das waren aber blutjunge Leute, die noch wenig vom Krieg verstanden. So bestand die Burgmannschaft, die Ritter mit eingerechnet, aus zwölf Personen, die nicht einmal alle zu gebrauchen waren. Doch wollten es die Ritter darauf ankommen lassen, und mit den Feinden Eines wagen, wenn sie auch noch so zahlreich anzögen. Alle vier Ganerben, nebst Eitel Martin, der von Dörzbach hieher geflohen war, verschwuren sich hoch und theuer, mit einander auszuhalten in der Burg, bis auf Leben und Tod. Aber wer es am wenigsten hielt, das war Martin Reich und Jörg von Eltershofen, wie wir bald sehen werden. — Nach Eitel Martins Bericht glaubte man nicht anders, denn daß die Pfalzgräfischen straks von Dörzbach aus durch den Wald ihren Zug gegen Wachbach nehmen würden, aber dem war nicht so. Da das Fähnlein der Feinde aus lauter Reitern bestand, und jener Weg für viele Pferde kaum gangbar war, so wählte Lutz Schott die Heerstraße über Rengershausen und Stuppach; von Stuppach aber wandte er sich rechts hinein in das Thälchen von Lillstadt. Ein Verräther aus der Gegend, der den Ganerben zu Wachbach feindlich gesinnt war, hatte den Pfalzgräfischen diesen Rath gegeben, und so kamen diese von einer Seite vor die Burg, wo man es kaum vermuthen konnte. Für die Reiter war es ein Leichtes, aber nur mit schwerer Mühe konnten

die großen Büchsen und Karthaunen über die Höhe gebracht werden, welche sich vom Dörfchen Lillstadt gen Wachbach steil hinanzieht; getreulich halfen jedoch die Bauern mit Vorspann und sonstiger Handreichung, denn die Burg war ihnen, seit Herren, wie der von Eltershofen und Martin Reich sich darauf befanden, eine unliebe Nachbarin gewesen. Zum Verderben der Burg Etwas beizutragen, däuchte ihnen jetzt keine Sünde, aber sie mußten diese feindselige Gesinnung entgelten; denn während sie im Schweiße des Angesichts die Geschütze hinaufférdern halfen, waren mehrere der pfalzgräfischen Reiter im Dörflein zurückgeblieben und ruhten vom Marsche aus — bis die Bauern mit den Geschützen oben auf der Höhe waren, konnten sie füglich nachkommen, und noch zeitig genug bei dem Haufen sein; darum ließen sie sich's wohl sein in den Häusern der Bauern, wo es nicht an Speise und Trank fehlte. Doch daran hatten sie nicht genug, sondern ein Jeder suchte sich auch da oder dort ein Andenken, wie es eben Kriegsgebrauch ist, zu verschaffen. Wo man es nicht gutwillig gab, nahmen sie es von selbst, und ihre in diesem Handwerk nicht unversuchten Finger wußten sonderbarer Weise immer das Beste herauszufinden. Das verstand auch Hans Siehdichfür, der Schildbube des Anführers Lutz Schott; der kam gerade in jenes Haus, in dem sich die falsche Wärterin von der Burg Wachbach mit ihrem Kleinod verborgen hielt. Was er suchte, fand er bald, und noch Besseres, als er vermuthete. Mit bleichem Angesicht und zitternden Händen hielt sie lange das Kleinod fest; sie mochte eben wohl denken, es sei die Strafe des Himmels, daß sie das wieder so bald verlieren solle, was sie auf so schlechte Weise erworben hatte. „Ach!“ rief sie, als der Reiter es endlich aus ihrer Hand wand, „nehmt es, wenn es nicht anders sein soll, aber übergebt es der Burgfrau auf Wachbach; ihr hab' ich's gestohlen — gebt es ihr zurück, sonst lastet ein Fluch darauf.“ Der Reiter ließ sich aber durch dieses Wort nicht abschrecken, er nahm das schöne Kripplein mit beiden Händen und steckte es unter den Mantel, als eine herrliche Beute. Im ersten Augenblicke machte ihm die Rede des Weibes keine Sorge, vielleicht gedachte er dabei: „wie gewonnen, so zerronnen,“ aber bald machte es seinem Gewissen Skrupel, und er hatte keine ruhige Stunde mehr,

bis es wieder in den Händen der rechtmäßigen Besitzerin lag. — Die Geschütze befanden sich auf der Höhe und bald stand der ganze pfalzgräfische Haufen der Burg Wachbach gegenüber, so, daß man mit den Geschützen nach einem Vogel auf der Zinne hätte zielen können. Ehe noch die auf der Burg die Feinde hinter der Höhe heraufziehen sahen, standen schon zwei Trompeter vor dem Thore, und ein Herold mit pfalzgräfischer Farbe forderte zur Uebergabe auf. Alle Ritter traten auf die Zinne, um Antwort zu geben auf die Rede des Herolds. Bei Martin und dem von Eltershofen war die Antwort eine höhnische und spöttische: „Sie sollen nur kommen," riefen sie ab der Mauer, „wir wollen die Pfälzer mit blutigen Köpfen heimschicken, daß sie noch lange an die Franken denken sollen." Fest und entschlossen antwortete Herr Simon von Adelsheim: „Saget Herrn Lutz Schott, Eurem Hauptmann, wir seien seines Angriffs gewärtig, und wollen uns als Männer halten." Der Herold ritt mit den Trompetern zurück, und brachte seinem Herrn die Antwort von denen in der Burg. Jetzt sprach Lutz Schott in einem andern Tone. Er ließ die schweren Geschütze vorführen, bedeckt von mächtigen Haufen der Reiter mit glänzendem Harnisch und blanken Wehren; es waren dieselben Geschütze, die Herr Lutz Schott einst in der Burg Boxberg erbeutet hatte. Die begannen jetzt der Burg ihren traurigen Willkomm zu bringen. Voran sangen ein schreckliches Duett die beiden großen Karthaunen, der Thurmtrotzer und die Scharfmetz, den Chor bildeten mehr als zwölf Schlänglein und Scharfetin vom schwersten Kaliber. Jetzt erst sahen die auf der Burg, daß eine größere feindliche Macht ihnen gegenüber stehe, als sie vermuthet hatten, denn Lutz Schott hatte, außer den Reitern mit dem Geschütz, seinen ganzen Haufen von der Höhe bei Wachbach bis zum Weg, der gen Lillstadt hinab führt, in einer langen Ordnung entfaltet. Die, welche am meisten bei dem scharfen Angriff der Feinde erschracken und den Muth verloren, waren der von Eltershofen und Martin Reich mit seinem Vetter Eitel Martin. Sie mochten das Gepolter der Geschütze nicht lange vertragen, und hatten dessen am ersten Tage schon genug, daher stimmten sie am zweiten Tage auf Uebergabe des Schlosses; aber nicht so der von Otzberg und Simon von Adelsheim. Zuvor

wollten diese einen Sturm abwarten, um wenigstens ihrem Worte gemäß zu handeln, daß sie als Männer sich halten wollen. So dachten aber die andern Drei nicht; in der Nacht des zweiten Tages stahlen sie sich heimlich aus der Burg und wurden meineidig ihres Schwures. Sie gedachten wohl, daß ihr Loos, als das der Schuldigen, das schlimmste sein würde, mit der Burg mochte es daher gehen, wie es wollte. Ihre Flucht war jedoch für die auf der Burg Zurückgebliebenen kein Verlust, denn sobald man im Dorfe unten vernommen hatte, daß die verhaßten Raubritter die Burg verlassen hätten, zogen in der Morgendämmerung die rüstigsten und kräftigsten jungen Leute des Fleckens vor das Thor, ohne daß die Belagerer es merkten, und begehrten Einlaß, — sie wollten die edle Frau von Adelsheim und ihre Kinder schützen, und bei ihnen bleiben in Leben und Tod. Sie kamen zur guten Stunde, denn noch an demselben Tage griffen die Feinde ernstlich an. Sie hieben die Pallisaden vor der Burg nieder, und machten sich schon Raum, um Tags darauf ungehindert über den Graben stürmen zu können; aber schon dieß geschah nicht ohne Verlust. Unter der in der Burg eingelassenen Hilfsschaar waren Manche, die kräftig und geschickt den Bogen führten. Sie zielten gut und trafen Manche von den Pfalzgräfischen, die dem Graben und der Mauer nahe kamen. Ehe Lutz Schott den eigentlichen Sturm begann, schickte er nochmals seinen Herold vor das Thor der Burg, und ließ zur Uebergabe fordern. Der von Otzberg und Simon von Adelsheim antworteten wie das erste Mal fest und entschlossen: „Wir wollen nicht weichen von der Burg, bis die Feinde sie selbst nehmen.“ So sprachen sie, obgleich die Burgfrau auf die Zinnen der Burg eilte, und ihren Gemahl flehentlich bat, er möchte es doch nicht auf's Aeußerste kommen lassen, und die Burg übergeben, so lange es noch unter billigen Bedingungen geschehen könne. „Ach!“ rief sie weinend, „öffnet die Burg, Eure Hartnäckigkeit wird sonst Verderben über uns Alle bringen, und meine schweren Ahnungen werden erfüllt werden.“ Man hörte nicht auf die weinende Burgfrau, und der Herold brachte seinem Herrn die Antwort der beiden Ritter. Erbittert über den Verlust an Leuten, den er schon beim Niederhauen der Pallisaden erlitten hatte, ließ Lutz Schott

alsbald die Leitern herbeibringen und an die Mauern anlegen, die durch das schwere Geschütz schon bedeutend gelitten hatten. Ein schrecklicher Sturm begann, daß der Lärmen weithin das Thal unter der Burg erfüllte. Die beiden Ritter fochten wie grimmige Tiger an der Spitze ihrer Leute. Mancher Pfalzgräfische stürzte von der Mauer, der schon die Zinnen erreicht hatte, denn durch das Thor vermochte der Feind nicht zu dringen, da es indessen mit Steinen fest verrammelt worden war. Vom Morgen bis um die zehnte Stunde dauerte der Sturm; da vermochten die in der Burg nimmer zu widerstehen; die Pfalzgräfischen erstiegen die Mauer und vertrieben die Vertheidiger von den Zinnen. Der Letzte, der den Eindrang der Feinde mit Macht wehrte, war Herr Simon von Adelsheim; ein gewaltiger Hieb, den Lutz Schott führte, machte seine Hand kraftlos, er ließ das Schwert sinken und mußte sich gefangen geben. Der Ritter von Otzberg fiel, indem er seinen Freund befreien wollte, mit Wunden bedeckt.

Während die Feinde in die Burg eindrangen, lag Frau Anna in der Kinderstube mit ihren Kindern auf den Knieen und betete um Abwendung des Verderbens. Als der Lärmen und das Geschrei der Sieger in den Burghof drang, erhob sich die Burgfrau und eilte der Thüre zu, hinab in den Burghof, da stand ihr Gemahl gebunden und gefesselt und blutete aus vielen Wunden. Sie umschlang ihn, als er von ihr geführt werden sollte, und hielt ihn fest unter Weinen und Klagen. Auch ihre Kinder kamen herbei und weinten und schrieen um ihren gefesselten Vater. Wunderbar wirkte dieser Auftritt auf die Krieger, welche eben noch beutegierig über die Mauer gedrungen waren; Keiner gedachte der Beute, sondern Alle standen voller Rührung um die Weinenden und Klagenden. Nach dem Gebot des Pfalzgrafen sollte Herr Simon von Adelsheim in die Pfalz abgeführt werden; aber Herr Lutz Schott nahm es auf sich, und gab dem Burgherrn ritterlich Gefängniß in seiner eigenen Veste, die er alsbald von einem Theil seiner Leute besetzen ließ mit dem ausdrücklichen Gebot, daß alle Habe in derselben unangetastet bliebe. In seiner eigenen Wohnung wurde dem Ritter die Haft angewiesen, und Gattin und Kinder durften in seiner Nähe bleiben, aber über die Schwelle seines Gemachs, das streng bewacht wurde, sollte er nicht

schreiten, bis weiterer Befehl vom Pfalzgrafen aus Heidelberg käme. Der großmüthige Sieger bereitete sich jetzt zum Abzug aus der Burg, aber ehe er sie verließ, trat Frau Anna vor ihn und bat ihn flehentlich, er möchte bei dem Pfalzgrafen Fürsprecher für ihren Gemahl werden, der ja nie an dem räuberischen Treiben der Ganerben Theil genommen habe. „Ich will es thun, Euch und Euren Kindern zu lieb," sprach der Edle, „und daß Ihr sehet, wie ich Euch und den Eurigen gut gesinnt bin, so nehmet dieses hier, das Ihr wohl kennen werdet; einer meiner Leute hat es in meine Hand gelegt, um es Euch zurückzustellen, als der rechtmäßigen Besitzerin." Bei diesen Worten reichte er der Burgfrau das Weihnachtskripplein dar. Mit einem Freudenruf nahm sie das Kleinod aus des Ritters Händen; sie hielt es kaum für Wirklichkeit, daß das lang Vermißte wieder in ihrem Besitz wäre. Mit Freudenthränen in den Augen sprach sie den innigsten Dank des Herzens gegen den edelgesinnten Mann aus. Was Herr Lutz versprochen, das hielt er, nachdem er die Burg Wachbach verlassen hatte: er war ein treuer Fürsprecher für den ritterlichen Burgherrn und die Seinigen, aber es stand noch einige Zeit an, bis eine Entscheidung über den Gefangenen erfolgte.

Zwischen Furcht und Hoffen schwebte die Burgfrau mit ihren Kindern in den Tagen, welche dem heil. Christfest vorangingen. Sie wußte, welch strenges Loos gewöhnlich über derartige Gefangene erging; auch hatte sie schon oft von dem strengen Sinne des Pfalzgrafen gehört, darum zitterte sie viel mehr, als daß sie eine gute Botschaft erwartete. So traurig und sorgenvoll auch ihr Herz war, als der heil. Abend heranbrach, sie wollte doch den Kindern die Christfreude nicht vorenthalten; war ja das Weihnachtskripplein wunderbarer Weise wieder in ihre Hände gekommen, also wollte sie sich mit ihnen freuen, wenn gleich ihr Herz voll Trauer war. Mit dem größten Fleiß hatte sie Alles bereitet, was zu dem Weihnachtskripplein noch gefehlt hatte. In dem Gemache, in welchem der gefangene Gemahl traurig und düster im Lehnstuhl saß, rüstete sie in der Dämmerung die Weihnachtsfreude ganz still und geheim, daß er kaum Etwas merkte. Auch die Kinder waren so lang entfernt worden, bis die Mutter ein Zeichen zum Eintritt in das Gemach geben würde. Jetzt stand das

blanke Silberkripplein auf dem Tische, und die Figürchen waren in schöner Gruppirung um dasselbe herumgestellt. Ueber dem Allem aber breitete ein Weihnachtsbaum, behängt mit Gaben jeder Art, die Aeste aus. Mit rascher Hand zündete die liebende Mutter die Lichtlein an, und gab den Kindern mit einem silbernen Glöcklein das Zeichen zum Eintritt. Da ging die Thüre auf, und mit einem Freudengeschrei sprangen die Kinder der Bescheerung zu, und umringten den Tisch mit Jauchzen und Jubeln. Doch vor Allem richteten sie ihre Aufmerksamkeit auf das noch nie gesehene Weihnachtskripplein, und hörten aufmerksam auf die Mutter, wie sie die Bedeutung des Kleinods erklärte. Da erhob sich auch Herr Simon von Adelsheim von seinem Lehnstuhl und ging dem Tische zu, um den die frohen Kinder standen; auf einmal erhellte sich sein zuvor düsterer Blick. Die Burgfrau deutete auf das Kripplein, welches er mit Staunen betrachtete, denn er wußte zuvor nicht, daß es wieder in die Hand seiner Gattin gekommen war. „Sieh her, mein Gemahl," sprach die Burgfrau, „wie wir doch so reich sind, ob wir gleich nur noch Wenig von dem besitzen, was wir zuvor unser Eigenthum nannten; unsere Kindlein sind es, die sich freuen, und das Kripplein ist es, in dem aller Reichthum der Welt uns bescheert ist; darum freuet Euch mit mir und den Kindern, und unsere Weihnachtsfreude soll durch Nichts gestört werden." — „Aber verherrlicht soll sie werden!" rief jetzt eine Stimme, die ihnen Beiden nicht unbekannt war. Ein Ritter in glänzendem Harnisch war unbemerkt eingetreten und hatte lange Zeit der rührenden Scene zugesehen — es war Lutz Schott, der eine freudige Kunde brachte. Er trat zu dem Tische und legte eine Pergamentrolle neben das glänzende Kripplein mit den Worten: „Dieß zur Christbescheerung für den Ritter Simon von Adelsheim." Wohl war es eine schöne Bescheerung zu dem heil. Weihnachtsfest: es war eine von dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz ausgestellte, mit seinem Sigill beglaubigte und von mehreren Zeugen unterschriebene Urkunde, in der er kund that, „daß Herr Simon von Adelsheim und der von Otzberg für unschuldig erkannt werden an dem Frevel ihrer Ganerben, und daß ihm nun, nach Ableben des Ritters von Otzberg, die ganze Burg Wachbach zu einem erblichen Mannslehen übertragen, das er von

nun an von der Pfalz zu empfangen habe." — „Hallelujah," rief die Burgfrau mit Freuden aus, als sie den Inhalt der Urkunde erfahren hatte, „so hat das Weihnachtskripplein doch wieder Heil und Segen zu uns gebracht!"

Das Wahrzeichen zu Tübingen vom Jahr 1473.

Aus der Greuelchronik des Doktor Johann Nider von Isny.

Des Menschen Wissen bleibet Stückwerk,
Und der Frömmste ist vor des Schicksals Tück' nicht sicher.

Wenn ein Fremder in Tübingen umherwandelt, und unter andern merkwürdigen Gebäuden auch an der St. Georgen- oder Stiftskirche emporschauet, so siehet er ein großes, rundes Fenster, das in kunstreicher Verschlingung einen Menschen auf das Rad geflochten zeiget. Die Meiselarbeit dieses sogenannten „Wahrzeichens" ist meisterhaft zu nennen, und unwillkührlich muß der Fremde fragen: „Was bedeutet dieses schreckliche Bild an einem Gotteshause?" Die Geschichte davon soll diese sein:

Im Jahre 1410, um Michaelis, ging Hans Eberhard Laiblin, seines Gewerkes ein Gerber, von Reutlingen, seiner Vaterstadt, in die Fremde. Seine Mutter, eine geborene Wittmann, begleitete ihren Liebling vor den Stadtbann bis auf die Straße, welche nach Urach führet. Hier wünschte sie ihm Glück und Segen, und verließ ihn mit dem Denkspruche: „Bleibe fromm und halte Dich recht, so wird es Dir wohl gehen." Fröhlichen Muthes wanderte Laiblin mit noch zwei andern Gesellen seine Straße dahin, und bald hatte er den Ort seiner Heimath vergessen, das Herz wurde ihm leicht und immer leichter, je mehr er Städte sah, die schöner und größer waren, als

Reutlingen, und wo sich in seinem Gewerbe ansehnlichere Werkstätten fanden, als daheim an der Echaz. Zehn Monate war er schon von Haus entfernt, als er endlich daran dachte, seinen Eltern und besonders seiner treuen und besorgten Mutter Nachricht zu ertheilen, wo er in der Welt sich aufhalte (nämlich in Holland). Er schrieb daher einen langen, langen Brief heim, und gab ihn dem damals von Rotterdam über Stuttgart nach Italien reisenden Galeo Viskonti mit. Dieser Galeo starb aber zu Mainz in den Armen des Bischofs Ruprecht, der den Brief jedoch treulich bewahrte, aber keine Gelegenheit hatte, denselben an den Adreßort zu besorgen. Nachdem nun Ruprecht auf das Concilium zu Constanz (1414) reisete, packte er verschiedene Papiere, darunter auch den Brief von Wittmann, mit dem Vorsatz ein, denselben dem Freireichsstädtischen Abgesandten von Reutlingen zu behändigen. So kam die Nachricht von dem schon für verloren und verstorben gehaltenen Sohne nach 4 Jahren an Ort. Hierüber entstand bei der Familie große Freude und die Mutter des jungen Pilgers gabte dem „heiligen Geist Spitel" 10 Pfund Heller und ein Krautland drei Tagwerk groß, als Opfer für ihren Sohn. Von nun an aber kam keine Nachricht noch irgend eine Kunde mehr von Laiblin den Eltern oder sonst Jemanden zu Ohren. Nun geschah es, daß im Jahre 1420 unfern vom Wankheimer Walde, zwischen Reutlingen und Tübingen, ein Handwerksgeselle erschlagen und beraubt gefunden und nach letzterer Stadt gebracht und auf dem Pfleghof zur Schau ausgeleget ward. An seinem handgroßen feuerrothen Muttermal, das er im Gesicht hatte, wurde er als der Sohn des Metzgers Aigler zu Tübingen erkannt, der vor sieben Jahren in die Fremde gegangen war. Es war ein großes Gejammer bei den Eltern um den Todten, denn es war ihr einziger Sohn und Erbe eines nicht unbedeutenden Vermögens. Der Erschlagene wurde in der Spital- oder St. Jakobskirche begraben, wo noch jetzt sein Grabstein zu sehen, aber schwer zu entziffern ist. Bei dem Leichenbegängniß lief eine große Menge Volks, wie es bei derartigen Ereignissen der Fall ist, zusammen. Unter Andern kam auch der Schrannenwirth Sperpper von Pfullingen an eben dem Tage nach Tübingen, als der Unglückliche beerdigt wurde, und hörte

die Mordthat. Dabei vernahm er auch, daß der Todte ein großes Muttermal am linken Backen gehabt habe. Da sagte Sperpper, dieser Geselle ist mit noch einem andern vor etlichen Tagen in meiner Herberge gewesen, frisch und gesund, und Beide gingen friedlich ihres Weges dahin auf der Rempensteig gegen Reutlingen zu. Alsbald schickte man von Tübingen aus einen Boten nach Reutlingen, um Nachfrage zu halten, ob nicht etwa ein Fremdling dieser Tage in die Reichsstadt eingezogen seie, so wie ihn der Schrannenwirth von Außengestalt anzugeben vermochte. Und siehe, einer der Thorwächter sagte aus, daß des Hans Laiblins Sohn nach zehnjähriger Fremd heimgekommen seie, auf dem Fuhrwerk des Pfisterers (Fuhrmann) Braun von da. Die Aussage des Thorwarts bestätigte sich alsbald und bei Laiblin, dem Heimgekehrten, fand man in offener Stube das Felleisen des bei Wankheim erschlagenen Mannes, in welchem die Kundschaft, der Lehrbrief und 34 Gulden an Baarem unverletzt gefunden wurden. Laiblin erschrack nicht wenig, als er erfuhr, daß sein Reisegefährte ermordet worden seie, und erzählte frei und offen, wie er in den Besitz des Felleisens gekommen seie. Der entsandte Stadtbote nahm den Reisebündel auf den Rücken und wanderte damit zurück nach Tübingen und berichtete treulich, was er vernommen, durch wen und auf welche Art die Habe des Todten nach Reutlingen gekommen seie. Flugs schrieb der hohe Rath von Tübingen nach Reutlingen und bat um Verhör der blutigen That und um gerechte Sühne. Der Syndikus und die Senatoren zu Reutlingen aber eilten nicht so sehr mit der Hinrichtung des beschuldigten Mörders Laiblin, weil derselbe die That nicht zugestand und überhaupt so nahe seiner Vaterstadt, wo er reiche Eltern und offene Arme fand, nicht nöthig hatte, einen Mord zu begehen. Auch war sein Wandel und Leumund von Jugend auf fromm und tadellos. „Ueb dyser schneckigkayt“ (Langsamkeit) des Verfahrens entbrannten die zu Tübingen; sie forderten ernstigliche Rügung, oder so die Reutlinger sich derselben enthalten wollen, so sollen sie den augfälligen Mörder in Banden nach Tübingen zum peiniglichen Verhör einliefern, wie es ehrbaren Leuten und Christen gezieme. Die Reutlinger gaben die schuldige freundnachbarliche Auskunft, aber zu einer Auslieferung des Laiblin ver-

standen sie sich nicht. Nach Umfluß eines Jahres heirathete der Beschuldigte sogar eines der schönsten und reichsten Mägdlein der Reichsstadt, Namens Clara Weiß, deren Vater Rathsherr war. Diese Heirath stach einen jungen Färber, Jakob Frenz, gar sehr in die Augen, weil er Hoffnung trug, das Maid für sich wegzuschlagen. Frenz suchte Rache und schrieb nach Tübingen, so der hohe Rath ihm einige vertraute handfeste Männer zusenden wollte, so wäre er bereit, den Laiblin in die Hände der Gerechtigkeit zu bringen zur blutigen Sühne seiner Mordthat. In wenigen Tagen war die Sache im Reinen. Die Tübinger sandten drei Männer, kräftig und verwegen, mit einem Wagen, worauf eine große lange Kiste unter mehreren Strohbuchten verborgen lag, nach Reutlingen. Das Stroh wurde dorten feil geboten, aber so viel dafür gefordert, daß es über Nacht unverkauft just vor dem Hause des Gerbers Laiblin stehen blieb. —

Hergang.

Um Mitternacht schlich sich Frenz mit zwei seiner Gehilfen in die Wohnstube und von da in die Schlafkammer des Laiblin, banden ihm im tiefen Schlafe an der Seite seines jungen Weibes Hände und Füße zusammen, und trugen ihn, nachdem sie ihm den Mund zugestopft hatten, daß er kaum zu athmen vermochte, die Stiege hinunter und warfen ihn in die Kiste, die vor dem Hause auf dem Wagen war, und fuhren mit ihm bei Tagesanbruch zum Metzingerthore glücklich hinaus; draußen umfuhren sie die Stadt und trieben die Rosse eilig Tübingen zu, wo sie noch bei junger Frühe ankamen und in der Pfalzburg (Hohentübingen) ihren Fang abgaben. Der Reutlinger Färber aber, nachdem er sein Schelmenstück gelungen sah, legte sich eilig zu Bette, und ging den kommenden Morgen sonder Harm an sein Geschäft. Die junge Frau des Entführten machte, nachdem sie die Abwesenheit ihres Mannes merkte, keinen Rumor, denn es war Erntezeit, und sie meinte, ihr Eheherr seie mit den Schnittern hinausgegangen. Als sie aber um Mittag selbst auf das Feld kam, erfuhr sie, daß der, den sie vermißte, gar nicht gesehen worden seie von den Heimsern. Hiedurch gerieth sie in Angst, eilte heimwärts

und theilte ihren Kummer ihrem alten Vater mit. Dieser zog alsbald seinen Rathsmantel an und lief auf's Rathhaus, um dort Anzeige von dem Verschwinden seines Tochtermannes zu machen. Alle Nachfragen halfen nichts. Und die Vermuthung, als ob Laiblin mit Gewalt aus Reutlingen entführt worden seie, war nicht stichhaltig, weil die Thore vorsichtig und treulich jede Nacht geschlossen waren. Auch war Laiblin ein Mann von außerordentlicher Körperstärke, wie sein Bild zeigte, das bis zu dem großen Brand von Reutlingen, im Jahr 1726, auf dem Rathhause hing, und mit demselben verbrannte. Auf dem Bilde war auch der Hergang der blutigen Geschichte angemerket, und Rechtslosigkeit jedem Tübinger zu Reutlingen geschworen, in weßmaßen er auch „Anlaytt" haben sollt, für ewige Zeiten. Zwar mußte der Rath der freien Reichsstadt diesen „Urfehdschwur" anno 1519 den 29. Januar, als Herzog Ulrich die Stadt erobert hatte, zurücknehmen und für „null, nichtig und abernichtig" erklären, aber Josua Weiß, der erste Bürgermeister und Nachkomme des erwähnten Rathsherrn Weiß, verbarg die Tafel und hängte sie erst dann wieder an ihren Ort auf, als Ulrich gedemüthigt war. Jede Spur von dem abhanden Gekommenen war verloren, und hätten die Tübinger ihr Bluturtheil, so sie an dem Geraubten übten, in Stille vollzogen, so wäre die ganze Blutgeschichte in ewiger Vergessenheit geblieben. Diese aber freueten sich ihrer Beute, und plagten den Unglücklichen bis zum letzten Augenblicke seines gewaltsam geendeten Lebens.

Das Erste, was sie mit dem Gefangenen thaten, war, daß sie ihn im Hemde und halb erstickt in aller Eile in den Haspelthurm brachten. Dieß ist ein schreckliches Gefängniß, das tief unter der Erde ist, und weder Thüren noch Fenster oder Luftzüge hat. Nur oben im Gewölbe ist ein Loch, über welchem ein Haspel angebracht ist, vermittelst dessen man die Verbrecher hinabläßt in diese schauerliche Tiefe. Der Haspelthurm soll schon mehr als 1000 Jahre alt sein und manch Gerechter soll darin geendet haben aus Mangel aller Lebensbedürfnisse. Herzog Ulrich ließ bei dem neuen Schloßbau zu Tübingen diese Schreckenskammer stehen und erhöhete nur sein Mauerwerk, das gegen Westen stehet und Sturm und Wind annoch stattlich trotzet. Um diese Zeit, als man den Thurm erhöhete, wurde

auch das Innere gereinigt und man fand darin eilf Schädel und acht „Mannstragenden gebain mürbig“. In diesem Loche lag Laiblin vom 21. Juli bis 1. August des Jahres 1421, ohne alle Kleidung, nichts als sein Hemd zur Decke, in welchem er aus dem Bette gerissen wurde. Seine Nahrung war Brod, sein Trank schlechtes Wasser, das ihm alle ander Tage hinuntergehaspelt wurde. In seinem Kothe mußte er sitzen, und in der Thurmenge vermochte er kaum gestreckt zu liegen, vielweniger einige Schritte vorwärts zu thun. Endlich erhielt er das Gebot, den Haspelkübel zu besteigen, um sich heraufziehen zu lassen. In welcher Gestalt er zu Tage kam, davon läßt sich keine Beschreibung machen. Beinahe erblindet durch die lange Nacht; zitternd vor Feuchtigkeit und Kälte, stinkend und modernd stand er da und schnappte nach frischer Luft. Nachdem sich der Gefangene etwas erholt und gekräftigt, auch seinen Körper gereinigt und bekleidet hatte, wurde er zum Verhör vor den hohen Rath geführt. Hier erzählte er also: „Unsern Baselstadt traff ich uff weitter Landtstraß aynen Raißgesellen ann, der da rughete vnter aynem Bayhm. Weß Hin- weß Herwägs wir bayd kommen, frugden wir bayd zunandermal (auf einmal). Icher sagt auß hollandt, der Rühgige (ruhende) auß welschlandt. Weß Landsluit vnd weß gewerks wir wärn, frugden wir bayd ebig zusammbt aynandert. Als wir deß aynandert vns versichert vnd gewisserdt hatten, kamen wire ayns vnd zoghen tröstig. Kaym maßte (mangelte) was klecklich ab. Mit Frohgelust pilgherten wir biß Pfulling, allwo wir züchtigliche schaydung vorhatten uff Nächsttaglauff, er gen Tübing, ich gen Reutling zu wandern, wo jeder Lust vnd Freud hoffete zu retten bei nächst- vnd ferndluit. Da maynt Aigler des Schaydtags fruh, alldieweil Kayner vns bayd unsern haim seynt, vnd nitt deßwegs mehr weyt, wir so lang, alß thunlig yn aynung wallen wollten. Dessen war myr genehm vnd wir fußten rüstiglich durch den Vorst von Pfulling gen Ohmenhaussen, Mährn (Möhringen) vnd Wankhen (Wankheim). Dieweilen es aber noch ersttägig (Vormittags) war, vnd haiße Sonn' brannte, so wollten wir nit fürder geh'n, sondern rühigkayt halten biß zu abendt, was bayder haymkommenslust war. Wie schont gemerket, hatten wir bayd Geldt; Aigler ein schwer Ge-

bündel, ich nicht so, wohlen aber an hundert Reichsgulden trug ich bei myr. Brudderschafft wurd' trunken, biß der Tag sich naygete vnd etwelche Sternlein schont sich zu zaigen anfinghen. Vnd wir waren füllig des viel Truncks wegen, vnd turmelig suchten wir des Wegs weiter. Bald doch konnt' Aigler sein Gebündel nimm' traghen, vnd fiel offmalen zur Erdt. Dessen war mir laydlich, ich huckete sein Trageisen auf mich vnd lieff fürbaß. Zwischen Jettburg vnd Bezzing rollte ayn Fuhrwerk aynher gen Reutling, deß versah ich mich vnd kam mit Aiglers Hab' haym ohn' Muthwill noch Bößlichkayt. Aigler zog fürder gen Tübing, ebenso nicht denkendt, daß yhm Burdt und Haab' fehl' (Bürde nannte man früher ein volles Felleisen). Nun hatt sich fuget, daß Aigler von einem losen Gesellen ergriffen, erschlaghen vnd beraubet worn; für deß Vnglückh vnd trostloßig Layd ich aber kyn Fürsehn thun noch haben konnt'. Nichtsdestoweniger aber hatte man mich des Mords geschuldet, dieweil ich des Aiglers Haab' trug aus Nächstlieb vnd Vorschub in Müdigkayt. Derohalben ich auch kynwegs die Burdt dahaym entnestelt, durchsuchet, noch sonst Unbühr mit trieben, sondern den Hergang männiglich kundet andern Taghs. Solcherlei Zeugnuß war auch Fürsprach für mich, daß der hochweise Rath zu Reutling nicht peintlich meines Leibs sich versühnt, sondern ebig frei mich wieder entfußet. Wessen Gethuns ich auch von euch wirtembergischen Richtersleut erwart vnd haisch mit Recht vnd Fürsatz."

Tod.

Solchergestalten vertheidigte sich Laiblin zu Tübingen in noch weiter und großer Rede. Er setzte auf das Klarste den Richtern auseinander, daß er der Mörder weder sei, noch sein könne. Dessenungeachtet wurde er wieder in den Haspelthurm gebracht, um durch diese Schreckenskerkerung zu einem andern Geständniß gebracht zu werden. Dabei wurde aber seine Haft auf's Geheimste verschwiegen. Als endlich nach drei Monaten die Tübinger Richter zu keinem Endziel mit Laiblin kamen, da wendeten sie die Folter an dem Unglücklichen auf die unmenschlichste Weise an. Am zehnten Tage der Mar-

ter verlor der Gepeinigte seine übermenschliche Standhaftigkeit, und im Uebermaß seiner Schmerzen bekannte er sich als Mörder des Aigler vor Gericht und Rath, und bat um ein baldig Ende. Nachdem er das ihm vorgelegte Dokument, wornach er den Mord zugestand, unterschrieben hatte, wurde ihm das Todesurtheil als Raubmörder gesprochen, wornach er durch's Rad vom Leben zum Tode gebracht, nach seinem Verenden aber sein Körper auf das Rad geflochten und den Vögeln des Himmels zur Atzung gegeben werden solle. Nochmals betheuerte der Verurtheilte seine Unschuld, und bat nur, daß er noch auf einige Augenblicke seine Ehewirthin sprechen dürfte. Diese Bitte konnte ihm aber nicht gewährt werden, weil die Reutlinger ihn wahrscheinlich mit Gewalt geholt haben würden, wenn sie erfahren hätten, wo Laiblin in Haft wäre, und welcher Noth er bedrohet sei. Drei Tage wurden ihm noch zur Bekehrung geschenket und der Richttag auf den 6. Dezember 1421 festgesetzt.

Schon in aller Früh wogte das Volk durch die Gassen von Tübingen. Die Stadtthore blieben aber für diesen Tag vorsorglicher Weise bis nach dem Vollzug der Hinrichtung, welche um elf Uhr stattfand, geschlossen. Zufällig aber war ein Reutlinger Bürger, Namens Adam Braun, über Nacht zu Tübingen, und hatte somit Gelegenheit, den Strafakt mit anzusehen. Auf dem Bebenhäuserhofplatz war ein breites Blutgerüst aufgeschlagen, worauf die Knebelmaschine zum Rädern lag. Wer eigentlich der Delinquent war, wußten Wenige, nur so viel war allgemein bekannt, daß er der Mörder des Aigler seie, der vor zwei Jahren an der Straße von Bezzingen her erschlagen gefunden wurde. Erwartungsvoll stand die Menge. Endlich erschallte das Malefizglöcklein und der Verurtheilte wurde dem Schaffot zugeführt. Kaum trugen den noch vor Monden so starken und kräftigen Mann seine Füße, unkenntlich für Jedermann wankte er im Armensünderkleid dem Ort seines Todes zu. Auch der Reutlinger Bürger stand in der Vorderreihe, ohne den Verurtheilten zu kennen. In demselben Augenblick, als der Verurtheilte an seinem Nebenbürger vorüberging, erkannte er denselben und rief: „O Braun! kennest Du Laiblin von Reutlingen nicht mehr? sieh', welch' blutig Spiel in Württemberg an mir Unschuldigem getrieben wird! Ich

bin aus meinem Bette geraubet worden, und in die Hände teuflischer Widersacher und Richter gekommen, die mich gequälet mit Kerker, Hunger, Durst und Folter, bis daß ich, des Lebens satt, mich zum Mörder bekannte. Und dreimalen hat mir lichtlich geträumt, der, der mich in meinem Hause überfallen und in die Hände meiner Feinde gebracht hat, sei der Frenz gewesen, der meine Hauswirthin vor mir zu freien glaubte!" Weiter vermochte der arme Sünder nicht mehr zu reden, dieweil die Stätte seines Todes vor ihm stand, an welcher er mit dem dreimaligen Rufe emporstieg: „Ich bin unschuldig, so wahr Gott lebet, und so wahr ich jetzt vor sein heilig Antlitz treten werde!" — In wenigen Minuten hatte der Unglückliche verhauchet, der Reutlinger Bürger aber zog schwer betrübt heim und sagte dorten, was er gesehen und gehört habe zu Tübingen.

Das war eine ernste Nachricht für die stolzen Freireichsstädter. Eine allgemeine Bürgerversammlung wurde gehalten und es kostete den Stadtvogten viele Mühe, die empörten Köpfe von einem augenblicklichen Rachezug gegen Tübingen abzuhalten. Uebrigens wurde beschlossen, einen Rügebrief an die Stadt zu schreiben, worin ernstliche Genugthuung über diesen heillosen Friedensbruch gefordert wurde. Ein zweites benachrichtete den Grafen Eberhard III. von Württemberg von dem Hergang der Blutthat, und ein drittes Schreiben setzte den deutschen Kaiser, als Schirmvogt der Reichsstädte, von dem Unbill, das Reutlingen widerfahren, in Kenntniß. Auch wurde in dieser Richtung ein Rundschreiben an alle schwäbischen Reichsstädte erlassen. Die Tübinger thaten Nichts, als daß sie eine Abschrift des Geständnisses des Geräderten nach Reutlingen sandten. Eberhard III. untersuchte zwar die Sache streng, aber der Todte konnte nicht mehr reden und von den Martern, so an ihm verübt wurden, erfuhr der hohe Gebieter nicht gar viel. Wohl drei Jahre lang dauerte der Federkrieg. Endlich waren dessen die Reutlinger überdrüssig, sie forderten nochmals satte Genugthuung, und als sie beim Umfluß eines Monats keine erhielten, schaarten sich sechshundert derselben zusammen und zogen vor Tübingen. Als der Wächter auf Hohentübingen die Kriegsschaar heranziehen sah, machte er Lärmen, die Thore wurden eiligst geschlossen, und die Inwohnerschaft setzte sich zur Wehre. Die

Herangezogenen forderten wiederholt Genugthuung; absonderlich sollte der Verräther, oder wenn ihrer mehrere seien, alle mit Namen genannt werden, der oder die den Laiblin im Bett überfallen hätten. So das nicht geschehe, so werde an allen Tübingern Rache genommen werden männiglich. Der Tag verging und die Genugthuung blieb aus. Damit sie nun nicht vorderhand umsonst ausgezogen wären, legten die kampfrüstigen Reichsstädter einen mitgebrachten Sturmbock an und stießen unter dem Schutz der Nacht einen großen Theil der Mauer vom Hagthor bis gegen den Schloßberg ein, so sehr sich auch die Tübinger wehrten. Auch nahmen die Reutlinger neun Burgersleute als Gefangene mit nach Hause. Hierüber beschwerte sich Graf Eberhard bei dem Kammergericht zu Wien, wegen Friedensbruch, worauf der Kaiser gebot, daß die Reutlinger ihre Gefangenen loslassen sollten, die Stadtmauer zu Tübingen aber so lange in Schutt liegen bleiben solle, bis die Reutlinger Genugthuung an der ihnen zugefügten Schmach erhalten haben würden.

Der rechte Mörder entdeckt sich.

So stand das Zwietrachtsverhältniß zwischen Tübingen und Reutlingen im Jahr 1422. Mit diesem Spruch waren aber die Reutlinger nicht zufrieden, denn immer noch lag der Leichnam des Laiblin auf dem Rade, und wer ein gut Gesicht hatte, der konnte das Rad von der Achalm aus sehen. Abermals rotteten sich etlich und sechzig junge Männer zusammen, um die Gebeine des Laiblin von dem Schandpfahl zu holen, darunter war auch der, der den Verräther an dem Unglücklichen machte. Es war in der Nacht vom 17. September 1422, als sich der Zug in der Stille gen Tübingen bewegte. Die Mauerscharte beim Hagthor bot keine große Schwierigkeit gegen den Eindrang der Schaar dar, da die Oeffnung nur mit Brettern verlegt war. Die Gebeine wurden glücklich losgebunden, in einen ledernen Sack gethan und damit der Rückweg angetreten. Der Himmel hing schwarz, feurige Blitze schoßen zuweilen zuckend durch die Finsterniß, ohne daß sich der geringste Donner vernehmen ließ. Die Gebeine trugen abwechselnd bald Dieser, bald Jener. So kam die Reihe auch an Daniel Frenz, just als man

durch's Thor zu Reutlingen einzog. Plötzlich zuckte ein Blitz, worauf ein erschrecklicher Schlag folgte, und aus dem Haufen stürzte der Einzige nieder, der den Sack mit den Gebeinen trug. Leblos lag der Getroffene hingeschmettert und mit grausem Entsetzen wurde er in sein Haus getragen. Nach sechs Stunden kam er wieder zum Bewußtsein, aber auf der rechten Seite dermaßen gelähmt, daß er mit dem Arme keine Speise mehr zu sich nehmen konnte. In elender Gestalt wandelte er umher zwölf Tage lang, da konnte der Elende seine Gewissensbisse nimmer ertragen, er kroch auf die Stufen des Rathhauses und lallte den Räthen, die hinaufstiegen, sein Verbrechen vor. Anfangs wollte man seinem Gelalle kein Gehör schenken, denn man sah ihn als einen Irren an. Als aber Dr. Ziegler in Geduld die Rede des Gelähmten erfaßte, trug er sein Wissen dem Syndikus und Oberrichter vor und dieser brachte die Sache vor den ganzen Rath. Frenz wurde verhört und er gestand Alles, was bisher erzählt wurde von seinem Thun. Nachts zwölf Uhr stieg er mit zwei Tübingern, Einer wartete unten, in die Wohnstube des Laiblin, sie verstopften dem Schlafenden den Mund, daß er nicht schreien konnte, und trugen ihn gebunden auf die Straße, legten ihn in die lange Kiste, und damit er durchaus keinen Rumor machen könnte, legte sich David Ulrich Rieger auf ihn, bis sie vor den Thoren der Stadt waren. Dort gaben sie dem Geraubten so viel Luft zu leben, als er bedurfte, und als sie in die Nähe der Stadt Tübingen kamen, sorgten sie wieder pflichtlich dafür, daß Laiblin nicht schreien konnte. Dieß war das Geständniß. Die Folge davon war, daß dem von Gott schon sichtlich Geschlagenen das Todesurtheil als Verräther gesprochen und dasselbe am 4. Februar 1423 an ihm vollzogen wurde. Er wurde gerädert, sein Haus abgebrochen und ein „fry plezlen“ (frei Plätzlein) dafür zum ewigen Abschen gelassen. Das Plätzlein heißt heute noch „Frenzplän“ (Frenzplan). Oftmals machten die Tübinger den Versuch, die Lücke in der Stadtmauer auszubessern, sobald die Reutlinger aber Kunde davon erhielten, so kamen sie mit Gewalt herbei. Nun kamen die Tübinger auf den Gedanken, innerhalb der Mauer eine zweite also aufzuführen, daß zwar das eingerissene Stück sichtbar, aber doch die Stadt geschlossen war, und dieß ließen die

Reutlinger geschehen, weil sie Nichts beabsichtigten, als daß das Zeichen ihrer Rache für ewige Zeiten sichtbar seie jedermänniglich.

Nun geschah es 1420, daß eine Fehde zwischen dem württembergischen Dienstmann Wolf von Bubenhofen und denen von Geroldseck wegen einer Forderung des Erstern ausbrach, wobei Württemberg seinem Dienstmann zu Hilfe stand in seinem Recht, und die Burg und die Stadt Sulz belagerte und eroberte. Am 26. Jan. 1423 kam der Friede zu Stande und die Stadt Sulz mußte den Württembergern offenes Haus geben, und drei Jahre lagen dreißig württembergische Soldknechte als Loosmänner darin. Da fügte es sich, daß ein Mann von nahe an sechzig Jahren dorten seit langer Zeit schon blind und krank darnieder lag und nicht sterben konnte. Aus seinem Munde quoll ein wüster stinkender Odem, seinen Körper deckten schwarze Eiterbeulen, aus welchen gelbe eckelhafte Jauche floß, die von Qualinsekten wimmelte. Viele Wochen konnte er Nichts mehr schlucken, weder Dickes noch Dünnes, und doch verhungerte er nicht, sondern lechzete umsonst nach Labung. Seiner Augen Licht war ihm verschmoret und seine Knochen ihm krampfhaft zusammengeschnüret, als läg er gebunden auf einem Schinderrad. Niemand konnte das Elend mehr mit ansehen, und des Mannes beste Freunde flohen ihn wie die Pest. Ein allgemeines Entsetzen erfüllte ganz Sulz über die Marter, so Gott über den sonst unbescholtenen Bürger ausgeschüttet hatte. In den Kirchstunden und außer denselben wurde für den Unglücklichen gebetet, daß er hinweggenommen werden möchte von diesem jämmerlichen Dasein, aber das Gebet wurde nicht erhöret, der Kranke seufzete immer mehr in seinen unausstehlichen Leiden. Es wurden, um seine Auflösung zu erflehen, drei Umgänge um die Stadt Sulz mit dem Allerheiligsten gehalten und drei Buß- und Bettage drei Wochen, je am Donnerstag, nacheinander angeordnet, aber — der Alte konnte nicht sterben! Wer zu seinem gräßlichen Lager sich nahete, den bat der Leidende, daß er ihn tödten möchte; Niemand aber wollte Hand an ihn legen! Winselnd kroch der Verzweifelnde um Mitternacht vor dem heiligen Christfest 1424 an das Fenster und stürzte sich aus demselben 22 Schuh hoch hinab auf das Pflaster, aber — der Fall versehrte ihn nur, doch endete er seine Leiden nicht. Der Wächter

fand ihn und man trug ihn mit Hilfe mehrerer Männer wieder auf die Stätte zurück, von welcher er sich mit unsäglicher Mühe entfernt hatte. Da tauchte die Vermuthung bei einigen Frauen der Stadt Sulz auf, daß der Gebrestige vielleicht eine Todsünde begangen, welche er beichtend verschwiegen; derohalben wurde der fromme Priester Philipp Engelhardt aus dem Kloster zu St. Maria Emmeran gerufen, um dem Unglücklichen mit seiner priesterlichen Tröstlichkeit nahe zu sein. Dieser schloß sich zu dem Kranken allein in sein Kämmerlein ein, fiel auf seine Kniee und betete inbrünstiglich zu Gott, und als er geendet hatte, nahete er sich dem Siechen und forderte ihm die heilige Beichte ab, bei welchem Verlangen der Elende zu zittern und zu beben begann, als ob schneidender Frost das müde Seelenhaus des Gefolterten durchschauerte, dann begann er mit heiserer Stimme:

„Frommer Vater! bald sind es fünf Jahre, daß ich meines Gewerbs wegen, Unschlitteinkäufe zu machen, nach Tübingen, Rottenburg und Reutlingen wanderte. Als ich nach Rottenburg kam, kehrte ich in der Klausenherberge ein, kam in's Spiel durch die Verlockung eines Barfüßers, und verlor an sechzehn Gulden. Betrübt über meinen Verlust schlich ich mich aus der Herberge mit meinem Hund, der itzo noch vor meinem Hause lieget, und zog meine Straße gen Reutlingen durch den Wankheimer Wald. Es war schon spät Abend und Niemand mehr auf dem Felde, noch im Forste. Plötzlich hörte ich laut und jubelig eine Stimme singen, die bei längerer Horchung immer näher und näher kam. Ich sputete meine Schritte, um auf die Straße zu kommen, wo ich auch schon die Fußtritte eines rüstig dahin schreitenden Menschen vernahm. In demselben Augenblick, als ich den Kleebühl verließ und auf die Kreuzgasse trat, wo es nach Jettenburg und Bezzingen ging, sah ich den Sänger in meiner Nähe und nahm eine Geldgurte und säuberlich Habit an ihm wahr. Da fuhr der Teufel in mich, ich hoffte mein verspielt Geld wieder durch Raub zu bekommen. Ohne mich lange zu bedenken, wendete ich statt nach Reutlingen nach Tübingen zu meine Schritte und holte den Wanderer nach etlichen Minuten mit meinem Hunde ein. Der Reisegeselle war keiner von den Schwächsten, daher ich von dem Wagestück auf einige Augenblicke abzustehen gedachte. Wenn mir aber wieder

die verlornen sechzehn Gulden zu Rottenburg einfielen, da doppelte ich wieder meine Schritte dem Reisegesellen nach. Mein lauter Abendgruß wurde mir von ihm freundlich erwidert. Wir wanderten an zehn Minuten lang mit einander, ohne daß ich mich an ihn zu gehen getraute. Da blieb er auf eine kleine Weil stehen, um das Wasser zu lassen. In demselben Augenblick nun, als er mir sich abwandte, erhob ich meinen schweren Stock, und schlug ihn damit dermaßen auf den Kopf, daß er mit einem lauten Schrei taumelig wurde und mit den beiden Händen nach der Stelle fuhr, die mein Stock, welcher in zwei Theile zersprungen war, getroffen hatte. Als dieß mein Hund sah, sprang er auf den Schreienden zu, erfaßte ihn am Wamms und ich ihn am Halse so, daß er zusammensank, jedoch wehrete er sich muthig. Und hätte ich meinen Hund nicht bei mir gehabt, ich wäre wohl seiner Grimmigkeit und Gewalt erlegen. Auch war der Verwundete erst halb so alt, als ich.

„Nach langem Kampfe entrang ich ihm sein Geld, steckte dem Ueberwundenen eine Hand voll Straßenstaub in den Mund und wollte fliehen. Kaum war ich aber 15 Schritte entfernt, so sah ich beim hellen Mondschein den Blutenden vom Staube erstehen und mir nachlaufen. Mein krummer Fuß hinderte mich am Springen. Verzweiflungsvoll griff ich auf den Boden und erfaßte einen scharfen Schieferstein und stellte mich gegen den Herzueilenden wehrhaft. Weil er nun durch den in seine Augen gestreuten Staub etwas übel sah, auch des Weines er voll war, so waren seine Füße unsicher, so muthig auch sein Angriff war. Ich gab ihm mit dem erfaßten Stein einen schweren Schlag in's Gesicht, daß das Blut wallend aus Maul und Nase floß. Mein Hund warf ihn zur Erde und abermals machte ich mich von dannen, so schnell als ich vermachte. Der Blutende aber rief mir nach: „Meister Gemming aus Sulz, Euch kenn' ich!" Wie ein Donnerschlag traf dieser Ruf an mein Ohr. Plötzlich wandte ich mich abermalen um, hetzte meinen Hund gegen den Bluttriefenden, warf ihn zum drittenmale zu Boden und schlug ihn mit aufgerafften Steinen so lange auf den Kopf, bis er sich nicht mehr gegen mich wehrte. Um aber seines Todes sicher zu sein, würgete ich ihm den Hals eine gar lange Weile zu und knieete auf seine Brust, wo ich

fühlte, wie der letzte Hauch aus derselben sich herausathmete. Ich irrte umher, bis am Morgen, und hatte die Frechheit, mit erster Tagesfrühe in Tübingen bei Daniel Morhardt, im untern Haag einzukehren, wo auch bald die Nachricht von dem Morde durch Schnitter anlangte, welche mit beginnendem Tage zur Arbeit gingen. In dieser Herberge zählte ich auch das errungene Blutgeld und es waren dreiundsiebzig Pfund Heller an Werth in verschiedenen Geprägsmünzen, von denen Ihr noch dorten in jenem Schranke etliche in ledernem Seckel findet. Kein Mensch dachte an mich, daß ich, der ich sonst einen tadellosen Wandel führte, der Mörder wäre, und der Verdacht fiel auf einen Reisegesellen von Reutlingen, benamet Laiblin. Dieser Unschuldige, weil er in der Trunkenheit des Aiglers Bündel bei sich hatte, wurde aus dem Bette durch verwegene Schergen geraubet, nach Tübingen gebracht, dorten eingekerkert lange Monde im Haspelthurm, dann gefoltert, bis er des Mordes sich geständig machte, worauf er gerädert, auf's Rad geflochten, und sein Körper von den Vögeln des Himmels gefressen wurde, wie männiglich nah und fern bekannt. Seit jener Stunde aber, da der Laiblin statt meiner zum Tode gebracht wurde, sieche ich ein jammervolles Leben dahin, meine Herzensruh ist gewichen Tag und Nacht. Meine zween Kinder sind in der Blüthe ihres Lebens gestorben. Mein Weib nahm Gott ebenfalls von meiner Seite, da die Leiden anfingen, in meinen Eingeweiden zu wühlen, und tausend- und aber tausendmal wünschte ich mir den Tod, der bis heute mich geflohen hat. Ach, Herr! bittet Gott, daß er sich meiner erbarme und mich hinwegrufe aus dem Leidensthale, in welchem ich mehr gelitten habe, als fünfzig Missethäter, die zum Tode geführt wurden. Was ich begann, wurde mir zum Schaden und mein wenig Vermögen zehrte sich von selbst auf, daß mir kein frischer Trunk und kein genüglich Mahl dafür wurde. Meine Freunde verließen mich, und denen ich wohl that, die spotteten über mein Elend. Herr Prior, so Ihr mein End' nicht zu erbeten vermöget, so bitt' ich Euch inständigst, sorget dafür, daß mir ein giftiger Trank oder ein tödtlich Kraut getrieben wird in meinen verschlossenen Schlund, um der Welt Valet sagen zu können, je eher, je lieber. Obgleich die Hölle meiner dort harret

gewißlich, so will ich doch lieber in dem Pfuhl der Verdammten winseln, als hier den Menschen zum Spott, zum Abscheu und zur Schande. Machet nun aus meinem Geständniß, was Euch immer beliebet, Hochwürdiger Herr! nur versuchet nicht, mich zu trösten, noch Hoffnung auf Seligkeit mir geben zu wollen Für mich hat Christus umsonst gelitten, für mich ist er nothlos gestorben."

Versöhnung.

Nachdem Philipp Engelhardt, Prior zu St. Maria Emmeran, dieses Geständniß vernommen hatte, betete er für den Kranken, und gab ihm die letzte Oelung, worauf der Gepeinigte alsbald starb. Der Priester zeigte den Mord dem Stadtvogten von Sulz an und dieser berief die sogenannten „Guten der Stadt" zusammen, sie von dem schrecklichen Gotteszeichen zu unterrichten. In dieser Versammlung wurde beschlossen, drei Dokumente über die Beichte des dahingegangenen Mörders aufzusetzen, von Engelhardt unterzeichnet, und die eine der Schriften nach Tübingen, die andere nach Reutlingen zu senden, die dritte aber zu Sulz zum ewigen Andenken zu verwahren. Als die Tübinger diese ihre Schrift erhielten und daraus ersahen, daß sie gottlos, voreilig und wider Recht gerichtet hatten, thaten sich die Richter des Laiblin zusammen, und verfaßten einen „Bittgnadbrief" und schickten ihn nach Reutlingen. In diesem Brief baten sie die Reutlinger um Gottes Barmherzigkeit willen um Verzeihung ihres Urthels an dem unschuldigen Insassen ihrer Freireichsstadt, worauf die Reutlinger edel und großmüthig genug waren, den Tübingern völlige Verzeihung und Vergessenheit zu versichern. Als aber zu Tübingen der Beschluß gefaßt wurde, dem heiligen Georg zu Ehren eine Kirche von „Christmildigkeitsbeigaben" zu bauen, da trug Georg Hemminger von Tübingen, des Rathes Einer, darauf an: daß man zum ewigen Wahrzeichen dieser „vnrechten blutrichting" den geräderten Aigler auf's Rad geflochten in „stain maisseln" und am Kirchenfenster gen Osten gerichtet, „ynfuggen mög". Diesem Begehr wurde auch Folge geleistet und der „Merkstain" den 17. April 1473 in bemeldtes Fenster an der St. Georgen- oder Stiftskirche

eingefüget, welcher noch heute zu Tübingen zu schauen ist. Als die Reutlinger diese Reue sahen, „gemahneten“ sie die Tübinger zum Wiederaufbau der von ihnen niedergerissenen Stadtmauer, auch setzten sie den Beschluß außer Wirkung, daß keinem Tübinger ein Recht zu Reutlingen werden solle, wodurch gegenseitige „Schlaich- und liebhayt wieder entglomm“ zum Nutz Vieler. — Die Sulzer aber machten ein Rad, flochten den verendeten Mörder darauf und gaben seinen Leib den Vögeln des Himmels zum Fraße. Auf besonderes Verlangen des Grafen Walther von Geroldseck und Sulz riß man das Haus des Seifensieders nieder und nannte den daraus entstandenen Raum den „Söhnplatz“. Im Jahr 1570 aber schon wurde der Platz wieder mit einem Gradierhaus überbauet, das noch gegenwärtig stehet.

Das Steinkreuz auf der Eßlinger Steige bei Stuttgart.

Aus der Hauschronik des Hans Marchthaler in Eßlingen, † 1595.

Es ist Nichts so fein gesponnen,
Es kommt doch endlich an die Sonnen.

Auf der Eßlinger Steige bei Stuttgart, da wo längs der kurzen Abdachung ein Weg nach den sogenannten Ameisenbergen hinführt, lehnt an der alten Mauer eines Weinbergs ein verwittertes Steinkreuz. Einheimische und Fremde stehen nicht selten dabei stille und fragen umsonst nach der Bedeutung dieses Kreuzes, das die Jahreszahl 149(1) trägt. Besonders Kinder können daran kaum vorübergehen, ohne ihre Eltern, Lehrer oder Freunde mit der neugierigen Frage zu behelligen: „Ist hier ein Unglück geschehen? Was bedeutet dieser Stein?“ Nachfolgende Historie ist nun ein Bruchstück aus der Hauschronik des 1595 zu Eßlingen verstorbenen Bürgers Hans Eber-

hard Marchthaler, Beisitzer des Rathes, — und mag über die Bedeutung dieses Denksteins einiges Licht verbreiten.

Im Jahre 1491, den 12. Oktober, wurde zu Stuttgart das sogenannte „Landhaus“ *) (die spätere reformirte Kirche) auf dem Turnieracker durch den Vogten Dr. Martin Nüttel eingeweihet, bei welcher Gelegenheit etwelche Herren, als: zwei Brüder von Frauenberg, ein Herr von Gültlingen, ein Herr Rucher von Cannstatt, ein Herr Marchthaler von Eßlingen, ein Herr Konrad Thumb und Andere zugegen waren. Gar manche Kanne wurde dabei gestürzt, vom Werkherrn Elias Klumpp ein gar sittiger First- (Giebel-) spruch gethan, von den Werkgesellen lustiglich gesungen, und vom Liebfrau-Thurmpeter dazu dürr Holz gespielet (gegeiget). Alles ging fein säuberlich und frohsam zu Ende, und als die Nacht zu nahen begann, machte sich Jedermänniglich der Heimath zu. Den andern Morgen aller Früh meldete ein Weingärtner am Teichelseehäuslein vor dem Eßlingerthor, daß oben auf der Steige ein Mann im Blute liege, der, wie es ihm scheine, todtgeschlagen worden seie. Diese Kunde verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die Stadt und es strömten gar viele Menschen nach dem bezeichneten Orte, zumal da es eben Weinlese war, und Trauben in Menge und von großer Güte hingen. Hunderte umstanden den Leichnam, aber Niemand wußte anzugeben, wer er im Leben gewesen war. Sein Aeußeres war das eines wohlhabenden Mannes, denn er trug weiche Nestelschuhe, feine gehechelte Hasenstrümpfe, Sammethosen, blaue Festweste von Guckwieduwillst, einen seegrünen Kamisolrock von kurzgeschorner Wolle mit silbernem Haftwerk. Der zusammengetretene Hut hatte eine theure Schleife. Auch lag ein Wehrlein oder schmaler Degen zerbrochen neben dem Todten. Das Alter des Erschlagenen war dem Ansehen nach um die sechzig Jahre, dünne graulichte Haare klebten blutig über der tiefen klaffenden Wunde in der Nähe des kahlen Wirbels. Das Gesicht war

*) Dieses Gebäude diente jedoch nicht zum Versammlungsort der „Landschaft“, d. h. der Stände, sondern als ein Arsenal, zur Aufbewahrung von Harnisch, Wehr, Wagen, Zelten und anderem Kriegsgeräthe, sowie Küchengeschirr 2c. 2c.

vollkommen und der Wuchs des Körpers mehr als mittelgroß. In ziemlich großem Kreise bei der Unglücksstätte sah man Blutspuren, welche darauf deuteten, daß der Entseelte seines Leibes sich lange gewehrt haben mochte, was auch seine abgerissene Hemdhalsschnalle beurkundete. Großes Entsetzen und Mitleid erregte die Leiche bei allen Beschauern, von denen Einer die Thüre seines Weinberghäuschens, das auf der Ecke des Weinbergs stand, welcher die Pflastersteige und den Ameisenbergweg scheidet, herbeiholte und auf derselben mit Hilfe dreier Anderen den Unbekannten nach der Stadt trug. Einige Stunden lag er in der Wachtstube des St. Leonhardsthors, bis er nach der kleinen Rathsstube an dem Burgerhaus zur allgemeinen Beschauung gebracht, und Jedermann zum Zeugniß aufgerufen wurde, wer etwa der Todte sein möge. Da kam unter Andern auch der Maurer Sixt Beutter und sprach, nachdem er den Todten lange beschauet hatte: „Mir dünket fast, der Erschlagene seie einer der Herren, welche gestern beim Bauspruch des Landhauses waren, und der aus blauem Schnürsäcklein (Geldbeutel) uns Werkleuten, bevor er Abschied nahm, noch zwei Pfund Heller gabte.“ Jetzt wurde nach dem Geldbeutel gesuchet, und siehe, es fand sich ein solcher, wie ihn Sixt so eben beschrieben hatte. Hierauf schickte man zu Vogt Nüttel, welcher den zur Schau Gelegten alsbald erkannte, über denselben weinend herfiel und unter vielen Thränen lautklagend ausrief: „Ach, Du mein Amand Marchthaler, mußtest Du ein solches Ende finden! Wehe, wehe dem Mörder, der Dich, den Redlichsten, erschlug! Der Fluch aller Edeln verfolge ihn, wie Kain.“

Sogleich wurde ein Eilbote nach Eßlingen entsendet, um das Unglück dorten anzuzeigen. Der Erschlagene hatte keine Familie, war auch nie verheirathet, hatte aber einen nahen Vetter, einen rüstigen Jüngling von nahezu an achtzehn Jahren. Dieser bestieg alsogleich ein Pferd und trabte Stuttgart zu. Herzzerreißend war der Jammer, welchen der Jüngling bei der Leiche seines Erziehers und Pflegers kundgab, der mehr als Vatertreue seit seiner ersten Kindheit an ihm geübt hatte, denn seine Eltern waren gestorben, da er noch in der Wiege gelegen. Auch hatte der Verblichene ein Testament schon vor Jahren versiegelt, wornach er sein ganzes Vermögen diesem seinem

Liebling vermachte. Der Todte wurde auf ein weiches Bette geleget, hernach auf ein sauberes Wägelein gethan, das dem Herrn Rudolph Strölin gehörte, welcher gerade ein Jahr vorher, am gleichen Tage, darauf Hochzeitfahrt gemacht hatte. Dann wurde das feinste Bahrtuch aus dem Armenkasten darüber gespannt und der Leichnam mit zwei Pferden nach der Steige gezogen, und noch selbige Nacht nach Eßlingen gebracht. Dem Trauerwagen folgten viele hundert Personen nach, darunter eine erkleckliche Zahl Herren in ihren Leidmänteln mit Spahn- und Harzfackeln, auch viele mit brennenden Wachskerzen und Lampen. Voran dem Zuge trug man fromm und kirchüblich Rauchgefäß und Crucifix, bis zu dem Mordplatze, wo ein großer Kreis geschlossen wurde, in welchen der hochehrwürdige Herr Engertius trat, und eine auf den traurigen Actus bezügliche, sehr ergreifende Rede hielt, welche zum Grundtext hatte: „Mensch, bestelle dein Haus; denn du weißest nicht, wann der Herr desselben kommt und bei dir einkehret." Nachdem die Trauerrede geendet hatte, sprach der hochwürdige Herr noch viele Trostworte an den trostlos schreienden Jüngling, der ein Säcklein voll der Erde zusammenraffte, welche mit dem Blute des erschlagenen Pflegevaters befeuchtet war. Hierauf zogen die Eßlinger ihres Weges fürbaß und kamen daselbst Abends 10 Uhr bei der vordern Bruckkapelle an, wo sodann die Friedglocken geläutet, der Todte von den Rathsmitgliedern der Reichsstadt empfangen und bis zu seinem Hause neben der Herberge zum Lamm begleitet wurde. Am St. Gallustage begrub man den hochachtbaren und wohlansehnlichen Herrn in der Stadtkirche unter seinem Kirchstuhl, welcher rechts der dritte Lehnbank war, wenn man von der Hauptthüre eintritt. Seinem Andenken weihete sein Erbe ein gar groß und feingemeißelt Epitaphium, auf welchem geschrieben stehet, weß Standes, Wandels und Handels der Selige war; welchen Tod er gefunden und daß er die Zahl seiner Jahre auf einundsechzig gebracht habe. Das Epitaphium wird von zwei weinenden Genien gehalten, unter denen Molche und Gewürme kriechen und Todtenschädel umherliegen.

Von dem Stuttgarter Stadtmagistrat wurden Demjenigen fünfzig Pfund Heller Lohn zugesagt, der eine Spur anzugeben im Stande seie, wornach man den Thäter ermitteln und den Händen der Ge-

rechtigkeit übergeben könne. Umsonst aber waren alle Maßregeln, jeder Verdacht wurde zu nichte, sobald man einen Schritt zum entferntesten Beweise that. In der Stiftskirche, der Liebfrauen- und St. Leonhardskirche wurden besondere Mahnpredigten an die Bewohner gehalten, der Beichtstuhl benützt, um den Mörder zu erkunden. Die Judenhäuser in der Judengasse, deren es fünf waren, wurden durchsucht, ob nicht der Ring zu finden wäre, welcher dem Ermordeten vom Finger gestreift worden war. Es wurde ein Seilwagenzieher wohl drei Monate lang geknechtet und schwer genestelt, daß ihm Füße und Arme anschwollen, aber es erwuchs kein Folterrecht an ihm. Dann wurde an nächst Fastnachst ein Gassatläufer (Gassentreter) eingethürmet und peinlich verhöret, weil er sich auch als Mordbruder verkappt und mehrere anziehendliche Reden des Mords wegen geführt hatte. An diesem Menschen gab Gott ein Zeichen, daß er auch hier schon zuweilen ein verborgen gebliebenes Verbrechen strafe. Er war der leichtsinnige Sohn des auf der „Pfisterei" wohnenden Hofbäckers Xaver Reller, und hatte vor langen Jahren schon den jungen Stubenknecht auf dem „Zoll" wegen eines Spielstreits zum Fenster hinaus auf die Gasse geworfen, daß er den Hals brach und jählings darnach starb. Jedermann hatte geglaubt, der Stubenknecht habe sich selbst herausgestürzet, weil Reller sich durch den Marstallhof davonmachte. Der Verstorbene wurde in eine Kuhhaut gewickelt, nach der „falschen Klinge" geschleift und dort unehrlich verscharret, worüber dessen Mutter sich also betrübte, daß sie Tags darauf starb. Dieser Reller wurde auf den „finstern Münzthurm" unfern der „Wagenmeisterei" gebracht und dorten lange „gehudelt" wegen seiner Verkappung. Da wachte diesem Sünder in seiner Einsamkeit das Gewissen auf, er nahm einen eisernen Nagel, kratzte sein gethanes Verbrechen, ganz nach Verhalt und Verlauf, in den Tisch, stieg dann auf die „Zeugwarte", wohin er freien Gang hatte, und stürzte sich hinab auf die Steine, daß er jämmerlich zerfiel. Nachdem man sein Geschriebenes gelesen hatte, wurde er, wie einst der junge Stubenknecht, vom Schinder unehrlich begraben; Jener aber ausgegraben und seine noch vorgefundenen Gebeine in eine Bahre gethan, worauf dieselben von des alten Stubenknechts Hause in der Kirchgasse mit

frommem Sermon nach dem nur vierzig Schritte entfernten Stiftskirchhof getragen und dorten mit Chorknabengesang bestattet wurden. Auch diesem Unglücklichen wurde ein schöner Grabstein gesetzt, der einem Sitze hälftig gleichet, auf welchem täglich der alte Mann saß und um seinen einzigen Sohn weinte.

Alle Nachforschungen nach dem Mörder blieben, wie schon bemerkt, ohne allen Erfolg. Fast war die That bei Jedermann vergessen, wie es überhaupt im Lauf der Zeit mit allen Sachen zu geschehen pflegt; es waren schon bald zwei Jahre dahin. Da geschah es, daß der Botenreiter Michel Banhard von Deggingen, seinen Pflichten treu, Briefschaften und Pakete, gleich jeden Tag, von Eßlingen nach Stuttgart und von da zurück besorgte. Als er nun dießmal die letzte Höhe gegen Stuttgart hinanritt auf seinem alten Schimmel, da sah er links des Weges Etwas gar herrlich glänzen im Strahle der Morgensonne. Er stieg ab und fand einen kostbaren goldenen Fingerreif, halbversunken in der Erde, zwischen dem jungen Grase liegen. Nachdem er seinen Fund lange freudig betrachtet hatte, verbarg er ihn in seine Tasche und ritt seinem Ziele zu. Auf seinem Heimwege konnte er es nicht unterlassen, den Ring noch oft und vielmals zu beschauen und endlich gar an einen seiner Finger zu stecken und stolz damit zu thun. Also geschmückt saß er am Himmelfahrtsfeste, den 1. Mai 1494, in der Botenherberge zu Eßlingen ehrbarlich bei andern Knechten und trank seinen Wein. Da stand einer seiner Trinkbrüder auf, ging zum Schenkherren und raunete demselben in's Ohr: „Herbergvater! schauet doch einmal dem Michel auf die rechte Hand, welch' theuren Goldreif er an seinem vierten Finger träget. Ist mir doch, als ob ich dieses Kleinod oftmals an der Hand des Herrn Marchthaler gesehen hätte, welcher vor einigen Jahren auf dem Pflaster von Stuttgart erschlagen worden. Wenn Michel ihn ermordet hätte?!“ Bei diesen Worten schauerte der Wirth erblassend zusammen, bekreuzte sich und sagte: „Ich glaube nicht, daß Michel muthwilliger Weise einen Vogel umzubringen vermag, geschweige denn einen Menschen. Wir haben jedoch unsere Pflicht gethan, wenn wir dem Stadtvogte unser Wissen und was wir Beide unter dem Brusttuch tragen, sagen. Meine Hände aber will ich ge-

waschen haben vor bösem Bezücht und dem Unglück meines Nächsten.“ Michels Kanne war leer und er verlangte zum zweiten Male. Drauf trat der Botenwirth hinan, nahm Michel die Kanne aus der Hand und gab sie demselben auch wieder gefüllt zurück, bei welchem Thun er den Goldreif genau beschauen und sich überzeugen konnte, daß Michels Tischgeselle nicht ganz unrecht gesehen habe. Hinein in's stille Schlafstübchen schlich der greise Wirth und betete vor dem Bilde des Erlösers, das er auf seinem Herrngeschrein (Kommode) stehen hatte: „Herre Gott! der Du Herzen und Nieren prüfest, Du hast uns Deine Gebote gegeben, wonach wir wandeln sollen in echter Demuth und Frömmigkeit. Du hast auch eingesetzet die Obrigkeit, daß wir ihr gehorchen sollen in Allem, was recht und löblich ist und was zum Frieden Aller gedeihen möge. Du hast uns aber auch die Pflicht auferlegt, daß wo wir etwas Böses erachtet oder unter geheimem Schilde Etwas dem Wohl der Nebenmenschen Unförderliches wissen oder darauf gemahnet würden, wir schuldig seien, es anzuzeigen bei hohem Regimente. Ich flehe Dich deßhalb an, laß mir nicht zum Nachtheil oder zur Schande und Verachtung gereichen, wenn ich meine Obrigkeit dadurch ehre, daß ich von Etwas ihr eine Anzeige mache, das meinen Nächsten unschuldiger Weise in Schaden bringen könnte an Habe, Ehre oder Gesundheit, damit ich mit Frieden einst in die Grube fahren kann, auch meine Seele, frei von dem Vorwurf der Verläumdung, wie Jesus Christus, dessen Auffahrt wir heute feiern und segnen, vor Deinen heiligen Thron treten möge. Amen!“ Nachdem der Alte also geendet, zog er sein Barchetwammes aus und begab sich im Feststaate zu dem „hochgelahrten und hochachtbaren“ Herrn Präses der Stadtvogtei, demselben zu eröffnen, was er gesehen und gehört habe. Weil nun Michel ein armer gemeiner Lohnknecht war, so wurde nicht lange Bedenken getragen, was anzufangen seie in dieser Sache. Der Herr Präses legte seine Wehre an, rief vier Stadtknechte herbei und befahl ihnen, mit nöthigem Wehrzeug nach der Botenhalterei ihm zu folgen. Dieser Aufzug machte am Abend des heiligen Tages kein geringes Aufsehen. Alt und Jung liefen nach und umstellten das Haus, in welches der Stadtpräses getreten war. Als der Herr in die Stube trat, stand Jeder-

mann ehrdienlich auf und harrete der Dinge, die da kommen sollten, worauf der Eingetretene also begann: „Welches ist Michel Banhard von Deggingen?“

„Das bin ich, Herr! Ihr kennt mich ja schon lange. Hab' ich wohin einen Eilritt zu thun?“ fragte Michel treuherzig.

„Das eben nicht; aber folgen sollst Du mir zur Stelle.“

„Will nur meinen Schimmel geschwind erst aufraufen und abtränken, dann steh' ich pflichtig bis zum Botenritt!“

„Laß nur Deine Arbeit sein, es wird ein Anderer für Deine Mähre sorgen!“

„Nein, nein, Herr Präses! ich bin sogleich damit fertig,“ antwortete Michel, strich sich den Ring geschwind vom Finger und wollte eilig hinaus.

„Versichert Euch dieses Mannes!“ befahl der Rathspräses, und sogleich ward Michel von den Stadtknechten erfaßt und durch das Volk, welches überrascht fragte: „Was hat er gethan?“ nach dem Wachthause abgeführt.

Auf die Frage des Gefangenen: „Womit habe ich eine solche Behandlung verdienet?“ erhielt er keine andere Antwort, als: „Er werde es schon erfahren.“ Jedoch konnte er seine Anklage wohl merken, denn es wurde ihm der kostbare Ring schon in der Wirthsstube abgenommen.

Sechs Tage saß der Gefangene bei Wasser und Brod auf dem hohen Thurme des Wolfsthores, ehe er in's Verhör gebracht wurde. Erst den siebenten Tag wurde er vor die Richter geführt, weil der junge Erbe des Erschlagenen nicht zu der Zeit zu Eßlingen, sondern auf Besuch bei der Familie Baldinger zu Ulm war, wohin ein Eilbote mit dem Ring abgeschickt wurde, um denselben von dem Anwesenden dort erkennen zu lassen. Als der Rath sich versichert hatte, daß der Goldreif wirklich derjenige sei, welchen der selige Marchthaler einst getragen, wurde Michel befragt, wie und auf welche Art er in den Besitz des Ringes gekommen, worauf der Befragte antwortete: „Ich habe diesen Goldreif gefunden da, wo es die letzte Höhe gen Stuttgart gilt, längs dem Pflaster.“

„Warum aber habt Ihr den Fund nicht angezeiget, wie es ehr-

lichen Gesellen ziemet, und warum suchtet Ihr den Reif alsogleich zu verbergen, da man nach Euch fragte in der Botenhalterei?“

„Hab' die Anzeige von dem Fund machen wollen, bin aber bishero nicht dazu gekommen, kurzer Gedanken und steter Geschäfte wegen; hab' auch nur den Reif schonen, nicht aber verbergen wollen, als ich zur Aufraufung in den Stall wollte.“

„Wie lang ist es, daß Ihr den Fund gethan?“

„Zwei Monate werden es kaum sein.“

„Ihr waret ja aber schon vorigen Jahres in dessen Besitz, wie die Eve Kling und Jörg Pfechter in der Pliensau eidlich bewahrheiten können, welch' Letzterer Euch in Eurer Kammer damit spielen sah. Auch habt Ihr, da Pfechter bei Euch eintrat, das Kleinod ängstlich verborgen und einen Trümel unter Eure Lagerstatt gestoßen, an welchem er noch Blut und Haare gesehen haben will.“

„Daß ich den Reif schon so lange habe, als Pfechter ansagt, kann ich nicht glauben, denn was ich vor ihm verbarg, war meine silberne Hoffahrtsschnalle (Hemdschnalle), und der Trümel war das Spannscheit an Kilchbergers Floßramme, mit dem ich den Kläffer (Hund) todtschlug, der am Wehr unter's Rad kam, und elendiglich verschleift wurde, was des Leimsieders Seff auf der Burgmauer bezeugen kann.“

Nachdem auf gleiche Weise viel und mehr hin und her gefragt und beklagt war, wurde Michel des Todtschlags an Marchthaler, was er auch sagen mochte, beschuldigt, und sogleich in ein wüstes, finsteres Gewölbe (man nennt es das Klosterspittelloch) gesperret, wo weder Sonne noch Mond hinscheinet, seit manchem Jahrhundert. Als er den ganzen selben Sommer allda gesessen, bei gar spärlicher Verpflegung, so daß ihm sein Gewand am Leibe verfaulet, seine Augen blöde geworden waren, und sein Bart- und Hauptthaar gebleichet war, auch seine Nägel den Adlerskrallen glichen, da ward er wieder herausgeführet aus dem Kerker und vor den Rath gebracht, daß er bekennen möge seine Schuld; aber er gestand Nichts und betheuerte hoch und schwer, daß er den Mord nicht begangen habe. Hierauf wurde er wieder in's vorige Gefängniß gebracht, und härter denn vorhin gehalten, worüber sein Geist wirr wurde und seine Kraft

gänzlich von ihm wich, obgleich er erst 40 Jahre alt war. Bald betete, bald fluchte er; bald beschuldigte er sich selbst, bald redete er, als ob wirklich der Geist des Erschlagenen bei ihm wäre. All' dieses Treiben wurde den Rathsherren pünktlich hinterbracht und erzeugte bei ihnen das Vorurtheil, als ob Banhard wirklich der Mörder wäre. Der Gefangene wurde nun auf die Folterkammer geführt, wo ihm vorläufig die Marterwerkzeuge alle vorgezeigt und die Qualen, welche dieselben verursachen, auseinandergesetzt wurden mit der Androhung, daß wenn er auf seinem Leugnen beharre, an ihm der Folterzwang geübt würde. Man gab ihm drei Tage Bedenkzeit. Als diese verflossen waren, wurde Michel vor den Präses geführt, der ihm abermals eindringlich vorstellte, wie er sich durch seine Störrigkeit nicht nur die zeitliche, sondern auch die ewige Verdammniß vergrößere. Zu diesem Endzweck wurde auch der Herr Kaplan beigerufen, um durch seine Milde und Liebe den Verstockten zur Reue zu bewegen, aber all' diese Versuche scheiterten an Michels Betheurungen, daß er unschuldig seie und keinen Theil am Himmel haben wolle, so er nicht die Wahrheit sage.

Den 19. November führte man Michel Banhard, umsprungen von vielem Volk, nach der Kirche, wo Marchthalers Grab und Grabstein war. Man versuchte dort, den Beschuldigten zum Geständnisse zu bringen. Aber auch die eindringlichste Rede des Herrn Pater Crusen war Nichts vermögend. Nun brachte man Michel nach der Folterkammer, und that ihm erst den Kapuzinerflaus an. Das ist ein hölzerner runder Kasten, der sehr eng ist und in welchen man gebannt wird bis um den Hals. Außen herum sind Haken angebracht, an welche schwere Gewichte gehängt werden, welche der damit Belastete stehend tragen muß! Ruhe von seiner Last wird ihm nicht gegönnet, auch kann er nicht zusammensinken, weil seine Kniee getäfelt sind. Die große Last presset ihm Schweiß aus, er bekommt Durst, und verlangt er diesen zu stillen, so erhält er ein scharf Getränke, damit sein Lechzen sich vermehre. Die Noth drücket ihm die Augen weit heraus, seine Gesichtsfarbe wird blau, seine Lippen dunsen sich auf, als ob sie aufspringen wollten, die Zunge verlängert sich und lungert nach und nach aus dem Halse hervor, wie bei einem lange

gehetzten Thiere; die Stimme verdumpft und wird zu tonlosem Gelalle, das Bewußtsein vergehet und ein Sterbezittern tritt nach sechsstündiger Qual ein. Nun wird der Belastete befreiet und wieder kehrt das Leben, um nach kurzer Erholung auf's Neue gebannt zu werden. Dreimal schon ertrug Banhard diese erste Folterstufe, und kein Geständniß kam über seinen Mund. Hierauf wurden ihm die Daumen- und Zehenschrauben angelegt, welche also beschaffen sind: Es werden dem Verurtheilten die Hände und Füße in eine Art Schuhe, welche Gliederlagen haben, und auf Steinklötze geschraubt sind, fest eingezwängt, hernach auf einen jeden Nagel eine Schraube gebracht, welche dreierlei Schmerzen verursacht. Für's Erste drücket sich ein scharfer eiserner Dorn langsam unter den Nägeln bis zu ihren Wurzeln vor; für's Zweite pressen die Gewinde die Vordergleiche der Finger und Zehen dermaßen zusammen, daß die Fleischkäpplein vom geronnenen Blut aufspringen; für's Dritte heben beim Aufschrauben die Dorne die Nägel auf und lösen sie endlich vom Fleische los. Lange hielt Michel den Stich der Stacheln aus, als aber der Daumen damit heimgesucht wurde, schrie er laut auf, seufzete und verfluchte seine Quäler: er rief Gott und alle Heiligen zu Zeugen an, daß er an dem ihm bezüchtigten Mord unschuldig seie. Und endlich, als die Nägel ihm vom Fleische gelöst wurden, da bat er um den Tod, worauf er befreit und wiederum in's peinliche Verhör geführt wurde. Drei Tage darauf zog man ihm die sogenannten Pilgerschuhe an. Das sind Holzsohlen, welche mit durchgeschlagenen Eisenspitzen versehen sind, auf welchen der Unglückliche, barfuß darauf stehend, alle Stunden sechszig bis achtzig Schritte thun muß. Diese Qual, so arg sie auch ist, konnte den Geplagten zu keinem Geständniß, wohl aber zu der Bitte bringen, seinem armseligen Leben ein Ende zu machen. Seinem Wunsche konnte aber nicht entsprochen werden, so lange er der That nicht völlig geständig war, daher er in's Walzwerk gebracht wurde, das einem Tisch gleichet, auf welchem Vertiefungen sind, gleich dem menschlichen Körper, in welche der zu Folternde gelegt und fest geschnüret wird. Hernach wird an vier Kurbeln gedreht, worauf die Arme und Füße langsam und gewaltig aus ihren Schüsseln und Gewerben herausgewunden werden, doch

so, daß wenn man nachläßt, zwar keine der Gliedmaßen gebrochen, aber doch jede Bewegung auf lange Tage jämmerlich schmerzvoll wird. In diesem Zustande wird der Gemarterte zu schweren Heb- und Zuggeschäften gezwungen, bei welchen jede Bewegung unsägliche Schmerzen verursacht. Auch dieses Leiden konnte Michel zu keinem Geständniß bringen. Jetzt wurde an ihm die Wimpersperre angewendet, welche Qual darin besteht, daß man ihm die Augenlider sperrt und dadurch den Schlaf verscheucht allezeit. Nach zwei Tagen dieses Leids bekannte er sich als Mörder, widerrief jedoch seine Aussage wieder, als er eine Nacht geschlafen hatte. Hierüber wurden die Richter gar böse und befahlen, Sodomsregen bei dem Verstockten anzuwenden, welcher darin bestehet, daß man brennende Pechkleckse auf verschiedene blose Stellen des hintern Theils nach und nach fallen läßt. Bei Anwendung dieser Qual gab es in unserer freien Reichsstadt kein „Winkelchen", da man Banharden nicht hätte schreien hören, selbst der Burgwärtel Welser will oftmals sein Jammergeschrei vernommen haben: „So halset mich doch ab, daß ich zur Grube komme, wie Der, um deßwillen ich leiden muß. Ich bin der Mörder, laßt mich sterben heute noch!" — Dieses Bekenntniß machte Michel von weitern Leiden frei, man sprach über ihn, weil er nicht mehr widerrief, das Bluturtheil aus, bei welchem der Pflegsohn und Erbe des Marchthaler zugegen war und auch alle Qualen mit ansah, ohne für den armen Knecht ein gut Wort einzulegen.

Der Mai des Jahres 1495 war eingekehrt, überall deckte junges Grün die Fluren. Da fuhrwerkte der alte Frenz, Pfründekärchner der Stadt Eßlingen, in aller Frühe hinaus, um einige Karren Neckarsand zu holen, welchen er Tags zuvor geriefelt hatte, und breitete seine Fuhren auf der Gemeindeallmand, nahe bei Obereßlingen, auf mäßigem Kreise aus. Fünfmal hatte er sein Mühwerk vollendet, als er mit tiefem Seufzer seine Schaufel mit den Worten in den Karren warf: „Hätt's nicht gedacht, hätt's wahrlich nicht gedacht, daß ich in meinen alten Tagen noch dem Michel, dem sonst ehrlichen Michel, das Blutbett machen müßte. Ach, du lieber Gott! ist's denn aber möglich, daß Der den Mord begangen haben soll? Ich glaub's nicht, und wenn ich ihn selbst die That bekennen hörte. Ja freilich, wenn

man Einen martert und peinigt an Leib und Seele, dann ist's kein Wunder, wenn man endlich Alles gethan haben will, um nur los zu kommen von den Drangsalen. Ist doch ohne sie das Leben schon ein Jammerthal, das Nichts gewähret, als Sorge, Furcht, Hoffnung und zuletzt den Tod. Hab' Alles dieses selbst erfahren, in mehr als achtzig langen Jahren und harre nun auf mein selig Ende, welches ich heute gerne vertauschen möchte mit dem Michel, wenn ich ihm damit sein Leben erhalten könnte."

„Was faselt Ihr hier, Alter?" sprach eine Stimme hinter ihm. Der alte Frenz kehrte sich um und erkannte den jungen Herrn Jörg Matthäus Marchthaler, den Neffen und Erben des erschlagenen Marchthaler, welcher im Frühlichte den Richtplatz besehen wollte, auf welchem der Mord seines Pflegevaters gesühnt werden sollte.

„Was ich fasele," entgegnete der Greis, „je nun, ich glaube nimmermehr, daß Michel Euren seligen Herrn Vetter umgebracht. Ihr seid noch jung, Matthäus, und könnet noch erleben, daß das wahr ist, was ich Euch sage. Denn 's wird kein Fädlein so fein gesponnen, es kommt endlich an die Sonnen! Ja, ja, Ihr dürft nicht über mich spotten, 's hat schon Fälle gegeben, wo Mörder bis an das Ende ihrer Tage ehrsam unter den Leuten wandelten, als ob der Tod ein selig Ende ihnen bringen sollte, da konnten sie nicht sterben, bis daß sie ihre Blutschuld bekannten. Will Euch nur Eins erzählen! Es wird sich jetzt bald sechszig Mal jähren, seit die Reichsstädte im Verein mit der Frau Gräfin von Wirtenberg das Schloß Zollern ob Tübingen belagerten und endlich einnahmen, bei welchem ich als Soldknecht dieser Stadt auch war. Auf unserm Heimweg rasteten wir in Sulz und letzten uns daselbst sechs Tage. In dem Haus aber, wo ich einkehrte, lag ein Blinder schon lange Monde gar presthaft darnieder, so daß er viele Wochen nicht mehr schlucken konnte, weder Dickes noch Dünnes, obgleich er Alles in Hülle und Fülle hatte. Er stank wie ein Aas, seine Gebeine waren mürbe, sein Fleisch war voll Eiter und wimmelte von Maden und Gewürm, aber — er konnte nicht sterben. Es wurde um sein Ende gebetet, der Leib Christi zur Schau gestellet und ein Zehntumgang gehalten mit Tabernakel, Cingulum und Stola, daß Gott ihn heimrufen möge, aber — er

konnte nicht sterben. Da wurde der fromme Paterprior von St. Maria Emmeran gerufen und dem hat der Elende gebeichtet, daß er vor vielen, vielen Jahren Einen seiner Habe wegen vor Tübingen erschlagen, worüber ein ehrlicher Geselle des Mordes beschuldigt, und seinem Leben durch das Rad ein Ende gemacht wurde, wovon Ihr heute noch das Wahrzeichen, einen Menschen auf ein Rad geflochten vorstellend, am Kirchenfenster zu Tübingen ausgehauen sehen könnet. Vielleicht geht's bei dem armen Michel auch so. Wenn er dahin ist, wird den wirklichen Thäter erst sein Gewissen recht plagen und er wird vielleicht flüchtig sein müssen, wie Kain, und einst nicht sterben können, wie der zu Sulz. Was haltet Ihr davon, junger Mann? Ich mein', Euch wär's am ehesten angestanden, ein fromm und barmherzig Wort einzulegen um den armen gefolterten Knecht, da Ihr durch Eures Vetters Blutsaat zu reicher Ernte gekommen. Ja, ja; nehmet's nicht übel, daß ich also zu Euch spreche."

„Alter, Ihr plaudert unnöthig Gezeuge," antwortete leichtfertig der Jüngling. „Ich hab' Michel weder gefoltert, noch das Bluturtheil über ihn ausgesprochen. Hätt' er den Goldreif nicht verheimlicht, sein Fund hätte ihn den Kopf nicht gekostet, und daß der Reif, den ich nun jetzt an meinem Finger trage, mit Recht mein gehöret, werdet Ihr wohl nicht bestreiten wollen?"

„Das will ich eben nicht bestreiten!" versetzte der alte Frenz; „aber ein Kleinod an mir tragen, um deßwillen ein Nebenmensch das Leben lassen mußte, da seie mir Gott für, so arm ich auch wandle. Lacht nur, wie Ihr immer wollt, aber glaubet mir, je älter Ihr werdet, desto schwerer wird Euch der Reif werden, des „Abers" wegen. Das bleibet allweg richtig: Besser ist's, daß zehn Schelme laufen, als Einen Unschuld'gen man mög' verkaufen."

Als der alte Kärchner heimwärts fuhr, war auch schon beinahe die ganze Einwohnerschaft von Eßlingen auf den Straßen, und viel Volk strömte herein durch die Thore. Die Eßlinger Metzger hatten ihre Blutwämmser an, mit welchen man herkömmlicher Weise zwölf berittene Meister und deren Söhne bekleidet. Das Zeug ist von rother Farbe, und wenn die Hinrichtung vorbei ist, so werden diese Wämmser Denen, welche damit bekleidet waren, von der Stadt ge-

schenket, wofür sie hinwiederum ein Opfer geben müssen zu der Stadt „Beinhaus" und das Recht haben, seit unfürdenklichen Zeiten, einen Mörder von ihrem Gewerk selbst hochnothpeinlich richten, und vom Leben zum Tode mit neuen Messern selbst abthun zu dürfen; wie letztmals geschehen ist an dem Metzger Gemmlinger, der ein junges Weib für seine Alte haben wollte, ihr eine Glufnadel in den linken Schlaf drückte, und hernach vorgab, sie seie an einem Schlagfluß „gehimmelt". Da er aber seine vormals Kebse nicht ehelichen wollte, so machte diese Rumor von der Sache, worauf Gemmlinger gepeinigt und durch Ausgrabung der Todten von seiner Mordbosheit überführet wurde, und ihm geschah was Rechtens war. Es wurde nämlich auf dem Marktplatz allhier ihm der Hals abgeschnitten mit neuen Messern von Dreien aus der Blutwammszahl, hierauf ehrlich, aber ohne Sang und Klang und ohne Leichtruhe verscharret auf dem aussern Todtenacker im Eck unterm alten Holderbusch. Diese Metzgersleute hielten eine wandelfreie Gasse offen, vom Burgerhaus bis zum Wolfsthurm, wo Michel seit drei Tagen auf dem „Thörle" saß, und seit einer Stunde mit seinem Beichtherrn rechtete um Sündenabsolution, die dieser nicht geben wollte, so lange Michel seinen Mord nicht beichte. Endlich aber wurde der Malefikant dermaßen böse, daß er gar gotteslästerliche Reden führte, und laut, zu aller Untenstehenden Vernehmen, also schrie: „Seid Ihr denn gekommen, ehrwürdiger Beichtherr! mir selbst noch den Tod schwerer zu machen, als einem andern Christen? Ich muß als ein überantwortet und gemartertes Geschöpf mit Unrecht in Schanden dahinfahren, das ist genugsam Unheil; was wollet Ihr mir nun auch noch ewige Verdammniß hinzuthun, für eine Blutschuld, die ich niemals begangen habe? Bald werde ich vor einem größern Richter Euch allsammt verklagen, vor dem Richter, der keine Folterqualen nöthig hat, um geheime Sünden zu erkunden, wie die elenden Blutrichter dieser Stadt. Ja, wär' ich nicht ein armer Lohnknecht, sondern ein reicher Herrensohn gewesen, man hätte nicht kecklich eines Mordes mich bezüchtet, geschweige denn gar zur Schlachtbank geführet! Diebe, Schalksknechte, Ehebrecher, Meineider seid ihr Alle, nebst Denen, die euch gesendet, und die über mich den Stab gebrochen haben, und wie sie ringsweg sitzen im Rathe,

die sich fast schämen, ehrlich zu handiren und ein gut Brusttuch zu tragen. Bald hab' ich ein Ende gewonnen, und ich bedarf Eures Trostes mit Nichten, dieweil ich schon lange geweinet um Trost und vergeblich geflehet habe um Erbarmen. Bedarf auch Eures Geleites und Eures Kapselgottes nicht in meiner letztlichen Anfechtung. Bin froh, daß ich scheiden darf aus der Hütte meines Elends, wo meine Kraft mit Gewalt mir verpauset und mein Dasein bei Andern zum Scheusal gemacht wurde. Ich will dem Teufel meine Seele so lange verpfändet haben, als ich das Recht gewinne, den Mörder zu verfolgen, für den ich Sühne tragen mußte, so lange er wandelt auf Erden, seinen Mord nicht reuiglich bekennet und von meinem Andenken der Fluch nicht genommen wird." Mit solchen und vielen anderen greulichen Worten beschwerte Michel seinen Beichtherrn, bis es von Mund zu Munde lief: „Der Scharfrichter von Stuttgart ist angelangt!" Es war nämlich just der Meister des Schwertes zu Eßlingen gestorben und zu Michels Abthun der von Stuttgart erbeten worden, wofür ihm als Lohn fünfzig Pfund Heller und des Getödteten Horn und Mähre zugepflichtet wurde. Nun führte man den armen Knecht vom Thurme herab, wo seine alte Mutter seiner harrte, um noch letzten Abschied zu nehmen von ihrer bisherigen Stütze, aber sie erkannte ihn nicht mehr. Seine Augen lagen hohl und tief, seine sonst rothen Wangen waren fahl und eingesunken, seine Haare bleich und seine Stirne runzelig geworden. Nach kurzem Stande wurde er nach dem Rathhause gebracht und dort letztmals abgeurtheilt, hernach heruntergeführet, auf seinen alten Schimmel gesetzet, sein Horn ihm umgehängt und er so durch die gedrängten Gassen zum Thore hinaus geleitet.

Als der Verurtheilte in die Nähe des obern Thores kam, schaute, mit beiden Armen auf weichen Kissen seines Gesimses liegend, der Erbe des Erschlagenen theilnahmlos von seinem Hause herab auf den unglücklichen Michel. Da aber der Arme seiner ansichtig wurde, erhob er seine Stimme und rief: „Junger Herr! Ich muß unrechter Weise für Euer geerbtes Blutgut das Leben lassen. Es möge Euch dadurch all' Euer Beginn, Lust- und Weichthun so sauer werden, als meine jetzige Endwallfahrt, weil Ihr nicht gedenket der Armuth Eurer

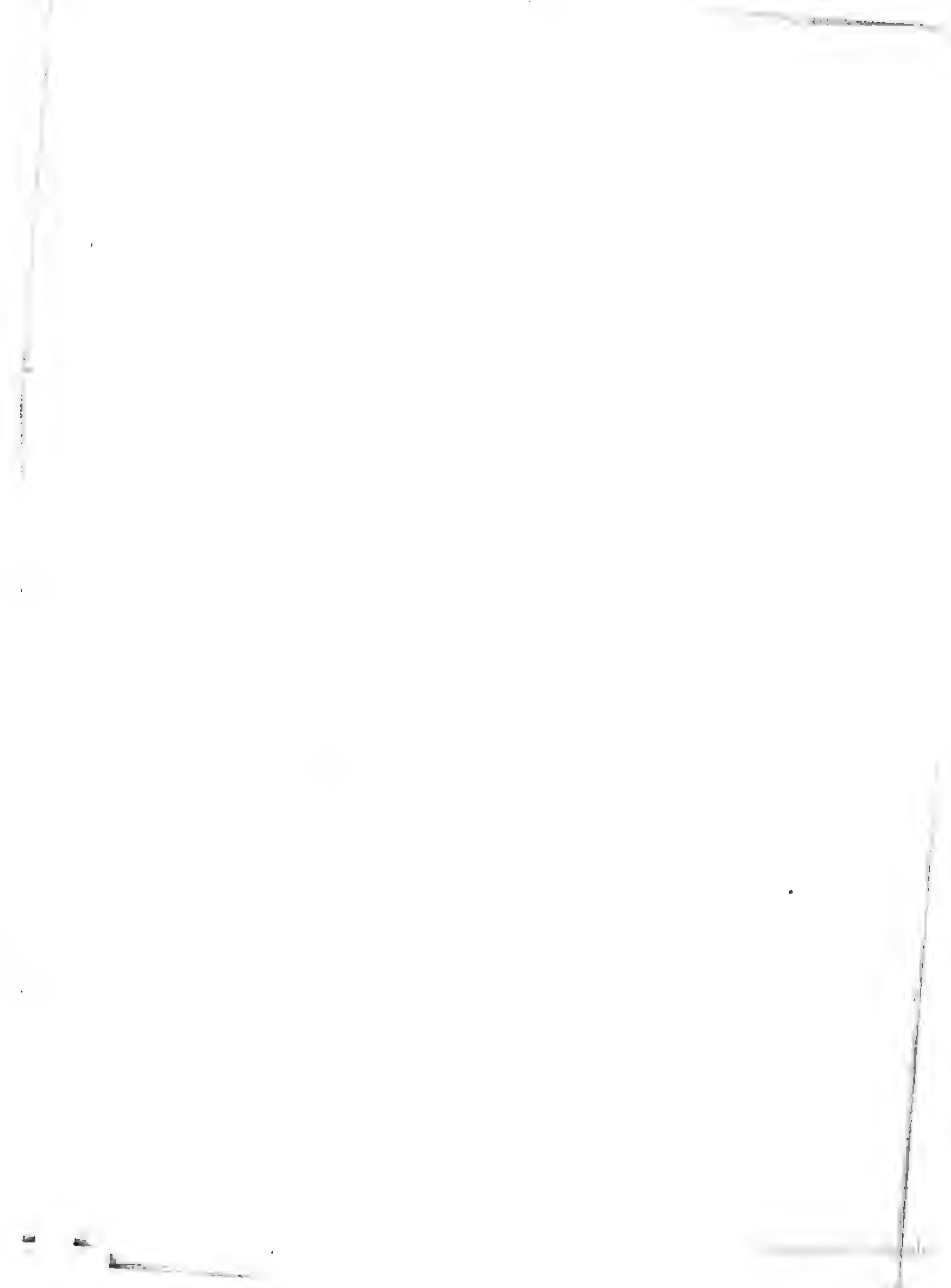
Jugend und kein mild Wort geredet habt um mich, den armen Lohnknecht. Will Euch blasen noch ein schön Stücklein, damit Ihr an mich denket, wenn Ihr einst freien werdet." Bei diesen Worten blies er in sein Horn eine freudige Melodei, worüber der Jüngling freudiglich lachte und tändelnde Schmoller gegen sein Maid machte, das neben ihm das Gedränge betrachtete. Mittlerweile kam der Büßende zur Richtstatt, wo er des Gaules entsetzt wurde, und der Wasenknecht sein Hörnlein ihm entwinden wollte. „Laßt mir dieses Horn doch bei Handen," bat Michel, „daß ich noch einmal darein stoße, ehe denn ich sterbe. Denn, so wahr ich jetzt zum Tode geh', auf mir ruhet keinerlei Verbrechen. Doch soll diese meine Rede Dir erst als wahres Zeichen gelten, wann Du mein Horn noch tönen hören wirst, wo ich nicht mehr bin. Also, wie ich jetzo blase, werd' ich alljährlich einmal in der Michelsnacht zu Stuttgarten blasen, vor Deinem Hause, bis Der erkundet ist, für den ich leide." Mit diesen Worten setzte Michel sich nieder auf den Stuhl und griff mit der Rechten nach dem Horn, um nochmals zu blasen, da that der Nachrichter seine Pflicht, und Hand, Horn und Kopf fielen in den Sand. In demselben Augenblicke aber war's, als ob auf ferner Straße, nach Stuttgart gerichtet, ein Reiter trabte, mit lautem Hornesklang, der sich nach und nach hinter den Bergen verlor. Als dieß der Nachrichter vernahm, rief er laut: „Ach, daß sich Gott meiner Seele erbarme! dieser Mann starb unschuldig durch meine Hand!" Auch alle Zuschauer befiel ein großer Schauer. Der Scharfrichter aber nahm seinen Blutlohn, 50 Pfund Heller, Michels Pferd und Horn und zog betrübt nach Hause. Das Geld verschloß er sorglich in einen Schrank, das Horn hing er über seinem Lager auf, und dem erworbenen Schimmel schüttete er hohe Streu. Das Futter aber für sein Thier kostete ihn nicht viel; es trank und fraß sechs Tage lang nichts und am siebenten, zu derselben Stunde, als der Kopf seines Herrn fiel, verendete es.

Der Sommer desselben Jahres ging hin und das Ende des Septembers war vor der Thüre. Michels Prophezeihung war vergessen und nimmermehr an ihn gedacht. Da schallte auf einmal um Mitternacht das schon lang nicht mehr gehörte aber wohlbekannte Horn des hingerichteten Lohnknechtes vor dem Hause Desjenigen, der das Erbe



Das Steinkreuz auf der Esslinger Steige bei Stuttgart.

(S. 409.)



des Erschlagenen zum Wohlleben und zur Wollust verwendete. Der Schlafende sprang aus seinem Bette und mit ihm noch viele seiner Nachbarn, und als sie durch die Fenster schauten, sahen sie bei hellem Mondschein ein gar gräßlich Bild. Auf seinem Schimmel saß leibhaftig der im Frühjahr zum Tode Gebrachte, der den Kopf unter dem Arme trug, an dessen Lippen das Hüfthorn klebte, und dessen Wangen sich blasend bewegten. Einige Augenblicke und — er war verschwunden, um über die Berge nach Stuttgart zu jagen. Schlag zwölf Uhr in gleicher Nacht blies er laut am Stadtgraben unter den Fenstern des Nachrichters. Dieser sprang schnell auf, seinen Horndieb zu erfassen, aber nirgends konnte er im hellen Stüblein Jemanden erblicken; da schlug er sein Fensterlein auf und sah gleichfalls den Mann auf dem wiehernden Schimmel, den er zu Eßlingen vom Leben zum Tode gebracht hatte. Einige Augenblicke und — er war über Stock und Stein, nach der Heusteige hin, verschwunden, und erst in weiter Ferne auf dem Berge verloren sich die Töne. Den andern Morgen wurde die Schreckenssage überall ruchbar; der junge Mann aber, dem der Besuch zu Eßlingen gegolten, raffte eine große Summe Goldes, nebst vielem Geschmeide, zusammen, und verließ seine Braut, Freunde und Heimath.

* * *

Im Jahre 1569 fuhr auf elendem Lotterwägelein ein gar lebensmüdes, runzeliges, gebeugtes Männchen über die Neckarbrücke, den Thoren der Stadt Eßlingen zu. Als es unter dem Wolfsthorthurme durchfuhrwerkte, faltete es die hageren zitternden Hände, weinte sehr und seufzete: „Ach, daß ich wiedersehen muß diese Gemäuer, deren Steine mich verklagen und Rache rufen über meinem grauen Haupte.“ Am Rathhause hielt der Unbekannte still und stieg kraftlos die Stiegen hinauf, erbat sich, ohne seinen Namen zu nennen, als Gunst um gutes „Leihgeld“ ein klein Quartier im Stadtspital. Als ihm sein Gesuch gewähret wurde, rücksichtlich seines hohen Alters, lenkte er, wohlbekannt mit den Gassen und Häusern, nach dem Ort seiner Wünsche, zahlte dem Fuhrmann seinen bedungenen Lohn und suchte dann, nachdem er vorher aus dem Sitzkästlein des Wagens sein

Eigenthum sich beigehandet hatte, ein Stüblein, das ihm angewiesen worden war. Von seinem Gemache aus übersah sein Auge den Todtenacker, der die Stadtkirche umfaßt, wobei sein erster Blick auf ein Epitaphium fiel, dessen Form seinem Gedächtniß so treu war, als ob er es gestern erst gesehen, obwohl schon mehr denn siebenzig Jahr dahingeflogen waren, seit er es letztmals beschauet. Zitternd wendete er sich ab von dem Ort des Friedens und trug großes Leid um seine verschwundene Jugend, und Niemand wußte, warum. Wenn der Morgen kam, nahm er seinen morschen Stab und wankte nach dem Kirchhof, setzte sich neben Marchthalers Denkstein, und benetzte ihn jedesmal mit heißen Thränen. Sodann schlich er sich hinaus vor das obere Thor, und knieete an dem Ort nieder, der von dem Blute armer Sünder oftmals schon gedünget wurde. Jedermann sah des fremden Mannes Thun als eine Geistesschwachheit an, und Niemand dachte darob Arges; denn Michels Andenken war längst vergessen, und nur wenige blöde Greise waren noch am Leben, welche dessen Hinrichtung gesehen zu haben sich erinnerten; keiner aber vermochte noch den Erben des Erschlagenen sich vorzustellen, den man überhaupt schon längst todt wähnte, und dessen Haus und liegende Gründe von der Stiftspflege eingezogen worden waren. Der Alte lief unter dem Namen „Zehner“. Er sprach den ganzen Tag kein Wort, dankte auf keinen Gruß und sagte nie ein „B'hütegott“ zu einem Nebenmenschen. Der Schlaf floh gänzlich seine Augen, und wenn es Nacht war, fing er in welscher Sprache mit sich selbst laut zu reden an, stieß seufzende Laute aus, und lief gleich einem Wahnsinnigen schlurfend auf und ab in seinem Gemache. Also wunderlich trieb er es schon vom Mai bis zu Ende September. Obgleich der Vollmond bisher immer eine größere Unruhe in seinem ganzen Sein hervorbrachte, so schien doch die Annäherung des vollen Himmelslichtes in diesem Monat eine verzweifelnde Wirkung bei ihm hervorzubringen; jeder Schatten desselben ängstete den alten kranken Mann, und überall glaubte er einen Mörder zu erblicken, der ihm auf gräßliche Weise das Leben zu nehmen drohe; bei jedem Geräusche in der Nacht fuhr er zusammen und schrie um Hilfe, und wenn man ihm beisprang, so hatte er sich gewöhnlich unter den Ofen oder unter seine Bettstelle

verkrochen, wo er den ihm zu Hilfe Kommenden flehentlich um Schonung seines Leibes und Lebens bat. Es bedurfte vieler milder Worte, ihn aus seinem Verstecke hervorzubringen, manchmal blieb er bis zum Tage zitternd in einen finstern Winkel gekauert, und nahm weder Speise noch Trank zu sich; denn selbst das reine Brunnenwasser nannte er Soole, die ihm Durst, und keine Erquickung bringe. — Stundenlang stand er im Hemde in seiner Stube, schwitzte, keuchte und schnappte nach Luft, als ob ein schweres Gewicht auf ihm laste, und streckte die Zunge heraus, als ob er halb erwürget wäre. An seinen Fingern waren ihm die Nägel gleich krummen Adlersklauen spitzig gegen das Fleisch gewachsen, die bei jeder Tentirung ihn in die Käpplein stocherten. An seinen Füßen hatte er wunde Knoten, die ihm die Tritte sehr erschwerten, und doch hatte er keine leibliche Ruhe darauf, so lange der Mond schien. Seinen Rücken überlegte er zeitweise mit kühlen Schwämmen, und vor seine hochaufgerissenen Augen band er sich oft Tage lang ein schwarzes Tuch. In einem sauber geströmeten Taschenkästlein hatte er Goldstücke verborgen, von denen er jeden Monat Eines benöthigt war, und für welches er keine Rückgabe verlangte, obschon mancher Schilling und Heller ihm zugestanden wäre. An einem der dürren Finger seiner rechten Hand trug er einen gar schönen belaubten Goldreif, dessen Schild einwärts nach der Handfläche gerichtet und fest umknöchert war, daß er nicht mehr abgestreift werden konnte, ohne den Finger zu verlieren. Also war der greise Mann ein auffallend Zeichen kindischen Alters und ein Räthsel für Jedermann. Einige meineten gar, ob er nicht Ahasveros, der ewige Jude sein möchte, der schon einmal zu Eßlingen gewesen sein soll, vor vielen vielen Jahren. Am 29sten des genannten Monats waren die Angst und das Leid des fremden Pilgrims gar entsetzlich. Bis tief in die Nacht hinein hörte man ihn. Als aber auf dem Thurm der Liebfrauenkirche der dumpfe Schlag der Mitternacht ertönte, da vernahm man ein Geblase im Spitalhofe, als ob ein Lohnknecht der Botenhalterei eingeritten wäre, und als man nachschauete, trabte der Fertige weiter. Thür und Flurthor war aber sorglich verschlossen, auch ward am Morgen keineswegs Hufspur im Sande gefunden, und doch sahen die Luger nach dem Knechte ein

Gaulthier im Hofbanne harren, auf dem Einer rittlings saß, der nicht „bekopfet" gewesen sein soll. Dieß haben beeidet Köllermann, Uzen, Lenkh, Spitteldoktor Haidlen und die Kuchenkristel, der aber das Gelöbniß erlassen worden, weil sie eine Schwätzerin war.

Als der Tag erwacht war und man dem alten Zehner sein Frühstück brachte, lag er mitten in seinem Gehäuse auf dem Estrich. Seine Arme lagen weit gespreitet und seine Hände hatte er krampfhaft geballt, seine Augen stierten hohl heraus, sein Odem kreischte, und man glaubte, sein Stündlein seie gekommen, zumal seine Brustkammer sich mit jedem Athemzug hob, auch das Gekröse jede Weile hinabzufallen drohte. Bei dem Allem aber war er ganz bei sich und bei Sinnen. Nach einigen Stunden legte sich sein Kampf und er rief zu wiederholten Malen: „Ach, sterben wollen und nicht können, ist mehr denn eine Hölle!" Also lag er zehn volle Tage schon in Todesnoth, konnte Nichts schlingen und Nichts hinunterbringen, so, daß hungriges Gewürm ihm aus dem Rachen und den Naslöchern kroch. Aus seinen Ohren floß argstinkende Todtenjauche, auch seine Gliedermaßen waren seit fünf Tagen eisig und filzstarrig, und er konnte nicht sterben. Da trat der alte fromme Herr Dr. Unzenschneider vor des Lagermannes Stätte, hob die Hände hoch auf und betete laut und herzinniglich:

Treuer Gott, ich muß Dir klagen
Dieses Pilgrims Jammerstand;
Weiß zwar wohl, daß seine Plagen
Dir, Allnaher, vorst bekannt.
Aber sieh', ich flehe bitter:
Wollst Du zieh'n lan aus dem Gitter
Dieser morschen Lehmenhütt'
Drangsalsseel' in Deine Mitt'.

Hat das Herze auch verschuldet
Meineid, Todtschlag, Missethat;
Hat ja Jesus Christ geduldet
Auch für ihn nach Deinem Rath!

Mein's Gebetes Senfkorn sprieße
Auf zu Dir, Herr Gott! und schließe
Zoars Gnadenpförtleinthür
Innauf diesem Sünder hier!

Hast liebväterlich verheißen:
„Wer da bittet, der empfängt,"
Gib nun nach Elias Weisen,
Wonach jetzt mein Fleh'ruf ringt:
Blas' die flacke Lebensflammen
Ueber'm mürben Beinhaus z'sammen,
Und laß des Verlass'nen Pein
Endelich und selig sein!

Kaum hatte Herr Unzenschneider mit einem andächtlichen Vaterunser geendet und ein christlich Amen gesagt, so ermannte sich der mit dem Tode Ringende, und bat die Umstehenden, hinausgehen zu wollen, damit er allein sein möge mit Dem, der um seine Erlösung geflehet habe. Alle gingen williglich hinaus, nur die alte „g'rechtmachige" Thorbeckin zupfte und rupfte, wischte und staubte aller Orten und wollte nicht hinaus, weil sie es war, die den hochwürdigen Herrn, der zur neuen Martinslehre sich hielt, herbeigeholt hatte. „So gehet doch hinaus," drängte und heischte der Sieche, bis auch sie abwegen war, was nur dann von Statten ging, als Zehner ein blank Goldstück aus seinem Kästlein klopfte, wovon die Alte ein „druckt G'wand mit Juck und Schwank" nebst einer „gesteckten Marlinhaube" kaufte, womit sie „fast burgstaatlich" that. Hierauf begann Zehner in wohlvernehmlichen Worten und mit gutem Verstande: „Hochwürdiger Herr! Ich habe Euch Etwas anzuvertrauen, das schon lange eine gar schwere Last meiner Seele war und noch jetzt ist. Bevor ich aber rede, muß ich Euch anmuthen, daß Ihr mir eidlich gelobet, von all' dem, was ich Euch entdecken will, bei Euren Lebden Niemanden etwas zu entdecken, es sei denn, daß meiner Asche Ruhe gepflichtet wird vom hohen Rathe, und mein letzter Wille nicht angefochten werde mit Grämlichkeit, und mein Name nicht gebrandmarket werde,

zu Schand und Weh' meiner Verwandten. Wollet Ihr diesen Liebesdienst mir erzeigen, so sprechet eidlich Amen."

„Ihr habt ein sonderlich und schwer Begehr an mich, alter Zehner," entgegnete der Prediger verwundert, „und es wäre mir etwelchmal lieber gewesen, Ihr hättet Jemanden Anders für Eurer Seel' Burgfrieden gesuchet und gefunden, als mich; da dieß aber nicht mehr, wie sichtlich, geschehen kann, so will ich Euch diesen Liebesdienst keineswegs versagen, und nach Eurem Willen geloben, ohne Rückhalt und Arg!"

„So höret denn," begann der Alte, „meine Geschichte. — Ich bin der einzige Sohn des Thomas Matthäus von Welzh, geboren zu Lindau den 2ten Hornung 1473, meine Mutter war eine geborene Marchthaler und hieß Agnes. Mein Vater starb an den schwarzen Pestblattern, als ich kaum zwei Jahre alt war, worauf meine Mutter nach Eßlingen zu ihrem Bruder, Amandus, zog, der unverheirathet war, und dem sie nun die Haushaltung züchtig und ehrbarlich führte. Sie war eine weise, verständige Frau, schlank von Wuchs, ihr Gesicht aber war kleinnarbig von Kindheit ab. Meine Mutter trug viele Sorge um meine Erziehung, sie lehrte mich Lesen, Schreiben und Rechnen, in welchen Wissenschaften sie nicht nur wohlgeschult war, sondern sie hatte auch Kenntnisse in der Kirchensprache (Latein), der Musik, Sternkunde, Feinnestelei und Pinselei ꝛc., denn sie war Klosterschillerin gewesen bis zur Ehe, in welche sie in ihrem achtzehnten Jahre trat. Sechs Jahre war ihr Tisch gastlos. Drob betrübten sich meine Eltern sehr, und meine Mutter beschloß, eine fromme Wallfahrt zu thun, und um Kindersegen zu flehen in einem Gotteshaus, benamet „Jesu Kripp", zu Lucca. Und siehe, ein Jahr darnach genas sie von einem Knäblein, und das war ich, hochwürdiger Herr! Meine Kindheit verfloß harmlos und einfältiglich, und obgleich ich ein wilder Bube war, so leitete mich doch meiner Mutter ernst und frommes Regiment auf richtiger Bahn. Ich wuchs kräftig heran, hatte ein Gesicht wie Milch und Blut, hüpfte wie ein junges Lamm, und war wohlgelitten bei Jedermann, besonders aber bei meinem Herrn Vetter, dem Bruder meiner Mutter, der ein Lebemann war, und seine Erdengüter wohl zu genießen verstand, wozu ihm sein

kräftiger Körper und seine eiserne Gesundheit bestiglich zu Statten kamen. An ihn schloß ich mich daher auch gerne an; besonders wenn die Mutter strenge gegen mich gewesen war, entschädigte er mich heimlich mit mürber Atzung, und gab mir nicht selten den Bissen vom Munde. Meine Kenntnisse hoben sich weit über mittelmäßig, und nur Einem meiner Genossen, des Hornsäger Leng's Buben, am Zwiebel wohnend, konnte ich den Rang nie streitig machen. So wurde ich eilf Jahre alt. Unversehens erkrankte meine Mutter, ein schwerer Bluthusten raubte ihr nach und nach die Lebenskraft, und als sie fühlte, daß ihr Ende nahe war, sprach sie zu ihrem Bruder, der an ihrem Bette saß: Lieber Amand, ich fühle, daß ich bald sterben muß, und daß meines Bleibens hier nicht mehr lange sein wird. Ich bitte Dich, wenn ich dahin sein werde, verlaß meinen Matthäus nicht, er hat dann Niemand mehr, als Dich und den lieben Gott, vor dessen Thron ich brünstiglich um Dein und sein Wohlergehen knieend flehen will." Hier fing der Alte herzzerreißend zu jammern und zu schluchzen an, er verbarg sein Gesicht in die dürren fahlen Hände und seufzete mit erstickter Stimme: „O Mutter, Mutter, himmlische, heilige Mutter! wie elend ist Dein Sohn geworden, wie unwürdig habe ich mich Deiner Liebe gemacht!" Als sich Welzh durch die Tröstungen des Herrn Unzenschneider wieder etwas erholt hatte, fuhr er fort: „Und Du, mein Sohn! sprach meine Mutter, trete heran und gelobe mit redlichem Herzen, Deinen Wohlthäter als Vater zu ehren, zu lieben, zu achten, und in allem Guten zu gehorchen, ihn in keiner Noth zu verlassen, ihm im Alter, wenn seine Glieder müde werden, nahe sein zu wollen, auch ihn in Krankheit unverdrossen heben und legen zu wollen, und ihm sanft einst die Augen zuzudrücken bei seinem seligen Ende, so wahr Dir Gott helfen wolle! Gelobend legte ich meine Hände in die ihrigen und in die meines Vetters, und weinend besiegelten wir unsern Bund, worauf bald meine Mutter starb. Einen schönen Grabstein ließ mein Pflegevater ihrem theuren Andenken meiseln, bei Lucas Sunders in Kranach, welcher in der Liebfrankirche eingesetzt und annoch zu schauen ist. — Sodann machte der Edle ein Testament, worin er mich als seinen alleinigen Erben, im Fall seines Todes, einsetzte; bei welcher Ge-

legenheit ich zugegen war und die große Vermögenssumme hörte, über welche mein Vetter zu verfügen hatte. Schon damals bildete sich in mir ein stolzer Geist, der in aller Welt umherschiffte und Luftschlösser baute. Ich sehnte mich, ohne einen argen Gedanken zu haben, nach dem Alter, wo ich unter den Kreis der Männer treten, am Schwörtage beim Tanz mich erlustigen und beim Büchsenschießen einen Meisterschuß thun könnte. Von nun an aber verlor sich auch die Lust zum Lernen. Mein Pflegevater hielt eben auch nicht viel auf die Wissenschaften, und er konnte die Schwarzröcke nicht leiden, obgleich er sie ihrer Gelehrsamkeit wegen hochachtete. Er lag ganze Tage seiner Lustneigung ob, und ich hatte Niemanden zu fürchten, hatte keinen Ermahner zum Guten, keinen Bestrafer bei Uebertretungen, keine Furcht vor der Haushälterin, und in die Schule ging ich nur, wann es mir genehm war. Glaubte ich ein Bedürfniß zu haben, so befriedigte ich dasselbe mit meines Vetters Hohlpfennig ohne Scheu. Mit Einem Wort, meine gute, weise, tugendhafte Mutter war todt, und seit ihrem Hinscheiden kam ihr edler Same unter das Unkraut, das ihn in kurzen drei Jahren überwuchert hatte, ohne daß es mein redlicher Vetter nur ahnete. Zuweilen rief mir, besonders wenn ich mich zu Bette legte, mein Gewissen laut zu: Bete, bete, wie es dich vor Schlafengehen deine Mutter lehrte; aber ich konnte nicht mehr so kindlich dazukommen, wie damals, als sie, die selig Vollendete, noch mit mir an meinem Bettlein das „Christiblut“ oder des Morgens vor Ausgehen das „Meinen Ausgang segne Gott, meinen Eingang gleichermaßen“ betete. Ich war meinem Gott fremd geworden, obgleich ich noch keine böse That gethan und noch kein verdorbenes Herz hatte.

„Mit meinem vierzehnten Jahre wurde ich in der Vogteikammer als Schreibknecht bestallt, mit fünf Pfund Heller Lohn im Monat, wo ich gar löblich mich betrug, bis an mein achtzehntes Jahr. Nun aber lernte ich eine schöne, feine Maid kennen beim Küferamtschmaus, und ich tanzte mit ihr und war fröhlichen Herzens an ihrer Seite. Die Maid war arm, schon zwanzig Jahre alt, dachte stark an's Heirathen, und rückte damit gegen mich heraus, als ich sie zu Hause begleitete. Mein Vetter aber bekam bald Wind und Spur von meinen

Läufen, und verbat sich gar ernstlich meine Minne. Jedoch hatte die Maid mich schon so genetzelt, daß jede Warnung, jede Drohung, falls ich nicht von der Burgerdirn ablasse, vergeblich war. Nun entzog mir mein Vetter jede Unterstützung und drohte im Ernste, er werde mich enterben. Alle diese Klemmereien hinterbrachte ich meiner Scholaste (Scholastika), gegen die ich im Unmuth, bei ähnlicher Nachricht, den Wunsch äußerte: „Wenn nur mein alter Erbhort stürbe." Da sagte sie leichtfertig: „Ja, bis dahin können wir grau und mürbe werden, und seines Segens uns keineswegs mehr freuen, so Gott nicht ein schnell Wunder thut." Da fuhr der Teufel in mich; ich hatte den ersten Mordgedanken, welchen ich der Maid anvertraute, und den sie mir auch nicht benahm, sondern mich eher darin bestärkte. Oft war ich in Ohntrost, wie ich die Wegräumung meines Vetters beginnen und enden sollte, immer aber schauderte ich vor der gräßlichen Absicht. Zwei Tage vor meiner blutigen That bestürmte ich ihn inständiglich um Geld, denn der Wiegentag (Geburtstag) meiner Scholaste war vor der Thür, wo ich ihr ein Geschmeid kaufen wollte, das ich ihr versprochen hatte, als sie mein dachte am Tage meines Namens. Meine Bitte fand keine gute Statt. Da vernahm ich, daß mein Vetter nach Stuttgart ziehe, zu einem Bauspruch, der angesagt war auf den 12. Oktober 1491 Vortags Burkharden. An der Bruckmeßkapelle barg ich vordem ein gefurchtes Deichselholz, oben mit einem Kubizzenring benagelt, worauf ich stundeging (spazierte). Kaum war ich abwegs gegen dem Sirnauer Gehöfte, da sah ich den Bedachten nach Stuttgarten wandern, säuberlich geputzt, wie er es immer hielt. Lange schaute ich ihm nach. Ein wüstes Gewirr erfüllte mich, von dem ich nicht mehr loskommen konnte, indem ich den Dahinschreitenden als den alleinigen Hemmschuh all' meines Glückes betrachtete. Ich kehrte heim und als es Nacht wurde, schlich ich mich aus der Neckarpforte auf dem Wege nach Stuttgart und lagerte mich, unweit der Wagenburg daselbst, als es eben 11 Uhr schlug, im Stadtbanne. Nahe einer Stunde harrte ich schon, da hörte ich in der Stille der Nacht rüstige Tritte auf dem Pflaster und eine Stimme den Berg herauf summen. Die Töne, welche ich vernahm, waren mir bekannt, und machten mich gewiß, daß es mein Pflegevater sei. Es war ein

schöner Sternenhimmel. Ich eilte voraus über die Höhe, bis wo der Berg erstmals sich abdachet und ein schmal Weglein links abziehet in die Rebberge; dort steht ein großer Nußbaum, hinter diesen barg ich mich und harrte des Harmlosen mit verbundenem Gesichte. Als er in meine Nähe kam, sprang ich hervor und schlug ihn auf den Kopf, daß er quertrittig wurde, aber er ermannte sich wieder, griff zu seinem Wehrlein und begann sich muthig zu vertheidigen. Weil ihm aber das Blut vom Kopfe über das Gesicht rann, so verlor er den Blick so, daß ich ihm einen zweiten und dritten Streich versetzen konnte: jetzt stürzte er zu Boden; er konnte nicht mehr schreien, wohl aber bat er um sein Leben auf eine so jämmerliche Art, daß es die Steine hätte erbarmen mögen. In diesem Augenblick verlor ich mich selbst und warf meinen Trümel mit verfluchenden Worten bei Seite. Da erkannte mich der Unglückliche an meiner Stimme, und er rief: „Ach, mein Matthäus! hab' ich dieß Ende an Dir verdienet? Gott sei Dir gnädig!" Ich sprang davon, besann mich aber wieder, und kehrte nochmals zurück, um mich zu überführen, daß mein Opfer todt sei. Der Odem von ihm war nicht mehr zu erlauschen, da wollte ich nach seinen Pulsen fühlen, plötzlich aber erfaßte mich seine Hand, welche ich berührt hatte, und zog mich krampfhaft zu ihm hin, indem sein Mund um der Barmherzigkeit Gottes willen mich um Hilfe anflehete mit stöhnenden Worten. Kalter Schauer durchrieselte mein Gebein, ich wand mich los, bei welchem Thun ich dem Ringenden das Wehrlein zertrat und den goldenen Siegelreif vom Finger streifte, der sich neben ihm verlor. Abermals hatte er mich erkannt, mich bei Namen genannt und — Verzeihung schwur mir sein sterbender Mund, wenn ich ihm Hilfe leiste, seine brennenden Lippen befeuchte und ihm heimwärts helfe. Verzweifelnd aber griff ich Unglückseliger zu einem nahen Steine und schmetterte den halb Sitzenden damit nochmals nieder, daß er nach kleiner Weile im Blute verendete. Sodann schleifte ich den Todten an den Rain und sputete mich von dannen. Als es zwei Uhr schlug, kroch ich am Mettinger Thor bei der Mühle in die Stadt, lief auf dem Mauergang rechts hin bis zu des Scharfrichters Gespannung, stieg durch seinen allezeit offenen Stadel herunter auf die Gasse und kam ungesehen und ungehört in mein Ge-

nach, wo eine Stiege höher noch ein brennend Lichtlein vergeblich um den abwesenden Vetter brannte. Ich wusch mein blutbespritztes Gesicht, merzte sorgfältig alle Flecken aus meinen Kleidern und legte mich dann zu Bette. Den andern Morgen wurde der Leichnam gefunden und ich holte denselben wehklagend ab, ließ ihn hier in der Kirche prunkend beisetzen, und ehrte sein Andenken mit einem theuren Epitaphium. Von nun an stand meinen Wünschen nichts mehr im Wege, und ich that, was mein Herz gelüstete. Eben besuchte ich zu Ulm ein Armbrustschießen, als mir der verlorene Ring des Erschlagenen zum Erkennen gesandt wurde, den ein Lohnknecht der Botenhalterei gefunden hatte, welcher deßhalb des Todtschlags bezüchtigt, gefoltert, und endlich nach langem Kerker vom Leben zum Tode gebracht wurde. Ich war elend und feig genug, daß ich, um jeden Verdacht von mir abzuhalten, auch nicht ein Wort zur Erhaltung des Lebens des unschuldigen Knechts redete, ja ich sah ihn mitleidslos zum Tode führen."

„Machet ein Ende Eurer greuelhaften Beichte," rief Dr. Unzenschneider, und schlug die Hände zusammen, „einem solchen Sünder gibt das Grab keine Ruhe und der Himmel keinen Frieden! Ach, daß Ihr gerade mich suchen mußtet zu einem Trostworte, da ich doch nicht vermag, Trost zu geben einem solch bluttriefenden Scheusal, das gräßlicher ist, als die Giftschlange im Gebüsche, furchtbarer denn die Raubbestie der Wüste und schrecklicher als der tückische Leviathan im Schlamme des Meeres. Schnappet aus Euern höllischen Geist und werfet Euern Schandkörper heute noch den Würmern zum Fraße hin."

„Geduldet Euch nur noch einige Augenblicke, ehrwürdiger Herr!" sprach der Alte, „ich bin fast zu Ende. Die Lust des Lebens machte mein Gewissen schweigen, und ich dachte wenig mehr an meine Blutsünden. Da kam das Ende des Septembers; ich lag in tiefem Schlaf. Plötzlich weckte mich der wohlbekannte Hornton des hingemordeten Botenknechts. Ich traute mir selbst nicht, ob ich wache oder träume. Auf vom Lager sprang ich und schaute hinaus und — Herr! was sahen leibhaftig meine Augen! — Michel, den Abgethanen, sah ich, nicht im Geiste! nein! nein! in Wirklichkeit sah ich ihn auf einer Schimmelmähre sitzen ohne Kopf, denselben unterm Arme tragend.

Kaum hatte ich ihn erschaut, so war er verhuscht, um in Stuttgart zu blasen, unterm Fenster Dessen, der ihn vom Leben zum Tode gebracht hatte. Meines Bleibens war nicht mehr hier, ich beschloß, in fernen Landen diesem Mahnboten auszuweichen, legte mir eine große Summe Goldes zurecht und bestimmte den Tag meiner Abreise. Mein Vorhaben theilte ich meiner Scholaste mit, die aber verzweiflungsvoll darob weinte und klagte und mich zu beschwören suchte, dazubleiben, oder mindestens sie mitzunehmen, indem sie ihre Ehre mir geopfert und ihr Herzensfrieden gleichfalls gemordet sei. Ich ließ mich aber nicht bewegen, weder da zu bleiben, noch sie mitzunehmen. Am heiligen Adventsfeste stand mein Pferd gezwerchet und gesattelt vor meiner Thüre, und dürren Abschied nahm ich von meiner Maid. Eine kurze Stunde darauf trabte ich von dannen, als eben zur zweiten Messe geläutet wurde. Als ich über die Brücke kam, sprangen hastig einige Männer an den Rand des Flusses hinab. Ich hielt mein Pferd an, um zu sehen, was es gäbe. Ein weiblicher Körper trieb daher, welcher herausgezogen wurde, da wo ich harrete, und — ach! es war meine Scholaste, völlig entseelt. Fort, fort jagte ich von der Stadt, wo ich schon so viele Schuld auf mich gehäuft hatte, und doch erst einundzwanzig Jahre zählte. Ich suchte Seelenruhe im großen Geräusche volkreicher Städte, und — ich fand sie nicht; ich floh in die Einsamkeit und — fand keine Ruhe; ich schiffte über große Gewässer nach gar fernen Ländern, und — konnte keine Ruhe finden; ich änderte den Glauben meiner Väter, und — der neue Glaube schenkte mir keine Ruhe! Ueberall folgten mir die Geister der Gemordeten nach, und alljährlich kam Der angeritten, der für mich unschuldig gelitten, — wo ich auch weilen mochte, auf Höhen oder Tiefen, auf Feldern oder in Wäldern, im Gewühle des Weltmarktes oder in Einsiedeleien. Ich griff zu den Waffen und drängte mich in blutige Kämpfe; rechts und links fanden Hunderte ihre Scholle, mir aber geschah kein Leid. Ich verschrieb mich zu Pestkranken, um den Tod zu finden, und — ich fand ihn nicht. Ich gab mich für den Mörder eines Erschlagenen aus, aber man glaubte mir nicht. Ich gesellte mich zu Räubern, um am Galgen sterben zu müssen, aber mein Erwarten war eitel. Ich legte eigene Hand an mein Leben,

und konnte es nie zerstören, weder im Feuer, noch im Wasser, weder mit dem Messer, noch mit dem Nestel. Also wallte ich Unglückseliger, von Gottes Trost verlassen, von der Hölle Qual im Innern und von unnennbaren Leiden am sichtbaren Körper gepeinigt, ohne einen Freund, bald siebenzig Jahre umher in weiter Irre, ohne Heimath, bis ich meine elenden Tritte abermal nach dem Ort meiner Verbrechen lenkte. Hochwürdiger Herr! schauet meine Füße an, ob sie nicht denen gleichen, welche auf Stachelsohlen gelaufen, ob meine Hände und Glieder nicht ähnlich sind denen eines Gefolterten. Meine Azung und mein Trank wurden mir zu saurem Salz und bitterer Galle, auf meinem Rücken dulde ich unnennbare Feuergluth und mein Odem ist mir stinkend geworden, daß ich bei lebendigem Leibe dem Aas des Faulackers gleiche und ein Abscheu bin für Menschen und Thiere. Der Schlaf ist von meinen Augen gewichen und ein Aussatz ist gefallen auf meinen Schlund, daß dem mürben Leibe Nahrung zu geben mir verweigert ist, ohne sterben zu können, obgleich ich mehr als neunzig lange Jahre zähle.

„Sehet, ehrwürdiger Beichtherr! diesen verknöcherten Finger an meiner rechten Hand. Dieser Goldreif ist es, welchen der arme Botenknecht gefunden und darob er sein Leben lassen mußte. Oft suchte ich mir diesen Ring von der Hand abzustreifen, aber nimmer war es mir möglich, ich mußte ihn tragen zur Qualerinnerung, hinter der Verknöcherung, bis auf den heutigen Tag. Mein tragbares Erbe ist vergeudet bis auf wenige Goldgulden, welche in diesem geströmten Kästlein geborgen sind, und die gerade noch reichen werden zu meiner Bestattung. Denn heute noch werde ich dahinfahren, dieweil ich bekannt habe meine Blutsünde, an dem Ort, wo ich sie geübt. Vor Allem bitt' ich Euch nun, Beichtherr! wollet darzu thun jetzt und ein paar Zeugen bestellen zu Anhörung meines letzten Willens in schriftlicher Beigab."

Darauf ließ Herr Dr. Unzenschneider des Rathes Syndikus, den Stiftungspfleger und den Geheimschreiber berufen. Nachdem sich bei diesen Herren der bisher unter dem Namen „Zehner" bekannte Fremdling ausgewiesen hatte, wer er eigentlich in Wirklichkeit wäre, erbat er sich Nachweis über sein hierortiges Liegenschaftsvermögen, das

schon seit vielen Jahren die Spitalpflege an sich gezogen hatte. Und da es noch einen gar erheblichen Werth ausmachte, welcher aus den beiden Häusern, dem Plangarten, den Heinzwiesen und dem Freipferchland, das ihm als Erbgut noch eigen war, errungen wurde, so ordnete er sein Testament mildzwecklich also: „Mein Letztgut seie zuendlich getheilet zur einen Hälft als Eigenthum dem Spittel zu Eßlingen, die ander Hälfte als Eigenthum dem Burgerstifthaus zu Stuttgarten, jedoch so, daß alljährlich am 12. des Weinmonds allen Spittlern dahier, wie auch in Stuttgarten deßgleichen, ein reichlich Mahl gegeben und sie allsammt dürstiglicher Maßen getränket werden, mit zwei Quarten gutem Wein; sodannen soll von diesem Vermächtniß allhier vom Thurme die Melodei geblasen werden: Ein Räumlein gönnet einem Leib Beineben frommer Schaar ꝛc., wofür die Zinkenistenleute bekommen sollen eine mürbe Gesflechtazung (Hefenbretzeln), zuneben zwei Quarten Wein und je um vier Schilling Darmfleisch all' Jahr ohn' Einwand. Auch sollen han sechs Armutheiwaisen alljährlich uff bemeldten Tag je ayn neu hell Brusttüchlein mit Gemahnen: ein rein Seelhaus zu wahren bis an ihr seliglich End'. Weiter soll han der Spittelvogt Mühlohn für sich und sein Gesind am Tag der Gaben fünf Pfund Heller für je ein Gestärke, Mann oder Weib, uff allkünftige Zeiten. — In Stuttgarten will ich gemeinet sein, daß von meinem Vermächtniß jedem Armutheipilger dorten, wessen Gewerkes er sei, ein Reis'- und Nothpfennig von sechs Heller gegeben werden soll, ohne Verdruß und Einwand. Auch soll ein feingemeiselt Steinkreuz davon gesetzet werden an dem Rainweg nach dem Omaysenberg, worauf zur Kunde lesbarlich stehet: „Wanderer, steh' still! Merk', daß um Heilands Will', Zu Stuttgarten im nahen Thal, Acht Pfennig werd' dir an der Zahl." Alles uff ewige Zeiten. Mein Begräbniß soll prunklos gehalten werden und mein Wurmort soll da sein, wo meines Pflegevaters Epitaphium augfällig stehet." Als diese letzte Willensmeinung gesiegelt und gerechtet war, legte sich der Alte tröstlich nieder und verhauchete alsbald. Es wurde Alles ehrbarlich geordnet und gehalten, nach Weisung Welzhens, hierort. Zu Stuttgarten wurde gleichfalls gethan, wie der Testator wollte. Das Steinkreuz ward fünf Monate danach gesetzet an richtigem Orte,

seiner Größe ward sieben Schuh gegeben, vornen mit einem Josephhäuslein, in welchem die Himmelfahrt zu schauen ist, zuneben ein wohlverwahret Opferbüchslein von Kupfer, unter demselben sind die Wappen von Welzhen und Marchthalern auf einem Schilde, geschieden durch Christus am Kreuze. Daneben sind zwei Ruhesitze für Müde und Belastete, an deren Mittelfuß ein Hüfthorn erhaben gemeiselt augenfällig ist. — „Diese Historie ist niedergeschrieben von Herrn Unzenschneider, und mir, Hans Marchthaler, nach dessen Tode ausdrücklich zur Aufbewahrung und Geheimhaltung übergeben, bis auch ich dahingefahren sein werde in das Land meiner Altvordern, inner welcher Zeit wohl verschwunden sein wird mehr als die Zahl der Jahre, welche Welzhens Beichtherr zu schweigen gelobet hat. Will Nichts künden noch sagen zu dieser Bluthistorie, sondern will gönnen dem im Leben schon schwer heimgesuchten Mörder eine stille Ruhe und selige Urständ am Tage der Herrlichkeit, wo manch Verborgenes geoffenbaret werden wird, zur Ehr und Unehr. Amen.“

Dieses Steinkreuz, an welches sich die alte Sage knüpft, daß der Postmichel mit dem Kopf unterm Arm um Mitternacht durch die Heusteige reite, ist noch jetzt am Orte sichtlich, es drohet ihm aber gegenwärtig der Untergang, was doch sehr zu bedauern wäre, indem es der älteste bekannte Denkstein um Stuttgart ist, und eine Erhaltung wohl verdiente.

Die falsche Klinge auf dem Bopser bei Stuttgart.

Zeiten flogen, Zeiten kamen!
Hoch darüber wogt die Fluth!
Was ist ewig? — Guter Namen,
Der im Herzen Edler ruht!

Fr. Faut, Forstmeister zu Stuttgart um's Jahr 1500, erzählet also: „Ueb' des Bopsers höchster Höh', geheißen „Letzt-Hub“, scheidelt

eine tiefe Forstkling zween Weg, den gen Sillabuch und Denkendorf und den gen Rohracker, allwo itzo ein mursch Gemäuer uff sonnigem Arnest noch zu erschauen ist. Inmitten dieser Kling ist wohlen hundert Elln im Umrund ein Ausrod (Lichthau), benamet die „Falsch-Pleyß", vor dem forchtsam Volk scheuet, dieweilen er ein Verscharrungsplatz ohnehrlicher Leiber, Mörder und Selbstthäter ist. Ein stark und hoch Gepfahl gränzet bemeldten Ort vom Umforst ab und nur ein schmal Gepfahd vom obern Fuhrweg endet zum Eingang des Ängers. An die Thür ist ein schwarz Rad und ein Schnappgalge gepinst und die jeweiligen Schändknecht han Keuz und Eul' dran genagelt. Wohl etlich und dreißig Hügel und Gruben sind im Ruud sichtlich und in dürrer Hütt liegen die Grabscheidt der Henkersleut." Von diesem Orte, besser bekannt unter dem Namen „Falsche Klinge", wird von Schnell (1530) erzählet: Auf dem Berge, gegenüber von der Burg Rohreck, lag auf schroffem Sandhügel ein Wallfahrtshaus, worinnen vor langen Jahren eine fromme Frau wohnte, genannt Sybilla, welche ein Buch besaß, aus welchem sie die Geschicke aller Derjenigen zu lesen vermochte, die zu ihr walleten und darnach fragten, woher sich der Name „Silla- oder Sillenbuch" schreibet. Nun geschah es häufig, daß Pilgrime in dem dicken Walde verirrten und entweder verhungerten oder von den Raubgesellen auf Rohreck in die Dürrbachkling, so hieß die falsche Klinge ehmals, gelocket und dort erschlagen wurden, wovon noch einige Geschichten in den Sagen des Volkes uns aufbewahret wurden. Den letzten Raubmord that daselbst ein Sebastian von Neuhausen an einem Arnim v. Neufels, dem letzten seines Stammes, im Jahr 1483. Beide ritten mit einander gen Stuttgart, wo sich ihnen ein „fürtreffendlicher" Bogenschütz, Ulrich v. Krückinger und Kammervogt Kunz Gebröt, beide Bürger von Stuttgart, beigesellten, um nach Straßburg zu einem Zechfeste zu reiten, wo nach Ueblichkeit allerlei fremd Volk zusprach und Jeder um sein Geld lebte und Jeder nach seiner Kunst einen oder mehrere Wettkämpfer suchte. Gewöhnlich dauerten solche Festlichkeiten mehrere Tage, so auch dießmal, denn am zwanzigsten Tag erst ritten die vier benannten Raufbolde heim. Der v. Neuhausen hatte Alles verloren und war noch überdieß durch Nothanlehen bei dem Feste dem v. Neu-

fels eine ansehnliche Summe verpfändet. In Stuttgart letzten sich die Viere, ehe sie von einander schieden, noch meisterlich, dann zogen Neufels und Neuhausen vereint weiter. In der Nähe der Letzt-Hub auf dem Bopser blieb Neuhausen eine Strecke zurück; arglos ritt Neufels weiter. Plötzlich aber sprengte der Zurückgebliebene mit eingelegter Lanze ihm nach und durchbohrte ihn rücklings, worauf der Verwundete alsbald verendete. Der v. Neuhausen beraubte den Todten, nahm ihm auch seine Verpfändung, schleppte ihn in die Dürrbachklinge hinab und verscharrte ihn. Dann ritt er heim und ließ das Roß des Erschlagenen laufen, wohin es wollte. Nach einigen Tagen brachte man das Pferd nach Neuffen, wo es am Wappenschildlein erkannt wurde, wen es getragen. Eilig wurde ein Bote nach Neufels mit der Unglückskunde gesendet, worauf die Familie des Vermißten sich auf die Spur legte und den muthmaßlichen Mörder in Sebastian v. Neuhausen ermittelte. Weil aber die v. Neufels nicht Gewalt genug hatten gegen den vermuthlichen Meuchler, so wendeten sie sich an den Grafen Eberhard im Bart von Wirtenberg, mit der Bitte, den Sebastian v. Neuhausen vor ein ehrsam Gericht zur Verantwortung zu fordern, da die Ermordung nicht anders, denn auf des erlauchten Grafen Gebiet geschehen sein könne. Eberhard that nach Begehr und forderte den Beschuldigten „schutzmänniglich" am Samstag vor Judica 1483 nach Stuttgart zu ritterlichem Redstand auf, zu welchem er vierunddreißig „ebenbürtige" Männer berief, die auch „allsaumbtlich gehorsamst" erschienen. In der Schloßtürniz harrten sie den ganzen Tag, aber umsonst, denn der Entbotene kam nicht. Dieses Ausbleiben nahm Eberhard hoch auf, er schickte einen Trompeter an den v. Neuhausen und entbot „ernstwillig" ihn zum „zweiten Male" zum Erscheinen, jedoch der v. Neuhausen kümmerte sich um diese Vorladung im Geringsten nichts. Jetzt schaarte Eberhard einen Heerbann zusammen, dreitausend Fußgänger und fünfzig Reiter und zog gen Neuhausen, wo ihrer Sebastian mit etwa fünfhundert Eigenmannen stolz harrte, nicht denkend, daß Eberhard seine Forderung thätlich ausführen werde.

Es war den 3. Juni, als in aller Früh die Fähnlein auf den Fildern weheten und dem v. Neuhausen der Anzug des Grafen Eber-

hard verkündet wurde, und als er von seiner Warte aus die große Menge der Feinde sah, da hielt er sich verloren, setzte sich auf sein Pferd und nahm Reißaus gen Eßlingen. Fort war der Vogel aus dem Nest.

Als Eberhard die Flucht des v. Neuhausen hörete, auch vernahm, wo er Bergung suche, schickte er einen Reiter in die Reichsstadt und ließ den Bürgern mit dürren Worten sagen: „Yn verprechher blutrinniger arth isch offenem stand vnd recht entflohen vnd hält sich fürsichtiglich hinter euerm Bollwerkh verborgen; so ihr aber disem beziehenen raubmörder euern schuz nicht versaget vnd denselben herberkhet, so halt ich euch kyn härlen besser, als den Sebast v. Newhus, vnd vermag kyn reputirlich wort mehren von euch zu tauschen.“

Diese Rede gefiel den Eßlingern nicht gar sehr, die Rathsleute thaten sich zusammen und berathschlagten sich, was mit dem Zugerittenen anzufangen seie, ob man ihm Schutz geben oder ob man ihn nach Stuttgart ausliefern solle. Viele Edle des Rathes meinten, man solle den Angekommenen schützen, die Bürger aber wollten anders. Sie sagten: der Wirtenberger hat den Neuhausen zu offnem Redstand vor Seinesgleichen zweimal geladen, damit er sich reinige von beziehenem Raubmord, und er ist nicht ehrmännlich erschienen, wie einem Braven sich ziemet, darum soll er erst sich freieiden von seinem Beschuld, und ist dieses geschehen, und er sollte dennoch wider Recht gepeinet werden, so soll sein Leid als unser Leid angesehen werden, dieweil er bei uns Zuflucht suchte gegen einen mächtigern, als er. Den 10. Juni ritt der v. Neuhausen, begleitet von zwei Eßlinger Patriziern in die Thore Stuttgarts, wo seiner eine Menge Menschen harrete. Statt aber in den Schloßhof, mußte er jetzt auf den Marktplatz, wo er seine Ankläger und Zeugen fand. Der Bürgermeister Wilhelm v. Tagersheim las ihm die Anklage vor und beschuldigte den v. Neuhausen, gestützt auf die beistehenden Zeugen, öffentlich des Mords an seinem verschollenen Begleiter. Nach langem Hin- und Widergered legte man dem Beschuldigten den Ehrenpreis vor, den der v. Neufels zu Straßburg errungen, und welcher bei ihm gefunden wurde. Als er also überwiesen war, bekannte er seine Frevelthat, worauf er nach dem Mordplatz auf der Letzt-Hub geführet

wurde, wo die Leiche des Gemordeten halb verweset aufgefunden, nach Stuttgart gebracht, und bei der Kirche zu St. Leonhard beigesetzt wurde. Hierauf wurde der Mörder seines Adels entwürdiget vor allem Volk und zwar also: Vierunddreißig Edelherren sammelten sich in Graf Eberhards Schloßhof, von wo sie unter Vortragung der wirtenbergischen Fahne sämmtlich im Ritterschmuck nach dem Marktplatz ritten, wo ein Kreis von ihnen geschlossen wurde, in welchen nach kurzer Weile der Mörder einreiten mußte. Hierauf befragte ihn der Graf v. Helfenstein des ganzen Hergangs, auf wessen Fragen er laut und vernehmlich antworten mußte und wodurch er ein thatsächlich Bekenntniß seiner Blutschuld auf's Neue ablegte. Als dieß geschehen, fragte der Graf die versammelten Ritter: „Ob der des Raubmords geständige Sebast von Neuhausen inskünftige der Ritterehr theilhaftig bleiben solle?“ welche Frage mit Nein beantwortet wurde. Nun ritt der v. Entringen vor, schlug dem Mörder den Handschuh auf die Stirne, worauf der Entehrte vom Pferd steigen mußte und dann der bürgerlichen Gerechtigkeit übergeben wurde, die aber kurzen Prozeß mit ihm machte und ihn zum Tod durch das Schwert verurtheilte und Eberhard bestätigte das Urtheil. In jämmerlichem Armensündergewand führte man ihn an den Ort, wo er seine Schandthat begangen hatte, um ihn dort zu enthaupten und in der „Pleyß ob der Letzt-Hub“ zu verscharren.

Während nun Sebast v. Neuhausen seinen Todesweg wallete, fiel sein ältester Bruder, Wolf v. Neuhausen, der ein Mitglied des Rathes war, dem Eberhard die Regierung anvertraute, als er in's gelobte Land zog, vor Graf Eberhard nieder und bat um Gnade für den Verurtheilten. Der Graf gewährte ihm seine Bitte mit dem Beding: daß der Begnadigte nach der Insel Rhodus wandere und dorten Johanniter werde zum Schutze der Pilger nach Jerusalem.

Eilig sprang Wolf seinem Bruder nach, um seine Begnadigung ihm anzuzeigen. Weil er aber ein sehr „masthafter“ Mann war, so wollt es nicht gar schnell den Berg hinaufgehen, er flehete daher Jeden an, der an ihm vorübereilte, ihm die Hand zu reichen und ihm fortzuhelfen, auch schrie er Jedem Gnade für seinen Bruder zu. So kam die Kunde früher dem Nachrichter zu Ohren, als der Bote

ihm zu Gesicht. Da sagte der Mann des Schwertes: „Nach meiner Pflicht darf ich nicht länger säumen mit der Blutsühne, als die Dauer eines Ave-Maria-Gebets, willst Du aber Dein Grab Dir selbst noch schaufeln, so will ich Dir auch noch so lange Zeit fristen zu diesem Mühwerk. Da wühlte sich der v. Neuhausen sein Grab willig und eilfertig, nicht, als ob er Zeit gewinnen wollte zum Leben, denn er vollendete seine Arbeit und der gehoffte Bote erschien nicht, da kniecte er nieder vor seiner Wurmgrube, um den Todesstreich zu empfangen. Schon schwang der Nachrichter das Schwert, als keuchend der Gnadenbote erschien, der ihn nach Wernizhausen bei Nellingen begleitete, von wo er etliche Tage darnach, von seinen Kindern Abschied nehmend, seinem Bestimmungsort zuwanderte.

Graf Eberhard gab dem Fortziehenden noch eine namhafte Unterstützungssumme mit und ertheilte ihm weise Reiseregeln, denn er hatte die Reise nach Rhodus selbst gemacht. Der v. Neuhausen aber kam nicht nur nach Rhodus, sondern auch nach Jerusalem, fiel auf seinem Rückweg türkischen Räubern in die Hände, durch welche er als Sclave nach Konstantinopel kam, wo er achtzehn Jahre schmachtete, bis seine Verwandten Nachricht von ihm erhielten und ihn mit theurem Lösegeld befreiten. Eine Beschreibung der merkwürdigen Lebensschicksale des Sebast v. Neuhausen hinterließ in Manuskript dem Kloster Roth im Jahr 1746 Pater Angelicus Maria Myller, der selbsten zwei Mal zu Jerusalem war, und woraus nachstehende Bruchstücke gezogen sind. „Auf einem Gaule auszuziehen war dem Mörder nicht vergönnet, daher ihm seine treue Hauswirthin, die eine Edle v. Rißeck-Warthausen war, einen „groben“ (starken) Esel zu Nürtingen kaufte, auf welchen er getrost sich setzte und das Land verließ, das er am dritten Tage schon hinter sich hatte. Da fiel er auf die Erde nieder, rief mit aufgehobenen Armen seinen beiden zurückgelassenen Knaben, seinem Weibe, seinem Begnadiger und allen seinen Lieben letztes Lebewohl zu und wandte sich nach Tyrol. Schnee hatte bereits das Land bedeckt, und unter unsäglichen Gefahren, Entbehrungen und Leiden erreichte er um Weihnachten Venedig. Von dort aus zog er nach Ragusa, hierauf schiffte er nach Corfu, nach Candia und dann nach Rhodus. Großmeister des Johanniterordens war damals Philipp de

Villiers, ein Mann in voller Leibeskraft, der, als er mich abgemagerten Pilgrim (sagt Sebast selbsten) bedauerlich anschaute, trüblich fragte: Ob die Deutschen keine bessern Männer nach Rhodus schicken könnten, als mich? Nach wenigen Tagen Ruh und genugsamer Nahrung war ich dermaßen erstarket, daß ich zum Vordienst eingeschult werden konnte, wobei ich mich nicht zum Ungeschicktesten benommen, auch war ich meiner Schreibkunde wegen bald sehr beliebt bei dem Großmeister.

Ein volles Jahr verging in ruhigen Wachdiensten auf den Schirmwehren der Stadt. Da trieb sich die Kunde heran, ein namhaft Heer Sarazenen sei im Anmarsch, welche Kunde in weniger denn sechs Tagen sichtlich sich bestätigte. In zwei Abtheilungen erschienen die Feinde, unter Anführung Sul Bey-Ta. Reiter umritten täglich in kleiner Zahl die Stadt, jedes Gemäuer auf Pfeilweite erspähend, dann verschwanden sie wieder, Jedermann beraubend und mit sich führend, wen sie erreichten, auch schnitten sie der Stadt die Lebensmittel ab, welche durch die Umwohner auf Kameelen sonst täglich eingebracht wurden. Denn die Umgegend von Rhodus ist, obgleich sehr bergig, doch außerordentlich fruchtbar. Allein was zu Lande abging, das wurde auf dem Wasser herbeigeschafft, so daß kein eigentlicher Mangel eintrat. Jetzt aber wurden auch feindliche Schiffe in der Nähe des Hafens gesehen, deren Zahl bis auf siebenzig sich nach und nach steigerte.

Alle Tage ging der Großmeister hinaus, um sich von der nahenden Gefahr treulich zu überzeugen, immer aber kehrte er augfällig getrost zurück, traf aber in der Stille jed' mögliche Vorsichtsmaßregeln. Es entstand jetzt Theurung und nicht lange darauf große Noth; es wurde gejammert und endlich der Großmeister mit Bitten bestürmt, seine Waffen gegen den Feind zu gebrauchen; de Villiers aber that, als ob er keine Ohren und keinen Muth hätte, weil er wohl wußte, daß, so lang die Noth die Bevölkerung von Rhodus nicht zum Mitkampfe gegen den vierzigtausend Mann starken Feind dränge, er mit seinen 170 Rittern und 700 Söldlingen aus allen Weltgegenden nicht gar viel ausrichten werde. Endlich, da die Noth am größten war, berief er in der Stille nach Untergang der Sonne

alle streitbaren Männer zusammen, und forderte sie auf, einen Schlag mit ihm in bevorstehender Nacht gegen den Feind zu wagen, indem bis gegen Mitternacht Beiram (ein hohes Fest bei den Türken) eintrete, zu welchem Vorhaben ihm alle Versammelten muthig gewillet waren. Hierauf gab der Großmeister jedem Johanniter-Ritter drei Bewaffnete und zwölf Bürger bei, welch' letztere insgesammt vortreffliche Schwimmer waren. Jedem Häuflein gab er eine Nummer als Losung, vier Schwimmer führten Bohrer bei sich und ölgetränkte Strohwische, nebenbei waren sie behängt mit verborgenen Lampen, Säbeln und Stoßmessern. Auf langen zusammengenagelten Brettern schwamm unser kleines Heer bei herrlichem Sternenhimmel aus nach den eine welsche Meile vom Hafen entfernt liegenden Schiffen, die gleich einem Halbmond aufgestellet und mit leichten Ketten sicher an einander gekuppelt waren. Sicher schlief auf den Schiffen der Feinde Mann und Maus, Nichts als auf dem Hauptschiffe hörte man Gebete der Molas. Unvermerkt kamen unsere Bretter dem feindlichen Kranze unter ihren Ketten hinweg in den Rücken und unsere Hände arbeiteten mit den Bohrern mehr denn fleißig je am dritten Schiff. Eine Stunde mochte wohl vergangen sein, da merkten die Türken, daß Etwas um sie her vorgegangen war, denn sie fühlten Wassernoth und nebenbei brannten einige Dutzend ihrer Herbergen unlöschbar. Hier Wasser, dort Feuer! Hier das Schwert, dort der Stoßdolch! Schreckliches Verderben! Entsetzlich Hilfegeschrei! Vergebens! Ehe der Tag graute, war die ganze Seemacht vertilget bis auf das letzte Fahrzeug. Nur das große Segelschiff schwamm noch umher mit dem verzweifelnden Sul-Bei, der nach mannhafter Gegenwehr sich endlich ergeben mußte mit all' seinem Reichthum.

Dieses Schiff konnte seiner Schwere wegen nicht in den kleinen Hafen, der gar seichten Wassers ist, gebracht werden, daher man es beim Thurm Sant Angelo anlegte und seines Inhalts leichter machte. Es befanden sich auf dem Schiffe achtundzwanzig Talente Goldes und vierundzwanzig tausend Rupien. Das Gold behielt der Großmeister für den Johanniterschatz, das Silber wurde gleich vertheilet unter alle die, welche mitgezogen waren in der bemeldten Nacht. Den Sul-Bei fragte de Villiers: „Was würdest Du mit mir beginnen,

wenn ich in Deine Hände gekommen, wie Du in die meinen?" — „Ich würde Dich enthaupten und Deinen Kopf spießen lassen!" antwortete der Türke unerschrocken. — „Für Deinen Freimuth schenke ich Dir Dein Leben nebst allen Deinen Dienern und Weibern zur freien Verfügung. Zieh hin zu Deinen Brüdern und sei frei!" Sul-Bei bedachte sich nicht lange, von dieser Gunst Gebrauch zu machen, zog zum Landheer über die Berge und zeigte demselben seine gänzliche Niederlage an, worauf die Sarazenen nicht nur die Umgegend der Stadt, sondern die ganze Insel Rhodus verließen. Jedoch blieb der Weg nach Jerusalem immerhin unsicher für die Pilger, daher von Rhodus aus jede Karawane von den Johannitern abwechslungsweise bis nach Jerusalem hin und her begleitet wurde. Da ward des Bleibens denn bei Keinem lange an einem Ort, bald ging's nach Limiso, nach Cypern, nach Nicosia, Gaza, Joppen, Larissa, Scio, Metelino und noch viel andern Orten. Ehe ich aber unter die Ordensritter aufgenommen wurde, vergingen vier volle Jahre, inner welcher Zeit ich fünf Mal gegen die Türken mich schlug, wodurch ich „Ritter aus Gnaden" wurde, obgleich ich „Ritter von Rechtswegen" war, weil ich meinen Ahnenadel wohl darzuthun vermochte, allein er war beschimpfet. Im Jahr 1488 geschah meine förmliche Aufnahme in den Orden und zwar also: Ich mußte in ein Bad steigen, und dann, nur mit einer Leibbinde umgeben, nackt in den Kreis der eben zu Rhodus anwesenden Ritter treten, von welchen Einer meinen Körper auf's Genaueste prüfte, ob an demselben kein Schandmal sichtbar, ob derselbe benarbet, und wenn, woher die Narben rühren, ob von den Türken oder sonst woher. Endlich, ob ich keine Beschneidung erlitten. Nachdem diese Untersuchung bis auf's Kleinste in's Kavalierbuch eingeschrieben war, wurden mir die Unterkleider zum Anziehen gegeben, dann mußte ich den üblichen „Raymund du Puy-Eid" ablegen, wornach ich zur Kranken- und Armenpflege, zur Keuschheit und zum ewigen Krieg gegen die Türken verbunden wurde, auch wurde ich zu einer der „acht Zungen", nämlich zur deutschen eingetheilt. Worauf mir ein schwarzer langer Mantel umgeworfen wurde, an welchem auf linker Brust ein großes achteckiges weißes Kreuz sichtbar war, in dessen Mitte ein kleines gleichförmiges goldenes Kreuz-

lein strahlte, auf welchem die Worte zu lesen waren: „Pro Fide“ (für den Glauben). Jetzt trat der Großmeister des Ordens, de Villiers, vor mich und legte ein breites Schwert mit den Worten auf meine rechte Schulter: „Ich, Großmeister des heiligen Hospitals zu St. Johann von Jerusalem, und Guardian der Armee Jesu Christi, nehme Dich, kraft meiner fürstlichen Würde, in unsern Ritterbund auf und gebe Dir dieses Schwert, es zu führen gegen die Ungläubigen bis zu Deinem Tode.“ Raymund du Puy war im zwölften Jahrhundert Großmeister der Johanniter, und hatte den Anfangs geistlichen Orden zu einem weltlichen gemacht und in acht Zungen (Bezirke) eingetheilt. Sie heißen: Provence, Auvergne, Frankreich, Italien, Aragonien, Castilien, England und Deutschland (welches die vornehmste Zunge ausmacht und die bei Großmeisterwahlen drei Stimmen hat). Der Deutschmeister hatte seinen Sitz zu Mergentheim auf dem Schloß Neuhaus und mußte ein Reichsfürst sein. Mein erster Zug als Ritter ging nach Cypern, auf welcher Insel die Sarazenen gelandet und ein schreckliches Blutbad aller Orten angerichtet hatten. Es war im Februar 1490, als unsere Fahrzeuge das Vorgebirg Capo Baso erreichten, und der Leichtigkeit unserer Schiffe wegen konnten wir bei Salines landen, von wo aus der nächste Weg zu Land nach der Festung Nicosia ist, welche von den Türken eng blokiret war und die von unserer Annäherung keinen Gedanken hatten. Unsere Zahl war mit denen, die als Flüchtlinge von den verheerten Orten uns zuliefen, etwa 5000 Köpfe, von denen aber kaum 3000 wehrbar waren; die Zahl der Türken 7—8000, wovon aber mehr denn die Hälfte zu Famagusta, einer guten Hafenstadt, zehn welsche Meilen von Nicosia entfernt, lagen. Nicosia's feste Werke gleichen einem Stern mit eilf mächtigen Dreieckwehren, um welche ein fünf Klafter breiter und vier Klafter tiefer Wassergraben sich ziehet, dessen Gewässer der hohen Berge wegen nicht abgeschnitten werden können und die von Zeit zu Zeit hoch anschwellen. Im Ganzen mochten etwa 3000 Feinde Nicosia umlagert haben, als wir sie trafen. Vor ihrem Lager, gegen Salines hin, war ein Wald von hohen Spießen zu sehen, auf deren jedem ein Christenkopf ohne Ohren zu schauen war, das schreckliche Loos denen in der Festung andeutend, sobald

ihre Mauern erstiegen würden, wozu die Türken aber nur noch den Heranzug ihrer zu Famagusta bereits aufgebrochenen Glaubensbrüder erwarten wollten. Ehe aber diese Hilfe ihnen erschien, waren die Belagerer von Nicosia mit Gottes und der gebenedeiten Mutter Hilfe allesammt aus der Zahl der Lebendigen vertilget.

Nördlich des Berges Pyrr und der Ruhestätthöhe des Rhodus stiegen wir hinan und überschauten weithin die ganze Gegend des Kriegslagers und die Stadt. Eine Reihe von Fahnen mit dem heiligen Kreuze und dem Johanniterzeichen ließen wir in den Lüften flattern, so daß die Inwohner von Nicosia uns eher erblickten, als die Türken. „Jesus Maria, hilf siegen!" schallte es jetzt aus tausend Kehlen und in der Stadt drüben widerhallte es: „Jesus Maria!" Ohne einen Pfeil der Sehne zu entsenden, griffen wir zu den in Menge zu unsern Füßen liegenden Steinen und stürmten die Anhöhe hinab, einen schrecklichen Hagel über die Feinde verbreitend, die allen Muth verloren und nach ihren Zelten sich zu flüchten suchten, welche mit starkem Geflechte überzogen waren, und das sie auf einige Zeit vor unsern Steinen barg. Wohl zwei Stunden ward uns geboten, die zu unsern Füßen liegenden Steine nach den Zelten zu werfen, damit die Wege in dem feindlichen Lager uneben gemacht wurden; dann banden wir an unsere Pfeilfedern brennende Reiser, und schossen dieselben nach den verschanzten Zelten. Nicht lange, so flackerte da und dorten eine Flamme auf, welche die Türken nicht zu löschen vermochten, weil ihnen das Wasser mangelte, das zwar in nächster Nähe von ihnen floß, aber von den Stadtbewohnern dermaßen mit Pfeilen bedroht war, daß an ein Herbeischaffen dieses nassen Elements nicht zu denken war. Immer mehr griff das Feuer um sich und entzündete endlich auch die Hütte, worin der heilige Koran (Gesetzbuch der Türken) aufbewahrt war, und worin die Prophetendiener sich aufhielten. Da entstand ein allgemeiner Jammer, aber zugleich hob sich auch der Muth der Feinde, sich an uns zu rächen auf den Tod. Sie sammelten sich unter unserm Steinregen und stürmten mit wüthendem Geschrei gegen uns heran. Die Vorderwehr der Unsern bildeten die Johanniter mit Panzer, Helm und Schwert. An ihren Leibern prallten alle Wurfgeschosse der Türken ab, während unser hinterer Haufen

unaufhörlich vernichtenden Steinhagel auf die andringenden Türken, gleichwie von einem Dache herab, warfen. Jeder Wurf traf und ließ seine blutigen Spuren zurück, weil die Steine meistens scharfe Schiefer waren, die sich von der Höhe des Berges losgetrennt hatten. Mit dem Rufe: „Moia ta well haih Alla!“ das heißt: „Uns hat Gott verlassen!“ wandten sie sich gegen die Stadt, um über dem Flusse, der die Wassergraben speiset, ihr Heil zu suchen. Eben aber auch war das Wasser hoch angeschwollen und wer nicht schwimmen konnte, und sich hineinstürzte oder hineingestürzt wurde im Drange der Flucht, der war eine Beute des Todes. Zu gleicher Zeit sprangen die Thore von Nicosia auf, und die Bevölkerung, Jung und Alt, Weib und Maid, stürzte mit gräßlicher Rache auf die sich auf's jenseitige Gebiet, genannt „Sturrhgy“, geretteten Türken, und hieben, stachen und schossen gnadlos Jeden nieder. Als dieses blutige Unglück die noch Wehrhaften sahen, warfen sie ihre Waffen weg, schlugen die Arme über einander und stürzten sich alle sammt und sonders in die Fluth. Ohne den Versuch zu wagen, durch Schwimmen zu entrinnen, ertränkten sie sich Alle, die es noch vermochten, und am andern Morgen war nicht ein einzig Lebendiger mehr zu finden. Die auf dem Lande Liegenden hatten sich selbst erstochen, oder waren sie von den noch Lebenden weniger Verwundeten umgebracht. Allen Weibern stack ein Dolch in der linken Brust, und ihr Antlitz schaute gegen Abend, während die Männer nach Morgen schauten. Die ganze Zahl der herumliegenden Todten war 2857, ohne die, welche der Strom davon wälzte. Sechs Tage darnach kamen die Ertrunkenen ihren gegen Nicosia heranrückenden Brüdern entgegen; da diese aber die Leichen ihrer Brüder sahen, kehrten sie eiligst nach Famagusta um und versuchten ihr Heil in der Flucht, weil aber die Famagustier Nachricht von der Niederlage der Türken erhalten hatten, so griffen sie zu den Waffen gegen ihre schändlichen Bedrücker und ließen sie nicht mehr in ihre Stadt ein, auch überwältigten sie die türkische Schiffsmannschaft, welche im Hafen Wache hielt und machten auf diese Weise der möglichen Flucht ein Ende. Wir erreichten die Türken, und alle mußten über die Klinge springen, wenige fanden ihren Tod in den Wäldern durch Hunger und Elend. Unsere Beute war groß, doch

wurde das Errungene den ausgeplünderten und unglücklichen Bewohnern der Insel Cypern ausgetheilt. Besonders war von großer Wichtigkeit für die Bewohner der Waffenvorrath, der in ihre Hände kam und wodurch eine Masse bewehrter streitbarer Männer sich bilden konnte, wenn je wieder ein Landungsversuch der Feinde des Kreuzes gemacht werden wollte. So viel mir bekannt ist, ist auch nicht ein Bote entronnen, der in Groß-Kairo, von wo der Heerzug ausging, hätte Nachricht von bemeldter Niederlage machen können. Ein Jahr später schifften wir nach Syrien.

Akra war unser Zielort, aber bevor wir dahin kamen, sollte uns eine jammervolle Schiffsnoth heimsuchen. Gleich beim Auslaufen aus Famagusta erfaßte uns eine Wasserhose und zertrümmerte unser Schiff. Von 370 Mann retteten sich nur 191, theils durch Schwimmen, theils auf den zwei Beinachen, welche unversehrt blieben, und auf welchen wir zurück in den Hafen zu rudern vermochten. Der mittlere Finger der linken Hand wurde mir bei diesem Unglück von einem meiner Schiffskameraden, im Kampfe um das Leben, abgebissen. Wir fielen nämlich zu Neun mit einander in die See, wo jeder eine Habe an dem Andern zu finden suchte. So geschah es, daß Einer meinen rechten Arm umfaßte, den ich mit der linken Hand befreien wollte von der angehängten Last. Dieser aber erwischte mich in seiner Verzweiflung mit den Zähnen und ließ mich nicht eher wieder fahren, bis er mit meinem Finger im Meere versank. Mehrere Tage lag ich in schwerem Krampfe darnieder, von welchem mich ein Nikomedier dadurch heilte, daß er den Stummel mir aus dem Gewerbe der Hand auslöste, die übrige Haut beizog und Mumiensalbe darauf that. Aus was diese Mumiensalbe gemacht ist, weiß ich nicht, so viel habe ich vernommen, daß sie aus pulverisirter Menschenhaut und Knochen, Terpentin, Myrrhen und andern Spezereien zusammengesetzet sei. Und wäre ich diesem alten, beinahe blinden Arzt nicht in die Hände gefallen, so glaube ich, daß ich nicht mehr davon gekommen wäre; denn seit etlichen Tagen lag ich starr darnieder, auch ließ mir der Alte unter der Zunge zur Ader, wo ein schwarzer Blutkanal sich gezeigt haben soll, welcher nur bei den Wuthsüchtigen zuweilen sich zeiget, die etwa von einem grimmen Thier

gebissen wurden. Als ich von der drohenden Lebensgefahr errettet und wieder meiner Gedanken mächtig war, fühlte ich eine Filzigkeit und Steifheit in meinem linken Arme, daß ich zu jedem Geschäfte untauglich mich achtete; bald aber hatte auch mein Arzt damit mir geholfen, daß er mir ein wohlriechend Schmalz brachte, womit ich meinen Arm täglich zwei Mal reiben mußte, worauf ich den zwanzigsten Tag geheilet war, und worauf ich mit neuen Genossen auf einem venetianischen Schiffe abfuhr. Das Schiff war ganz neu und schwamm das erste Mal auf der See, daher stiegen wir gar getrost ein und erreichten nach sechszehntägiger Fahrt Akra, eine Stadt mit gutem Hafen, den wir uns noch in den Händen der Christen dachten. Aber, o weh! die Türken hatten die Stadt wieder inne und wir mußten eiligst unsere Segel ausspannen und weiter schiffen. Am dritten Tage fanden wir einen Landungsplatz bei Alpeo, einem kleinen Städtlein am Meer, sechzig Meilen von Jerusalem. Ein unnennbares Sehnen bemächtigte sich meiner, nach dieser heiligen Stadt zu kommen, aber es wollte sich lange kein Zug dahin zusammenthun. Nichtsdestoweniger aber streiften wir ruhlos zum Schutze der Pilger nah und ferne herum. Hunger, Durst und Elend, Kampf gegen die Feinde, Pflege der Kranken, Tröstung der Sterbenden, Bestattung der Todten war unsere allseitige Losung viele Jahre lang. Dabei kamen wir bis nach Damaskus hinauf. Endlich, den 24. Jänner 1507, wurde uns die Weisung ertheilet, eine große Karawane Pilger zu geleiten, worunter die vornehmsten ein Fürst Nikolaus von Parma und ein Prinz von Savoyen waren. Diese führten viel reisig Gefolge mit, auch vielerlei Affen zur Kurzweil. Der Fürst von Parma war ein klein buckelig Männlein, das beinahe aussah, wie seine Affen, welche er bei sich führete, auch verstand er ihre Künste trefflich nachzumachen, wodurch er auf den Oeden, über welche wir mühsam pilgerten, uns manche Freude machte; was er that, thaten auch seine Affen. Schwang er den Sabel, so holten sie auch den um sich hängenden hervor und machten gleiche Bewegungen. Zwei Tagreisen vor Jerusalem stieß eine von den Türken geängstete kleine Pilgerzahl zu uns, und kurze Zeit darauf sahen wir ihre Verfolger hinter den Bergen von Dartese hervorkommen, nicht ahnend und nicht erschauend

unser kleines Heer von etwa dreihundert streitbaren Männern, denn wir hatten eben gelagert in halb Mann hohem Gras an schattigem Hügel, und wären von unserem Ruheplatz nicht dicke Rauchdämpfe aufgestiegen, die Raubhorde hätte uns nicht erspähet. So aber ritten etwa vierzig Spahis herbei und glaubten uns zu überfallen; wir hielten uns gar ruhig, bis sie beihanden waren, dann schleuderten wir unsere Wurfgeschosse mit Sicherheit und in so großer Zahl auf die Gekommenen ab, daß zweiunddreißig verwundet in unsere Gewalt fielen, die übrigen ergriffen die Flucht und jagten davon. Von den Gefangenen erstachen sich augenblicklich Diejenigen, welche noch Kraft und Zeit genug hatten, den Dolch gegen sich und ihre Pferde zu schwingen. Einige starben an ihren erhaltenen Wunden und den noch drei Lebenden wurde der Kopf gespalten. Ihre Leichen wurden neben einander auf dürres Strauchwerk gelegt und verbrannt, hernach in den Sand verscharret. Das Verbrennen geschah deßhalb, daß sie ihren Glaubensbrüdern, früher oder später, wenn sie ihre Vermißten aufsuchen sollten, unkenntlich wären, ob die Todten Christen oder Türken wären. Die Pferde ließen wir für die Bestien zum Fraße liegen, wodurch die Raubthiere gesättigt und den Menschen unschädlicher werden.

Den 2. Februar bemeldten Jahres, vor Sonnenuntergang, erblickte ich mit meinen Reisegefährten von der Höhe Seba aus, welcher Berg eine gute Stunde Weges von Jerusalem ist, die Stadt. Der Platz, worauf wir fußeten, ist kahl und steinigt; kein Gräslein und kein Baum erfreuet das Auge; nur ein hohes hölzernes Kreuz neben einer alten Ceder schmücket des Berges Scheitel. Ehedem soll König Josaphat ein prachtvoll Gebäude da bewohnt haben, von welchem aber keine Spur mehr zu sehen, mit Ausnahme eines verfallenen Gewölbes, das aber das „Prophetengrab“ genennet wird. Lange verweilte ich an dieser Stätte und konnte mich nicht satt sehen an der Gegend und an der Stadt, die vor mir im Glanze des Abendlichtes lag. Schon fing es an zu dunkeln, als ich hinabstieg nach der Straße, die von Rama nach der trauernden Tochter Zions führet. Mit dem Einbruch der Nacht erreichten wir das Kloster St. Salvatoris, das nicht weit von den damascenischen Pforten entfernt lieget,

und in dessen weitläufigen Räumen wir bequemlich selbige Nacht zu ruhen vermochten, und uns auch gütlich thun konnten mit Speise und Trank; denn bis jetzt hatten wir nur spärlichen Reistaig, an der Sonne getrocknet, zur Speise, und saure Milch, „Jugurtha“ genennet, zum Tranke. Von allen Nationen und in allen Weltsprachen, welche auch geschrieben werden, findet jeder Pilgrim in seiner Redweise einen Denkspruch in diesem Kloster aufgehängt. Besonders ergötzlich war es mir, von dem Grafen Eberhard von Wirtenberg, der 1482 hierher gefahrtet war, und mich nach Rhodus exilirte, nachstehende Reimstrophen auf Pergament zu finden:

O Mensch! Bedrängter Wandersmann!
Bedenk' dein' Weg und Straßen;
Sieh! d'Welt dir Nichts mehr helfen kann,
Auch keine Wohnung lassen.
Reis' hin! Reis' her! such' da! such' dort!
Ein' Statt darin zu bleiben,
So wirst bald hören: Pack' dich fort!
Zeit kommt dich zu vertreiben.

Gleichwie die Zeit mit Ewigkeit
Nicht kann verglichen werden;
So kann der Seel' Unsterblichkeit
Nicht b'ständig sein auf Erden.
Nun wand're denn durch Tugendweg',
Durch hartes Kreuz und Leiden:
So wird der sich're Himmelssteg
Dein' Seel' von Gott nicht scheiden.

Geschieht's, daß dich der Pilgerstab
In arme Hütten führet;
Vergnüg' dich da und weich' nicht ab,
Weil Gott sie selbst gezieret;
Da er im Stall geboren war,
Kein' Herberg' sonst zugegen;
Freund' ihm so viel nicht gaben dar,
Wo Er sein Haupt konnt' legen.

G'schieht's, daß die Armuth bei der Thür,
Dich Durst und Hunger plagen;
Trau' fest auf Gott! trau' für und für!
So wirst niemals verzagen.
Wann Gott die jungen Raben all'
Vor Hunger nicht läßt sterben,
Sein Ebenbild in diesem Fall
Viel minder wird verderben.

Den andern Morgen stellte ich mich mit den noch mit mir angekommenen Johannisrittern unserem Oberen vor, der uns dann in die heilige Messe begleitete und nach Beendigung derselben uns eine Beschreibung der Sehenswürdigkeiten der Stadt einhändigte, worauf wir uns nach den angemerkten Orten begaben, um dieselben zu beschauen. Der erste Gang war auf die Höhe des Berges Sion gerichtet, auf dessen Mitte unsere Klosterherberge stand, wo wir ein weiteres Kloster trafen, das laut seiner lateinischen Inschrift 1219 erbaut wurde, und auf dem Platze stehen soll, wo sonst die Burg Davids stand und wo Salomon begraben wurde. Von hier aus ist gegen Sonnenuntergang die ganze heilige Stadt zu überschauen, deren Häuser alle platte Dächer haben, auf welchen wunderliebliche Blumen und Bäume blühen, so daß man einen schmucken Garten unter sich zu sehen glaubt. Da fanden wir einen frommen Gläubigen, der uns alle Orte, welche die heilige Schrift benennet, auf's Genaueste zeigte und beschrieb. Ein volles Jahr war mein Standort mit der Pflicht zu Jerusalem, daß ich bald nach Sidon, Sarepta, Tyrus, Ptolemaida oder an's rothe Meer den Pilgrimbegleiter machen mußte.

Auf diesen meinen Hin- und Herreisen kam ich auch nach Joppen, und weil es schon spät in der Nacht war, so mußten wir uns in gar niederer Hütte vor der Stadt, oder vielmehr Dorf, uns begnügen, ohne alle Erquickung. Der Himmel war wunderblau mit entzücklichem Sternengefunkel geschmücket, dessen göttlicher Anblick mich nicht in meiner Kammer ruhen ließ, wo mich eine zahllose Menge Geschmeiß plagte, das mir ohnehin keinen Schlummer gewährte. Wohl mochte es Mitternacht sein, als ich unter blühenden Weinstöcken, die

in langen Gängen an Olivenbäumen sich hinaufwindend vor dem Dorfe wachsen, hinwandelte. Stille betete ich zu Gott um Vergebung meines Todtschlags, für das Glück meiner Kinder, und das Wohl aller meiner Lieben daheim. Da hörte ich ein leises Geflüster, dem ich aufmerksames Ohr lieh. Nach wenigen Minuten sah ich zwei Gestalten an mir vorbeigehen, die ich ihres leichten Schrittes wegen für junge Mädchen hielt. Ihr Anzug glich einer Vermummung; in der Hand trug Jede einen großen Krug. Plötzlich blieben sie stehen und mahnten einander in griechischer Sprache an unverbrüchliches Stillschweigen, so lange sie schöpfen, heimgehen und die Aepfel sich drehen würden. Unvermerkt blieb ich stehen, bis die beiden Wasserholenden wieder des Weges zurückkamen, worauf ich ihnen in einiger Entfernung nachfolgte, bis sie in ein nettes Häuslein verschwanden. Ich näherte mich dem Häuslein, um etwas vielleicht erhorchen zu können, weil aber die Häuser in diesem Lande die Fenster nur auf einer Seite haben, nämlich nach einem kleinen umschlossenen Hof hinaus, so war ich in meinem Forschen auf eine kleine Weile gehemmt. Ich umschritt die Wohnung und sah eine schüchterne Helle im Erdgeschoß, was meine Neugierde auf's Neue anfachte. Leise überstieg ich den Zaun und nahte mich dem erhellten Fenster, durch welches ich gut zu blicken vermochte, denn statt den Glasscheiben ziehen die Einwohner ein mehr oder weniger fein Geflecht über die Fenster. An einer niedern Bank, worauf eine große irdene Schüssel stand, standen die zwei Mädchen, denen ich nachgeschlichen war, in weißem Gewande, so einfach wie im Hemde. Ihre Brüste waren blos und auch ihre Arme. Um die Lenden hatte jede einen rothen handbreiten Streif gewunden, der vornen in zwei Lappen bis auf die Kniee hinabhing und deren Ende bemodelt und mit langem Gefranze benähet war. Auf dem Kopfe hatten beide grüne Gewinde, mir schien es Rosmarin zu sein. Jetzt kreuzten die Beiden ihre Arme und beteten kurz, aber andächtig, ein stilles Gebet, dann warfen sie aus einer Citronenschale ein Häuflein Gewürznelken, dafür sah ich's wenigstens an, vor sich hin und Jede steckte eine gewisse Zahl derselben in einen Granatapfel, der bisher zwischen ihren Brüsten lag. Als diese Arbeit fertig war, fiel das eine Maid auf die Kniee und betete abermals still, dann

stand sie rasch auf, goß ihren Krug Wasser hoch und schnell herab in die Schüssel und warf den gespickten Granatapfel in die kreisende Fluth und schaute aufmerksam der schwimmenden Frucht zu, an welcher sie ihr künftiges Schicksal zu lesen schien. Nachdem das Wasser ruhig geworden war, tauchte die Beschauerin traurig ihre Finger hinein, besprengte sich damit und schüttete stille das Wasser wieder in den vorhin geleerten Krug. Gleich also that ihre Freundin mit ihrem Wasser und ihrem Apfel. Diese aber sprang nach einer Weile freudiglich mit dem Rufe auf: „Er wird der Meine! und sechs Kinder werden mich erfreuen!“ Die Traurige that sich ihr Kränzlein vom Kopfe, kleidete sich tagüblich an, nahm ihren Wasserkrug und ging davon, worauf die Glückliche den brennenden Nußkern, der im Oele stack, verlöschte. Den kommenden Morgen fragte ich unsern Mukkaro oder Karawanenführer, welch' Bewandtniß diese die vergangene Nacht gesehene Spielerei habe; da antwortete der Befragte: „Wenn hier zu Land ein Jüngling um eine Jungfrau freiet, so schickt er ihr einen Granatapfel, welchen sie, wie Du gesehen hast, lautlos in kreisendes Wasser wirft. Schwimmt der Apfel rechts, so nimmt sie dieß als ein glücklich Zeichen, sie zerschneidet den Apfel und schickt die eine Hälfte ihrem Bewerber, die andere Hälfte behält sie. Dadurch ist der Brautstand zwischen Beiden hergestellet. Schwimmt der Apfel links, so schickt ihn das Mädchen ganz an den Uebersender zurück und er darf vor Umfluß eines Jahres ihr keinen zweiten schicken, wohl aber einer Andern und ein Andrer ihr, worauf jedesmal die Schwimmerei vorgenommen wird. Die Spelzlein, welche in den Apfel gesteckt werden, sind von beliebiger Zahl, je mehr sie hineinstecket, desto ehrenhafter ist es für sie, denn sie äußert dadurch den stillen Wunsch, so und so viel Kinder zu bekommen. Daher sie denn auch, wenn der Apfel rechts schwimmt, die aus dem Wasser auftauchenden Spelze aufmerksam zählet und fest daran glaubet, daß die Zahl ihrer Lieben also groß werden solle. Auch an dem verschiedenen Geschaukel wollen sie die Schicksale ihrer Zukunft erkennen. Sie müssen nämlich, ehe sie den in's Wasser geworfenen Apfel beobachten, mit geschlossenen Augen ein Gebet verrichten, hernach dürfen sie erst die Unruhe des Schwimmers beobachten. Wiegt er sich ruhig

dahin, so gibt's eine sanfte Zukunft, wälzt er sich aber häufig, taucht und hebt er sich oft, stößt er sich vielfach am Schüsselrand oder treibt er sich quer des Zirkels herum, so wird dieß als ein Zeichen kommender großer Widerwärtigkeiten angenommen. Nichtsdestoweniger aber sind die Mädchen so gewissenhaft, daß sie unter allen Umständen den zum Mann nehmen, dessen Apfel sich ihnen rechts zubewegte; nur dann sagen sie Nein, wenn sie beim Zerschneiden der Frucht einen Wurm darin finden."

Während dem der Mukkaro mir dieß erklärte, hörten wir den Ton eines Saiteninstruments. Wir schauten uns um und ein alter Mann mit einer Art Harfe schritt dem Hause zu, worin ich verwichene Nacht das Erzählte gesehen. Wunderlicher kann man einen Narren nicht kleiden, als dieser Harfenspieler. An den Füßen bunt bemalte Holzschuhe, die Beine bis an die Kniee bloß, jedoch ebenfalls mit rothen, grünen, blauen und gelben Streifen beschmieret; gelbe weite Hosen, an welchen Glöcklein und Röllchen hängen; dann ein vielfarbig Hemd ohne Aermel; über den Fäusten befranzte Spangen den einen Oberarm gelb, den andern roth angestrichen; in den Ohren hängen allerlei Figuren und auf dem Kopf hat er einen Filzhut, wie ein großer Trichter, auf welchem vornen der Name Derjenigen zu lesen ist, zu welcher er geschickt wird, um seine Kunst ihr darzubringen. Hat der Harfner an ersterem Ort sein mehr als schlechtes Spiel und jämmerlich Geschrei vollendet, so zieht er weiter, stellt sich in gewissen Entfernungen wieder auf und verkündet dem ganzen Dorf die Neuigkeit, worauf sich eine Menge lediger Bursche, jeder mit einigen Blumen, an des Bräutigams Hause sammelt. Zwei von den Versammelten gehen hinein in's Haus und suchen den schüchtern Thuenden so lang darin, bis sie ihn finden. Hierauf ziehen sie ihm ein buntes Hemd ohne Aermel, ein paar blendend weiße Hosen und einen grünen Spenzer an, behängen ihm den ganzen Leib mit Blumen aller Farben, binden ihm zwei Bänder an die Arme und führen ihn im Triumphe vor das Haus der Braut, welche verschleiert herausgeholt wird, ihren Bräutigam zu empfangen. Diese setzt ihm eine rothe Kappe mit reicher Troddel auf, wofür er alle Blumen, die er an sich träget, ihr zu Füßen streuet. Jetzt verlauft sich die Menge und der Vater der Braut ladet den Eidam zum Eintritt ein, und die Ehe wird noch

selbigen Tag geschlossen, die gemeinschaftliche Haushaltung findet erst dann statt, wenn die junge Frau erklärt, daß sie in guter Hoffnung seie; so lange dieß nicht geschieht, wird die Ehe als ungesetzlich betrachtet, und der Mann kann nach drei Jahren seine Frau wieder verstoßen, und sie von ihrem Manne nach sieben Jahren sich trennen. Kaum hatte dieser Aufzug ein Ende, so stellte sich meinem Aug' ein anderer dar, nämlich ein Leichenbegängniß, wie ich noch keines gesehen. Auf einer Art flacher Mulde mit sechs Handgriffen trug man einen Todten heran: es war ein Mann von vierzig Jahren, wie man mir sagte, der eine Frau und neun Kinder hinterließ. Der Todte lag fast ganz nackt auf der Tragbahre. Sieben Verwandte oder gute Freunde des Verstorbenen stehen vom Trauerhause bis zum Gottesacker in gleicher Entfernung von einander, und wenn der Leichnam nahet, rufen die Aufgestellten laut: „Stehe auf zum Gericht!" Am Grabe stehen zwei Männer, der eine rechts, der andere links. Mit dem Todten wird jetzt abgeruhet und der Eine der Zweien verkündet in langen Worten die allgemeinen Sünden des Verstorbenen, sodann unnachsichtlich die einzelnen, mit welchen er sich etwa ausgezeichnet und worüber er bestraft wurde. Ist dieser mit seiner Anklage zu Ende, so fangt der Andere mit einer Vertheidigung aller dem Entseelten vorgeworfenen Missethaten an, und versucht jed' mögliche Entschuldigung hervorzubringen. Haben Beide ihre Reden geschlossen, so fragt der Geistliche: „Soll der Entseelte zu seiner Ehre bestattet werden?" — hierauf folgt bei braven Männern ein allgemeines „Ja!" bei solchen aber, die sich schändlich im Leben aufgeführet haben, folgt oft ein allgemeines „Nein". Sind die Stimmen getheilt, so wird das Ja und Nein gezählet und je die Mehrzahl entscheidet. Den Braven legt man mit dem Gesicht aufwärts gekehret in's Grab, wornach er mit einigen Palmblättern überdeckt, und dann von jedem Leidtragenden mit einer Hand voll Sand beworfen wird, als Zeichen des Wunsches, daß ihm die Erde leicht sein möge. Den Schlechten wirft man, den Rücken aufwärts, in das Grab, Niemand beehrt ihn mit einer Palme und selbst seine Kinder streuen kein Sand auf ihn und Alle gehen theilnahmslos davon. Ein solches Todtengericht hat absonderlich mich schwer ergriffen, denn just Der, den ich beerdigen sah, war einer

von denen, die ehrlos verscharret wurden. Er war ein Caffaropächter (Zöllner), der sich durch sein Amt sehr reich gemacht, aber schlechte Mittel angewendet und viele Menschen durch Angabe bei den türkischen Kadi's in's Elend gebracht haben soll. „Ach," dachte ich, „eine solch' schmachvolle Beerdigung würde auch dir daheim widerfahren sein, nicht einmal auf dem allgemeinen Gottesacker, sondern in der vom Henker umfriedeten „Falschen Mörderklinge" würdest du verwesen." Mit solcherlei Gedanken beschäftigt, kehrte ich zurück nach meiner Herberge, wo ich eben meine Karawane reisefertig fand, denn die siebente Stunde des Tages war vorüber. Fünf Tage Reisezeit war angenommen durch die Wüste von Joppen nach Sadeja. Getrost walleten wir weiter. Wohl sechzehn Stunden Wegs siehet man die Fahne des Kastells auf der Berghöhe von Joppen in den Lüften flattern, und sobald diese dem Auge entschwindet, fangen alle erdenklichen Mühseligkeiten an. Die Wege hören auf, Sand und Distel hemmen jeden Fußtritt, reißende Bestien und kriechendes Ungeziefer in stinkendem Schlamm speiet giftigen Geifer gegen die Füße der Wanderer. Keine Stunde ist der Pilger sicher vor Ueberfall raub- und blutdürstiger Barbaren, die hinter jedem Berge ihr Lager haben und die Müdigkeit vorbeiziehender Menschen und Thiere sich zu Nutzen machen, dieselben ausplündern und beim geringsten Widerstand morden. Mit all' diesen Leiden hatte dießmal unsere Karawane zu kämpfen, zehnfach verwundet von den Pfeilen und Spießen der Araber, eitervoll und entkräftet kam ich im Weinmonat 1509 wieder zu Jerusalem an.

Zwölf Wochen lag ich gar bresthaft zu Jerusalem darnieder; darnach fühlte ich mich wieder also gestärket, daß ich andern Kranken dienen konnte ohne Unterlaß. Mein erster Ausgang war nach dem heiligen Grabe, um daselbst Gott für meine Genesung zu danken. Es war ein schwüler Tag, und keine Seele auf der Straße zu sehen. Schweißtriefend kam ich an die heilige Stätte und nieder sank ich auf meine Kniee. Da war's mir, als ob der Odem eines Menschen mich anfächelte. Ich schaute um mich, sah aber Niemand. Einen Augenblick darauf hatte ich eine Erscheinung, die mir lange unerforschlich blieb. Meine Gattin stand vor mir in heimathlichem Gewande; ihr Gesicht war bleich und den Zügen einer Entseelten gleich. Das

Muster, das ich ihr mit einem silbernen Lämmlein vornen zur Ehe einst gegeben, hing augfällig an ihrem Halse. Sie bot mir die Rechte abschiedlich dar, die linke Hand zum Himmel erhoben. Schnell wollte ich die Dargebotene an meinen Mund drücken, in derselben Sekunde aber war ihre Gestalt zerflossen und mit ausgereckten Armen stand ich staunend in dem Tempel der Christenheit. „Himmlische, laß mich mit Dir ziehen, denn wohin Du wandelst, da wohnen die Engel!" rief ich thränenschwer aus. Lange weilte ich an dem Altare, vor welchem die Entrückte ich gesehen und schaute sehnsüchtig nach ihrem Bilde, aber es erschien mir nicht mehr. Der Tag, an welchem ich dieß Gesicht hatte, war der 8. Mai 1510, Abends 6 Uhr. Und das war eben die Todesstunde meiner Hauswirthin, wie ich später erzählen werde. Einem Ruf nach Damaskus, wo die Pest im höchsten Grade ausgebrochen war, folgte ich mit gottergebenem Sinne. Ein schreckliches Elend hatte sich bereits über diese Stadt gelagert, als ich dahin kam. Mehrere Meilen von den Thoren entfernt fand ich Leichen Solcher, die an der Pest gestorben waren, umherliegen; ihre Körper waren schwarz wie ein Eichstamm. Viele fand ich, die kraftlos zusammengesunken waren und hilfelos seufzeten nach einem Tropfen Wasser; Andere traf ich am Verenden in geistiger Abwesenheit, mit stieren Augen nach dem wolkenlosen Himmel schauend, von wo herab die Sonne brennend heiße Gluthen sandte. Ehe ich und meine Begleiter die Stadt erreichten, waren auch schon die Linderungsmittel, welche wir für unsere Glaubensbrüder von Jerusalem mitgenommen hatten, mehr als zur Hälfte vergabet an die obdachlosen Unglücklichen allerlei Glaubens. Und ob auch draußen das Elend jammervoll war, so war es doch noch viel größer in den Straßen und Häusern der Stadt. Das Spital St. Lazari, wohin wir gewiesen waren, war mit dreihundert Kranken überfüllet, und stündlich schwankten noch Hilfsuchende herbei oder trug man auf rohrgeflochtener Bahre Sterbende herein. Die ersten Anzeichen der Krankheit waren: Müdigkeit, brennender Durst, dumpfes Kopfweh, erst weiße, hernach schwarze Bläschen auf der Zunge. Bis zu diesem Zustand vermag der Pestkranke allein sich Hilfe zu schaffen, einen Trank sich zu bereiten von Meerzwiebeln 2c. Zeigen sich aber einmal schwarze Punkte an den

Oberbacken des Gesichts, dann hat Jeder sein Haus zu bestellen, denn eh' die Sonne dreimal sich neiget, ist er eine Leiche. Der Durst wird immer größer und steigert sich zu einer entsetzlichen Qual, die auch in der Bewußtlosigkeit des Kranken sich nicht mindert. Die Zunge wird schwarz und lederhart, die Lippen schwellen auf und gestalten sich brandigroth, der Augapfel vergrößert sich gar sehr; das Gesicht dunset sich durch die erbsengroßen Pestblattern auf; am Unterleib und an fleischigen Theilen zeigen sich erst harte nußgroße Beulen, hernach bekommen sie ein kleines Aug', das nach etwa sechs Stunden fließend wird. Darnach tritt eine Steifigkeit der Glieder ein, die sich in wenigen Stunden des ganzen Körpers bemächtigt, worauf dann der Tod eintritt. Nach dem Tode wird die Leiche schwarz, nur an der Nase, den Händen und den Vorderfüßen nicht. Es gibt auch eine andere Art Pest, die man die „gelbe" nennet, weil der daran Gestorbene fahl aussiehet; diese Krankheit ist ansteckender, aber nicht so tödtlich, als die „schwarze" Seuche, besonders wenn man den Kranken zu einem Schweiß bringen kann, was bei den erstbemeldten Kranken gar nicht möglich ist. In einundzwanzig Tagen starben sieben hundert und drei in unserem Spital. Jeder der barmherzigen Brüder hatte täglich zehn bis zwölf Kranke zu verpflegen, und wenn einer derselben starb, hatte der Bruder die Pflicht, den Todten zu beerdigen. Ehe dieß jedoch geschah, wurden über dem Entseelten die üblichen Gebete gehalten. Sobald aber Einer hinausgetragen war, so wurde seine Binsenmatte mit Aschenwasser gewaschen und die Kameelhaardecke geräuchert. Die Türken gingen nicht in das Spital, denn sie hielten jede Vorkehrung gegen die Seuche für eine Sünde. Mit unbegreiflichem Gleichmuth liefen sie umher, und wenn sie die Krankheit fühlten, so kauften sie sich Essig und Zwiebel, setzten sich in irgend eine Ecke wo Schatten war und erwarteten getrost den Tod. Die Vorübergehenden schoben ihnen so lange Zwiebel in den Mund oder tränkten sie mit Essig, als ihre Lippen nicht schwarz waren. Trat aber einmal dieses Zeichen hervor, dann hielten sie jede Hilfleistung für vergebliche Mühe und riefen dem Sterbenden zu: „Der Prophet heile Dich!" oder: „Pflege Gott!" oder wenn er verschieden war: „Das Paradies über Dir!"

Also dauerte das Schreckliche der Seuche wohl an hundert Tage schon, als ich nach Damaskus kam. Den siebenundzwanzigsten Tag meines Aufenthalts daselbst überzog sich der Himmel mit röthlichen Wolken, die grau und immer grauer wurden und langsam sich zusammenzogen zu einem Gewitter. Es wehete eine Luft, so dick und schwül, daß Menschen und Thiere beinahe den Odem verloren, und ängstlich suchten besonders die vielen herrenlos umherlaufenden Hunde Schutz und Hilfe bei den Menschen. Die Vögel flogen in die Wohnungen und Strauße kamen in keuchendem Laufe vielleicht dreißig Meilen aus der Wüste herbei und versteckten sich in den Gewölben. Raubthiere, großer und kleiner Art, kamen in friedlichen Schaaren mit eingezogenen Schweifen vor die Ringmauern der Stadt, und suchten eine Zuflucht darin. „Das ist der Odem des Propheten!" sagten die alten Türken, „ehe sechs Tage schwinden, ist die Pestseuche hinweggehauchet in ferne Welten!" Und sie hatten Recht. — Mitleidig wurden die zugeflüchteten Thiere gefüttert, und keines verfolgte mehr das andere, als hätte eine allmächtige Hand alle gezähmt, wie einst im Paradiese. Je größer die schwarzen Wolken nordwestlich sich bildeten, und noch den Himmel überzogen, desto angstvoller wurden alle lebendigen Wesen; doch nicht allein die Thierwelt bangte, auch die Bäume hingen welk die Blätter, als ob der Frost oder heißes Wasser über ihre Zweige gegossen worden wäre. Jetzt zuckten die Blitze und der Donner ließ sich spärlich vernehmen, der aber sich so eilig vermehrte, und so furchtbare Schläge folgten, daß der Welt Ende nahe zu sein schien. Die zu Hunderten vor der Stadt hingelagerten Thiere ließen sich nicht mehr aufhalten, in entsetzlichen Sprüngen drangen sie in die Stadt und verbargen ihre Köpfe an den Luftzügen der kühlen Gewölbe. Jetzt fielen große Tropfen hernieder und mit einer Gewalt strömte der Regen herab, daß in wenigen Augenblicken die Gassen der Stadt überfluthet waren. Löwen, Panther, Tiger, Leoparden, Hunde, Schakale, Rothfüchse, Storche und Strauße standen gemischt untereinander und streckten die Köpfe in die Höhe, sich stärkend und erholend an den Wasserströmen. Lechzend hingen die Raubthiere ihre rothen Zungen weit heraus, um das kühle Element damit aufzufassen. Mitten unter dieses grausige Thier-

gemisch trug man Kranke und Sterbende und setzte sie dem Regen aus. Kein Gesunder versäumte eine Sekunde, diese Himmelswohlthat zu genießen; nichts am Leibe tragend, als einen kleinen Lendenschurz, standen nach abgethaner Arbeit die Menschen vor den Wohnungen und ganz nackte Kinder strichen den blutgierigsten Bestien die Schnauzen. Langsam fiel nach einigen Stunden der Regen und dauerte drei Tage, in welcher Zeit vor jedes Haus ein Steingefäß, worin man gewöhnlich den Hunden in den heißen Tagen barmherzigerweise Wasser gießet, mit Mais, Reis, Wallnüssen ꝛc. gestellet, um damit die Thiere der Wüste zu füttern. Denn die Türken und die Christen haben allda den frommen Glauben, daß auch das reißendste Thier, wenn es Herberge bei den Menschen suchet, nicht erlegt, nicht einmal von der Thüre weggescheucht werden solle. Und ich habe gesehen, daß die erquickten Wüstelagerer dankbar gegen ihre Wohlthäter waren. Nach geendigtem Regen zogen sie wieder friedlich ab, hinaus in ihre Freiheit. Ja ich habe mit angesehen, daß eine halberwachsene Löwin einem Pestkranken, der vor seinem Hause saß, die Hände leckte, und den Kopf auf sein rechtes Knie legte, als wollte sie sagen: Noth macht Freunde! — Am vierten Tage waren die Gäste fort, und auch die Seuche war verschwunden. Nicht ein Sterbefall kam mehr vor, während vor Kurzem noch täglich mehr als drei- bis vierhundert Personen erkrankten und starben. Der Himmel erhellte sich plötzlich und eine reine Luft wehete voll süßer Düfte. Die Bäume und Gewächse richteten sich zusehends auf, und in Einem Tag war das Land, so weit das Auge sehen konnte, mit schuhhohem Grün bedeckt. Saaten, die man auswarf, wie z. B. Hanf, keimte am andern Tage schon aus der Erde und am zweiten Tag war der Halm eine Spanne lang. Würde hier von Zeit zu Zeit Regen kommen, so müßten in diesem Lande selbst Müßiggänger unter der Fruchtbarkeit des Bodens ersticken, denn die emsige Biene trägt ihren Honig in wenigen Wochen in Fülle dem Bewohner in das Haus, und das Gras wächst so hoch, wie ein Kameel. Schon acht Tage nach dem Regen ging's an's Mähen, und Tausende der Schafe, Kälber, Ochsen, Kühe und Esel wurden aus den Dörfern nach der Stadt gebracht, und es wurden große Märkte gehalten, bei welchen hauptsächlich die Israe-

liten gute Geschäfte machten, in deren Händen aller Kleinhandel ist. Den Großhandel führen türkische Beamte. Wenn nun ein Jud oder Christ auf den Markt kommt, so darf er nicht zwei Schafe, zwei Ochsen ꝛc. zumal kaufen, sondern sie müssen ein jedes Thier einzeln zahlen und einzeln heimführen, hernach aber müssen sie die Heerde an die amtlichen Handelspächter verkaufen. Gleich also ist's mit dem Getraide, der Baumwolle, den Rohfellen, den Hülsenfrüchten, dem Kaffee und den Gewürzen. Die Sonn- und Festtage aller Religionen werden mit unglaublicher Andacht und Stille gefeiert und noch heut zu Tag würde Mancher den lieben Heiland fragen: „Ist's recht, daß man am Sabbath Kranke heilet?" Ein einziger Ritt, wie ich daheim hunderte an Sonntagen gethan habe, zu Turnier, Bogenschießen oder Jagdlust, würde hier ohne Ausnahme Jeden das Leben kosten, weß Standes er auch wäre. Ein allgemeines Volksfest, an welchem alle Bewohner gleichen Antheil nehmen, ist das sogenannte Cisternenfest, das alle Jahre gefeiert wird, und wobei jedesmal große Wasserzüber, von Cedernholz gefertigt, mit Wasser begossen werden, welche hernach weit herum auf den Feldern, wo keine Bäche sind, in den Boden gegraben werden, damit sich das Regenwasser darin sammle, und in den heißen Tagen Vorrath darin wäre. So recht aber auch diese Vorsorge ist, so wenig nützliche Dienste gewähret sie, und ich glaube, daß in diesen Behältern sich der Peststoff entwickelt. Denn des Feldes Ungeziefer und Raubthiere wandern in der Hitze diesen Behältern zu, und sie fallen nicht selten hinein, ertrinken und verwesen darin. Ja Menschen finden darin nicht selten ihr klägliches Ende, und nur dem göttlich klaren Sternenhimmel haben die Pilger es zu verdanken, daß sie nicht bei Nacht in die Gruben fallen, da nirgends ein Schutzgeländer vorhanden ist.

So reich auch zu Damaskus manche Juden sind, so arm und dürftig wandeln sie einher, um die Habgierde der Türken nicht rege gegen sie zu machen, bei welchen sie jedoch besser angeschrieben sind, als die Christen. Von dem Aberglauben der Juden und Türken kann Niemand sich einen Begriff machen, der nicht sich selbsten schon davon überzeugt hat. Und wie würden die sich wundern, welche im Reiche (Deutschland) draußen leben, wenn sie in das gelobte Land kämen,

und ihre Brüder so tief gesunken fänden; kein Mittel ist ihnen zu schlecht, um Reichthum zu gewinnen. Drei Jahre war mein Aufenthalt zu Damaskus, dann pilgerte ich wieder nach Jerusalem. Unterwegs traf ich eine Karawane deutscher Pilger an, unter denen ich nach abgethaner Begrüßung einen Jugendfreund fand, der mit mir manchen verwegenen Ritt that. Es war der Edle von Beltingen, Ritter von Schatzberg, der gleich, wie ich, wegen eines Mordes an seinem Vetter Jost von Hornstein, zur heiligen Armee geschickt wurde. Ihn begleitete ein Hans von Mulfing aus Sigmaringen, ein Edler von Scharenstetten, ein Ritter von Schaltsberg, ein Rudolph von Strölin, welcher nachher Vogt zu Stuttgart wurde, und der mich bei meiner Heimkunft ehrsam unterstützte. Auch waren in ihrer Gesellschaft noch fünf weitere Stuttgarter Bürgersöhne, die aus Lust und Gottesdienstlichkeit nach dem heiligen Land fahrteten, sie hießen Speidel, Leibfried, Wißbrod, Ryffer und Spenlin. Letzterer war krank und sehr entkräftet, als ich ihm die Hand drückte sechs Tagreisen vor Jerusalem. Er war ein Jüngling von 22 Jahren, und der einzige Sohn seiner Eltern, die an der finstern Münzgaßecke wohnten, mehrere Herbergen hatten und „süßkostighen wyn" schenkten, und ein „schmuck Dirnlein" hatten, das sich an Jung Hans Rieker traute, der ein „rycher man" war, und dem die „falsche Klinge" vordem gehörte, ehe die Stadt Stuttgart und Graf Eberhard im Bart sie kauften. Alle diese Fremdlinge waren seliglich froh, daß sie einen G'leitsmann trafen, der sie, bekannt mit der Unwirthlichkeit des Landes, nach der heiligen Stadt führte. Zwei dieser bemeldten Männer „seynd als Löffel" auf meinem Todesgang mir nachgesprungen. Der kranke Spenlin trug sein Leiden nicht mehr lange; er wurde immer elender, und als wir von ferne den Berg Zion sahen, und die Fremdlinge „jubellig" darüber thaten, hob er matt sein Haupt empor, faltete die Hände und betete laut einige Weilen, dann lehnte er sich zurück auf seinem Dromedar und verschied „sämpfftlich in allweg." Todt brachten wir ihn in die Stadt, und selben Abend noch wurde er am Fuße des Oelbergs begraben. Ryffer nahm von seinem Grabe ein „klyn wink" Erde, that sie in eine Fischblase und brachte dieß im nächsten Jahre, als Andenken, seinen Eltern heim. Diese Fischblasen

werden aller Orten von den Klöstern verkauft an Pilgrime. Der Eine thut Wasser vom Jordan, der Andere Erde von Golgatha rc. darein. Auf diese Blasen malen die Klosterbrüder allerlei Bilder aus den heiligen Legenden, so waren auch auf dieser Blase, welche Nyffer (Neuffer) den Eltern des Verstorbenen nach Stuttgart brachte, die vier Evangelisten zu schauen. Groß war daheim das Leid um den Dahingeschiedenen, und obgleich er ein lockerer Geselle im Leben war, und manchen Verdruß den Seinen bereitet hatte, so entschlossen sich doch die Spenlin'schen Eheleute, dem Andenken ihres zu Jerusalem ruhenden Sohnes ein Denkmal zu stiften an einer der drei Hauptkirchen zu Stuttgart. Sie baten daher den Probsten der Stiftskirche, Dietrich Spät, daß er erlauben möchte, ein „zyrlich gemyssel, Xi lydegang darsichtlig" (Christi Leidensgang darstellend) über der „ehurnpford" zu Ehren ihres Sohnes machen zu dürfen. Der Probst, sowie die Rathsleute hatten nichts einzuwenden, allein der „mezzenmaister" (Steinhauermeister) Bomstark sträubte sich dagegen und sagte, daß er keinerlei Verantwortlichkeit der Folgen und Gefahren auf sich nehme, wenn man an dem Thürgewölbe des Thurmes feste Steine herausnehme und lockerig Kunstgemeisel dafür einmörteln wolle, da ohnehin der Thurmbau so „iymerlich" langsam von Statten gehe, daß der Wind, Sonn' und Regen den Mörtel in Fugung und Strich wieder „ufflözt" bis ein weiterer Stein aufgesetzt werde. Man solle das „löbelich" Vorhaben an einer der Seitenthüren der Kirche anbringen, „nyt aber vnter dem thurn." So geschah es, daß Spenlin die Erlaubniß erhielt, nach vorgelegter Zeichnung, „Christus mit dem Kreuze" über der Kirchthür nach der „marktgaß" hin einfügen zu dürfen. Hierauf entschlossen sich noch mehrere Bürger und Landstandsherren, zu weiterer Zierde des Eingangs die zwölf Apostel meiseln und daran aufstellen zu lassen. Nach sechs Jahren war die Pforte vollendet, und die Namen der Stifter sind über dem Opferkasten innerhalb des Eingangs eingehauen zu lesen. Sie heißen: Wilhelm von Stadion, Begleiter des Grafen Eberhard von Wirtenberg in's gelobte Land; Dietrich Spät, des Stiftes Probst; Hans Sattler, Chorherr; Erhard Gerung, Burgkind und Stiftsvikar; Ulrich Gabler, Bürgermeister; Hans Ryhm, des Gerichtes Einer; Böhringer,

des Raths; Lautenschlager, Blank, Leonh. Marquardt, Albrecht Kopp, Reyß, Langhans am Kamm, Dominik Kübel, Andreas Holzwart, G. Heberlin (sambtlich Burger); Eitel Ulrich Degen zur Probstei und Landschaft; Spreiß, Landschaftsrath; Küngspach, erster Schreiber; Caspar, des Blutgerichts; Motz am Zoll; Valentin Rueff, Gepfechter.

Mit diesen meinen Landsleuten machte ich manche Ausflüge, und als sie sich wieder heimwärts sehnten, erbat ich mir von meinem Hochmeister die Erlaubniß, sie bis nach Rhodus zu begleiten, welches Gesuch mir auch gewähret wurde. Wir walleten 1513, den 6. April von Jerusalem fort, und kamen wohlbehalten nach Rhodus, obgleich die Christenfeinde allerorten sich zusammenthaten und einem jungen Heerführer zuströmten, der ihnen die Verheißung gegeben, daß er die Christen aus Palästina verjagen, und auf der ganzen Welt ihnen keine Stätte schenken werde. Dazu habe der Prophet ihn selbst berufen, sobald der regierende Sultan dahingefahren sein werde zur hohen Fahne des Propheten. Nicht ohne große Wehmuth schied ich von den zur Heimreise sich einschiffenden Freunden, sandte viele Grüße an meine beiden Söhne, und wanderte mit heißen Thränen den Festungswerken zu, welche ich von nun an sechs volle Jahre nicht mehr verließ. Plötzlich kam die Nachricht: Der Großsultan Selim ist todt, und sein Sohn Soliman hat die Zügel der Regierung ergriffen. Das war ein Donnerschlag für die Christen aller Orten; denn er war ein kriegerischer Jüngling, dessen erste Regentenhandlung ein Kriegszug gegen die Christen war. Im Frühjahr 1521 kam ein Gesandter Solimans nach Rhodus mit dem Begehr, die Insel solle sich unter türkisches Regiment begeben und einen jährlichen Tribut zahlen. Dessen weigerte sich der alte Großmeister de Villiers auf's Bestimmteste, worauf der Gesandte unwirsch abzog. Soliman aber war auf die Weigerung der Johanniter nicht böse, sondern sagte ganz gelassen: „So müssen wir eben Rodosta (Rhodus) aus dem Feuer holen;“ und mit dem Beginn des Jahres 1521 erschien vor der Stadt eine große Menge von Fahrzeugen, welche eine Kriegerzahl von ungefähr 50,000 Mann herbeibrachten, die der Sultan selbst befehligte. Erst versuchte die türkische Flotte im Port Lindo zu landen, und dann sollten die Ausgeschifften zu Land gegen Rhodus mar-

schiren, aber in den Bergen wären die Feinde unfehlbar aufgerieben worden, daher die Ausschiffung bei dem Castell St. Stephano vor sich ging, ohne daß wir dieselbe hindern konnten, trotz unseres äußersten Widerstandes. Hier schlugen die Türken ein Lager, erstürmten nach hartem Kampf das Castell und alle wehrbaren Männer mußten sterben; Kinder und Weiber ließen sie bei Leben; die Knaben beschnitten sie und die Mädchen wurden verschenket an diejenigen, welche zuerst die Veste erstiegen; die Weiber wurden verlooset. Auf der Höhe des Castellthurms nahm Soliman seine Wohnung. Hernach schickte er eine Abtheilung seines Heeres nach Filermo, ebenfalls ein starkes Castell, und als dieses erobert war, nach Palan, eine ansehnliche Stadt mit uralten Festungswerken. Acht Mal mußten die Feinde auf diesen Ort stürmen, bis sie durch die Uebermacht und unausgesetzten Kampf die Eingeschlossenen ermüdeten und die Stadt eroberten. Es kamen greuliche Berichte nach Rhodus, welche Stadt bis jetzt auch noch nicht die geringste Gefährdung erlitt, und von Lindus aus stand jede Verbindung offen. Nun zogen die Sieger nach der Ebene von Arnita, um Calniva, Folia und Malona zu erobern; hier aber hatten sich die bedrängten Inselbewohner zusammengeschaart, und den sorglos heranziehenden Türken eine große Schlappe beigebracht, wodurch Soliman zu dem Entschluß kam, ehe ein weiterer Schlag ihn träfe, Rhodus zu bestürmen. Sechstausend waffenfähige Männer waren der Unsern; Jeder hatte dem Tod schon in's Auge gesehen, und Keiner kannte die Furcht. Zu unserer Hilfe standen noch weiter 18,000 Stadtbewohner und Zuzügler aus der Nähe und Ferne, Weiber und Kinder mit eingerechnet. Die Stadt ist mit hohen Kegelbergen umgeben, und gegen das Meer hin in der Gestalt eines Halbzirkels erbauet. Sie hat drei Ringmauern, deren jede mit zwanzig hohen runden Wehrthürmen versehen ist, auf welch jedem vierzig Männer postiret waren, welche zugleich den Mauerngang beherrschten. Zwischen der ersten Mauer ist ein zwanzig Fuß breiter Sumpf. Die zweite ist der ersten gleich an Höhe und Stärke, der Graben ist zwanzig Fuß tief und breiter als der erstere, jedoch mit Wasser angefüllet. Dann kam die eigentliche Stadtmauer mit starken Thürmen, Wehren und Fallgittern. Den innern oder kleinen Hafen

umzog eine doppelte Mauer, so daß, wenn auch der Feind im Stadt-hafen war, dennoch derselbe noch nicht viel gewonnen hatte; im Gegentheil die Hindernisse erst recht anfingen. Außerhalb des kleinen Hafens breitete sich der große aus, umschlossen von vier Castellen, wovon die zwei vordersten und stärksten St. Angelo und St. Ilmo genennet sind, und wo ehedem der Koloß von Rhodus gestanden haben soll, hinter welcher Enge eine Sperrkette gezogen war, von einem festen Thurm zum andern. Soliman zog seine Horden zusammen, und gab zugleich Befehl, daß seine zweihundert Schiffe den Hafen blockiren und jede Schiffsverbindung mit der Stadt abwehren sollten. Zwischen den Höhen um die Stadt legte er zahlreiche Haufen geübter Bogenschützen, die alle Zugänge zur Festung, um dieselbe mit Lebensmitteln versehen zu können, abschnitten. Jede Nacht wurden unserer Seits, zu Wasser und zu Land, Ausfälle gemacht, und immerhin mit Glück, so lange der Sultan nicht persönlich erschien. Als aber dieser den 1. September 1522 mit noch weiteren zweihundert Schiffen kam, so daß ihre Zahl vierhundert war, auf welch letzterer Flotte 60,000 türkische Streiter mehr herangeschwommen kamen, da nützten die Ausfälle nichts mehr, sie kosteten uns nur die edelsten Streiter, welche wir auf den bevorstehenden Sturm der Feinde sparen mußten. Nach allen befreundeten Ländern wurden vom Großmeister Boten gesendet, um Hilfe zu suchen in unserer Noth, aber umsonst war unser Harren. Schon drei volle Monde schlugen wir den zahllos immer näher zu unsern Mauern heranrückenden Feind zurück. Unermüdet aber arbeiteten die Türken mit Ausfüllung des die Stadt schützenden, eine Meile großen Sumpfes. Es verschwanden vor unsern Augen nach und nach zwei hohe Erdhügel, welche abgetragen, und in den Sumpf geworfen wurden, wodurch zwei breite feste Straßen unsern Mauern sich näherten, ohne daß wir etwas dagegen unternehmen konnten. Täglich arbeiteten an jedem der zwei Wege 20,000 Türken. Erst als sie auf Schußweite unsern Bollwerken naheten, konnten wir mit unsern Steinbüchsen ihnen schaden, und Hunderte niederschmettern.

All unser Schaden aber, den wir den Feinden anzurichten im Stande waren, glich so viel, als ob man Mücken vertilgen wollte.

Es wurde bei all unserer Wehre so ruhig außen fortgearbeitet, und die Todten oder Verwundeten so theilnahmslos hinweggetragen, daß keine Feder dieß zu beschreiben im Stande ist. Zu Ende des Novembers waren die Feinde den Mauern so nahe, daß wir sie mit Steinen todt werfen konnten. Plötzlich trat nach der langen Geschäftigkeit von Außen eine Ruhe ein, als ob keine Seele mehr um uns hausete. Das war aber das Vorzeichen eines nahen Sturmes. De Villiers, der Großmeister, versammelte daher alle Inwohner in der Stadt um sich, und sprach:

„Geliebte christliche Brüder! Wir haben, wie Jedem augfällig, alle Mittel erschöpfet, um einen günstigen Ausgang unserer Bedrängniß zu erlangen, aber umsonst! Die Waffen und die Zahl der Feinde des Kreuzes haben unser Hoffen zu Nichte gemacht. Uns stehet nun nichts mehr bevor, als zu sterben, wie es Christen geziemet, wenn es gilt, ihrem Erlöser zu dienen. Seit drei Monaten kämpfen wir mit fürchterlicher Kraftanstrengung gegen unsere Feinde; es ist aber, als ob all unsere Mühe nur zur Verherrlichung der Sieger dienen sollte! Die Castelle und festen Mauern auf der Insel sind von ihnen überwunden worden; sie werden auch, wir wollen uns dieß nicht verhehlen, unsere Wehre durch ihre Ueberzahl ersteigen, und unser Loos wird sein Tod, Marter, Knechtschaft, Schande! Ziehen wir den Tod vor, so wird uns doch die Ehre bleiben! Denn glücklich sind diejenigen zu preisen, die in der Schlacht fallen, sie erringen die ächte Freiheit der Kinder Gottes. Wen jammerte bis heute nicht das Elend Derer, die in die Hände der Barbaren gefallen sind! Gequält, geschändet, gepeitscht, verbrannt, von wilden Thieren zerrissen, dienten sie der unersättlichen Schaulust der Türken bis in ihren Tod. Und noch unglücklicher sind die zu nennen, welche all' diese Greuel überleben. In Ketten und ewiger Knechtschaft müssen sie schmachten oder ihrem Heilande entsagen. Wo sind die Menschen, wo die Städte, die diese Barbaren zum Ziel ihrer Wuth gemacht? sie sind verschwunden, und nur die Trümmer und die Gebeine der Erschlagenen zeugen noch von dem Werk ihrer Hände, wo sie dasselbe vollbrachten. Die Wohnsitze unseres Gottes werden entheiligt, wohin ihre Füße wandeln, und das Heiligste nirgends geachtet! Ehe wir daher diese Stadt

den Barbaren übergeben, wollen wir unsere Hände muthig regen, an den Feinden uns rächen und edel sterben. Zum Tod sind wir geboren, ihm können eure Sprößlinge auch im glücklichsten Zustande nicht entgehen! — Der Augenblick naht. Verhöhnung, Knechtschaft und Schändung sind keine Uebel, welche die Natur dem Menschen auferlegt, sondern solche, denen nur der Mensch nicht entgeht, der nicht den Muth hat zu sterben! Stolz auf unsere Kraft, sind wir von dem Feind des Kreuzes angefallen worden, laßt uns diesen Stolz nicht durch Feigheit nehmen. Der Feige wird seine Gattin mißhandelt sehen, den Schrei des gefesselten Sohnes oder Vaters vernehmen, und seine unschuldigen Kinder unter den Händen blutdürstiger Halbmenschen verwimmern hören. So lange aber diese Hände noch ungefesselt sind, so lange lasset uns kämpfen für all' unsere Lieben, für Gott und sein heilig Evangelium. — Dazu verhelfe uns die gebenedeite Mutter Gottes um Jesu Christi willen. Amen!" —

Nachdem der Großmeister geendet hatte, wurde gebeichtet, die heilige Messe gelesen und getrost erharret, was da kommen würde. Die Nacht ging ruhig dahin, auch der kommende Morgen. Um die dritte Stunde (9 Uhr Morgens) erschien eine leichte Felucke am kleinen Hafenthor und kündete einen Unterhändler wegen Uebergabe der Stadt an. Er wurde aber nicht eingelassen, auch nicht gehört. Um die sechste Stunde kam ein zweiter Sendbote von Soliman, der aber ebenfalls zurückgewiesen wurde. „Können wohl diese Vögel aus dem Nest fliegen, wenn wir kommen werden, es auszunehmen?" fragte der Sultan, als ihm die Verachtung seiner Anträge gemeldet wurde. Und zum dritten Mal sandte er einen Boten; jedoch vergeblich. „So befehle ich Sturm!" rief er jetzt, und in wenigen Augenblicken schmetterten die langen, mannshohen Trompeten der Türken, und mit fürchterlichem Geschrei: „Es ist ein Gott, und Mahomed sein Prophet!" drangen sechzigtausend Feinde herbei mit schäumender Wuth, viele berauschet. — Unsere Geschütze wirkten entsetzlich; nicht ein Wurfspieß wurde unnütz geworfen, kein Pfeil vergeblich entsendet und kein Stein der Schleuderer verfehlte sein Ziel. Unsere Steinbüchsen brachten grausige Verheerung unter die dichten Massen, und die Luft tönte wieder vom Geächze der Verwundeten. Aber neue und immer neue

Schaaren stürmten heran, uns keine Zeit mehr lassend, die Steinbüchsen zu laden, wir mußten weichen, und die erste Ringmauer war in den Händen der Sieger.

Aber wie erstaunten die Türken, als sie mit Verlust von etwa 7000 Streitern erst die Vormauer erstiegen hatten, und nun einen Sumpf von zwanzig Schuh breit vor sich sahen, der unmöglich anders zu überschreiten war, als mit mindestens einem gleich großen Verlust. Es schickte daher der Sultan abermals einen Boten mit einem Vergleichsantrag; de Villiers hörte ihn aber nicht, sondern verdoppelte seine Wachsamkeit, und sobald ein Türke den Kopf über die Mauer hob, so schwirrte ihm ein Pfeil um's Ohr, wodurch täglich Viele ihr Leben einbüßten, denn sie mußten mit Abbrechung einiger Thürme den Versuch machen, um durch deren Gesteine sich einen Weg nach der zweiten Mauer zu bilden. Diese Arbeit war aber eine ganz vergebliche. Nun befahl Soliman einige Dutzend Schiffe zu zerspalten und eine Art Brücken daraus zu zimmern, welche sie auf den Sumpf legten und dadurch festen Fuß faßten. De Villiers ließ eine große Menge Brandringe, in Harz getaucht, anfertigen, und dieselben an den bedrohten Stellen aufschichten. Mittlerweile aber schoß man die arbeitenden Feinde auf eine jämmerliche Weise zusammen. Vermittelst langer Haken wurden in der Nacht die Holzbrücken gegen die Stadt gezogen, und der Schnittseite zu in den Schlamm versenket. Ein neuer Versuch gleicher Art wurde gemacht; aber die türkischen Wachen verhinderten jetzt die Wegfischung der Brücken. Da banden wir lange Stangen zusammen, hingen an die Spitzen Schwefelzeug, zündeten denselben an und schoben den glühenden Fluß hinaus über die Häupter der Türken, wodurch sie elendiglich verbraunt wurden und davon liefen. Hierauf machten sie sich Dächer, und kamen so unter ihrem Schutze bis an die zweite Mauer. Da warfen wir große Quader von den Thürmen herab, welche ihre Dächer durchschlugen und die Böden zertrümmerten, daß viele Hundert unter schneidendem Schilfe versanken. Jetzt rissen die Belagerer einen großen Theil der Vormauer ein, wälzten Schiffe herbei, und kuppelten je zwei und zwei zusammen, fügten hohe Gebälke darauf in einander, füllten die Zwischenräume mit Erde fest aus, daß sie vor

unsern Schleudern sicher waren, und naheten so ohne großen Verlust auf's Neue unter festen Dächern unsern Mauern. Als sie nahe genug davor waren, versuchten sie mit Brecheisen Löcher in die Mauern zu machen. Weil aber das Gemäuer fünfzehn Schuh dick war, so dauerte dieß eine geraume Zeit, bis sie nur einige Menschen in den Oeffnungen bergen konnten. Schon glaubten sie die höchsten Schwierigkeiten überwunden, da gruben wir gerade über ihrem Gewühl ein breites Loch hinunter, um die Feinde von oben herab abthätigen zu können, und dieß gelang auf eine vortreffliche Weise an den drei Orten, wo sie den Angriff begonnen hatten, indem man gar Nichts that, als daß man ihre Höhlung mit Asche füllte, so daß die Arbeiter beinahe erstickten, und ihr Wühlen aufgeben mußten. In der Nacht vom 1. Dezember 1522 ließen sich zwölf Johanniter hinab auf die Schutzdächer der Türken mit großen Pechgeflechten, und hingen dieselben von oben herab über den Eingang ihrer Brücken und zündeten das Gestricke an, wodurch der Ausgang der auf den Brücken schlafenden sechshundert Mann verwehrt wurde. Das Holzwerk fing eilig Feuer, denn es war stark getheert, und das zusammenstürzende Schutzwerk begrub Mann an Mann unter seinen brennenden Balken. Den andern Morgen wurde Soliman über diese Nachricht dermaßen böse, daß er die verbrannten todten Leiber prügeln ließ, und Denen, die noch lebten, hieb man auf seinen Befehl den Kopf ab. Der Großmeister befahl strenge, keinen Pfeil mehr zu verschießen, oder einen Speer zu werfen gegen die Feinde, sondern ermahnte nur, die Wehre mit natürlichen Mitteln so lange fortzusetzen, als irgend ein Schutz aufzutreiben wäre, als siedend Oel, brennend Pech ꝛc. Stürmend brüllten die Türken jetzt heran mit langen Leitern und legten sie an die Mauern mit erstaunlicher Todesverachtung; denn sie sahen, daß Jeder, der hinaufstieg, wieder elendiglich heruntergeworfen wurde mit langen Spießen, deren Spitzen glühend gemacht waren, und wenn daher auch Einer einen solchen Spieß erfaßte, so ließ er ihn alsbald, jämmerlich verbrannt, wieder fahren. Auch waren die Stangen mit Sägen vornen versehen, womit die Träger abgesägt werden konnten, und das Alles konnte durch die Schießscharten geschehen, ohne daß auch Einer der Unsern verunglückt worden wäre. Abermals kostete

dieser Sturm den Feind viele Opfer, und sie erreichten auch nicht im Entferntesten ihr Ziel. Jetzt brachten sie Leitern mit Eisenstäben beschlagen, welche nimmer durchsägt werden konnten, und gegen die glühenden Spieße hatten sie sich mit dicken grünen Thierhäuten an den Händen und am Körper versehen, wodurch es ihnen gelang, bis auf die Randung der Mauern zu kommen; sobald sie aber die Köpfe über derselben sehen ließen, schlug man sie mit Steinen todt, und alle stürzten ihren Brüdern auf den Kopf und nahmen Andere noch mit hinunter in den Sumpf.

Nun befahl Soliman, noch sechs solcher Brücken zu bauen, und auf jeder einen hölzernen Thurm aufzustellen, der auf Walzen gegen die Vormauern der Stadt gewälzt werden konnte. Diese Anfertigung machte uns bangen, denn wir sahen die Beharrlichkeit der Belagerer und die Nichtachtung des Lebens bei der Menge, welche sie schon bei diesem Geschäfte einbüßten. Den 12. Dezember bewegten sich die Thürme heran, jeder war mit etwa fünfhundert Streitern besetzt, die hinter ihren Wänden so sicher waren, als wir hinter unsern Mauern. Auch hatten sie Schießscharten mit Eisendeckeln versehen, die sie vor- und zurückschieben konnten. Bei Nacht zündeten die Türken viele Fackeln an, daß die geringste Bewegung der Unsern ihnen sichtbar wurde. Die Vorwärtsbewegung der Thürme geschah so sicher, daß die Türken auch nicht einen Mann dabei einbüßten, theils weil die Arbeit innerhalb der Thürme, theils hinter denselben geschah. Jetzt standen die gefährlichen Nachbarn uns so nahe, daß sechs Schuh lange Dielen hinüberreichten. Ohne den Angriff der Feinde abzuwarten, befahl der Großmeister den Rittern des Ordens einen Angriff auf die Thürme. Mit dem Erglühen des Morgenroths am 13. Dezember 1522 erhoben wir uns, warfen Holzstämme hinüber auf die Thürme und stießen die Wachen nieder. Bis die Türken unsern Angriff sahen, standen wir auch über ihren Köpfen und richteten eine schreckliche Verheerung mit nichts als Steinen an, welche wir von der Stadt herübertrugen und auf die untern Massen herabwarfen. Da fiel einem Aga ein, daß man die Thürme zurückwälzen solle. Dieß geschah; die Bretter reichten nicht mehr, und diejenigen der Unsern auf den Thürmen schienen gefangen und unrettbar verloren.

In dieser Noth setzten wir auf einen Balken einen Mann mit Seilern, schoben ihn hinaus über den Mauernthurm, daß er die Seile den Bedrängten zuwerfe. Dieß gelang; die Unsern befestigten die Seile am Holzthurm, und wir zogen daran nach der Stadt, und ehe die Türken es vermutheten, neigten sich die Thürme und fielen gegen die Stadt; wir waren im Stande, die Bedrängten zu retten bis auf einundzwanzig Mann. Jetzt betrachteten die Belagerer die Thürme mißmuthig. Plötzlich rief Soliman: „Der Prophet baute uns aus fallenden Thürmen Leitern! Sturm!“ Wie ein Haufen Ameisen wimmelte jetzt das ganze türkische Lager, das etwa 100,000 Streiter zählte; und so standhaft wir auch kämpften gegen den Angriff der Türken mit Waffen: Speere, Pfeile, brennende Pechkränze, Schwefel, siedend Oel, Steine ꝛc., so mußten wir uns doch endlich nach fünfstündigem Kampfe ermattet nach der dritten Mauer, welche die Stadt umschließt, mit einem Verlust von etwa 1500 Brüdern, zurückziehen. Die Türken erkauften ihre Ersteigung mit ungefähr 11,000 Todten. „Großer Prophet!“ rief der Sultan, „diese drei Mauern kosten die Hälfte meiner Streiter; aber Soliman bleibt nicht auf halbem Wege!“ Er gebot, einen großen Theil der eroberten Mauer einzureißen, und ließ eine Menge Kähne herbeitragen, welche er auf dem Wassergraben zu koppeln befahl, und auf diese Weise überdeckte die ganze Fläche ein Boden, die Schiffe im Hafen waren nur durch Fallgitter der Thüren von ihnen getrennt. Daher ging der Belagerer ernstliche Arbeit an die Sperrung, die sie mit großem Verlust abermals hinweggräumten. Sobald aber Schiffe unter dem Thurmgewölbe hindurchschwammen, ließen wir große Steine auf dieselben herniederfallen, daß Dutzende darob versanken mit Mann und Maus. Den 21. Dezember war von Seiten der Türken Alles auf eine Art zum Sturm bereit, daß wir ihre Vorkehrungen nicht mehr zu zerstören vermochten, und die Eroberung der Stadt jede Stunde bevorstand. Was des Menschen Dichten und Trachten in Lebensnoth erfindet, das wurde von den Unsern versucht am Feinde. De Villiers gebot, Schlupflöcher durch die Mauer zu wühlen. Um Mitternacht hieß er die Schlußsteine, welche den Ausgang der Löcher nach Außen verschlossen, leise einreißen, und einige hundert Johanniter schlüpften

hinaus, und richteten unter den nichts ahnenden schlaftrunkenen Türken ein entsetzliches Blutbad an, wobei auch nicht ein Einziger der Unsern das Leben einbüßte, sondern Alle wohlbehalten zurückkamen; denn die Türken wußten gar nicht, von wannen ihre Ueberwältiger gekommen waren. Den 24. Dezember, am Vorabend des Christfestes, veranstaltete man in der Stadt einen großen Buß- und Bettag, und einen Umgang mit dem Allerheiligsten. Alle Glocken wurden geläutet und der Gesang der Priester tönte hinaus in das Lager des Sultans. Entrüstet schrieen die türkischen Soldaten: „Laß uns, Padischa, die Giaur erwürgen!“ — „Mit nichten,“ antwortete der Sultan, „sie flehen zu ihrem Gott in ihrer Noth, mag er sie erretten! — Wir harren der Hilfe des Propheten, so lange diese beten; darum sei erst morgen der blutige Tag den Ungläubigen geschworen, so sie sich nicht an meine Gnade wenden!“ —

Der Tag des Christfestes erschien, und mit seinem Erwachen tönten auch die Trompeten der Feinde auf den zwei Ringmauern um die Stadt und draußen im Lager. „Heut' ist unser Todestag!“ rief in den Gassen Jeder dem Andern zu; versöhnend reichten alle Inwohner einander die Hände mit dem Vorsatz, so theuer als möglich ihr Leben zu opfern. Die Weiber und Kinder brachte man in den großmeisterlichen Palast, Greise und Kranke in die Johanneskirche. Den Verwundeten war die Kirche St. Rochus bestimmt, allwo viele hundert Lagerstätten bereit standen. Weise vertheilt standen die Wehrhaften überall auf ihren Posten, auch nicht das geringste Pförtlein wurde übersehen, und Alles ging mit einer Ruhe vor sich, als ob der heilige Tag sein Festkleid in schönster Glorie angezogen hätte. „Alla ill Mahomed! Alla ill Mahomed!“ schallte es von Außen und wohl an 80,000 Feinde rückten mörderisch bewaffnet heran. Hunderte der Leitern schlugen an die letzte Wehre der Stadt. Aber nicht ein Einziger vermochte den Mauernrand zu ersteigen; alle stürzten wieder hinab. Da griffen die Türken zu den Pechkränzen, welche wir ihnen auf die Köpfe warfen, und schleuderten dieselben mit langen Haken nach unserer Stadt zurück. Das Gleiche thaten sie auch mit vielen hundert Harzfackeln, so daß man glaubte, die Luft, so weit die Ringmauern der Stadt reichten, sei mit einem

Feuerkranz durchwoben. Während nun Weiber und Kinder herbeieilten, und überall die Brandfackeln löschten, wurde auf den Mauern der Kampf immer ernster und schrecklicher. Schon standen reihenweise die Türken über unsern Köpfen, und ob Hunderte hinabgestoßen wurden, rückten wiederum doppelt so Viele nach, welche von den Ihrigen auf den Wehrgang zu uns herabgestoßen wurden, wobei sie entweder in unsere Spieße fielen, oder unter unsern Schwertern verendeten. Dadurch aber wurde der Kampf so handgemein, daß die nachrückenden Feinde über der Mauer nicht mehr abgehalten werden konnten. Die Haufen der Verwundeten, Sterbenden und Todten waren mehr denn sieben Fuß hoch, und auf den wimmernden und ächzenden Leibern wurde gräßlich und unbarmherzig gekämpfet. — Ströme Blutes floßen in den Rinnen der Mauer nach der Stadt hinab, als ob ein großes Gewitter sich über die Wehren ergossen hätte. Inmitten dieser gräßlichen Mordwuth fing das Feuer an mehreren Häusern zischend emporzuschlagen an, und nach etwa einer Stunde standen ganze Gassen in Flammen. Der Jammer stieg auf eine unbeschreibliche Höhe; keineswegs aber mäßigte sich dadurch das Würgen. Im Gegentheil, es wurde, unbekümmert um das Hilfegeschrei der Wehrlosen, mit einer Erbitterung gegen die Feinde des Kreuzes gekämpfet, das allen Glauben übersteiget. Dieses Jammers erbarmte sich gegen Mittag der Sultan Soliman; er ließ Einhalt blasen den Seinigen, auf die Bitten seiner Geliebten, Namens Roxolane, und nach einer Stunde hörte das entsetzliche Jammergeschrei auf und verwandelte sich in tausendfache dumpfe Schmerztöne, welche nur von dem Gekrache der brennenden Häuser unterbrochen wurden. Wohl hatten die Türken jetzt die letzte Mauer und deren Umgang inne, aber so lange nicht jedes Haus ein Aschenhaufe war, so lange hatten sie die Stadt noch nicht erobert, denn jeder Tritt von ihnen in die Gassen herab war ihr Todesschritt. Diese Verzweiflung der Christen sah Soliman mit mitleidigen Augen, und er bot den noch Lebenden Gnade an, so sie sich ergeben wollten, weil er wohl wußte, daß der letzte Kampf noch schrecklicher würde, als die vorhergegangenen Kämpfe. Nun rief der Großmeister seine Ritter und wehrbaren Männer zusammen und fragte sie, was sie zu thun ge-

sonnen wären. Nur eine Stunde seie Waffenruhe. In Rücksicht der vielen Unschuldigen wurde der Beschluß gefaßt, Solimans Anerbieten zu erfassen. Zwölf Greise schickte man hinaus in's Lager zum Zelt des Großherrn; dieser empfing sie menschenfreundlich und sprach: „Hätte ich gesehen, daß ich mit feigen Hunden zu thun habe, die nur hinter Mauern ihre Arme zu brauchen vermögen, so wäre euer Aller Stunde gekommen gewesen; so ihr aber mehr als Helden gethan, so wollte ich euch meine Achtung dadurch bezeigen, daß ich nochmals euch Gnade biete und euer Leben schonen will, das ihr so männiglich zu vertheidigen wißt!" — Zusammengedrängt von den Flammen und den Feinden stand die ganze Bevölkerung der Stadt Rhodus auf dem St. Johannisplatze, Verwundete und Sterbende, Greise und Kinder. Kalter Regen strömte herab auf die von Hunger ausgemergelte und von Todesangst seit Wochen gequälte Menge. Nicht ein Bissen Nahrung war mehr seit Monaten vorhanden und Hunderte verendeten schon unter den Entbehrungen des Tages, den Anstrengungen der Nachtwachen und des Eckels. Ratten, Mäuse, Sumpfwürmer aller Art waren Köstlichkeiten und gebraten Menschenfleisch verstorbener Kinder oder Anverwandten stillte allein noch des Magens Bedürfniß. Kein Wunder also, wenn nun von Ergebung auf Gnade oder Ungnade in die Hände des Siegers die Rede war. Trotz diesem Elend aber ließ der Großmeister dem Sultan sagen, daß er die Stadt nur dann übergeben werde, wenn er den Bewohnern der Insel Leben und Eigenthum belasse. Hierauf antwortete Soliman: „Nicht an den Rhodostanern sich zu bereichern seie er hieher gekommen, sondern nur Herr der Insel zu werden seie sein Zweck; darum sichere er das Verlangte den Verzweifelten zu!" —

Mit dieser Antwort kamen die in's Lager geschickten zwölf Greise zurück und wußten nicht genug die Leutseligkeit des Sultans zu rühmen. Mißtrauensvoll gegen Solimans Zusage begehrten Viele den letzten Kampf auf Tod und Leben zu wagen, aber die Meisten waren für die Ergebung auf Gnade. Die Stunde der Frist war verflossen und die Halbmonde und die Roßschweife waren schon wieder in großer Zahl hoch erhoben sichtbar. Ein Zeichen des Angriffs. Nur die Trompetenstöße der Feinde fehlten noch, so wäre der blutige und

letzte Kampf begonnen worden. Da nahm der Großmeister de Villiers, ein Greis von siebenzig Jahren, mit eisgrauen Haaren und schneeweißem langem Barte, die Fahne mit rothem Kreuz in die Hand und schritt hinaus in's Lager der Türken und suchte das Zelt des Sultans. Als dieser den Greis und die ungebeugte hohe Gestalt des ritterlichen Helden erblickte, erfaßte den jungen Soliman eine tiefe Ehrfurcht gegen den Gekommenen. Milde bat er de Villiers, die Fahne des Kreuzes zur Erde niederzulegen, oder dieselbe von der Stange zu trennen. Da riß der Großmeister die Fahne von der Habe, und wickelte sie um seine Lende, die Habe derselben aber legte er zur Erde, als Zeichen der Kapitulation. Jetzt rief der Sieger triumphirend aus: „Bei Gott und dem Propheten! mir ist heute ein groß' Heil widerfahren, daß ich an einem solchen Helden, wie Du, Gnade üben kann. Erkenne Mahomed, und das Paradies ist Dein; Du sollst mein Lehrer im Streite und mein Vorbild in männlicher Tugend sein!" — Tiefgerührt antwortete de Villiers: „Ich würde Deine Achtung nicht verdienen, so ich meinen Heiland, auf dessen Namen ich getaufet bin und dessen Vorbild mich stärkte in so vielen Anfechtungen meines Lebens, jetzt verläugnete vor Dir, an dem nahen Ende meiner Tage. Mehr denn siebenzig Jahre habe ich seinem Dienste gewidmet, und ich habe nicht Ursache, mit meinem Gott unzufrieden zu sein, der allen Denen, die ihm vertrauen, das süßeste Glück — seligen Trost im Sterben — schenket. Ja lieber wollte ich diese Hände in ewige Fesseln oder mein graues Haupt auf den Todesblock legen, als Jesum, meinem Herrn, entsagen! Und ich glaube, daß alle Die, so unter meinem Panier bis heute waren, gleich mir sprechen und handeln werden." —

Hierauf gebot der Sultan, daß den hungernden Rhodostanern Lebensmittel zugebracht werden sollten, welcher Befehl auch augenblicklich vollzogen wurde. Mehr als hundert Kameellasten Speise empfingen die angstvoll Harrenden, und das erste Mal nach drei Monaten aßen die unglücklichen Bewohner der erstürmten Stadt sich wieder satt, am heiligen Tage der Geburt Christi 1522. Auf den Knieen lag, wer noch die Kraft hatte, auf die Kniee zu fallen. Mit über dem Kopf zusammengeschlagenen Armen wurde Gott für die

aus Feindeshänden empfangenen Gaben gelobet, und Thränen des innigsten Dankes floßen aus jedem Auge. Mein Tischgebetlein, das schon gar lange nicht mehr über meine Lippen gekommen war und das meine selige Mutter mich lehrte, da ich noch ein Kind war, stammelte ich mit lautem Schluchzen aus der tiefsten Tiefe meiner Seele wieder hervor:

„Herr Jesu Christ, hör' meine Bitt':
Iß doch mit heil'gem Geiste mit!
Und nimm für meine Speis' und Trank
Von mir durch meine Mutter Dank.
Mach mich dem heil'gen Joseph gleich,
In Nöthen fromm, in Armuth reich,
Schenk' mir und All'n am Lebensschluß
Der Deinen Trost, der Engel Gruß,
In aller Heil'gen Namen. Amen!"

Und mit welcher Wehmuth erinnerte ich mich jetzt an die Weihnachtfreuden daheim in meinem lieben Heimathlande; wie lebte das Entzückende der Lichtlein am reichgezierten Christbaum so lebhaft wieder in mir auf! Ach, nur noch einmal wünschte ich wieder Kind zu sein! Aus solcherlei Träumerei weckte mich plötzlich das Geräusche der heranziehenden Türken. Es ging an ein Aufsuchen und Ausscheiden der im Kampfe Gefallenen, doch mußten zuvor alle Inwohner von Rhodus hinaus in das Lager der Sieger, hernach suchten die Einziehenden ihre gefallenen und verwundeten Brüder unter den Leichenhaufen hervor, und trugen sie vor die Stadt, wo die Todten nach üblichem Gebrauch der Türken zur Erde bestattet wurden. Jeder Leichnam wurde nämlich säuberlich gewaschen, und Diejenigen, so im Vordertheil des Körpers ihre Todeswunden trugen, wurden bei Seite gelegt; ebenso die, welche auf dem Rücken verwundet waren. Ersteren wurde das Haupt als Ehrenzeichen ihres Heldenmuths geschoren, bei Letzteren blieb es beim Waschen. Hernach legte man die Leichen neben einander, das Gesicht gegen Morgen gerichtet, auf die Erde, in welcher Lage sie dann mit Sand überschüttet wurden etwa drei

Fuß hoch. Die Zahl der vor Rhodus gefallenen Türken soll sich auf 21,000 Mann belaufen haben.

Nachdem die Türken ihre Todten beerdigt hatten, schloßen sie einen großen Kreis um uns und es begann eine Ausscheidung der verschiedenen Geschlechter in Alter und Gestalt. Als dieß geschehen war, wurde Jeder seines Landes wegen befragt, die Rhodostaner ließ man in die Stadt zurück, wo ein türkischer Statthalter mit großem Gepränge eingesetzt war, und dem eine Besatzung von 1500 Mann zugegeben wurde. Die Nichtrhodostaner wurden als Sklaven verlooset ohne Ansehen der Person, wer nicht Türke zu werden versprach. That aber Einer diesen Schritt, so wurde er sehr hoch geachtet und bekam eine ehrenhafte Stellung im Heer oder bei der Verwaltung desselben. Nur sechs fanden sich, die sich zum Islamismus wandten, zwei Italiener, ein Ungar, ein Franzos, ein Walache und ein Savoyarde. Als die Reihe an mich kam, wurde ich durch's Loos einem Tempaschi, d. i. Flügelmann einer Heerabtheilung, zugestoßen, weil ich aber schon ein gar alter Knabe, und durch meine grauen Haare Zeugniß gab, daß ich bereits ein Sechziger seie, so lag meinem nunmehrigen Herrn wenig an meinem Besitz; er behandelte mich leidentlich und ich that meinerseits, was ich zu thun vermochte. Aber dessen ungeachtet war ich ihm doch eine Last, denn er mußte für meine Nahrung sorgen, weßhalb er mich schon nach zehn Tagen an einen Heerlieferanten umsonst abgab. Dieser neue Herr über mich wußte meine Kenntnisse zu schätzen und ließ nicht gerne mehr von mir. Er wollte heimziehen nach Guzulhisar am Taurusgebirge, wo er ansäßig war. Der Tag der Abreise von Rhodus war etwa den 6. Februar 1523 bewerkstelligt. Ehe ich scheiden mußte von dem Ort, wo ich so viele Leiden erfuhr, war mir noch ein ganzer Tag vergönnet, alte Bekannte heimzusuchen, um Abschied von ihnen zu nehmen. Nun sah ich erst, wie schrecklich die Stadt aussah; da, wo vor Kurzem noch die schönsten Häuser standen, lagen große Schutthaufen, unter welchen noch die Füße oder Arme der Erschlagenen oder Verbrannten hervorstarrten. Die Kirchen waren von den herrlichen Zieraden entblößet; die Gemälde, Schnitzwerke und Altäre lagen vor den Pforten derselben zerstreut und zertrümmert umher und des

Gekreuzigten Bild ward zum Galgen gemacht für alle die, so sich an einem Türken vergreifen oder denselben beleidigen sollten auf irgend eine Art. Altersschwache Priester thaten Karrendienst in den verschütteten Straßen und die Kinder, welche in ihrer Unschuld das Zeichen des Kreuzes machten, liefen blutig gegeißelt umher. Frauen und Jungfrauen hingen verkehrt vor ihren Häusern, darum, daß sie Hand an ihr Leben gelegt hatten, ehe sie sich von den Barbaren schänden ließen. Die Kreuze auf den Thürmen mußten die Priester herabholen und diejenigen, die dieses Wagestück nicht vollbringen konnten, wurden erdrosselt und in Stücke zerrissen oder wurden sie um den Thurm herum bis an die Brust lebendig in den Boden gegraben, und so lange von den Barbaren geschlagen, verspieen und ausgehungert, bis sie ihren Geist aufgaben. Den Heiligenbildern waren alle die Köpfe abgeschlagen und die Beichtstühle waren zu Nothstühlen für die Türken auf die Gassen gestellet. Alles dieses geschah unter den Augen des so gütigen Sultans Soliman, der aber seinen Horden diese Greuel aus politischen Gründen nicht untersagen wollte, noch konnte, man hätte ihn sonst für keinen Muselmann mehr gehalten und sein Leben wäre durch irgend einen fanatischen Kriegsknecht stündlich bedroht gewesen.

Während dieses Elends in Rhodus verließ de Villiers mit sicherem Geleite die Insel, in deren Besitz die Johanniter seit dem 15. August 1309 waren, wo sie die Sarazenen mit der Schärfe des Schwerts vertrieben. Als der Großmeister von dem Sultan Abschied nahm, sprach Soliman: „Mich erbarmet Dein Alter, ehrlicher Greis, daß Du vertrieben von den Deinigen im Elend Dein Leben schließen mußt; so Du aber nicht verschmähest, Dein Hab' und Gut als ein Geschenk von mir zurückzunehmen, so würdest Du mir süße Freude machen. Vielleicht findest Du damit anderswo einen Erdtheil, worauf Du herrschen kannst ferne von der Rechtgläubigen siegreichem Zeichen." de Villiers nahm, was ihm geboten wurde: seidene Gewänder, Kameele, Pferde und fünf Tonnen Goldes. Gerne verließ auch ich diese verwüstete Stadt und die von der Natur mit allem Guten gesegnete Insel, auf welcher Wein, Getreide, Limonen, Citronen, Feigen, Pomeranzen, Oliven und Kernfrüchte aller Art wild

wachsen in Fülle, wo der Honig und das Wachs aus den Bäumen fließet, und kostbare Gewürze und wohlduftende Blumen und Kräuter ungepflanzet dem Boden entsprießen, die Luft die gesündeste der Erde genannt werden kann, und beinahe ein ewig heiterer Himmel lächelt; wo des Sommers Hitze von der Meeresluft gekühlet wird und epidemische Krankheiten etwas Unerhörtes sind. Unser neues Ziel war Kleinasien, das wir auch glücklich erreichten. Am dritten Tage aber unserer Landreise wurden wir von einer Horde scheußlicher Menschen überfallen, all' unsers Eigenthums beraubet und geknebelt lag mein Herr so arm auf dem Sande, als ich, sein Sklave, neben ihm. Als unsere Ueberwältiger alles Tragbare in Sicherheit gebracht hatten, kamen sie bei untergehender Sonne wieder und banden uns los. Dem Türken, meinem Herrn, schenkten sie die Freiheit, mich aber nahmen sie mit nach Tomaso und von da nach Konstantinopel.

Jede Minute war auf diesen zwanzig Tagreisen von Tomaso nach Konstantinopel mein Leben bedroht von den Unmenschen, welche mich nebst sechs andern Christen überwältigt hatten. Die Sonne brannte so heiß wie das Feuer auf meinen Kopf und Rücken, und wo meine Haut ihrem Strahle ausgesetzt war, so entstanden Blasen, als ob siedendes Wasser über mich gegossen worden wäre. Die geringste Berührung drückte die Blasen auf und dann floß die Füllung aus, an welcher Schwärme winzig kleiner stechender Mücken sich labten. Schlug man diese Fliegen todt, so entzündete sich die Haut, auf welcher sie gesessen, und ein unausstehliches Jucken trat ein. Wahrscheinlich waren diese Thierchen giftiger Natur. Ihr Aussehen war roth, mit schmalen langen Flügelchen, die im Sonnenglanze in wunderschönen Farben spiegelten. Die Türken hatten sich mit Olivenöl geschmiert und dieß befreite sie von unserer Qual, worüber sie sich recht herzlich freuten. In diesen Tagen dachte ich oftmals an Selbstmord, aber unsere Begleiter wachten über uns, wie über ihren Augapfel, und so wurde mein Vorhaben vereitelt. Kamen wir an einen Fluß, so wurden wir an die Schweife ihrer Pferde gebunden und wir mußten hindurchwaten oder wurden nachgezogen durch die Fluth, wo dieselbe auch über unsere Köpfe ging, so daß wir halbertrunken an's andere Ufer geschleppet kamen. Kamen wir an steilen

Felsenwänden vorbei, was oft geschah, so wurde um unsern Hals ein Bastseil geworfen, wodurch ein vorsätzliches Hinabstürzen unsererseits vereitelt wurde. Diese und dergleichen Vorsichtsmaßregeln müssen sie die Erfahrung gelehrt haben. Denn bei jeder solchen Stelle winkten unsere Begleiter einander bedeutungsvoll zu, was da oder dort geschehen und wie sie um ihren Gewinn betrogen würden. Warme Speisen bekamen wir keine, wohl aber geräuchertes Pferdefleisch in Menge; den Durst stillten uns wilde Saftfrüchte aller Art. Eine Delikatesse waren uns fliegende Eidechsen, eine Spanne lang, um welche uns oft unsere Treiber beneideten, wenn wir deren sechs bis acht an den Ruhestationen auf heißen Kieseln rösteten. Der Türke aber darf dem Nächsten, weß Glaubens er sei, nichts nehmen, was die Natur ihm gibt, noch Etwas essen, das ein Ungläubiger geschlachtet hat. Und das war unser Glück, sonst wären wir wahrlich verschmachtet in unserer Drangsal. Des Nachts hatten wir keine Herberge und es wurde zuweilen kühl, wenn des Himmels Millionen Lichter sich entzündeten und mit ihren freundlichen Strahlen auf uns gequälte Wesen der Erde herableuchteten. Zwischen den Schenkeln der Kameele mußten wir unser Lager suchen, wenn es warm war, und wenn es kühl war, auf freiem Sand oder auf den warmen Kieseln. Fröstelte es nun um Mitternacht unsere Glieder, so wühlte man den obern kühl gewordenen Sand auf und legte sich in den warmen, oder kehrte man die Steine um, welche so warm waren, wie eine erwärmte Bettflasche. Kam aber der Morgen, so senkte sich ein Thau herab, der eisig kalt war, da war für Menschen und Vieh keines Bleibens mehr in Ruhe, Alles stand auf und machte sich reisefertig. Eines erhob in jeder Frühe meine Seele zu bevorstehender Tageslast, und das war das Gebet, zu welchem mich meine Quäler mahnten. Denn so bald die Sonne aufstieg im Osten, da erschallte ein allgemeiner Ruf: „Gott ist groß und sein Prophet!“ hierauf fielen die Türken auf ihre Kniee und beteten mit großer Andacht ein langes Gebet mit über der Brust zusammengeschlagenen Armen. Hatten sie ihr Gebet vollendet, dann rauchten sie Tabak, tranken einen wohlduftenden Thee und setzten sich dann auf ihre Kameele mit getrostem Muth. Einige Tagreisen von Konstantinopel wurde ich auf eine auf-

fallende Weise besser behandelt, als bisher, was ich der Nähe der Hauptstadt zuschrieb; dem war aber nicht so. Ich hatte mir dieses verbesserte Loos dadurch selbst verdient, daß ich, gleich meinen Drängern, bei Sonnenaufgang auch auf meine Kniee sank und „Gott ist groß und sein Gesandter!“ ausrief. Dabei aber lateinisch betete: Domine Jesu Christe, consolatio pauperum et humilium Gloria etc. etc. — qui vivis et regnas in saecula saeculorum. Pater noster. Ave Maria. Als ich diese glückliche Beobachtung gemacht hatte, unterließ ich es keineswegs mehr, gleichzeitig mit den Türken zu beten. Endlich kamen wir auf die Heerstraße, welche von Brussa nach Scutari führet und wo die Lusthäuser der vornehmen Türken, die zu Konstantinopel wohnen, beginnen, und die mit einer Pracht sich entfalten, daß sie mich an die fabelhaften Gärten der Hesperiden mahnten, in welchen goldene Aepfel an den Bäumen hingen, die aber von Drachen bewacht wurden: denn in diese Heiligthümer der Türken ist wohl zu gehen erlaubt dem Christen, aber nimmermehr darf er als Christ zurück, er muß Türke werden oder das Leben lassen. Diese Wohnungen sind alle rund gebaut und haben wie die Kirchen hohe Fenster gegen Morgen. An das Wohngebäude ist ein dünner Thurm gebaut, der eine einzige Altane hat, welche um eine hohe Spitze gehet, auf welchem ein Halbmond von purem Golde in der Sonne strahlet. Von der Ferne sehen diese Gebäulichkeiten aus wie eine große Schnecke, mit ihrem Häuslein auf dem Rücken, ein Horn ausstreckend.

Zur Zeit eines hohen moslemischen Festtags kamen wir zu Scutari an, weßhalb ich mit meinen Leidensgefährten gute Ruhe hatte und aus unsern Luftlöchern konnten wir über den Bosporus, oder die Meerenge von Marmara, hinüberblicken nach Konstantinopel, welche Stadt mit ihren zahllosen Thürmen an einem sanftaufsteigenden Berge sich anlehnt, in einer Ausdehnung, deren Grenzen das Auge nicht ersehen kann. Hohe Mauern mit dicken Wehrthürmen schauen drohend herüber von Europa nach Kleinasien. Es gewährt einen mehr als großartigen Anblick die Verbindung zweier Meere, des ägäischen und des schwarzen Meeres, mit zahllosen Schiffen überdeckt, hier zu sehen. Wohin das Auge blickt, wimmeln Tausende von Menschen auf den Fahrzeugen geschäftig und müßig hinauf und hinab.

Als die Festlichkeiten vorbei waren, wurden wir nach Pera geführt, das ebenfalls eine Vorstadt von Konstantinopel ist, aber noch auf asiatischer Seite liegt. Dort angekommen, stellte man uns etwa um 9 Uhr Vormittags auf den Kalvakai, das ist Sklavenmarkt, zum Verkauf auf. Viele Käufer tummeln sich hier stolz herum. Meine Leidensgefährten waren bald und, wie ich vernahm, mit erklecklichem Nutzen verkauft, denn diese waren junge schöne Männer. Mich aber wollte Niemand, als sie meine grauen Haare sahen, und von dessen Alter man vernahm, daß die Grube bald das Lösegeld verschlingen werde. Hierüber war mein Herr sehr ungehalten, beschimpfte mich mehr als viel, wovon ich aber nur Weniges verstand, und das war mein Trost und verschaffte mir großen Gleichmuth. Ich mußte wieder heim in meinen Zwinger, und drei Tage abwarten, bis ich wieder zur Schau gestellet war, aber auch dießmal wollte mich Niemand haben, im Gegentheil, Jeder spottete meinen Herrn aus, daß er so alte Waare auf den Markt bringe. Da fiel meinem Verkäufer ein, meine Talente zu loben und laut auszurufen. Nämlich, daß ich viele Weltsprachen verstehe, im Säen, Heimsen, Fechten und Bastflechten geübt seie. Auf dieses hin liehen meinem Fürsprecher nach und nach Einige ihr Ohr, worauf sich bald ein großer Kreis von Menschen um mich zog, um mich zu begucken, und je mehr Schauende kamen, desto mehr Vorzüge dichtete mir mein Zwingherr an. Endlich kam ich zum Aufgebot, bei welchem für mich noch acht Zechinen mehr bezahlt wurden, als um Jeden der Andern. (Eine Goldzechine ist etwa fünf Gulden werth.) Freudig über diesen Zug, gab mir mein Verkäufer einen leichten Streich auf den linken Backen und schenkte mir einen Zerimabub oder Zindsjerli (etwa 3 fl. 30 kr. im Werth). Der, dem ich zugeschlagen wurde, war ein alter Mann mit nichtssagendem Blick und so phlegmatisch in Gang und Rede, daß ich beinahe verzweifelte, bis er mich des langen Wegs zu seiner Wohnung brachte. Nicht, als ob mir das Gehen zu lästig gewesen wäre; nein, denn ich war rüstig auf den Füßen und zu einer Reise von zwölf Stunden wohl noch tauglich, allein sobald man erhandelt ist, so wird einem ein Holz an den Hals geleget, das den Schließen gleichet, welche man den berstenden Bäumen bei mir daheim anleget; in dieses Holz wer-

den die beiden Arme aufgezogen und dann an einer Leine von einem lungernden Sonnenbruder in das Haus des neuen Herrn geleitet. Das Holz thut weh, weit mehr aber die Schmach, die dadurch einem geschiehet. Wohl eine Stunde mochte ich gegangen sein, als mein Herr in einen Lustgarten sich einbog, vor welchem ich in der größten Hitze ohne Labung und Speise, und nüchtern war ich auch noch, drei volle Stunden harren mußte, bis ich den Gespeisten und Getränkten wiederum erblickte und ihm folgen durfte bis an das Gestade von Pera, wo eine von den zahllos sich hier wiegenden Gondeln meinen Käufer aufnahm. Das Schifflein war mehr als schön gefertigt, getäfelt, vergoldet und bunt angestrichen. Den hälftigen Raum nahm ein Häuslein ein, das mit einem Baldachin von gelber Seide bedeckt war und woran goldene Troddeln und Franzen herabhingen. Im Innern bedeckten den Boden bunte Teppiche, und hochgeschwellte Polster, drei an der Zahl, lagen auf den Teppichen. Keuchend setzte sich mein Käufer auf die Ottomane, nahm eine große Lederschnur, das ein Tabakrohr war, an den Mund, worauf ein Diener ihm den Rauchkessel, der auf sechs Schritte von ihm stand, anzündete. Der Rauchkessel war so groß, wie ein Schöpfkübel, von rother Thonerde mit wunderlichen Figuren verzieret und einem goldenen Knauf oben, woraus der Rauch aufstieg. Auf kleinem Wägelein, von schwarzem Holz mit silbernen Rädern, schob ein zweiter Diener seinem faulen Herrn eine künstlich gearbeitete Theemaschine zu, aus welcher der Alte drei mächtige Tassen sich auffüllte und behaglich verschlang. Nachdem dieß geschehen, lehnte der Wollüstling sich an die Wand und begann zu schlummern. Dieß war das Zeichen, daß die Ruderer sich bewegen sollten, und sanft schwamm der Kahn davon, doch nicht gen Konstantinopel, wie ich mir dachte, sondern linksab davon nach einem anmuthigen Bergschlößlein, das noch auf asiatischer Seite war.

Angekommen vor dem Garten des Schlößchens, eilten zwei Diener herbei und trugen den Alten auf einer Art Tragbahre, mit Gurten versehen, die kleine Anhöhe hinauf, wo ein lieblicher Knabe alsbald herbeisprang und dem Gekommenen freudig die Füße küßte. Ueber all' dem, was ich sah und hörte, vergaß ich gänzlich mein Loos, bis mich ein wüster Halbneger mit einem dünnen Meerrohr zur Be-

sinnung brachte, indem er mir einen leichten Streifhieb über die Schulter beibrachte, zum Zeichen, daß ich ihm folgen solle. Mein Weg ging einer armseligen Hütte zu, die gar entsetzlich abstach gegen die nahe Wohnung des Herrn, dem ich jetzt angehörte. Das Innere der Hütte war leer von aller Bequemlichkeit. Sechs zusammengebundene Heubüschel lagen darin, welche ich alsbald als die Lagerstätte abwesender Sklaven erkannte. Mein Führer blies einige Mal in eine Pfeife, daß ihr Schall weithin gellte, worauf in einigen Minuten fünf Männer herbeieilten, wovon zwei keine Nasen mehr hatten, und einer zwei Eisengewichte, etwa zwei Pfund je eines schwer, in den Ohren trug, so daß sich die Läppchen bis fast auf die Schultern herabgezogen hatten. „Ach, daß sich meiner Gott erbarm!" seufzete ich aus beklommener Brust, „wärest du für deinen Mord in „falscher Klinge" daheim gestorben, wie wohl wäre dir geschehen, alter armer Sebast v. Neuhausen." Als ich diese fünf Unglücklichen einige Augenblicke stumm angeschaut hatte, winkte mir der Halbneger, ihm zu folgen, der mich hierauf zu seinem Gebieter, dem schon bemeldten Alten, führte, der in der Nähe eines Springbrunnens, zwischen Blumen und schattigen Bäumen saß und kleine gelbe Kügelchen aß. Wohl zehn Schritte entfernt von ihm mußte ich etwa eine halbe Stunde warten, bis er mich zu sich winkte, in welcher Zeit ich staunend all' die Herrlichkeiten begaffen konnte, die mich umgaben. Auf den Aesten der Bäume saßen allfarbige Papagayen mit blanken Silberketten gefesselt; weiße Wieselthiere, so groß wie die Füchse, machten possige Spiele in künstlichen Geflechthäusern; ein zahmer Panther mit lackirtem Maulriemen schnuffelte mich an und ein gesattelter Steinesel bestierte mich auf eine Weile. Das Schlößlein funkelte in tausendfarbigen Strahlen, denn seine Außenwände waren mit Glasblättern aller Farben künstlich bedeckt, so daß sich dem Beschauer feurige Rosen, helle Sterne, blaue, grüne und gelbe Kreise in den schönsten Verschlingungen zeigten. Die Thüre war mit den seltensten Muscheln des Meeres bedeckt, in deren Zwischenräume grüne Moose wuchsen, so daß das Ganze einen unbeschreiblich schönen Anblick gewährte. Eine Brücke, kaum zwei Fuß breit, führte von hier aus nach einem Orangenwäldchen, von welchem herüber ein paradiesischer Geruch

strömte. Dieses Brücklein war von Porzellan dem Ansehen nach, und gar närrisch geformt, denn seine Geländer glichen großen unbeholfenen Wagenrädern. Der Boden, worauf man lief, war mit einer zierlich geflochtenen Binsenmatte beleget, an welcher von unten herauf ein schwarzer Schwan mit dem Schnabel spielte, das dem alten Gutsherrn sehr zu gefallen schien. Endlich fielen die Blicke des Türken auf mich, dann winkte er mir, daß ich näher treten solle. Ich machte aber gleich einen großen Bock gegen die Ehrerbietigkeit meines Gebieters, denn ich trat so nahe zu ihm hinan, daß mein Schatten seinen Ruhteppich erreichte und auf solche Nähe ist keinem Sklaven erlaubt, vor seinen Herrn zu treten. Er winkte mir, zurückzugehen, indem er mit seinem Meerrohr den zu nahen Schatten zeigte. Es darf auch beim Tagsverkehr kein Diener mit seinem Herrn in einer solchen Stellung reden, daß des Dieners Schatten seinen Gebieter trifft, sondern er muß sich so stellen, daß die Sonne ihn bescheint und des Herrn Schatten auf ihn fällt. Diese Höflichkeitsform hatte ich aber mir augenblicklich zu eigen gemacht, worauf mich der Alte erst in türkischer Sprache anredete, und als ich dieselbe nur äußerst wenig verstand, hub er in schlechter griechischer Redeweise mit mir an; auch diese Sprache verstand ich nicht, weßhalb ich ihm in lateinischen Sätzen antwortete, von welchen er aber nur einige Worte erfaßte, weil er gut französisch verstand; und als ich ihm in dieser Sprache antworten konnte, leuchteten seine halbgeschlossenen Triefaugen freudig auf und er fing mit mir jugendlich an zu plaudern, so gewandt, daß ich alsbald annahm, er seie ein geborener Franzos und eher als nicht ein Renegat, in welcher Voraussetzung ich mich auch nicht täuschte. Er fragte mich nach meiner Heimath und meinem Schicksal, worüber ich ihm Auskunft gab, so viel mir gut däuchte. Nach und nach lenkte er auf den Islamismus und das Christenthum, in welcher Richtung ich so vorsichtig antwortete, als man von der Bedachtsamkeit eines alten Mannes nur erwarten konnte, woraus er aber wohl erkennen konnte, daß ich meine Tage als Christ zu beschließen gesonnen sei. Plötzlich schwieg er still, legte sein feist Gesicht in die theilnahmslosesten Falten und winkte mir zu gehen, worauf ich von dem Halbneger zu den andern fünf Sklaven gebracht wurde, die mich stumm

in ihre Mitte aufnahmen, denn jedes laute Wort wird mit beliebiger Anzahl Rohrhieben bestraft, zu welcher Strafe der jeweilige Aufseher unbedingte Befugniß hat, was ich gleich den andern Tag zu sehen Gelegenheit hatte.

Die Sonne ging eben unter und die Abendfeier trat für die Sklaven ein. Die Türken aber beginnen gegen Abend erst ihre Geschäfte, die sie jedoch allsammt in mindestens zwei Stunden abgemacht haben. Wir wurden in die vorbemerkte Hütte getrieben, worauf einer der Ohnbenasten fortging und in hölzerner Schüssel Reis und Zwiebel brachte, nebst einem großen Krug Wasser. So hungrig ich auch war, so ging mir doch meine jetzige Lage über Essen und Trinken. Ich legte mich still nieder und schlief ein, bis mich das Meerrohr des Halbnegers unsanft aus meiner Ruhe zur Arbeit rief. In Betracht meines Alters wurde mir kein Schelleisen an den Fuß geschraubt, wohl aber bekam ich ein rostiges Blech, Hand groß, worauf eine Nummer und der Name des Herrn, dem ich gehörte, stand, an den Arm. Zugleich wurden mir in türkischer Sprache meine Pflichten vorgesagt, von denen ich aber durchaus Nichts verstand, dann ging's an die Arbeit in dem weitläufigen Gute. Was ich that, war so ziemlich recht gethan den ersten Tag. Den zweiten Tag legte ich weniger Ehre ein, doch legte mein Aufseher keine Hand an mich, weil er vor meiner starken Figur, meinem Bart oder meinem weißen Scheitel etwas Achtung hatte. Einer meiner Mitsklaven aber versah sich an einem Blumenzwiebel und einer Wurzel, die neben einander standen, daß beide durch seine Hacke beschädigt wurden. Wuthentbrannt warf der Halbneger seinen Fangriemen dem Unglücklichen um den Hals, schnürte ihm die Kehle dermaßen zu, daß er beinahe erstickte und hieb mit seinem Meerrohr so lange und unbarmherzig auf den bloßen Rücken des Halbentseelten, daß ich hinzulief und mit aufgehobenen Händen den Quäler um Schonung für den genug Geschlagenen bat. Statt einer Antwort aber zog der Wütherich sein krummes Messer aus dem Henkel und wies mir den Weg damit mit dem Bedeuten, daß, wo ich nicht eilig mich an meine Arbeit mache, er mir die Nase aus dem Gesicht schneide, wie es dem eben Gezüchtigten geschehen vor nicht langer Zeit. Ich ging, aber der nächste

Tag war der Tag der Rache für den Barbaren. An einem Stickfluß starb der Herr, dem wir eigen waren, und das war das Zeichen des Todes auch für den Neger. Der Knabe, der den Alten so freundlich bei meiner Ankunft begrüßt und geküßt hatte, sprang weinend in der Mitternacht an unsere Hütte und rief jammernd um Hilfe für seinen Großvater, der gestorben seie. Wir standen auf, um wo möglich den Knaben zu trösten, denn hinaus konnten wir nicht, weil die Thüre verschlossen und des Nachts alle Sechs aneinander mit einer Stange verbunden wurden. In aller Frühe kam der Neger sehr betreten in unsere Hütte und lösete unsere Bande mit mißtrauischen Blicken auf. Still traten die Fünfe vor die Hütte und griffen wie sonst zu ihren Hacken, als aber der Barbar dießmal ihnen nachfolgte, wandten sie sich plötzlich um und schlugen ihn nieder. Der erste Schlag traf ihn auf's Maul, daß alle Zähne ihm in den Hals hinabfuhren, der zweite auf den Kopf, der dritte auf die Nase und die Augen, und immer wollte er sich noch wehren auf der Erde. Da sprang einer der Ohnbenasten, wie eine gereizte Bestie, auf den Körper des Niedergeschlagenen, riß ihm sein Sichelmesser aus der Hand und schnitt ihm damit grimmig die Nase aus dem Gesicht, wie er ihm vor Kurzem gethan haben mochte. Ein Anderer schnitt ihm die Ohren und ein Dritter die Finger ab. Dabei lebte der Neger und hatte sein volles Bewußtsein, er versuchte öfters zu schreien, aber alsbald traten ihn seine Mörder mit den Holzsohlen auf's Gesicht und den Mund, daß er nicht mehr einen Laut von sich zu geben wagte. Aus einem Auge sah er noch, und mit demselben blickte er mich jammervoll an, als er vier von denen, die er gestern noch so schrecklich mißhandelte, eine Grube in aller Eile graben sah, in welche sie den Verstümmelten mit lebendigem Leibe werfen wollten, welches Thun ich aber nicht zugab, sondern unter solchen Umständen auf Tödtung antrug. Diesem Begehr aber wollten sie durchaus nicht Folge leisten, indem sie meinten, der seie zu schlecht, als daß man ihn zuerst tödte, den müsse die Erde ersticken, und wirklich, sie warfen den Ueberwältigten mit lebendigem Leibe, unter schweren Blutströmen röchelnd in die Grube. Als sie Erde auf sein Gesicht warfen, da zuckten seine Glieder gräßlich, seine Brust hob sich entsetzlich und ein Mark und Bein durchdringender

Kampf bemächtigte sich des jämmerlichen Racheopfers. Dessen erbarmte ich mich, in angstvoller Verzweiflung griff ich zu dem Sichelmesser, das gestern noch gegen mich geschwungen wurde, und fuhr ihm damit durch den Hals, daß der Wütherich augenblicklich verendete. Hierüber waren die Andern äußerst ungehalten, denn sie konnten mir nicht genug erzählen, was der Erschlagene für ein Unmensch und für ein Ungeheuer in Ausübung aller möglichen Qualen an seinen Untergebenen war. Sie sagten mir, wie sie um ihre Nasen gekommen; blos weil sie sich umsahen, als er den sechsten Sklaven, dessen Ersatzmann ich war, dermaßen schlug, daß der Geschlagene an seinen Striemen den zweiten Tag darauf starb; und dieser hatte Nichts gethan, als seinen Kameraden ein fremdes Schiff gezeigt, das sich aus dem schwarzen Meer herbei bewegte. Er strafte sie mit Hunger und Durst und kein andrer Name kam aus seinem Munde als „Hunde“. So lange der alte Herr lebte, seie freilich Nichts zu machen gewesen; denn wenn sie Hand an seinen Aufseher gelegt, oder demselben nur einen Widerspruch gethan hätten, wären sie ohne Gnade mit lebendigem Leibe in einen Sack genähet und in das Meer geworfen worden. — Der Alte seie zwar vordem auch Christ und sein Vater ein Franzose, Namens Rochefoulle, gewesen, der gegen die Türken gefochten habe; aber zu Bagdad fiel er in die Hände der Türken mit seinem Vater.

Der junge Johannes Rochefoulle, damals eilf Jahre alt, wurde beschnitten und bekam dann den Namen Hill-Riza, das ist „Lichtdurchdrungener“. Mit seinem dreizehnten Jahre zog er gegen die Christen zu Felde und zeichnete sich durch Heldenmüthigkeit und Schlauheit dermaßen aus, daß er es bis zum Bassen brachte, mit welcher Stelle ein großes Einkommen verbunden war, auch hatte er an aller, den Christen geraubter Habe die Hälfte, wodurch er sich ungeheure Reichthümer erwarb, und sein übriges Leben in Weichlichkeit und Wollust hinzubringen im Stande war. Er hatte an zehn Weiber, worunter einige so schön wie Engel, einige aber so wüst wie die Nacht waren. Töchter zeugete er sechsundzwanzig, Söhne zwei, welchen er aber in die Grube sah. Ein einziger Enkel war voraussichtlich sein Stammhalter. Er schloß sein Leben mit dem 65. Jahre.

Nachdem der Halbneger verscharret war, bemühten sich seine Mörder, eiligst alle Blutspuren auf's Pünktlichste zu vertilgen, und als dieß geschehen war, gingen wir, wie gestern und ehegestern, an die Arbeit und Niemand fragte nach dem Vermißten, so lange ich wenigstens auf dem Schloßgute war. Unser Loos war gut und wohl besser, als vieler armen Taglöhner draußen im Reiche. Alles, was die Natur bot, stand zu unserm Genusse und mit der Arbeit vermochten wir wohl fertig zu werden, wenn wir nur vier Stunden des Tages arbeiteten. — Der Körper des todten Herrn wurde mit wohlriechenden Seifen im Freien, unter seidenem Zelte, gewaschen und auf kostbarer Binsenmatte zur Schau gelegt, zwei Mal zwölf Stunden. Hernach begann die Begräbnißfeierlichkeit auf seinem eigenen Gut. Unter die erste Staffel, wenn man vom Schlößchen nach dem Meere hinabging, wurde er seinem Willen gemäß begraben. Von nun an durfte Niemand mehr auf diese Staffel treten, sondern es wurden einige Nebentritte gemacht. — Am Morgen des Begräbnißtages kam ein Molla (Stadtviertelsrichter) mit sechs Monkiren (Todtenpfaffen). Ersterer nahm ein Protokoll über den Todten auf, Letztere begannen einen drei Stunden anhaltenden Gesang, der mich beinahe rasend machte. Als diese schwiegen, nahten sich sechs Moscheediener und beteten stille drei volle Stunden knieend vor dem Leichnam. — Jetzt war der Körper den Leidtragenden überantwortet. Die Weiber, die Töchter und der Enkel umknieeten den Todten und thaten sehr schmerzlich ebenfalls drei Stunden lang. Die Sonne senkte sich und herüber von Konstantinopel schwamm eine zahllose Menge Barken mit a'ten Kriegern, wohl 300 an der Zahl, die alle den Entseelten mit der linken Hand an der Stirne berührten. Dieser Aufzug war gar wunderlich anzuschauen, denn es kamen herbei 50–80jährige Männer, mit mächtigen, reich besetzten Turbanen, langen grauen Bärten, allfarbigen Jacken und Pumphosen, weißen Strümpfen und gelben, grünen und rothen Pantoffeln. Unter der Brust trugen sie seidene Gürtel, in welchen bei Jedem ein langer, zweischneidiger Dolch und ein krummes Sichelmesser stack; unter diesem Gürtel war ein unglaublich großer Wulst Wollenzeug, der mindestens viermal um die Lenden gewickelt war. Dießmal war diese Binde leer; gewöhnlich

aber trägt der Türke seine Lebensbedürfnisse, als: Tabak, Brod, ein Schnupftuch, das beim geringsten Schiffsknecht mit Goldfäden verziert ist ꝛc., darin nach. Nicht selten schwellen diese Binden durch die vielerlei Aufbewahrnisse zu einer Dicke von mehreren Schuhen auf, und mit Wohlgefallen schaut der Türke auf seine Habe herab. Der Verstorbene wurde mit langsamen Schritten seinem Ruheort zu getragen und, in einen seidenen Mantel gehüllt, ohne Sarg in das Grab halbsitzend geleget, den Kopf nach Mekka gerichtet. Im Munde hatte er eine Citrone, in den Händen eine silberne Klamme, damit er im Himmel, wenn ihm eine Pfeife gereicht würde, damit die brennende Kohle erfassen und den Tabak anzünden könnte. Allerlei grünes Gezweige wurde auf den Leichnam geleget, und derselbe dann mit der Steinplatte bedeckt. Das Schlößchen erbte der Enkel des Verstorbenen, und weil dieser noch ein kleiner Knabe war, so kam er nach der Hauptstadt zur Erziehung und ich mußte als sein Begleiter mit ihm hinüber nach Konstantinopel, wo ich im August 1523 anlangte. Wenn überhaupt das Wort „Sklave" mich nicht gedrückt hätte, so drückte mich gar nichts Erhebliches, denn mein junger Herr war mir freundlichst zugethan und horchte auf meine Lehren, Warnungen und Erzählungen mit großer Liebe und Gutmüthigkeit. Sechs Jahre verschwanden mir also; da unternahm mein Herr eine Lustreise nach Adrianopel, über den Hämus nach Ragusa und von da auf dem adriatischen Meer nach der Heimath zurück, wobei ich ihn zu begleiten hatte. Auf der Insel Corfu traf ich von ungefähr einen deutschen Handelsmann aus Frankfurt, mit Namen Sigmund Kilcher, den ich an seinem Sittengruß erkannte, mit dem er einen Bekannten neben mir an einem Morgen begrüßte. Hochbeglückt, einmal wieder einen deutschen Ton zu vernehmen, blieb ich einige Augenblicke neben den Redenden stehen, dann näherte ich mich denselben und gab mich ihnen unter einem großen Thränengruß als einen Landsmann zu erkennen. Bei ihrem Abschied versprachen mir die beiden Männer meine Loskaufung, wenn es irgend in ihrer Macht stünde. Es stand bis zum Jahre 1530 an, als ich eines Morgens auf dem Schloßgute meines Herrn einen Mann eintreten sah, den ich alsbald als denjenigen Handelsmann erkannte, der mir zu Corfu so theilnehmend entgegen-

kam. „Gott sei gelobet," rief er, als er mich ersah, „daß es mir vergönnet ist, an Dir mein gegebenes Wort zu lösen. Hier nimm dieses Schreiben, das ich vor etwa einem Jahre schon aus Deutschland erhielt." Mit zitternden Händen öffnete ich den Brief, und er war von meinen Söhnen. Tausendmal küßte ich das Papier. Nachdem ich mich wieder etwas gesammelt hatte, sprach der Corsuaner zu mir: „Nimm es nicht als ein Zeichen einer Gleichgültigkeit, daß ich jetzt erst, nach so vielen Monden, Dich heimsuche mit meinem Trost, aber tausend widrige Umstände machten mir Dein Auffinden schwer. Wenn Dir nun darum zu thun ist, wieder in die Arme der Deinen zurückzukehren, so sprich, und ich will Dir behilflich hiezu sein."

Ich wußte nicht, was ich hierauf antworten sollte; denn mir war wohl bekannt, daß mein Herr mich nicht um Lösegeld zurückgeben werde. Die Flucht war etwas sehr Gewagtes, zumal ich schon in Mitte der siebenziger Jahre stand, und mein Loos ein gutes zu nennen; auch wußte ich, daß bei meiner Heimkunft all' die Schmach, die auf mir lastete, wieder in's Leben treten würde. Doch die Liebe zu den Meinen siegte immer mehr, je länger ich an die Möglichkeit, sie wieder zu sehen, dachte. Ich verbarg daher den zu mir gekommenen Freund in meinem Glashause und wagte eine Bitte um meine Loslassung an meinen Herrn. Dieser aber sagte: „Ich glaube wohl, daß Du Dich sehnest, die Deinen noch einmal zu sehen, aber Du würdest nicht wieder zu mir kehren, wenn ich Dich zu ihnen heim ließe, deßhalb künde den Deinen an, daß sie zu Dir hierher kommen, es soll ihnen kein Leid widerfahren; und ich will Gastfreundschaft an ihnen üben in Rücksicht Deiner Treue, die Du seit so vielen Mondwechseln in meinen Diensten geübet, so wahr der Prophet lebet!" Da war mit einem Mal meine Hoffnung in dieser Richtung zerronnen und ich brachte meinem Freunde diese Nachricht. „Das hat Nichts zu bedeuten," sagte dieser, „wenn Du willst, so bringe ich Dich mit Gottes Hilfe hinweg von hier." Lange schwankte ich zwischen der Pflicht gegen meinen gütigen Herrn und zwischen der heißen Sehnsucht nach den Meinigen. Ehe ich aber zur wirklichen Flucht schreiten wollte, wagte ich noch einen Bittversuch des andern Tages. Mit der dritten Morgenstunde kam nämlich jeden Tag mein Herr

nach den Anlagen, welche ich zu besorgen und zu beaufsichtigen hatte, und sprach gewöhnlich mit mir über Dieses oder Jenes; so auch an dem Tage, an welchem ich meine Freiheit wieder errang. Ich nahm nochmals Gelegenheit, von meiner Sehnsucht nach meinen Lieben und von der Kraftlosigkeit, mit welcher ich ihm, meinem Herrn, nur Weniges noch zu leisten vermöge, zu reden. Einige Augenblicke stand er sinnend; dann sprach er ernst und bestimmt: „Ich kann Dir nicht gewähren, ohne eine heilige Pflicht gegen den Propheten zu verletzen, welche gebeut, daß im Alter kein Sklave eines Moslems verstoßen werden darf.“ — Ungeachtet daß ich schon zwei Mal Freiheitsbitten an meinen Herrn gerichtet hatte, trug er doch nicht den mindesten Gedanken an meine Flucht in sich, denn ich konnte gehen, wohin ich wollte, nur mußte ich des Nachts die Rauchfässer anzünden, ehe ich zur Ruhe ging. Diese Arbeit war die letzte in meinem Sklavendienste, und als ich sie am Abend meiner Flucht abgethan hatte, ging ich in mein Glashaus, zog von meinem Freunde Kleider an, welche er doppelt auf dem Leibe trug, und schritt mit leisem Gebete die Gartenstufen hinab, wo die Barke meines Herrn schaukelte. In dieses Schifflein setzte ich mich und mein Begleiter, und wir ruderten hinüber nach Konstantinopel. An dem Sophiathore stiegen wir aus, gaben einem Barkenführer den Auftrag, am kommenden Morgen das Schifflein nach Hill-Riza's Schlößchen zu bringen, worauf wir in den mir wohlbekannten Gassen der Hauptstadt verschwanden und uns eilig nach dem Rajaquartier hinzogen. Hier standen zwei Esel, welche wir mit allem Nöthigen bepackten, wozu mein Begleiter das Geld mir zuhandete, und zogen dann aus der Stadt, welche wir nach dreistündigem Gehen als handelnde Eseltreiber im Rücken hatten. Mit dem Anbruch des Morgens sahen wir nur noch die Thürme des neuen Kastells von Konstantinopel; wir waren auf der Heerstraße nach Seres, welche Stadt wir wohlbehalten nach zehn Tagreisen erreichten. Von da zogen wir nach Salonichi und Janina, und trafen zu Corfu den 10. Januar 1530 ein, wo ich im Hause meines Retters eine über alle Beschreibung gute Aufnahme fand, denn die Hausfrau war eine Schweizerin von gar edlem Herzen. Nach sechstägigem Aufenthalte in diesem gastlichen Hause verließ ich dasselbe, ausgestattet

mit allen möglichen Reisemitteln, unter vielen, vielen Segenswünschen. Glücklich erreichte ich Tarante, Foggia, Rom, Florenz, Ferrara, Mantua, Bozen, Innsbruck, München, Augsburg, Ulm. Den 29. März bemerkten Jahres saß ich zu Eßlingen im Lamm, und trat den andern Tag in aller Frühe den Weg nach Stuttgart an, wo der jüngste meiner Söhne, genannt Werner, Hofkammersekretarius war, und der, wie mir gesagt wurde, gegenwärtig über dem Schlosse bei der Stiftskirche wohnen solle, in Burghardt Singers Haus, nächst dem Kirchgassenthörle.

Als ich auf die Eßlingersteighöhe, genannt zur Wagenburg, kam, erschaute ich ein Rennen und Jagen der Landleute der umliegenden Dörfer. Eben schlug es im Thale acht Uhr. Was soll denn aber die Eile der Leute bedeuten, dachte ich, und ging langsam das Pflaster hinab, verfolgte am Deichelseelein den schmalen Fußpfad, der nach dem Lederthörlein führte, und kam über den Hafenmarkt nach dem Bärenbrunnen, um welchen herum viele Reiter sich versammelt hatten. „Was ist heute hierorts Außerordentliches zu schauen?" fragte ich einen derselben. „Nach Verlauf einer Stunde wird der Kürschner Augustin Bader aus Augsburg hier auf dem Marktplatz enthauptet, und hernach sein Körper verbrannt," war die mir durch Mark und Bein dringende Antwort des Befragten. „Wo wohnt Der von Neuhausen?" fragte ich am Eingang des Pfeffergäßchens (jetzige Enge Straße). „Hier!" rief eine Stimme vom ersten Stockwerk herab. Während ich am gesuchten Hause hinaufschaute, murmelte es durch die Menge: „Der Bader kommt! der Bader kommt!" — Ach, daß diesen Jammer mein Auge sehen muß, daß meine Füße gerade zu dieser Stunde mich hierher tragen müssen, in diese Gassen, welche ich vor siebenundvierzig Jahren als ein Mörder, begaffet von dem theilnahmslosen Haufen, gleich diesem unglücklichen Malefikanten, zur Richtstätte wandern mußte. Gleich, als ob ich erst gestern meinen Schmachweg gethan hätte, stockte mir beinahe das Blut in meinem Busen; bewußtlos lehnte ich mich einige Augenblicke an die Wand des Hauses hinter mir. Kalter Schweiß triefte von meiner Stirne, meine Glieder zitterten, und mir war, als ob die Stunde meines Todes näher wäre, als dem langsam herbeifahrenden Kürschner Bader. Es war ein

Mann mit starkem Barte, schwarzen feurigen Augen und großer Nase. Seine Haare waren ihm bis auf einen kleinen Henkersschopf auf dem Wirbel kahl geschoren. Krampfhaft fuhr ich bei diesem Anblick auf mein eigen Haupt, das einst einen gleichen Schopf getragen. Meine Haut rieselte mir unaufhörlich, und ein marterndes Gefühl peinigte unsäglich mein ganzes Wesen, als ich vor mir Halt machen sah, und die Henkersleute den Verurtheilten mit einer glühendrothen Zange an den Armen und auf dem Rücken sechsmal zwicken sah. Nach dieser Qual legten die Henker die Zange wieder in die Gluthpfanne, welche hintennach getragen wurde. Kein Wehegeschrei kam über den Mund des Todgeweihten, nur seine Lippen biß oder preßte er krampfhaft zusammen auf kurze Augenblicke, dann betete er ein stilles Gebet mit thränenden Augen. „Ach, ach! sind diese Christen nicht ärger, denn die Türken!“ rief ich laut aus, daß alle Umstehenden sich umsahen, und mich, den unbekannten Fremdling, begafften. Kein Mahomedaner würde einem seiner Glaubensbrüder ein solches Leiden anthun, wie die Bekenner der Lehre Christi, deren Heiland auch dem tiefsten Sünder, so er Reue im Herzen trägt, Barmherzigkeit verspricht. „Ihr seid wohl auch Einer von dieses Königs Unterthanen?“ fragte mich eine herrische Gestalt. „Wessen Königs?“ forschte ich. „Dieses da, den man eben jetzt vom Leben zum Tode bringt, der ein Kürschner seines Gewerkes und aus Augsburg gebürtig ist; sein Name ist Augustin Bader.“ — „Und was ist des Gequälten Verbrechen?“ — „Er wurde der Wiedertäuferei wegen aus seiner Vaterstadt verbannt; hernach kam er nach Wirtenberg, trieb allda wirres Unwesen und Abgötterei. Ein Traum, daß er zum König des Erdkreises auf tausend Jahre bestimmt seie, muthete ihn auf, zu Ulm eine Krone, ein Scepter, ein Schwert, einen Dolch, einen königlichen Pelzmantel und einen Sternenhimmel von Seide sich machen zu lassen, und er zog mit dieser Herrlichkeit, begleitet von etwa zwanzig seiner Anhänger, nach dem Lauterthale bei Blaubeuren, und schlug in einer Mühle seinen Sitz auf. Er predigte viel von seinem neuen Reiche in der Scheuer des Müllers; dem Mühlherrn aber kam der neue König nicht ganz geheuer vor, eingedenk des Bauernkriegs, wodurch ihm sein Stadel über dem Kopfe angezündet wurde; er machte bei der Obrigkeit von den Bauern-

versammlungen Anzeige, worauf der Wiedertäuferkönig mit vielen seiner Anhänger gefangen genommen und hierher nach Stuttgart gebracht wurde, wo nun seiner Herrschaft mit seinem eigenen Schwerte ein Ende gemacht werden soll, dort auf dem Marktplatze gemeiner Stadt." Gleich einem wogenden Strome bewegte sich die gefühllose Menge der Neugierigen jetzt wieder vorwärts, und die zwei Kohlschüsselträger mit ihren Teufelsgesichtern dem unglücklichen Opfer nach. —

Ohne daß ich es wünschte, ward ich durch die Gewalt der Menschen bis zur Richtstätte auf den Markt vorgeschoben. Von den mit Hellebarden und Untergewehren bewaffneten österreichischen Grenadieren war ein kleiner Kreis gebildet, welcher beinahe vollgepfropft war von Anhängern des Bader, und die allesammt einer schweren Strafe zitternd entgegensahen. Furchtlos stand zum sechsten Mal der gequälte Einbildungskönig von seinem Wagensitze auf, und wiederum wurde ihm das Hemd vom Leibe gerissen, und die drei Fuß lange schwere Schmiedszange abermals glühendroth aus den Gluthen herausgezogen. Weil das Marterinstrument aber bis zu seiner Gabel sehr heiß war, so wollte der Henker mit der Zwickarbeit eilen, stieß aber dabei den österreichischen Stadthauptmann d'Osti, der querüber dem Zangenmann lief, dermaßen auf die Brust, daß dieser, wie von einer Schleuder getroffen, mit verbranntem Lederkoller zusammenstürzte. Dabei fiel dem Henker die Zange aus den Händen, und dem Herrn Magister Bernhard Ott, sowie seinem Nebenmanne, dem Bürgermeister und Kantengießer Bantlin, auf die Füße, wodurch sie sehr verbrannt wurden, besonders da sie „leichtiglich Schuhwerk vnd floretten Strumpfzeug" anhatten. Auch der junge Leistschneider verbrannte sich an der Zange gar „erbarmendlich", alldieweil er vorwärts gestoßen wurde von den zwei bemeldten Männern, und just auf das Glutheisen fiel. Hiedurch war dem Augustin Bader eine Qual erspart, er wurde nicht mehr gezwickt, denn der Henkersknecht wurde von dem beschädigten Bürgermeister „schmähendlich" geschimpfet, worauf dieser die Zange aufhob und ärgerlich auf den Schinderwagen warf, auf welchem ein Strohbund lag. In demselben Augenblick entzündete sich das Stroh, und ein lustig Feuer flackerte hinter

dem Todgeweihten auf. „Das ist ein gerecht und göttlich Zeichen!“ schrieen mehrere Soldknechte, „lebendig sollt' man diesen „Ketzerkaib“ verbrennen!“ Unter schrecklichen Flüchen des Fuhrmanns Hans Kobelhardt, daß sein Wagen verbrenne, wurde der Verurtheilte eilig von demselben über die Wagstange hinabgestoßen, und der Wagen nach dem Marktbrunnen „gehauset“, wo die bereits versengten Halme in Asche erstarben und nichts mehr zu löschen war, als ein dürres Brett, das auf dem Fuhrwerk lag. In diesem Wirrwarr entwischte ein Hans Klüpfel aus dem Soldknechtkreise. Dieser Klüpfel war ein Anhänger des Bader und gab seinen Gesandten vor dessen Arretirung mehrmals Herberge in seinem zum „Krügle“ genannten Hause, das nächst dem Adelbergerhofe stand, und von wo aus man durch ein Gänglein über den Hirschgraben gehen konnte. Jedermann schaute auf das Feuer des Strohbundes; da bückte sich Klüpfel, der seines frohen Muthes und spaßhafter Laune ein bei den Bürgern beliebter Wirth gewesen sein soll, neben einem Gerber, Namens Martin Böckle, nieder, und verschwand aus dem Kreise, und wurde erst vermißt, als ihm der Galgen auf den Rücken gebrannt werden sollte. Der Flüchtling sprang heim, zog seine besten Kleider an, nahm sein vorhandenes Geld zu sich und floh nach Reutlingen, allwo er dann als Frohnknecht arbeitete, bis er wieder unter wirtenbergischer Herrschaft gefahrlos heimwärts durfte. Jetzt ging es an ein Brennen der Anhänger und Anhängerinnen des Bader. Erst kam ein alter Kammmacher an die Reihe, dem der Galgen auf den Rücken gebrannt wurde. Dieser sang einen Psalmen und lobete Gott für die Ehre und Pein, so ihm widerfahre um Seines heiligen Namens willen. Dann sollte an dem eben benannten Klüpfel die Brandmarkung vorgenommen werden, aber siehe da, er war verschwunden! Darüber war ein gar großes Entsetzen, denn man glaubte nun steif und fest, er habe sich mit Hilfe des Teufels unsichtbar gemacht, und seie in der Luft davon geflogen, zumal er nie dazu gebracht werden konnte, das heilige Kreuzeszeichen zu machen. Eine große Besorgniß trat ein, ob er jetzt nicht die Stadt mit Unglück heimsuchen werde. Der Entschwundene wurde in der ganzen Stadt an allen Gasseneckcn ausgetrommelt und mit seinem Namen aufgerufen, wieder zu erscheinen,

ehe die Nacht eintrete; dafür solle er frei von aller Strafe sein. Aber Klüpfel kam nicht; denn als dieser Aufruf geschah, wanderte er schon bei Nürtingen, wo ihn die Leute überall um Auskunft baten, wie drunten in Stuttgart die Exekutionen für einen Ausgang gehabt hätten. Der Dritte war ein Weingärtner, Namens Jörg Wolhover; statt des Gebets bei seiner Plage schimpfte dieser entsetzlich, verfluchte alle katholischen Heiligen, nebst den gottlosen Baalspfaffen, die die Menschen nicht nach dem göttlichen Worte Gottes lehrten, sondern Heuchler seien, und gegen ihr besser Wissen und Gewissen predigten, absonderlich wie da thue zu St. Leonhardt der abgöttische Kaplan Jakob Haselmann und sein Rotzaffe, Bartholomäus Steigleder. Sie seien so dumm wie die Opferstöcke, und so unersättlich wie die Büchsen darin. Und wenn sie ihn auch kreuzigen würden, so wollte er doch bekennen dessen, was er geglaubet und überzeuget wäre. (Acht Jahre später erwischte dieser Wolhover einen spanisch-österreichischen Grenadier, der bei seiner Qual anwesend war, und der in Stuttgart blieb beim Abmarsch seiner Kameraden und Vogteiknecht geworden war, beim Obernthorzwinger; er band mit ihm an, erfaßte ihn bei der Gurgel und erwürgete ihn. Hierüber geschah dem Thäter kein Leid. Der Vogteiknecht wurde in aller Stille begraben, den 7. März 1539, nah an dem Ort, wo er erwürget lag.)

Die Uebrigen der Verurtheilten waren Weibsleute, von denen die älteste die „Täuferamme" geheißen wurde von ihren jüngern Schwestern. Diese wurden mit Ruthen gestrichen und ihnen die Haare vom Kopfe geschoren. Die Täuferamme aber sollte auch gebrandmarkt werden, als sie aber den Henker mit dem Glutheisen kommen sah, schrie sie um Gottes Barmherzigkeit willen um Gnade; sie wolle ja gerne wieder römisch-katholisch oder spanisch werden, so man sie verschone. Dieses Flehen fand geneigte Ohren, denn sie war ein sauber Weib. Sie mußte auf das Pflaster knieen und einen Rosenkranz beten, auch sich, wie üblich, bekreuzen; dadurch erlangte sie völlige Freiheit augenblicklich. Dieses Weib gehörte einem Schuhmacher Erhard Löffler zu, und war eine Tochter der alten Lösin, welche drei Jahre vordem, den 12. Junius 1527, auf Angabe mehrerer ganz unglaubhafter Leute, daß sie in Gemeinschaft mit dem Teu-

sel stehe und Abgötterei treibe, von dem Stadtvogten Fürderer auf die unmenschlichste Weise gefoltert wurde. Diese alte arme Wittwe war 70 Jahre alt, und hieß Margaretha, und kam vom Eßlinger Markte an bemeldtem Tage arglos heim. Da wurde sie unter dem Thore gefangen genommen, zu Fürderer geführt, der ihr die grauen Haare abschneiden, sie auf die Folter spannen, aufziehen und mit Ruthen hauen, ihr die Schienbeine mit in Pech getauchten, angezündeten Lumpen verbrennen, ein Seil um ihren Kopf legen, und mit aller Gewalt zusammenziehen, ihre Füße in Schweinsschuhe zwingen, sie auf einen Stuhl binden und mit glühenden Kohlen überschütten ließ. Und als all diese Martern kein Geständniß ihr erpreßten, sperrte man sie drei Jahre in einen dachlosen Thurm, wo man ihr eine Verschreibung abdrang, daß sie die Stadt und das Land meiden, auch nie eine Klage wegen der ihr widerfahrenen Mißhandlung gegen Fürderer oder dessen Familie anstellen wolle. Ein Sohn dieser Wittwe, Namens Sebastian, wurde später (um's Jahr 1533) des Rathes Einer, und kam neben den Fürderer zu sitzen, den er die Rathhaustreppe hinabwarf, daß er todt fiel, worauf der Thäter auswanderte.

Als sieben Weiber und zwei Männer gebrandmarkt waren, wurden die zum Tode verurtheilten drei weiteren Anhänger des Wiedertäuferkönigs, welche im Thurme zur „Katz" (der in der Nähe der alten Stadtschreiberei auf der Mauer stand) genannt, seit sechs Wochen nothpeinlich saßen, herbeigebracht, und vor den halbentblößten Augustin Bader Mann für Mann gestellet. Hierauf winkte vom Eckfenster des Herrenhauses der älteste Rathsherr, Gregor Keller, daß der Nachrichter sein Amt thun solle, worauf der Freimann das Schwert schwang, und der Kopf des Ersteren fiel in den Sand. Und nochmals winkte der Rathsherr, da rollte der zweite Kopf neben den ersteren. Und zum dritten Mal winkte der Gebieter, zum Vollzug der Todesstrafe an einem blühend-schönen Jüngling, der den Schreiber des Wiedertäuferkönigs gemacht hatte. In dem Augenblick aber, als der Nachrichter sein Schwert erhob, schrie der ganze Zuschauerhaufe: „Gnade! Gnade!" Da ließ der Nachrichter das Schwert sinken und schauete nach dem Fenster der Räthe empor. Nach weniger Weile wehete ein weißes Tuch vom Hause herab. Man führte den

Begnadigten aus dem Kreise hinaus und brachte ihn in sein voriges Gefängniß zurück. Dieser junge Mann hieß Hölderlinus und war von diesem Augenblick seiner Sinne nicht mehr mächtig. Er lief bis in sein hohes Alter in den Gassen Stuttgarts wahnwitzig herum, redete manche Tage gar nichts, dann aber stand er auch wieder auf die Ecksteine und predigte von seinem Wiedererstehen. Er glaubte in fester Ueberzeugung, daß er mit den andern vor ihm Gerichteten vom Leben zum Tode gebracht worden seie, aber er seie alsbald wieder erstanden und wandle nun zur Ehre Gottes und seiner Macht in Klein-Jerusalem, wie er jetzt Stuttgart nannte, umher, auch ging er oft mehrere Tage hinaus aus den Thoren der Stadt, und wenn man ihn bei seiner Wiederkehr fragte, wo er gewesen? antwortete er: daß er Johannes in der Wüste gesucht habe, welcher nun bald erscheinen werde, um von der Wiederkunft des großen Messias Zeugniß zu geben. Den 2. April 1591 starb dieser Unglückliche in einem Alter von 87 Jahren. Den Tag seines Todes soll er voraus gesagt haben, und einige Wochen vor demselben seie es gewesen, als ob der Geist des Herrn ihn entzückt habe, denn er redete göttliche Worte, an denen sich besonders der „gottsförchtige" Herr Magister und Stadtadvokat Johannes Nördlinger erbauet hat, in dessen Schwalbstube der Irre wohl an die zwanzig Jahre gewohnet hat. Als diese drei Voropfer beseitigt waren, griff der Nachrichter zu einem andern Schwerte; es war dasjenige, welches Bader in Ulm sich verfertigen ließ, worauf der Gebundene mit großer Unerschrockenheit niederknieete, um den Todesstreich zu empfangen. Da aber das Schwert dem Nachrichter nicht ganz handgemein war, so war seine Wucht unstät, und er hieb dem schon seit sechs Stunden auf eine unsägliche Art Gemarterten die Hälfte des linken Schädels hinweg. Der Verletzte sprang auf, lief entsetzlich schreiend umher und bat Gott um Rache für diesen an ihm verübten Frevel. Da sprangen zwei Henker herbei und drückten ihn wieder zu Boden nieder, worauf ihm ein zweiter Hieb in den Hals und die Schulter beigebracht wurde, welcher dem Armen aber noch immer nicht das Leben nahm. Jetzt griff der Nachrichter zu seinem Schwerte und schnitt dem Halbentseelten vollends den Kopf vom Rumpfe.

Nunmehr lud man die Körper auf eine Schleife und verbrannte sie vor dem Hauptstätterthor, gegenüber des weißen Thurms, wo ein Schnappgalge war; hierauf nahm der Henker die Asche und die noch vorhandenen Knochen, warf Alles zusammen in einen rothen Sack, und vergrub diesen Rest in der „Falschen Klinge". Theilnahme durfte Niemand äußern, bei Gefahr schwerer Strafen, denn Wirtenberg stand um diese Zeit unter österreichischem Scepter. Mit dem Glockenschlag Eins stand ich wieder vor dem Hause, in welchem mein Sohn wohnen sollte. Mit unnennbarem Gefühl von Schmerz und Freude stieg ich die Haustreppe hinauf und klopfte schüchtern an der Thüre, worauf alsbald „Herein!" ertönte. Ich trat in die Stube und sah einen Mann von etwa fünfzig Jahren, umgeben von vier Kindern, am Tische sitzen. Er war korpulent, von stattlichem Ansehen und rothbrechtem Gesichte. „Was steht Euch zu Diensten?" fragte mich der vom Tische Aufstehende. — „Einen herzlichen Gruß soll ich Euch melden von Eurem Vater aus Konstantinopel," war meine Antwort. „Ich habe ihn vor sechs Monaten daselbst gesprochen." — „Ach Gott! Lebet mein Vater noch?" forschte mit einem heißen Strom von Thränen mein Sohn. — „Ja, er lebt noch und seine Altersschwächen abgerechnet, gehet es ihm auch leidentlich wohl; doch wird seine Pilgerfahrt nicht mehr so lange währen, als sie schon gewähret hat; allein er fürchtet weder den Tod, noch wünschet er denselben. Sein einzig Sehnen ist, nur ein Mal noch seine Lieben zu sehen, nur ein Mal noch seiner treuen Gattin Hand zu drücken." — „Ach, ach, Freund, was kann ich thun, um meinem Vater dieses Glück zu verschaffen, daß er im Kreis seiner Lieben die letzten Tage seines Lebens verbringen und endlich in den Armen seiner Enkel hier zum bessern Leben entschlummern könnte?" Und reichlicher floßen die Thränen des Redenden. Mir selbst wurde auch das Herze so voll, daß ich nicht mehr länger unter der Last der Verstellung bleiben konnte. Ich stürzte an die Brust meines Sohnes, mit dem Ruf: „Lieber, lieber Sohn! Ich bin Dein aus den Händen der Türken befreiter Vater, Sebast von Neuhausen. Ja, ja! jetzt sterbe ich gerne, nachdem mir Gott die Freude schenkte, Dich und die Deinen wieder zu sehen. Wo ist Dein jüngerer Bruder, wo Deine Mutter?" — „Die Mutter ist ge-

storben, seit dem 10. Mai 1510. Ihr letzter Wunsch war, bei Dir zu sein und mit Dir zu sterben. Der Reinhardt ist zu Bruchsal Canonikus derzeit und bei guter Gesundheit," erhielt ich zur Antwort. Da zog ich meine Lendenschnalle vom Leibe und reichte sie meinem Sohne zur Ansicht dar, auf welcher ich den Tag der denkwürdigen Erscheinung zu Jerusalem bemerkt hatte, und es stand der 10. Mai 1510, Abends 6 Uhr, darauf. „An diesem Tage also ist Deine Mutter gestorben?" fragte ich nachdrücklich. — „Ja, und auch in der Stunde, in welcher Du ihre Erscheinung auf dieser Schnalle anzeigtest," war seine bestimmte Antwort. Dieses Ereigniß bekräftigte in mir den Glauben, daß treue Seelen auch nach des Leibes Tod mit einander verbunden bleiben, mag auch eine Räumlichkeit sie trennen, so groß sie immer sein will. Ja, die Liebe höret nimmer auf! — Nachdem die ersten Stunden der Freude des Wiedersehens verflossen waren, dachte ich daran, meinen zweiten Sohn zu Bruchsal zu besuchen. Dieser vermochte die Wahrheit meiner Rückkunft kaum zu erfassen; lange schüttelte er ungläubig den Kopf, ob ich auch wirklich sein Vater seie, denn er hatte sich denselben ganz anders vorgestellt, als so, wie ich ihm gegenüber trat. Er dachte sich einen von allem Elend gepeinigten, abgezehrten Greisen, voll Schwielen an dem Leibe, nicht mit wohlgenährten Backen und gesunden Gliedern. Endlich, nachdem ich ihn an einige Ereignisse seiner Kindheit erinnerte, als ich abreiste, war er vier Jahre alt, da trat mein Bild und meine Sprache wieder lebhaft vor seine Seele; er fiel mir um den Hals und weinte über die Maßen sehr, denn ich war gesünder als er. — Dieses Zusammentreffen aber erschütterte seine Nerven auf eine entsetzliche Weise, er legte sich bald zu Bette, schlief ein, erwachte aber nimmer. Den kommenden Morgen, als die Sonne schon hoch stand, trat ich in sein Schlafgemach, und weil er meinen Morgengruß nicht erwiderte, hielt ich ihn noch schlafend und trat zurück. Bald aber kam sein Diener, ein alter Mann, in die Wohnstube mit dem Schreckensrufe gesprungen: „Herr, Euer Sohn ist heimgegangen, er ist todt!" und wirklich, es war dem so. Der Entseelte lag auf der rechten Seite, mit freundlich-schmollendem Munde, seine Hände hatte er gefaltet; sein Ende war demnach so leicht und schmerzlos, daß er gleich-

sam im Gebet verschied. Ich und mein mich begleitender Sohn drückten ihm segnend die Augen zu, und bestellten seinen Sarg, in welchen wir den Todten mit unsern Händen legten, nnd ihn dann heimwärts begleiteten, und die liebe Hülle in der Liebfrauenkirche (Hospitalkirche) zu Stuttgart, neben der Beer'schen Familiengruft beisetzten. Eine Grabmerke (Leichenstein) meiselte ihm der kunstgewandte Herr Ulrich Peter Schauffler, des Feingemeisels Geprüfter.

Mein Leid- und Mühwerk um meinen Sohn war kaum geendet, so suchten mich viele Bekannte heim, absonderlich ehrte mich der Stadtvogt Rudolph Strölin, den ich einige Tage vor Jerusalem getroffen, ungemein viel. Er schenkte mir einen wohlgenährten Gaul mit Sattel und Zaum, fütterte denselben und ehrte mich mit manchem Gesellschaftsritt, so lange ich zu reiten vermochte. Allein seit drei Jahren dunkelt sich meiner Augen Licht, und ich fürchte, daß, ehe ich sterbe, mein Sehlicht mir sich verfinstert; daher ich auch diese meine Lebensbeschreibung so kurz machen mußte. Denn, hätte ich gute Augen, so wollte ich aus dem Schatz meiner Erfahrungen mehr als einen dicken Folianten schreiben. Hiermit aber seien diese Blätter Gott befohlen. Er gebe mir und allen meinen Nebenmenschen ein sanft Sterbestündlein und einen fröhlichen Uffstand! Amen." — Der diesen Greisen überlebende Sohn, Hofkammersekretarius unter Herzog Ulrich, schrieb unter obige Beschreibung: „Mein geliebter Vater erreichte ein Alter von just achtzig Jahren. Er blieb bis zu seinem Ende gesund an Geist und Körper; behielt einen fröhlichen Muth, ein außerordentlich Gedächtniß, und war wohlgelitten überall. Ein Jahr vor seinem Ende ließ sein Augenlicht auffallend schnell nach, so daß er völlig blind wurde; dessen ungeachtet ritt er noch blind spazieren, denn sein Freund, der wohlachtbare und hochgeehrte Herr Strölin, begleitete ihn zu Roß stetig. Er würde wohl sein Leben höher noch gebracht haben, wenn nicht ein leidig Unglück ihn heimgesucht hätte auf einem dieser Erholungsritte. Rechts des Seelthors geht ein Feldweingartweg nach dem Rothbildthor hinauf am Gaisrain vorüber. In Mitte dieses Weges, nicht fern ab der Leimengrube, that ein loser Musquetier einen Salveschuß den Herbstleuten, welche die „Maurenkammerz" des Herrn Fröhlich ablasen, und wozu

er als „Koothlässer“ geladen wurde. Dadurch erschrack der Gaul heftiglich und warf meinen lieben Herrn Vater reinab, wodurch der arme Greis sich eine Rippe zerbrach und ein großes Loch sich in den Hinterkopf fiel an dem „Gumpbronnenstain“ des Bäckers Vögelin. Besinnungslos hob man den Gestürzten auf und brachte ihn in mein Haus. Dieses Leidwesen erfuhr auch seine hochfürstliche Durchlaucht, welche von nun an das Schießen mit „Zundkraut“ in allen „Nahgegenden“ eines Weges alsbald bei Narrenhausarrest oder sonstiger Pein und Buße ernstiglich untersagte. Was half aber dieß meinen Vater? unter schweren Leiden im Innern des Körpers lag er nah acht Monde im Bette, bis ihn Gott aus seinem Leidensstande erlöset, welches geschah den 2. Juni 1535, Nachmittags 3 Uhr. Er hinterließ mich, den einzigen Sohn, meines Namens geheißen Werner. Auch ich habe nur einen einzigen Sohn als Stammhalter, nebenbei drei Mädchen. — Durch die neue Lutherlehre veranlaßt, und weil mein Vater aus der Ritterzahl gestrichen war, wurde unser Besitzthum zu Neuhausen an das Bisthum zu Speyer verkauft. Meine Ehewirthin starb mir schon vor zweimal sechs Jahren, und ich gedenk' nun keineswegs mich wieder zu heiren, zumal ich kein heurig Häslein mehr bin, und ich wohl auch bald nach einem Leben voll Sorge, Furcht und Hoffnung dem Tode den letzten Sold geben muß. — Schrieb's am Tage Maria Himmelfahrt, den 15. August 1541.“ — Keine der Töchter dieses Werners von Neuhausen heirathete sich, und der einzige Sohn desselben, ebenfalls Werner geheißen, starb als letzter seines Stammes 1591, und wurde begraben im Kreuzgang der Hospitalkirche, wo sein Grabstein noch zu Anfang dieses Jahrhunderts zu schauen war. Er stellte einen bartigen Mann über der Inschrift vor, der den Wappenschild dieser uralten Familie zu Boden wirft, als Zeichen, daß Neuhausens Stamm ausgestorben seie. Das Bisthum Speyer setzte seinen eigenen Vogt nach Neuhausen, daher auch die Reformation keinen Eingang daselbst fand; obwohl es Anfangs viel Lutheraner daselbst hatte, so wurden sie doch mit Feuer und Schwert verfolget, und mit Gewalt wieder katholisch gemacht. Im Jahre 1802 wurde Neuhausen badisch, dann aber 1806 mit Pfauhausen gegen andere Herrschaften von Baden an Wirtenberg ver-

tauschet und seitdem gehört dieser Ort unserem Vaterlande an. Seine Pfarrstelle ist die einträglichste in Wirtenberg, man sagt, sie soll über dreitausend Gulden ertragen.

Des Ritter Georg von Ehingen Reisen nach der Ritterschaft.

Von ihm selbst erzählt.

Von

Karl Pfaff.

Vorwort.

Unweit des Bades Niedernau auf einem abgesonderten Berggipfel erhob sich einst die Burg Ehingen, der Stammsitz eines angesehenen, aber längst erloschenen Adelsgeschlechtes, aus welchem eine lange Reihe von Rittern, Kriegern und Staatsmännern, Kirchen- und Staatsdienern hervorging. Unter ihren spätern Wohnsitzen war auch die Burg Hohen-Entringen. Hier saß zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts Hugo von Ehingen, der, weil er selbst kinderlos war, seine Güter seinem Vetter Rudolph vermachte, der nach mehrjährigen Kriegszügen in Oesterreich und Ungarn sich im Jahr 1417 hier niederließ. Mit seiner Gattin Agnes, Truchsessin von Höfingen, erzeugte er neunzehn Kinder, und zu gleicher Zeit mit ihm saßen zu Hohen-Entringen noch vier andere Adelsfamilien, eine von Gültlingen und drei von Hailfingen; diese fünf Familien zusammen hatten gerade hundert Kinder. Eines davon war der obengenannte Georg, geboren im Jahr 1428, der die Andern alle überlebte. Sein Vater Rudolph war ein „christlicher, redlicher und hochverständiger Mann," welcher

in Staatsgeschäften große Erfahrung besaß, und den Grafen von Wirtenberg lange treu diente. Er stand in großem Ansehen, und wenn irgendwo in der Gegend ein Streit entstand, wurde er gewöhnlich zum Schiedsrichter erwählt, und wußte die streitenden Parteien mit vieler Klugheit zu versöhnen. Er erreichte ein hohes Alter, mußte aber auch all' seine Kinder bis auf vier Söhne sterben sehen. Die vier noch lebenden Söhne rief er im Jahr 1459 zu sich, und theilte seine Güter unter sie. Dann ritt er mit ihnen nach Gößlingen bei Rottweil zum Grabe der Jungfrau Hailwig aus seinem Geschlechte, welche im Rufe der Heiligkeit gestorben war, von hier nach Ehingen am Neckar, wo er in der Pfarkirche, in welcher er getauft worden war, sich eine Messe lesen ließ, dann weiter vorbei an seinem Schlosse zu Kilchberg gerade nach dem Kloster Güterstein, wo er schon vorher sich eine Wohnung für sich und einen Diener bestellt hatte. Hier, wie sein Lebensbeschreiber erzählt, blieb er bis an seinen Tod, aß nie mehr Fleisch und besuchte mit großem Fleiß, Ernst und Andacht jeden Gottesdienst, bei Nacht wie bei Tag, und obgleich er keine Mönchskutte trug, so lebte er doch ganz wie ein Karthäuser Mönch. Seine Söhne forderte er auf, in all' ihren Anliegen seinen treuen Rath nicht zu verschmähen, was sie auch, so lang er lebte, befolgten. Der liebste von seinen Söhnen war ihm stets Georg, der ihn auch am häufigsten besuchte, und noch in seinen letzten Tagen treulich pflegte. Kurz vor seinem Ende sagte der Vater zu ihm: „Lieber Sohn, Herr Jörg, Ihr habt große Arbeit und Mühe mit mir und darum dauert Ihr mich.“ Darauf aber entgegnete der Sohn: „Lieber Vater, das soll ich billig thun, darum sollt Ihr Euch nicht kümmern.“ Weiter sprach der Vater: „Lieber Sohn, ich gönn' Euch die Ehre wohl, daß Ihr bei Eures Vaters Tode seid. Nun ist die Zeit meines Sterbens da; ich hab' allweg Gott den Herrn gebeten, sofern es mir nütz und gut wäre zur Seligkeit und sein göttlicher Willen, daß er mir dann so viel Jahre und Tage verleihen wolle, als der heilige Apostel und Evangelist Johannes gelebt hat. Solches hat Gott der Herr an mir erfüllet. Ich bin auch bereit, jetzt mit Freuden zu sterben und zu scheiden von dieser Welt.“ Darauf entschlief er ruhig und schmerzlos im Alter von 89 Jahren (1467). Seine Leiche ward nach Entringen

gebracht und dort in der Kirche beigesetzt. Der Erbe der Tugenden seines Vaters war sein Sohn Georg, dessen merkwürdige Jugendschicksale, nach seinem eigenen Berichte darüber, hier nun erzählt werden sollen. —

* * *

„Ich Jörg von Ehingen, Ritter, bin in meiner Jugend geschickt worden, als ein Knabe, an den Hof gen Innsbruck. Dazumal hielt Hof daselbst ein junger Fürst von Oesterreich, Herzog Sigmund genannt; der hatte eine Königin von Schottland zum ehelichen Gemahl. Also ward ich geordnet, der Königin zu dienen. Als ich ihr eine Zeit gedient, ward ich derselben Verschneider und Tischdiener. Da ich aber nun aufwuchs zu den mannbaren Jahren, und meiner Stärke bewußt war, bedäuchte mich, daß es mir besser anstehe, zu einem arbeitsamen Fürsten zu kommen, mich in ritterlichen Handlungen zu gebrauchen und alle Ritterspiele zu lernen, denn also in Ruhe und Wollust zu Innsbruck zu verliegen (in Unthätigkeit zu leben). Nun war aber zu den Zeiten Herzog Albrecht von Oesterreich, des römischen Kaisers Friedrich III. Bruder, hierauf von Oesterreich nach Schwaben und in die hochdeutschen Lande gekommen. Zudem half mir mein Vater selig mit drei Pferden. Derselbe Herzog Albrecht hatte viel treffliche Leute und hielt einen köstlichen, fürstlichen, ja wohl königlichen Hof. Als ich nun etliche Zeit an solchem Hofe gewesen, begab es sich auf einige Zeit, daß Herzog Sigmund heraus zu Herzog Albrecht kommen sollte. Dieweil ich nun also von Innsbruck abgeschieden war, um bei einem andern Fürsten einen etwas höheren Dienst zu erlangen, zu selbiger Zeit aber nicht mehr denn ein gewöhnlicher Mitreiter, wie ein anderer Edelmann, hatt' ich eine große Sorge, bei meinem vorigen Fürsten, Herzog Sigmund, und seinem Hofgesinde verkleinert zu werden, und daher fragte ich meinen Vater, als einen erfahrenen Hofmann, wie ich mich selbst bei dem Fürsten und Hof emporbringen möchte, denn es waren so viel und mancherlei Leute aus vielen Landen an dem Hof, daß der Leute wenig geachtet wurde. Da ich also mit ihm redete, schien mir, er habe ein

besonderes Wohlgefallen daran, er bedachte sich eine kleine Weile und sagte dann zu mir: „Lieber Sohn, Du bist stark und recht geschaffen genug, das Alles zu thun, was einem jungen, rittermäßigen Mann zusteht. Ich verstehe auch aus Deiner Rede, daß Du solches gerne thun und darin ausharren möchtest. Nun muß ein jedes Ding einen Anfang haben; wenn Du ein Amt, wie klein es auch wäre, nahe bei des Fürsten Person haben und überkommen möchtest, so wäre das gut. Du könntest dieses Amtes fleißig warten, und würdest Dich dann desto besser viel unnützer Gesellschaft enthalten, dennoch aber darneben Dich allwegen ehrlichen Leuten und Gesellschaften nicht entziehen." Auf das fragt' ich meinen Vater weiter, wie ich ein solches Amt erlangen möchte; dieser bedachte sich wiederum eine kleine Weile und sagte dann: „Du bist mit einer kleinen Ungnade von Innsbruck abgeschieden, denn die jungen Fürsten glauben gemeiniglich, ein jeder habe den fürstlichsten Stand, und es sei aller Welt Geschicklichkeit bei ihm an seinem Hofe. Darum sollst Du als ein junger Hofmann mit Herzog Albrecht, zu der Zeit, wo Du erkennen magst, daß er fröhlich und nicht betrübt ist, also reden: Gnädiger Fürst, ich bin vor etlicher Zeit an Eurer fürstlichen Gnaden Hof gnädig angenommen worden, und von meinem gnädigen Herrn, Herzog Sigmund, auch seiner gnädigen Gemahlin, der ich von Jugend auf diente, kommen, in der Zuversicht, zuvörderst gnädigen Willen bei E. F. Gnaden zu erlangen, und was einem jungen Rittersmann zustünde, an E. F. Gnaden Hof lernen. Nun vernehm' ich, wie mein gnädiger Herr, Herzog Sigmund, bald zu E. F. Gnaden kommen werden. Sollte mich denn Euer Gnaden sehen, daß ich noch kein Amt, noch so klein, bei E. F. Gnaden erlangt habe, müßt' ich mich vor Seiner Gnaden und deren Hofgesinde nicht wenig schämen. Darum bitt' ich E. F. Gnaden, mir ein kleines Amt, doch nahe bei Ihrer Person, zu geben, ich will mich darin ganz nach E. F. Gnaden Gefallen halten." Also schied ich von meinem Vater und bereitete mich mit besonderem Fleiß und Aufmerksamkeit nach solcher Unterweisung vor. Auf eine Zeit redete ich dann, wie oben steht, mit dem Fürsten, dieser begann mich sänftiglich anzusehen, lachte, und sagte also mit einer kurzen, schnellen Red' und einem gewöhnlichen Sprichwort: „Gotts hinkenden Gans,

das soll sein!" und rief einem seiner Kämmerlinge, und sagte: „Geh' hin, lang' die Schlüssel zu meinen Gemächern und gib sie Dem von Ehingen." Das geschah und so ward ich von Seiner Gnaden zu andern Herren und Edeln in Seiner Gnaden Kammer angenommen. Als nun mein Herr, Herzog Sigmund, kam, nahm ich viel Schlüssel zu mir und wartete ganz fleißig, als ein Kämmerer, auf meinen gnädigen Herrn, Herzog Albrecht. Darum wurd' ich von Herzog Sigmund und Seiner Gnaden Hofgesinde desto besser angesehen. Und so mein gnädiger Herr, Herzog Albrecht, in Seiner Gnaden Gemach allein war, und mich also sah herfürbrechen, das macht' Sein' Gnaden gar wohl lachen und mit mir und Andern, die bei ihm waren, deßwegen spaßhafte Hofworte und Schwänke üben. Also gab und nahm ich's mit Seiner Gnaden und Denen, so Sein' Gnaden angenommen hatte, wie sich dann einem jungen Hofmann zu thun wohl ansteht. Aber nach diesen Dingen richtete ich mich also bei Seiner Gnaden ein, daß ich der vornehmste unter seinen Kämmerern ward. —

In dem Jahr (1453) begab es sich, daß König Ladislaus, der dann ein Fürst von Oesterreich (der Sohn des römischen Königs Albrecht II.) und dazu (von seinem Vater her) ein König zu Ungarn und Böhmen war, sich zu Prag zu einem König von Böhmen krönen lassen wollte. Also rüstete sich mein gnädiger Herr, Herzog Albrecht, mit fünfhundert Pferden, und Markgraf Albrecht von Brandenburg, um mit meinem Herrn zu reiten, mit dreihundert Pferden. Solches gab ich meinem Vater zu verstehen. Dieweil er nun vernahm, wie ich seiner Angabe nach gehandelt, und auch meine Anstellung, so hatte er darob ein besonderes Wohlgefallen, und sagte also: „Lieber Sohn, ich will Dich auf diesen Zug ehrlich und wohl ausrüsten, wie denn einem ritterlichen Mann wohl ziemt, und darum sollst Du Dich in allen ritterlichen Sachen und Ritterspielen umthun, und so man dann Ritter schlagen und machen würde, und Andere Deines Gleichen und Höhere annehmen, so sollst Du's auch annehmen und wieder mit Dir zu Lande bringen." Also ward ich mit einem ganzen Harnisch und Küraß, auch mit Hengsten, Pferden, Knechten, Kleidern und Anderem ritterlich und wohl ausgerüstet, so daß mein gnädiger Herr ein son-

derlich Gefallen daran hatte. Seine Gnaden hatten gar einen wohlgerüsteten Zug von trefflichen guten Leuten, und zogen also die beiden Fürsten miteinander bis gen Wien. Da fanden sie den König Ladislaus und wurden von ihm löblich empfangen. Von dannen zogen sie mit dem König, der viel mächtige Herren von Ungarn, Oesterreich und andern Landen, dazu gehörig, bei sich hatte, also auf 10,000 Pferde, die mit ihm zu Prag einritten. Was aber dazwischen beim Hinabziehen auf Wien und von da dann bis gen Prag Ritterspiele und große Köstlichkeit gebraucht wurde, wäre zu viel zu schreiben. Aber zu Prag ist König Ladislaus mit viel Fürsten und Herren eingeritten und zum König gekrönt worden, und viel Ritter geschlagen von Grafen, Herren und Edeln. Aber unter meines gnädigen Herrn, Herzogs Albrecht, Zug sind unser Fünf zu Rittern geschlagen worden: Herr Jörg Truchseß von Waldsee, Herr Bernhard von Bach, Herr Konrad von Ramstein, Herr Sigmund von Thun und ich Jörg von Ehingen. Es ist auch eine Königin in einem goldenen Wagen zu Prag eingefahren. Da sind von Herzog Albrechts Zug vier Ritter in ganzen Harnischen verordnet worden, auf den vier Ecken des Wagens zu gehen, den zu heben, bin ich Jörg von Ehingen deren Einer gewesen. Darnach haben wir alle Vier in hohen Zügen ein Kampfstechen gethan, das ging über die Maßen hart zu. Nun nach diesen Handlungen zogen mein gnädiger Herr und der Markgraf wiederum jeder heim, und kamen wir gen Rottenburg am Neckar. Da blieb Seine Gnaden mit der Hofhaltung einige Zeit.

Zu den Zeiten, als mein Vater vernahm die Ankunft meines gnädigen Herrn, verfügte er sich gen Rottenburg, und als das Einreiten geschah, auch ein Jeder in seine Herberge ritt, kam er zu mir, hieß mich gottwillkommen sein, und wünschte mir Glück zu meiner Ritterschaft. Er befahl mir auch, nach etlich Tagen mich zu ihm nach Kilchberg zu verfügen, da wollte er weiter mit mir handeln.

Nun nach denselbigen Tagen kam ich nach Kilchberg. Da berief er mich in sein Stüblein, das noch auf dem Thor steht, that eine schöne lange Rede an mich, was die Ritterschaft sei und wie ich mich halten sollte, und schenkte mir in die Ritterschaft vierhundert Gulden, die er verdeckt in einem Becken bei sich stehen hatte. Dabei redete er,

daß sein Wille nicht sei, daß ich also nach dieser Zeit die Ritterschaft in diesen Landen in der Ruh' an den Fürstenhöfen und in den Herbergen also in Unthätigkeit zubringen sollte, aber es würde auf den künftigen Frühling ein trefflicher Zug von den Johanniter-Rittern nach Rhodus geschehen, aus Ursache, daß der türkische Kaiser sich unterstehe, mit großer Macht, zu Wasser und zu Land, davor zu ziehen, um es zu erobern. Zu dieser Reise sollte auch ich mich als ein neuer Ritter rüsten, und wenn dann dieselbige ein Ende nehme (wo mir Gott der Herr so viel Lebens verliehe), für ihn zum heiligen Grab und Land ziehen; da er selbst stets eine große Begierde gehabt, die heiligen Stätten zu besuchen, dieses aber aus viel gewichtigen Ursachen nicht habe sein können, so wäre es ihm eine große Freude, wenn ich dahin zöge, wozu er mich nach seinem Vermögen ausrüsten wolle. Diese Reden nahm ich mit Freuden von ihm an, und gab ihm zu erkennen, daß mein Willen und Gemüth nicht anders stünde, als der Ritterschaft mit allem Ernst nachzuziehen. Ich wollte mich auch dazu vorbereiten, mit seinem Rath. Es waren mir auf dem vergangenen Zug gen Oesterreich und Böhmen etlich Hengste und Pferde schadhaft geworden, diese und andere meiner Pferde verkaufte ich vortheilhaft bei meinem gnädigen Herrn und sonst am Hofe. — Auch zeigte ich meinem gnädigen Herrn mein Fürnehmen an, woran derselbe ein gnädiges Wohlgefallen hatte. Doch behielt ich mir allweg meine Anstellung bei Seiner Fürstlichen Gnaden vor; das sagte mir Seine Gnaden auch zu, und beurlaubte mich. Dann nahm ich Urlaub von meinem Vater, der mir unter Anderem sagte, ich sollte ihm Sankt Johannes, den heiligen Apostel und Evangelisten, zu einem Pfand und Geißel geben, daß ich wieder kommen würde. Das war allweg seine Gewohnheit, wenn ich von ihm zog. Also in selbigem Frühling zog ich allein auf meine eigenen Kosten mit den Johanniter-Ordens-Kommenthuren auf Venedig zu und wollte keiner von meines gnädigen Herrn Hof solche Reise mit mir machen. Es zog auch sonst kein Herr oder Edelmann aus hochdeutschen Landen hinein; das mir darnach gegen dem Hochmeister zu Gnaden und Gutem kam. Aber aus Frankreich und Spanien zogen etlich ritterliche Leute vom Adel auch hinein. Wir zogen nach Himmelfahrt von Venedig aus, und

begegnete uns mancher Handel, bevor wir nach Rhodus kamen, was ich Alles der Kürze wegen unerwähnt lasse. Aber da wir nach Rhodus kamen, ward ich sonderlich von dem Hochmeister gnädig und wohl empfangen; denn die Herren des Ordens, mit denen ich hineingefahren, hatten Seiner Gnaden gesagt, warum und welcher Gestalt ich dahin gekommen sei. Der Hochmeister war aber in großer Rüstung, da ihm viel und mancherlei Warnungen zukamen. Das verlängerte sich um etliche Zeit. In den Dingen begab sich mancher Handel zu Wasser und zu Land, daß wir uns im Krieg übten, gegen die Türken, dazu ich mich dann allwegen mit höchstem Fleiße schicken that, da ich darum hinkommen war. Nun säumten die Türken so lange mit ihrem Heerzug, daß in diesen Zeiten der türkische Kaiser starb, und die Belagerung nicht stattfand. Als ich daher bei eilf Monate zu Rhodus und da herum auf dem Meere gelegen war, beurlaubte mich der Hochmeister, sagte mir gnädigen Dank und beschenkte mich mit ehrlichen Gaben, sonderlich mit etlich Heiligthümern, darunter ein Dorn von der Krone des Herrn Christi war. Solche Verehrung ließ ich zu Rhodus, und nahm vom Hochmeister Empfehlungsbriefe an den König von Cypern, der Meinung, auf der Rückfahrt vom heiligen Land nach Cypern zu fahren. Und als ich vernommen, daß zu Beirut der heilige Ritter St. Jörg den gräulichen Lindwurm überwunden, auch den König daselbst, sein Weib, seine Tochter und das ganze Land zum christlichen Glauben gebracht, ward ich sonderlich bewegt, dahin zuvorderst zu ziehen. Also kam ich nach Beirut und besuchte daselbst die Stätten und Kirchen, wo solche Wunderzeichen geschehen waren. Von dannen zog ich mit Geleite über Land auf acht Tagreisen, und kam in etlich große Städte, mit Namen Tyrus, Saphet und Naplusa, darnach gen Nazareth, von dannen gen Jerusalem, und zog also vor das galiläische Meer. Als ich nun die heiligen Stätten besucht und den Mehrtheil durchgangen, auch fünfzehn Tage in Jerusalem geblieben war, stand mein Gemüth weiter nach St. Katharina und gen Babylon zu ziehen, und ich gesellte mich zu etlich Kaufleuten und Barfüßer-Mönchen. Auch bekam ich einen gar ehrlichen Wallbruder, der war ein geschickter Mann und genannt der Mönch von Basel. Der war nun auch der Meinung, mit mir nach St. Ka-

tharina zu ziehen. Wir zogen also mit Geleit und kamen nach Damaskus. Diese Stadt ist groß und wohlgebaut; darin ward uns gezeigt das Haus, darin der heilige Apostel Paulus gewesen war, und sonst viel andere Stätten und Geschichten der Heiligen und Propheten. Als wir nun etlich Tage zu Damaskus waren und uns zur Weiterreise nach St. Katharina rüsten wollten, wurden ich und mein Reisegefährte gefangen und hart gehalten; doch zuletzt wurden wir ledig, es kostete uns wohl dreißig Dukaten. Also wurde unsere Reise rückgängig, denn wir vermochten vor den Heiden und Arabern nicht vorwärts zu kommen. Wir zogen auf Alexandrien zu, wo die heilige Jungfrau St. Katharina gemartert worden, ist ein Seehafen und wird trefflich von dem Sultan bewacht mit viel Söldnern und Mameluken. Daselbst fließt auch der große Nilfluß, der durch Egypten lauft, in's Meer. Da wir nun eine Schiffsgelegenheit fanden, fuhren wir nach Cypern, aber ehe wir dahin kamen, starb mein Reisegefährte, der von Geschlecht ein Mönch von Basel war. Der wurde von der Galeere in's Meer geworfen; ob solchem Tode ward ich sehr betrübt. Gott wolle seiner Seele gnädig und barmherzig sein. Also fuhr ich nach Cypern, den Hof des Königs und sein Königreich kennen zu lernen. Zu denselben Zeiten regierte König Philipp. Also zog ich mit etlichen venetianischen Kaufleuten nach Cypern und kam in die Hauptstadt Nicosia. Da zeigte ich dem König die Schreiben des Hochmeisters und ward von ihm ganz gnädig und wohl gehalten. — Er ließ mich führen, sein Königreich zu besichtigen, und begabte mich mit seinem königlichen Orden, hierauf schied ich von ihm und fuhr nach Rhodus. Da wurde ich vom Hochmeister ganz gnädig empfangen und gehalten, aber ich ward etwas krank und mußte etlich Wochen da still liegen; Seine Gnaden aber schickten mir ihren Arzt und was nöthig war, bis ich wieder aufkam. Da zog ich wieder weg nach Venedig und von dannen in mein Vaterland. Als ich nun in meines Vaters Schloß zu Kilchberg kam, ward ich von ihm fröhlich und wohl empfangen. Ich brachte ihm auch die Heiligthümer in seine Kapelle, worüber er eine besonders große Freude hatte, und blieb etlich Tage zu Kilchberg und ließ mich und meine Diener neu kleiden. Das ist geschehen in dem Jahre 1454.

Und zu der Zeit war mein gnädiger Herr, Herzog Albrecht, mit seiner Hofhaltung zu Rottenburg am Neckar. Also kam ich wieder zu Seiner Gnaden und ward ganz gnädig und wohl empfangen, auch von dem ganzen Hofgesind und aller Herrschaft und Ritterschaft wohl gehalten. Seine Gnaden schenkten mir auch den fürstlichen Orden des Salamanders, und ich blieb ein ganzes Jahr bei Seiner Gnaden am Hofe, doch stand mein Gemüth immer, mich der Ritterschaft weiter zu widmen. Ich ward auch von dem Fürsten vor allen andern Herren und Edeln wohl gehalten und sein oberster Kämmerer; auch hatte er allerlei Rede mit mir von meiner Meerfahrt, und dabei zeigte ich ihm oft an, daß mein Gemüth nicht anders stünde, als so bald ich vernehmen würde, daß eine ehrliche Ritterfahrt angestellt werden sollte, ich mit Seiner Gnaden Empfehlung versehen, mich wieder erheben und ihr zuziehen, auch mich dermaßen halten wollte, daß es Seiner Gnaden löblich wäre. Daran hatte der Fürst ein Gefallen. In den Zeiten aber begab sich bei keinem König oder Fürsten, so weit ich erfahren mochte, eine kriegerische Handlung, sondern es war guter Frieden in allen Reichen der Christenheit. Also dachte ich, daß es mir nicht nützlich wäre, meine Zeit also zu verlieren und stille zu liegen; denn mein gnädiger Herr hatte zu der Zeit auch Nichts zu thun, als daß er zu Rottenburg oder Freiburg an seinem Hof Rennen, Stechen, Tanzen und dergleichen, auch sonst andere Uebungen in Fröhlichkeit vollbringen ließ, dazu auch ich mein Bestes that und gar emsig in solcher Arbeit war. Denn mein Vater sagte allwegen: Müssiggang sei bei Jungen und Alten ein großes Laster. Ich vermeinte auch durch solche Uebungen eine Fertigkeit zu erlangen, welche mir zu meinem ritterlichen Fürnehmen ganz dienlich sein würde; denn ich gedachte, in die vornehmsten Königreiche der Christenheit zu ziehen, und so lange von einem Reich in das andere, bis ich zu ernstlichen großen Sachen und Handlungen kommen würde. Nun war zu der Zeit ein junger starker Edelmann bei meinem gnädigen Herrn am Hof, genannt Jörg von Ramsiden aus dem Salzburgischen. Dieser hielt sich besonders an mich, und bat mich, ihm zu erlauben, wenn ich in fremde Lande ziehe, mit ihm zu ziehen. — Da ich ihn eines redlichen, ehrlichen Gemüths erfand, er auch gerad

und stark von Leib, dazu reich und mächtig an Gut war, so erklärte ich ihm auf sein Bitten und Begehren, daß ich ihn gerne zum Reisegefährten annehmen und gar bald fortziehen wolle. Diese Erklärung hörte er mit Freuden und erklärte, er wolle mich für seinen Vater halten und bitte mich, da ich mehr gesehen und erfahren hätte, daß ich ihn unterweisen und lehren möchte, dafür wolle er all sein Vermögen darstrecken. Also vereinten wir uns, von Kaiserlicher Majestät, vom König Ladislaus und von unserm gnädigen Herrn Schutz- und Empfehlungsbriefe zu erbitten an christliche Könige und andere Fürsten, und wo nicht besondere Handlungen und Geschäfte seien, weiter zu ziehen. Unser gnädiger Herr gab uns auch nicht nur selbst solche Briefe, sondern verschaffte uns dergleichen auch vom Kaiser und vom König Ladislaus an die Könige von Frankreich, von Portugal, welcher ein Bruder der Kaiserin war, von Spanien und England, und zugleich ein gemeinsames Empfehlungsschreiben an alle christlichen Könige und Fürsten. Auch gab er uns einen erfahrenen Herold, der viele Sprachen reden konnte, und fertigte uns ganz gnädig ab. Also hatten wir acht Pferde und dazu den Herold und einen Troßknecht, der unsere Kleider führte. Wir zogen zunächst zu dem König von Frankreich, Karl VII., und als wir an dessen Hof kamen, geschah uns viel Ehre von den französischen Herren und dem Hofgesinde, und auf die überreichten Empfehlungsbriefe wurden wir vom König ganz ehrlich und wohl gehalten. Es war aber an dessen Hofe keine sonderliche ritterliche Uebung, denn er war ein ernsthafter Herr von gutem Alter. Als wir nun bei sechs Wochen am königlichen Hofe waren, kam eine stattliche Botschaft vom König von Spanien, der dem König von Frankreich zu erkennen gab, daß er eine große Heerfahrt wider den Heidenkönig zu Granada thun wolle, weil dieser König mit Hilfe des Königs von Tunis und anderer heidnischen Könige in Afrika, Spanien zu wiederholtenmalen feindlich überzogen hätte, und wenn man ihn daran nicht verhindere, es noch ferner thun würde. Sein Begehr sei daher, daß der König dieses christliche Fürnehmen in ganz Frankreich sollte verkünden lassen, ob nicht dadurch ritterliche Leute bewegt würden, auch mitzuziehen, und daß er Allen, die dazu bereit seien, Erlaubniß zum Zuge gebe. Der König bewilligte das

Alles, und nun gaben wir ihm zu erkennen, daß wir begierig seien, solche Reise auch helfen zu vollbringen, mit unterthäniger Bitte, uns gnädig dazu beholfen zu sein. Solches unser Fürnehmen hörte der König gern und fertigte uns löblich ab. Er schenkte jedem einen schönen ganzen Harnisch und einen Hengst, dazu 300 Kronen, und gab uns einen Empfehlungsbrief an den König von Spanien, auch einen Schutzbrief durch ganz Frankreich, daß man uns ehrlich und wohl halten sollte. So zogen wir durch Frankreich, und als wir vernahmen, daß der König von Sicilien seinen Hof hielt zu Angers, so zogen wir hin, da es uns nicht weit um war und war unsere Meinung, so wir doch sonst zu Zeiten unsere Pferde stehen und ruhen lassen, wollten wir etlich Tage bei dem gedachten König still liegen. Derselbe hieß Reinhart (René) und hatte viel Güter, Städte und Schlösser in Frankreich liegen. Also kamen wir an seinen Hof in Angers, und wurden ganz gnädig und wohl gehalten, wurden auch von ihm beschenkt. Dann zogen wir über Toulouse in das Königreich Navarra nach der Hauptstadt dieses Königreichs, die heißt Pampelona. Da vernahmen wir, daß der Zug gegen Granada, der Pest wegen, abbestellt worden sei, und entschloßen uns, einige Zeit am Hofe des Königs von Navarra zu bleiben und uns an das Land zu gewöhnen, und von da nach Portugal zu ziehen. Der König Johann von Navarra hielt uns wohl und ließ uns viel Kurzweil mit Jagen, Tanzen, Banketten und andern Freuden machen. Da blieben wir fast zwei Monate, und als wir hörten, wie der König von Portugal viel Krieg zu Land und Wasser mit den Heiden in Afrika hätte, sonderlich mit dem heidnischen König von Fez, dem er vor etlich Jahren die große Stadt Ceuta abgewonnen hatte, so wurden wir zu Rath, uns desto fürderlicher nach Portugal zu begeben. Wir baten den König Johann um Erlaubniß, und wurden mit dem Befehle abgefertigt, daß uns in seinem Reiche alle Ehre geschehen sollte.

Nun zogen wir durch das Königreich Spanien, durch Burgos und etlich andere große Städte bis nach St. Jakob von Compostella und thaten etlich unserer größten Hengste von uns, da der Weg sehr lang war. Dann schifften wir uns in den Seehafen ein, den die Jakobsbrüder (Wallfahrer nach St. Jakob) in unsern Landen

zum finstern Stern (Finisterræ, Finisterre, das Ende des Landes) nennen, und fuhren auf dem Meere 120 Meilen weit, bis wir nach Lissabon, der Hauptstadt des Königreichs, kamen. Wir ließen uns beim Könige anmelden. Sobald dieser vernahm, daß wir vom Kaiser und vom Haus Oesterreich waren, schickte er zu uns in unsere Herberge, ließ uns sagen, er habe unsere Ankunft vernommen, und, nachdem wir einen weiten Weg zu Wasser und zu Land gemacht, sollten wir eine Weile ruhen und uns gütlich thun, dann wollte er uns gar bald Audienz geben. Es ward auch in der Herberge befohlen, daß man uns wohl traktiren sollte. Nach wenigen Tagen aber ließ uns der König durch etliche Herren und Edelleute nach Hof führen. Da saß er gar herrlich in seinem königlichen Saal, wo etlich Fürsten und Marquis, auch viele Herren und Ritter versammelt waren, und sprach uns gnädig zu. Da wir aber die Landessprache nicht verstanden, thaten wir mit Geberden die Reverenz und Ehr, und überantworteten ihm unsere, in Latein geschriebenen Briefe, die ließ der König lesen, und dann durch einen Dolmetscher in niederdeutscher Sprache mit uns viel und mancherlei reden. Wir ließen ihm auch sagen, wir hätten vernommen, daß Seine Königliche Majestät einen bedeutenden Krieg mit dem König von Fez hätte, und seien erbötig, in diesem Kriege, zu Wasser oder zu Land, zu dienen. Das nahm der König gar gnädig an und ließ uns sagen, so es Zeit wäre, wolle er uns wohl brauchen, wir müßten noch länger bei ihm am Hofe bleiben, mit den Herren und Adelichen bekannt werden, und uns etwas besser an's Land gewöhnen. Dann ließ er uns wieder in die Herberge führen, und befahl den Herren und Adelichen, uns gute Gesellschaft zu leisten, was auch geschah; uns ward so viele Ehre erzeigt und so viel Freude gemacht, als zuvor bei keinem König oder Fürsten je geschah. Wir wurden auch zu vielen Malen in der Königin Frauengemächer geführt, wo man gar schöne Tänze hielt, auch zum Waidwerk und zu Banketten, und mit Springen, Ringen, Werfen, Fechten und Rennen mit Pferden unterhalten; fürwahr, es war gut da sein. Der König hieß Alfons V., und war ein hübscher, wohlgestalteter Fürst, der allerchristlichste, wahrhafteste und gerechteste König, den ich je gekannt habe. Er hielt auch einen königlichen Hof, hatte zwei

Markgrafen und viel Grafen, Herren und Ritter bei sich und über die Maßen schöne Frauenzimmer. Wir übten uns auch täglich in allen Ritterspielen zu Roß und zu Fuß, im Einzelkampfe, wie im Kampf in Schaaren, darob dann der König eine besonders große Freude und Wohlgefallen hatte. Mein Gefährte war der stärkste Mann, den Stein und die Eisenstange zu werfen, Keiner that es ihm hier gleich, auch im Ringen zu Roß und zu Fuß. Im ganzen Harnisch that ich allen Fleiß, denn in solchen Dingen war ich etwas gewandter, als mein Gefährte. In dem Königreich ist eine zahlreiche Ritterschaft, adeliche, wehrliche und behende Leute. Es ist auch ein wohl angebautes Land und wachsen darin die allerbesten süßen Früchte an Wein, Korn, Oel, Zucker und Honig; auch gibt es Salz. Wir wurden auch im Königreich hin- und hergeführt in schöne Städte, Schlösser und Klöster.

In diesen Zeiten erhielt der König eilende Botschaft von dem Grandkapitano zu Ceuta, daß der König von Fez mit Hilfe vieler anderer Könige in Afrika sich stark gerüstet habe und mit einem großen Kriegsvolk vor Ceuta ziehen wolle, um es zu erobern. Darauf begehrten auch wir vom Könige, daß er uns gegen die Heiden abfertige, was er auch ganz gnädiglich that. Der König gab auch Jedem von uns ein starkes türkisches Pferd und jedem unserer vier Knechte einen Ringharnisch. So wurde ein gutes Volk zum Zug verordnet und wir schifften von Portugal über das Meer, das hier sehr schmal ist, und kamen bei Nacht in Ceuta an, wo alles Volk mit Harnisch und Wehr sich auf einem großen Platze lagern mußte. Auch kamen in der nämlichen Nacht viel Botschaften, daß die Heiden mit großer Macht herbei zögen. Wiewohl sie sich aber alle Tage und auch bei Nacht mit großen Haufen vor der Stadt sehen und hören ließen, war doch das Hauptheer noch nicht da. Am andern Tage, als der oberste Hauptmann und Grandkapitano die Festungswerke nach Nothdurft besetzt und die Viertel der Stadt ausgetheilt hatte, ward ich von ihm zum Hauptmann über ein Viertel geordnet und es wurden mir gar geschickte Leute zugegeben, von denen viele das Niederländische sprachen und verstanden. Hierauf wurde befohlen, jeder Hauptmann und Rottenmeister sollte ein Fähnlein mit seinem Wappen in seinem Bezirk der Festungswerke aufstecken, was ich dann auch that. Hierauf

beschickte der Grandkapitano mich und meinen Gefährten und begehrte, daß wir mit ihm und andern verständigen Kriegsleuten ein Schiff besteigen und das heidnische Heer, das nahe am Meer lag, besehen und schätzen sollten. Wir fuhren daher hinaus und näherten uns so viel als möglich dem Heere. Da war ein so unzählig großes Volk zu Roß und zu Fuß, daß der Kapitano und andere Herren sagten, es sei nicht möglich, es zu zählen. Daher schlug man vor, die Zelte, wie viel deren etwa sein möchten, zu überschlagen, und man zählte deren auf 10,000 und schätzte demnach das Heer für unzählbar. Wir aber setzten unsere Sache dahin, wenn alle Heiden, die in der ganzen Welt wären, vor uns zögen, wollten wir lebendig und todt in der Stadt bleiben. So fuhren wir wieder zur Stadt und vereinten uns, am Morgen ganz frühe in die Kirche zu gehen, ein Jeder mit seinem Volke, und hier das heilige hochwürdige Sakrament zu empfahen, was auch der Mehrtheil that. Nun ist zu wissen, daß Ceuta eine große, weite Stadt ist, von der drei Theile gegen dem Land liegen, der vierte gegen das Meer zu, und ist meines Bedünkens größer als Köln; gegen das Land hin sind mehrere Gräben, darin stand ein hoher Zwingelhof (eine Citadelle) mit etlich Thürmen, unten mit Schießlöchern und oben mit Zinnen und innerhalb wohl hinein gegen die Stadt eine Ringmauer. Dieser Zwingelhof mit seinen Thürmen wurde wohl besetzt und es wurden gar viele Quartiere ausgetheilt, denn es war ein weitläufiges Ding. Dazu wurde der Kapitano mit einem reisigen Zug von ringen Pferden (leichter Reiterei) und eine merkliche Zahl der behendesten Fußknechte geschickt, zum Sturm zwischen dem Zwingelhof und der Stadtmauer herumzuziehen und, wo es Noth thäte, herbeizueilen, was sich mehrmals als sehr gut erwies. Als aber noch Viele von uns bei Sonnenaufgang in der Kirche waren, erhoben die auf den hohen Thürmen den Schlachtruf, daß die Heiden mit aller Macht heran zögen. Da traten Alle an ihre Wehren und wir erblickten die Heiden, wie sie über den Berg vor der Stadt heranzogen und der Berg war ganz von ihnen bedeckt. Wir schossen auf sie mit Steinbüchsen, sie aber rückten ganz nahe an den Graben und hatten gar viel Schützen mit Stahlbogen, Handbogen und sonst seltsamen langen Armbrüsten aus Eibenholz. Diese Schützen und

auch einige Steinbüchsen schossen den ganzen Tag auf uns, wo sich Jemand eine Blöße gab. Auch hatten sie viel große und kleine Heerpauken, gar seltsame Hörner und über die Maßen viel Fähnlein und Banner. Also verbrachten wir den Tag, gar viel Heiden wurden erschossen, aber auch uns viel Leute beschädigt, denn die Heiden kamen den Gräben gar nahe. Die Nacht aber war noch unruhiger, denn sie gruben gar nahe hinzu und hatten lange beschlagene Hölzer, runde, mit Buckeln versehene und große, mit Eisenblech und Leder überzogene Setzschilde, viel Pickelhauen, Aexte und Laternen.

Als nun der König von Portugal die schwere Belagerung vernahm, brach er selbst mit großer Macht nach Ceuta auf, um von hier aus über die Heiden herzufallen. Da aber diese es vernahmen, stürmten sie drei Tage nacheinander vom frühen Morgen bis in die Nacht. Da war wahrlich große Arbeit auf beiden Seiten und wiewohl über die Maßen viel Heiden erschossen und viele um die Stadt herum in den Gräben und an den Mauern lagen, so wurden doch auch die Christen vielmals von ihren Wehren abgetrieben und es würde uns nicht gut gegangen sein, wäre nicht der Kapitano jedes Mal mit seiner auserlesenen Schaar den Bedrängten zu Hilfe gekommen. Als nun die Heiden drei Tage nacheinander gar ernstlich gestürmt und bedeutend viel Leute verloren hatten, so daß ein greulicher Geruch sich von den Todten erhob, so zogen sie ab. Wir aber machten uns mit einer erlesenen Schaar von 400 zu Pferd und 1000 zu Fuß auf und zogen ihnen nach. Also zu vielen Malen wandten sich etliche Heiden und scharmützten mit uns so lange, bis wir einen Berg einnahmen. Sie hatten einen andern Berg inne und dazwischen war gar ein schönes, ebenes Thal. Als es nun wohl auf den Abend war, kamen etlich der Unsern und sagten, es sei ein mächtiger Heide da, der begehre einen Zweikampf mit einem Christenritter. Alsbald bat ich den Kapitano, daß er mir diesen Kampf erlaube, denn ich war ganz regsam im Ringharnisch, auch hatte ich ein starkes wehrliches türkisches Pferd, das mir der König geschenkt hatte. Der Kapitano erlaubte es mir und ließ den Scharmützern abblasen, die nun alle zum Haufen rückten. Da macht' ich ein Kreuz mit meinem Spieß vor mich und rückte allgemach von unserm Haufen gegen den Heiden

zu Thal. Da das die Heiden sahen, rückten sie auch zu ihren Haufen. Hierauf schickte der Kapitano einen Trompeter gegen der Heiden Haufen, der blies und gab ein Zeichen. Da rückte gar geschwind ein Heide auf einem schönen Berberpferd daher gen Thal, der Ebene zu. Jetzt säumte ich nicht lange, sondern rückte ihm entgegen. Der Heide warf einen Schild vor sich und legte seinen Spieß auf seinen Arm, rückte gar ernstlich gegen mich her und schrie mich an. Also ließ ich auch gegen ihn her gehen, hatte meinen Spieß auf meinem Schenkel und als ich gar nahe zu ihm kam, warf ich den Spieß in das Gerüst (den am Harnisch angebrachten eisernen Haken zum Einlegen des Speeres), und rannte ihm auf seinen Schild, und wiewohl er mich mit seinem Spieß in einen Panzerärmel rannte, traf ich ihn doch so gut, daß Roß und Mann zur Erde fielen, aber sein Spieß hing mir im Ringharnisch und hinderte mich, daß ich mich nicht sobald davon ledigen und vom Pferd kommen konnte. Indeß hatte auch der Heide sich wieder erhoben und sein Schwert gefaßt, auch ich hatte mein Schwert in der Hand, so traten wir gegen einander und jeder gab dem andern einen starken Stich, weil aber auch der Heide einen guten Ringharnisch hatte, wurde Keiner von uns Beiden beschädigt. Da faßten wir einander in die Arme und rangen so lange mit einander, bis wir Beide neben einander zu Boden fielen. Aber der Heide war mächtig stark, er riß sich von mir und so kamen wir Beide mit den Leibern aufrecht und doch knieend neben einander, da stieß ich ihn mit meiner linken Hand von mir, daß ich mit meinem Schwert zum Stich auf ihn ausholen konnte, was auch geschah. Durch den Stoß mit meiner linken Hand kam er mit dem Leib so weit von mir, daß ich ihm einen Stich in's Angesicht geben konnte und ihn so verwundete, daß er hinter sich schwankte und geblendet wurde. Jetzt gab ich ihm erst einen rechten Stich in's Angesicht und stach ihn auf die Erde nieder und drang also auf ihn ein und stach ihm den Hals ab. Hierauf stand ich auf, nahm sein Schwert und trat zu seinem Pferd. Da stunden beide Pferde bei einander, sie waren den ganzen Tag sehr abgearbeitet worden und daher gar zahm. Als die Heiden sahen, daß ich gesiegt hatte, rückten sie mit ihren Haufen hinweg. Von den Portugiesen und Christen aber rückten etliche herbei, hieben

dem Heiden sein Haupt ab, nahmen seinen Spieß und steckten es darauf und zogen ihm den Harnisch ab, der nach heidnischer Weise köstlich und meisterlich geschmückt war. Sie nahmen auch seinen Schild und führten mich zum Kapitano, der mich über die Maßen fröhlich mit seinen Armen umfing. Es war unter dem ganzen Zug große Freude. Es wurden an diesem Tag auf beiden Seiten viel Leute und Pferde beschädigt, erstochen und erschossen. Der Kapitano verordnete, daß des Heiden Haupt, Pferd, Schild und Schwert vor mir her geführt werden sollten, und ordnete die trefflichsten Herren, Ritter und Knechte dazu. Ich mußte neben ihm herziehen und die Trompeter vor mir. Also führte er mich mit einem großen Triumph durch die ganze Stadt und alles Christenvolk hatte eine große Freude und geschah mir die allergrößte Ehre, der ich nicht werth war. Gott der Allmächtige stritt in dieser Stunde für mich, denn in größere Noth kam ich nie. Der Heide war ein ausgezeichnet starker Mann und ich merkte wohl, daß seine Stärke die meine gar weit übertraf. Gott der Herr sei inniglich gelobt!

Der Kapitano schrieb dem König diese Geschichte, welcher darob eine besondere Freude empfand und, weil man der Heiden wegen keine Sorge mehr hatte, begehrte, daß ich und mein Gefährte an seinen Hof kommen sollten. Also zogen wir wieder über's Meer gen Portugal. Wir wurden gar über die Maßen wohl vom König empfangen. Er schenkte mir einen Becher voll goldener Portugalesen und diesen Becher bracht' ich mit in mein Vaterland. Ich und mein Gefährte lagen sieben Monate in der Stadt Ceuta, ehe wir wieder in Portugal zum König kamen. In der Zeit begaben sich viel ritterliche Handlungen in Afrika, da dann mein Gesell und ich das Beste thaten wider die Heiden und Mohren. Als wir nun eine Zeit lang beim Könige gewesen waren und uns viel Ehre geschehen, zogen wir auch zum Bruder des Königs an seinen Hof; der war ein mächtiger Fürst, hielt auch fürstlichen Hof, und war sein Namen Infant Don Fernando, und auch zu einem alten Fürsten, Don Heinrich, der beider Vatersbruder war und auch einen eigenen Hof hielt. Bei diesen beiden Fürsten wurden wir ganz über die Maßen wohl gehalten und beim Abzuge mit sonderlichen Ehren abgefertigt.

In diesen Zeiten begab es sich, daß König Heinrich von Spanien wieder einen großen Zug gegen den heidnischen König von Granada vor hatte. Daher baten wir den König von Portugal, daß er uns beurlaube, wir wollten, wenn Gott uns das Leben lasse, wieder zu ihm zurückkommen. Da es uns erlaubt wurde, zogen wir nach Spanien, wo wir wohl empfangen wurden. Wir hatten auch Briefe vom König von Portugal, die zeigten wir dem Könige, wodurch er bald vernahm, in welcher Gestalt wir gekommen waren. Der König war in einer großen Rüstung und wiewohl viel Geschäfte am königlichen Hof, wurden uns doch ritterliche Leute zugeordnet, die uns ganz gute Gesellschaft leisteten und uns wohl traktirten. Es ward ein großes Volk zu Roß und zu Fuß versammelt, denn es kam Kundschaft, daß der König von Tunis und andere afrikanische Könige sehr viel Volk nach Granade geschickt hätten. Also brachte der König von Spanien bis in die 70.000 gute, streitbare Mann zusammen, einen solchen Haufen, den kein damals lebender Mann vom Christenvolke je gesehen hatte. Es waren auch die Ritterbrüder vom Orden St. Jakob mit einem großen reisigen Zeug beim König. Die Spanier sagten, der Orden hätte allein 1500 leichte Reiter. Also zogen wir in guter Ordnung in's Königreich Granada und was da von kleinen Städten oder Kastellen war, die gewannen wir alle mit Gewalt; denn die Heiden wehrten sich mannhaft und verließen sich auf das in Granada versammelte heidnische Volk. Darum mußten wir die Städtlein und Kastelle mehrentheils stürmen und erschlugen die Heiden alle; die Diener hatten Befehl, Weiber und Kinder todt zu schlagen, was auch geschah. Also zogen wir vor die Stadt Granada und hatten uns mit allen Haufen zum Streit bereitet; denn wir erwarteten, daß die Heiden, die mit großer Macht in der Stadt lagen, uns entgegenziehen würden. So geschah es auch, sie ließen uns nicht nahe zur Stadt kommen, sie zogen uns mit großen Haufen entgegen, aber doch nicht zu ihrem Vortheil, denn wir waren mit Feldgeschütz und sonst besser gerüstet als sie. Aber von den verständigsten Kriegsleuten und Kapitänen des Königs wurden etliche verordnet, der Heiden Haufen genau zu besehen und ihre Schlachtordnung zu erforschen. Wir hatten mehrere ernstliche Scharmützel mit ihnen, zwei

Tage nach einander, bis wir erforscht hatten, daß es ihrer 50,000 waren, darunter 30,000 Schützen. Als wir wieder zum Gewalthaufen kamen, wurden wir, um uns zu ehren, zum königlichen Banner verordnet. Die Heiden lagerten sich zwischen der Stadt Granada und uns in einem Vortheil, daß wir mit ihnen nicht streiten konnten. Aber etlich Tage lang lagen wir gegeneinander und Tag und Nacht gab es viel Handlung und große Scharmützel, daß gar viele Leute auf beiden Seiten todt blieben. Wir zogen also, neben Granada vorbei, durch das Königreich, zerstörten, verbrannten und schlugen todt, was wir fanden, und sonderlich beim Abzug ließen wir Nichts aufrecht stehen, es wurde Alles vernichtet; also lagen wir einen Monat und etliche Tage im Königreich Granada. Mein Gefährte und ich thaten das Beste, wo wir's vermochten, und sonderlich vor einer kleinen Stadt, die war wohl befestigt und mit wehrhaftem Volk besetzt, die eroberten wir im Sturm, doch verloren wir daran etlich gute Leute. Ich ward mit einem Schleuderstein auf ein Schienbein geworfen und gar hart verwundet. Wiewohl ich demnach wohl geheilt wurde, brach mir doch, als ich gen Schwaben kam, das Schienbein wieder und ich behielt darin ein Löchlein und einen Fluß bis in mein Alter.

Darnach zogen wir wieder gen Spanien und blieben noch zwei Monate am königlichen Hof, wo uns viel Ehre geschah mit Banketiren, Tanzen, Jagen, Pferderennen und Anderem. Hierauf aber nahmen wir Urlaub, um zu unserm König von Portugal zu ziehen, und wurden gar gnädig abgefertigt. Der König gab uns seine beiden Orden, den spanischen, ein Halsband, bunt und geschuppt, und den kastilischen, das war ein rother Scharlachrock und ein goldenes Band, zwei Daumen breit, über die linke Achsel, vornen quer herab bis zum Ende des Rockes auf der rechten Seite und von da unten am Hintertheil des Rockes quer wieder herauf bis auf die linke Achsel, und den Orden von Granada, einen aufgesprungenen Granatapfel mit einem Stiel und etlich Blättern; auch gab er uns 300 Dukaten und Jedem ein schönes türkisches Pferd. Also schieden wir ehrlich, löblich und nützlich von diesem christlichen König Heinrich im Jahr 1457.

Hierauf kamen wir wieder nach Portugal und als sich darauf



Des Ritter Georg von Ehingen Reisen nach der Ritterschaft.

(S. 510.)



Krieg in Deutschland erhob, so beurlaubte uns der König und schenkte uns ein goldgewirktes Tuch, 200 Dukaten Werth, einen Karmoisinsammt und 100 Ellen schwarzen Sammt; dazu sodann einen portugiesischen Hengst und 300 Dukaten zur Zehrung, begehrte auch dringend, daß wir wieder zu ihm kommen sollen.

Wir zogen nun durch Portugal und Spanien, und als wir kamen in eine große Stadt, Saragossa, verkauften wir das goldgewirkte Tuch und etlichen Sammt, was wir nicht zur Kleidung brauchten, und lösten daraus 500 Dukaten. Dann kamen wir nach Frankreich, kauften uns hier einige schwere Pferde und fuhren dann über das Meer zum König Heinrich VI. von England, der uns seinen Orden gab. Mein Gefährte zog von mir, ich aber zog zum König von Schottland, Jakob II.; dieser schenkte mir zwei Zelte und ein schwarzes Sammttuch, jedem meiner vier Knechte aber 10 Dukaten, die Königin ein hübsches Kleinod, 30 Dukaten und einen Hengst, 100 Gulden werth, und geschah mir große Ehre mit Jagen, Tanzen und Bankettiren."

* * *

Hiemit endigt Ritter Jörg von Ehingen seinen Bericht. In Schottland endigte er seine „Reisen nach der Ritterschaft", von denen er viele Geschenke und noch mehr Ehre zurück brachte und kam 1459 wieder nach Kilchberg zu seinem Vater. Von nun an blieb er in seinem Vaterlande, nur im Jahre 1474 ging er als wirtenbergischer Gesandter nach Italien, um für den Grafen Eberhard im Bart um die Hand Barbara's, der Tochter des Markgrafen Ludwig VI. von Mantua, aus dem Hause Gonzaga, zu werben. Er erfüllte diesen Auftrag mit seiner gewohnten Geschicklichkeit und begleitete die fürstliche Braut auch auf ihrer Hinausreise nach Wirtenberg. Er war einer der vertrautesten Räthe des Grafen Eberhard, dessen Kämmerer und Obervogt in Tübingen. Nach der Stiftung des schwäbischen Bundes (1488) wurde er einer der Hauptleute desselben und später (1500) Hauptmann der Kurfürsten und Fürsten in diesem Bunde. Er nahm im Schlosse zu Kilchberg seinen Sitz, vermählte sich mit

Anna Söler von Richtenberg, mit welcher er fünf Söhne und sechs Töchter zeugte und starb in einem Alter von 80 Jahren am Matthäus-Feiertage des Jahres 1508.

Die Geister des Nachthals.

Sage

von

Siegfried Pfaff.

1.

Zwei Freunde.

Auf einer Wiese, welche sich, rings von Wald umgrenzt, sanft einen Hügel hinanzieht, schreiten zwei jugendliche Gestalten rüstig vorwärts. Wenn wir uns ihnen, den Abhang hinanschreitend, zugesellen, so könnten wir glauben, in der tiefsten Waldeinsamkeit uns zu befinden, wo die thauige Wiesenfläche, der geheimnißvolle Wald und der blaue Himmel, an welchem eben die Sonne emporsteigt, die Seele in jenes wehmüthige Träumen versetzt, welches tief in das Innerste der Natur zu schauen sich sehnt. Aber lassen wir uns am Saume des Waldes nieder, wo dieser den obern Rand der Wiese abgrenzt, und blicken zurück, so erscheinen uns über dem unteren Waldsaum die Mauern, Thürme und Häuser einer Stadt, welche von einem gewaltigen Schloß überragt wird. An jenem Plätzchen rasteten auch unsere Freunde.

„Du altes enges Nest!" rief der Eine. „Wie liegst du so schmuck und übergoldet da im Morgensonnenstrahl! Wacker umschützt dich

dein Fluß, wacker Mauer und Schloß, und hoch strecken sich die Häuser aus den engen Straßen empor, als suchten sie das Licht, wie zu dicht gesäte Pflanzen! Leb wohl, nährende Mutter, leb wohl! Du erlaubst Deinem Sohne, daß er Dir auf einige Zeit den Abschied gebe, um wissensdurstiger zu Dir zurückzukehren!"

„Zu Einer klaren Quelle wenigstens, die dort fließt!" ergänzte der Andere. „Siehst Du das bescheidene Häuschen in der Neckarhalde dort? Halb versteckt blickt es hinter dem Thurme hervor. Dort leuchtet jetzt lieblich die Morgensonne, die Freundin der Musen, in das Gemach, wo sie den emsigen Weisen schon an der Arbeit findet. Still arbeitet der Gedanke hinter der mächtigen Stirne und aus dem leuchtenden Auge sprüht das Feuer des Geistes. O Melanchthon! Du fruchtbare, schwarze Erde, drinn das Samenkorn des Wissens hundertfach wuchert! Du spinnst nicht, wie die Andern, Buchstaben aus Buchstaben, Tod aus Tod, sondern aus ihrem Banne lösest Du die Geister der Vorwelt, daß sie vor uns dahin wandeln und ihre Herrlichkeit uns schau en lassen."

„Ja, Heil Dir, Melanchthon!" begann jetzt wieder der Erste, „der Du uns die uralten Borne der Weisheit und Wahrheit wieder aufgräbst, daß wir mit ihrer Frische dieses dürre Leben bethauen! Ja, zu Dir will ich zurückkehren, von Dir lernen, damit ich auch einmal mithelfen kann bei'r Wiedergeburt meines Volkes, wenn wir den alten Schein und die Lüge stürzen und das Wort der Befreiung in die erwachende Welt hinausrufen!"

„Immer die alten Träme, mein Eckbert," meinte sein Freund kopfschüttelnd. „Das Volk willst Du anders machen? die Menge willst Du erleuchten und befreien? O, glaube mir, dieses Licht des Alterthums, welches uns der theure Mann aufsteckt, ist nur für Wenige. Laß es Dich erwärmen und erleuchten, aber bewahr' es als eine heilige Flamme! Zeigst Du es der Menge, so gibst Du die Fackel der Zerstörung einem Kinde oder einem Rasenden in die Hände."

Da sah Eckbert den Freund mit seinen treuherzigen blauen Augen an und sprach: „Für mich soll ich es behalten? Dann ist es Nichts. Was ist das Licht unter dem Scheffel? Sieh, das eben halt' ich für das Große bei jenen Heroen des Alterthums, daß sie nur für ihr

Volk lebten und an sich gar nicht dachten. Sieh, so möcht' auch ich leben und wirken und mir den Ruhm erringen, auch Etwas gethan zu haben an der großen Arbeit, welche die Menschheit ihrer Vollendung zuführt."

„Um auch, wie jene Männer der Griechen und Römer, verkannt, verläumdet, verbannt oder gar ermordet zu werden?" wandte der kühlere Freund ihm ein.

„Und wäre es auch, Adelbert; ist nicht ein solcher Tod dann der schöne Abschluß eines schönen Lebens?"

Adelbert lächelte. „Laß es genug sein, Freund!" meinte er. „Ueber diesen Punkt werden wir nie einig. Du hast heute noch einen weiten Weg vor Dir bis zum Kloster Zwiefalten. Daher spute Dich und versäume nicht die unwiederbringliche Stunde. Und wenn Du droben angekommen bist, Du Pflegling des Klosters, so sieh Dich ein wenig zwischen den Klostermauern um und sprich mit Deinem Abte oder einem frommen Bruder von Deinen Weltbeglückungsplanen, das wird Deinen Kopf kühler machen. Und somit lebe wohl, auf Wiedersehen!"

Eckbert schritt rüstig weiter, als er sich vom Freunde verabschiedet hatte. Dieser aber schaute dem Dahineilenden nach, bis seine Gestalt zwischen den dunkeln Gängen des Waldes verschwunden war. Dann kehrte er nach der Stadt zurück.

Als Eckbert den Wald durchschritten hatte und auf der Höhe angelangt war, erhoben sich vor ihm in duftigem Blau die steilen Wände der Alb und schienen seinen Schritt zu spornen. Denn nur langsam rückte er dem Gebirge näher. Endlich war die Stadt Reutlingen erreicht und ein enges Thal umfing den Wanderer, in das die Strahlen der Sonne schon heißer herniederbrannten, von steilen Felswänden zurückgeworfen. Doch jetzt ging es bergan und auf der Höhe erquickte die frische Gebirgsluft den Wanderer, welcher im nächsten Dorfe eine kurze Rast hielt. Wohl hätte ihn von dort die unfehlbare Landstraße, wie bisher, sicher nach Zwiefalten geführt. Er aber erinnerte sich, von einem näheren Fußwege, der links durch die Wälder und Matten führe, gehört zu haben, und diesen beschloß er auf gut Glück einzuschlagen, ob er ihn gleich nicht genau wußte. „Der Tag

ist noch lang," sagte er vor sich hin, „und jedenfalls ist es lieblicher in den Wäldern, als hier auf der staubigen Heerstraße. So will ich mich auch einmal auf die Irrfahrt begeben, wie Ulysses oder Aeneas. Glück zu!"

Aber die sanft sich hebenden und senkenden Hügel des Albrückens waren für den unkundigen Wanderer fast das Gleiche, wie für den Schiffer die schwanken Wellen der See. Dazu wechselten Wald und Matte, und wenn Eckbert wieder eine Höhe erstiegen hatte, und glaubte, die Gegend überschauen und sich an irgend einem Anzeichen zurecht finden zu können, so sah er vor sich, wie hinter sich, fast die gleiche Beschaffenheit des Landes. So mußte er seine Richtung nur nach der Sonne nehmen, welche aber, müde wie er selbst, schon zu sinken begann. Endlich gerieth er in eine muldenförmige Vertiefung, welche sich, je mehr er vordrang, desto mehr zur Schlucht aushöhlte, deren Grund ein Rasen bildete, während die Abhänge mit Wald bewachsen waren; hie und da ragte ein grauer Fels aus den Bäumen hervor. Zuletzt ging es auf einem engen Pfade zwischen Felsstücken rascher abwärts und immer höhere Waldabhänge hüllten unsern Wanderer in ihr Dunkel, da schon die Dämmerung stark hereinbrach. Mit der Eile der Ungewißheit schritt er weiter, als sich plötzlich mitten im Thale ein Teich aufthat, in dessen krystallhellem Wasser sich schon die ersten Sterne spiegelten. Rechts und links von demselben versperrten Felswände den Weg, und so sah sich der Wanderer in der Hoffnung, durch das Thal zu einer menschlichen Wohnung geführt zu werden, betrogen. Schon war es zu dunkel und er selbst auch zu müde, als daß er einen Weg zwischen den Felswänden aus dem Thale hinaus hätte suchen können. So wählte er sich denn die Felsenhöhlung aus, welche am meisten Schutz zu gewähren schien, und legte sich dort, in seinen Mantel gewickelt, zur Ruhe nieder.

2.

Die Fischerin.

Eine alte Ritterburg! Das ist wohl etwas recht Schönes, Romantisches! Besonders unsre neu aufgebauten mit ihren zierlichen

Thürmchen, gothischen Fenstern, bunten Scheiben, und im Innern mit reich bemalten Wänden und künstlichem Geräthe. So eine, nur nicht ganz so zierlich, mag wohl ein Kaiser, Herzog oder Graf einst gehabt haben. Aber wie verschieden davon war der „Burgstall“ eines einfachen Ritters. Da ragte in schwerzugänglicher Einöde auf einem Bergvorsprung oder Felsen ein massiver Thurm empor, an dem wir heut zu Tage nichts mehr bemerken, als einen engen fensterartigen Eingang in der Mitte der Höhe; dieser diente zur letzten Zuflucht, wenn die Feinde schon die übrige Feste erobert hatten. An ihn mochte sich dann innerhalb der finstern, engen Ringmauer das Herrenhaus, die Ställe und Vorrathskammern anschließen. Aber wie eng das Alles! Wie schmucklos die Wände! Wie plump die wenigen eichenen Geräthe: Schrank, Tisch, Stühle, Bettstatt aus dicken Bohlen für Jahrhunderte gezimmert! Und dann die schmalen Fenster, welche nicht einmal Scheiben besaßen. Wollte man sich also gegen Unwetter schützen, so mußte man die massiven Eichenläden schließen, so daß das Feuer des gewaltigen Herdes das einzige Licht, aber auch viel Rauch gewährte. Und in diesen traurigen Räumen Ritter und Knecht, Frau und Magd zusammengedrängt einen langen, langen Winter, ohne alle Unterhaltung als Spindel und Webstuhl, ein altes, zum Ueberdruß gehörtes Mährchen oder die spärlichen Nachrichten, welche ein wandernder Krämer, Sänger oder Knappe aus dem Reiche brachte!

Freilich im Sommer war's anders! Wenn der Wald wieder grünte und die Wiese voller Blümlein stand, da flog man mit dem Frühsten aus zu fischen oder zu jagen, bis endlich der späte Abend zur Rückkehr unter das schützende Obdach zwang; da strahlte Gesundheit aus den braunen Gesichtern und der Mensch blieb frisch und jung mit der frischen verjüngten Natur.

So ein altes Nest, das von seinem schroffen Felsen in ein unbewohntes Waldthal hinabschaute, beschienen die ersten Strahlen der Morgensonne, als dessen Herrin vom einfachen Lager aufsprang, die blonden vollen Haare zurückstrich und kurze Toilette machte. Dann lugte sie hinaus durch das enge Fenster nach der lieben Sonne und dem blauen, blauen Himmel. Bald war ihr Entschluß darüber gefaßt, wie der heutige Tag zu verwenden sei: sie warf die Jagdtasche über,

steckte einige Lebensmittel in dieselbe und machte sich dann auf, zum Bache hinabzugehen und mit der Angelruthe den Goldforellen aufzulauern.

Als sie aber an die Pforte der Burg kam, vertrat ein alter verdrießlicher Knappe ihr den Weg.

„Wohin wollt Ihr, Fräulein?“ redete er sie mürrisch an. „Wollt Ihr wieder ausfliegen? Und allein?“

„Warum nicht, Diethelm?“ meinte die Angeredete etwas unwillig. „Ich will ja nur zum Bach hinab und fischen!“

„Will mit Euch, Fräulein!“ sagte der Alte bedenklich, indem er die Sturmhaube aufsetzte und Anstalt machte, sein langes Schwert umzugürten. „Es ist nicht sicher, wenn Ihr allein geht.“

„Warum nicht gar, Diethelm?“ erwiderte das Fräulein und lachte über die Reiseanstalten des Knappen aus vollem Halse. „Du meinst doch nicht etwa, ich wolle wie Dein Herr, mein Vater, mit Dir auf Fehde ausziehen? Alter, schwerfälliger Narr! Wie willst Du denn mit mir durch Felsen und Busch laufen, ohne daß Du über Deinen alten rostigen Degen alle drei Schritte stolperst und zuletzt den Hals brichst? Bleib' daheim und pflege Dein Zipperlein! Du bist nicht für mich geschaffen.“

Der Knappe schaute seine junge Herrin mit großen Augen an; die an der Stirne sich kräuselnden Haare waren zurückgestrichen und hinten in einen Knoten gebunden, hell wie das blaue Firmament schauten die blauen Augen keck aus dem vollen Gesicht von gesunder Bräune und mit blühenden Wangen; die Formen der mittelgroßen Gestalt begannen sich allmählig zu runden und verriethen das zur Jungfrau erblühende Mädchen; ein langes, bis auf die Knöchel reichendes Hemde mit kurzen Aermeln, bis an die Kniee von einem enganliegenden Oberkleide bedeckt, ließ neidlos die zierlichen Formen sich ausdrücken, der Mantel hing ihr nachläßig aufgewickelt von der linken Schulter. Nachdem der Knappe seine Musterung beendigt hatte, schüttelte er den Kopf und murmelte vor sich hin: „Das Vöglein wird flügge!“ Hierauf fügte er laut hinzu: „Ich gehe mit Euch, Fräulein, Euer Vater hat es befohlen!“

Das Fräulein erwiderte: „Was hast Du heute, Diethelm, daß

Du mich so wunderbar anschaust? Und warum willst Du heute gerade mit mir? Damit Du wieder den Fuß verletzest und einen Monat lang hinken mußt, wie das letzte Mal? Ei so bleib' doch, alter Haushammel! Geh' in den Keller und hol' Dir eine Flasche Wein, bis zum Mittag bin ich wieder da mit Fischen zum Braten. Und da nimm auch mein Trinkhorn gleich mit und füll' es mir auf den Weg!"

Als Diethelm, ihrem Befehle folgend, langsam die Kellertreppe hinabstieg, überflog das Gesicht des Fräuleins ein schalkhaftes Lächeln; denn dies Mittel, den pflichteifrigen Diener ihres Vaters zurückzuhalten, war ihr längst bekannt.

Der Alte brachte den Wein; das Fräulein barg das Trinkhorn in der Jagdtasche, und keck das Köpfchen zurückwerfend, schritt sie durch die enge Pforte und über das schmale Brückchen hinaus in den Wald, und trank mit gierigen Zügen die Morgenluft, welche ihre heißen Wangen fächelte. Ihre Freunde, die Vögelein, waren schon wach und pfiffen ihr munter zu, worauf sie gleichfalls mit hellem Pfeifen antwortete. Sie trat unter das Laubdach der Buchen und stand stille; der geheimnißvolle Wald rauschte ihr in's Ohr und sie dünkte sich so einsam, gar einsam. Dann aber schaute sie nach den Sonnenstrahlen, welche hie und da in's Dickicht fielen, schüttelte das Köpfchen, schaute fröhlich empor und kniete hierauf an einem Baume nieder und betete. Nachher ging sie weiter auf dem steilen Fußpfad, der im Zickzack den Waldabhang hinabführte; endlich trat sie auf einen waldfreien Felsenvorsprung hinaus, dem gegenüber sich sogleich wieder ein anderer Fels erhob, nur so weit entfernt, daß ein geübter Springer hinüber zu setzen hätte wagen können. Zwischen beiden Felsen drängte sich ein Bach hindurch, die Aach, welche unmittelbar ob dieser Enge aus einem kleinen Teich entsprang. In diesem gab es die köstlichsten Forellen und schon hier vom Felsen aus konnte das Mädchen sie im krystallhellen Wasser spielen sehen, wenn sie niederkniete und sich vorbeugte. Dann aber schaute sie wieder hinüber zu dem Felsen der andern Thalwand, der sich in verschiedenen Abstufungen zackig erhebt; wo aber in seinen Rissen und Einbiegungen die Erde einen Haltpunkt fand, überall hatte sich Gesträuch eingenistet und unterbrach mit seinem frischen Grün die braungelbliche Stein-

masse; es war dies der Lämmerfelsen. Hoch oben kreiste ein Geier, der wohl in den höchsten Zacken des Felsens sein sicheres Nest haben mochte. Unterhalb der Enge aber rann das Bächlein, wo es ihm beliebte, durch das breitere Thälchen und tränkte zahlreiche Vergißmeinnicht, während dichter Wald die Abhänge bedeckte.

Das Alles lag so friedlich, lieblich und jungfräulich im Morgenlichte da, daß es das Herz der Betrachterin mit inniger Wonne erfüllte; darum jodelte sie, was aus der Kehle mochte, daß rings Wald und Fels wiederhallte. Der Geier aber oberhalb des Felsens erschrack und ließ ein unwilliges, heiseres Krächzen vernehmen.

„Hätt' ich die Armbrust bei mir, dich schöss' ich herunter, warte!“ rief das Mädchen und drohte mit der kleinen Faust hinauf. „Ich thät' freilich besser, dich, du Räuber, hinwegzuschießen, als die unschuldigen Fischlein aus dem Wasser zu ziehen; doch heute gilt's schon diesen.“

Sie raffte Tasche und Angelruthe, die sie bei Seite gelegt hatte, wieder auf, ging einige Schritte zurück, wo zwischen zwei Felsen ein steiler, dicht bewaldeter Hang sich absenkte, und stieg denselben vorsichtig hinab, worauf sie sich im Thalgrund oberhalb der Enge befand. Ihr Erstes war, nachdem sie Mantel und Gepäck bei Seite gelegt hatte, an's Wasser zu gehen und Gesicht, Arme und Füße in der frischen Fluth abzuwaschen und dann das feucht gewordene Haar in einen festeren Knoten zu binden. Nun aber galt es, an die Arbeit zu gehen. Zuerst wollte sie Mantel und Tasche an einem trockenen Platz unter dem überhängenden Felsen niederlegen, wo sie das Geräthe schon oft geborgen hatte. Arglos schritt sie dem Orte zu, prallte aber plötzlich mit einem leisen Schrei ein paar Schritte zurück.

Es lag ein Mann unter dem Felsvorsprung in schwarzer Schülertracht. „Ist er todt?“ war ihr erster schreckhafter Gedanke. „Aber vielleicht schläft er bloß!“ tröstete sie sich selbst und fand Muth, näher zu treten. Leises Athmen bezeugte ihr, daß er lebe. Neugierig betrachtete sie den Schläfer; er war von schlanker Gestalt, die braunen gelockten Haare fielen über sein Gesicht her, dessen Profil sich auf dem schwarzen Aermel abzeichnete: gerade nicht zu hohe Stirn, sanft vorspringende Nase, volle Lippen und fein geschnittenes Kinn; und

allerliebst sah das zierliche Ohr unter den braunen Locken hervor. Indem sie so den Schlafenden musterte, begann sie zu kichern; der kindische Muthwille regte sich in ihr, und sie dachte: Wenn du ihn am Ohrläppchen zupftest!

Das Gelüste überkam sie mehr und mehr; zuerst berührte sie das Ohr sachte, nachher derber, und endlich riß sie ordentlich daran, so daß der Schläfer sich zu ermuntern und die Augen aufzuschlagen begann. Nun aber wurde sie roth bis an die Ohren, eilte rasch davon und versteckte sich hinter einem Felsvorsprung, das Gesicht in den Händen verbergend.

3.

Im Garten Gottes.

Der Schläfer war schnell aufgesprungen; er hatte das liebliche Antlitz, wenn auch nur einen Augenblick, so doch erschaut, und rieb sich nun die Augen, ob's nicht nur ein Traum gewesen sei. Aber der Mantel und die Tasche, welche liegen geblieben waren, verriethen die Versteckte; ein Zipfel des Kleides schaute sammt dem kleinen Fuße noch hinter dem Felsen hervor, und schnell war die Verbrecherin entdeckt. Eckbert — denn wir kennen ihn ja — bemühte sich, das Mädchen aus der Felsenecke und die Hände ihr vom Gesicht zu ziehen, aber vergeblich.

„Wer bist Du, Kleine?“ rief er endlich. „Woher kommst Du? Kannst Du mir den Weg zeigen? Ei, so komm doch hervor und laß Dich sehen!“ Dazu stampfte er mit dem Fuße; als aber nichts sichtbar wurde, denn nur unter den schweren Flechten ein brauner runder Nacken, so drückte er endlich auf diesen einen Kuß.

Nun wandte sie sich freilich um; aber der Zorn glühte in dem kindlichen Gesichte, und mit einem nicht gar sanften Stoße rief sie: „Hinweg!“

Erschrocken trat Eckbert zurück. War das kleine Ding mit einem Male um sechs Zoll gewachsen? So stolz, majestätisch schritt sie, ohne ihn eines Blickes zu würdigen, an ihm vorüber, auf ihren

Mantel zu, hüllte sich züchtig in denselben, nahm Tasche und Angelruthe und schickte sich an zu gehen.

Eckbert stand noch versteinert und dachte: Wunderbares habe ich heute Nacht geschaut, aber das ist doch das Wunderbarste! Und erst als sie eben hinter den neidischen Büschen verschwinden wollte, eilte er ihr nach und erfaßte ihre Hand. Sie aber blieb stehen und schaute sich trotzig um.

„Fee des Waldes oder Nixe des Baches, oder Bergfräulein, oder wer Ihr seid, bleibt und vergebt mir, wenn ich Euch beleidigt habe," fing jetzt der Schüler an und gedachte seiner klassischen Weisheit. — „Laßt einen Armen, Verirrten nicht hier allein, den Nacht und Fels zum Besten hatten und in diese öde Schlucht führten, eine unwirthliche Herberge. Und ehe Ihr in den Büschen verschwindet, oder in's Wasser taucht, oder die Felswand sich hinter Euch schließt, zeigt mir den Pfad, der mich zu den Wohnungen der Menschen führt. Denn ich bin ein Sterblicher und müde und hungrig."

Ob solcher Rede riß das Fräulein vom alten Thurme die Augen weit auf, und es war ihr, als läse der Abt von Zwiefalten seine lateinische Messe, so feierlich klang das. Endlich aber antwortete sie: „Du bist müde und hungrig, so viel ich von Deinen Worten verstehe, Wanderer; so setz' Dich und ruhe; ich will Dir etwas zu essen geben und nachher den Weg zeigen."

Damit öffnete sie die Jagdtasche und reichte ihm Brod und Wein. Dann setzte sie sich mit der Angelruthe an den klaren Teich, und bald zog sie schnellend eine zappelnde Forelle heraus. Ein Stahl und Feuerstein nebst Zündkraut fand sich in der Tasche. Bald war auch mit dürrem Laub und Holz ein Feuer zu Stande gebracht, worüber sie den Fisch briet.

Der müde Wanderer fühlte sich nach den ersten Schlücken und Bissen wunderbar gestärkt, und vergaß fast die weiteren Mahnungen seines Magens, während er dem Mädchen zuschaute, das eifrig vor ihm seine Mahlzeit bereitete. — Als sie endlich fertig war, sagte sie: „So komm' und theil' mit mir, und iß!"

Sie setzte sich auf den Rasen und griff gleichfalls zu. Nach einer Weile fragte sie: „Und wohin willst Du denn?"

Eckbert schaute sie erstaunt an; daran hatte er gar nicht mehr gedacht, daß er wohin wolle, und er antwortete kleinlaut: „Nach Zwiefalten.“

Nun aber schaute ihn das Mädchen wieder an, und indem sie nach einiger Betrachtung in ein fröhliches Lachen ausbrach, rief sie: „Ach, Du bist ja der Eckbert vom Kloster!“

Jetzt aber war der Erkannte noch erstaunter; er rückte etwas von ihr weg, als überkäme ihn ein geheimes Grauen, und sagte dann ängstlich: „Du kennst meinen Namen, Waldfee?“

Sie aber lachte noch lauter: „Was schwatzest Du da, gelehrter Herr, der Du von der hohen Schule kommst? Kennst Du die kleine Gertrud vom Thurme nicht mehr, die so oft hinunterkam in das Kloster, und mit Dir und andern Kindern im Hofe spielen durfte? Freilich, Du warst schon damals ein recht gelehrter Knabe, und stolz wie ein Abt, und man mußte Dich recht bitten, wenn Du mitmachen solltest.“

„Gertrud!“ rief der Schüler und besann sich; dann, als wäre er in's Klare gekommen, noch einmal: „Gertrud!“ Und zuletzt fügte er leise und lispelnd ein drittes: „Gertrud!“ hinzu.

„Ja,“ fuhr er nach einer Weile fort, „damals war ich ein recht wohlweiser Knabe, und verachtete alle Welt, die das Bischen nicht wußte, was man mir eingebläut hatte. Aber das war auch deßhalb, weil mir die Mönche alle vorschwatzten, wenn ich recht gelehrt würde, sollte ich einst auch Abt von Zwiefalten werden, und im ganzen Kloster gebieten.“

„Ja, das wirst Du wohl einmal!“ meinte Gertrud, und jetzt war die Reihe an ihr, von dem Gefährten hinwegzurücken. „Du warst immer des Abtes Liebling, und jetzt bist Du vollends ein grundgelehrter Mann, und führst Reden, die ich gar nicht verstehe.“

Aber dem Schüler schien der Muth gewachsen, gegenüber der Waldfee; er rückte der Zurückweichenden ähnlich nach, faßte ihre Hand und rief: „Nie werd' ich das! Nie!“

Sie sah ihn erschrocken an und sprach: „Was hast Du wieder, Eckbert? Dir hat das Schlafen im feuchten Thale hier nicht wohl gethan, es ist oft, als sprächest Du im Fieber. Vorhin hießest Du mich eine —“

Sie sprach das Wort nicht aus, sondern schlug drei Kreuze, indem sie ängstlich um sich blickte.

„Eine Waldfee!" rief Eckbert lachend. „Verzeih' mir, ich hatte in der Nacht einen so seltsamen Traum oder Erscheinung, oder was es war; und davon waren meine Sinne noch gefangen, weßhalb ich Dir diesen Namen gab."

„Du hast doch nicht Elfen gesehen?" meinte das abergläubische Kind, indem sie näher an den Schüler heranrückte, immer fürchtend, aus irgend einer Felsenspalte möchte eines der Wesen, welche sie so frevelhaft nannte, zürnend hervortreten.

Eckbert aber schlang kühnlich seinen Arm um die runde Schulter, sah auf das furchtsame Mädchen nieder, welches die schüchternen Augen zu ihm aufschlug, und ihm wurde im Herzen wunderwohl, daß er dachte, jetzt könnte er es mit allen Geistern dieser und jener Welt aufnehmen. Zudem flüsterten die Buchen, die Felsen schienen sich behaglich in der kühlen Fluth zu spiegeln, während die Sonnenhitze die Vögel hatte verstummen lassen. Es war so still und traulich umher, als er also begann.

4.

Die Nacht an der Aachquelle.

„Müd' und matt gelangte ich gestern Abend hier an. Der Teich und die Felsen versperrten mir den Weg, und so beschloß ich, hier Nachtquartier zu nehmen, und legte mich unter den Felsen, wo Du mich fandest. Bald entschlummerte ich. Da war es mir, nicht wie im Traume, sondern als wäre mein inneres Auge aufgethan; denn ich sah ja deutlich Fels und Wald, und den leuchtenden Wasserspiegel, in welchem die Sterne flimmerten. Mir war, als sammelten sich kleine luftige Gestalten, den Blumen entsteigend, dort auf der Wiese zum Reigen. Aber wahrhaftig, da ist ja noch der Ring, auf dem sie getanzt haben!"

Er trat dem Orte näher, während das Mädchen schüchtern hinüberschaute; da fand sich wirklich ein Ring tiefgrünen, etwas längeren

Grases, während ringsum nur gelbliches, kurzes Heidegras mit rothen und gelben Blümchen wuchs.

„Es waren kleine Gestalten,“ fuhr er fort, nachdem er sich wieder gesetzt hatte, „mit langen, faltigen Gewändern, als wären sie mit dem Boden verwachsen; sie schritten auch nicht, sie schwebten nur im Kreise herum, indem sie in den Hüften sich wiegten, und mit den Köpflein nickten. Anfangs waren ihre Bewegungen langsam, dann wurden sie immer schneller, und zuletzt huschten sie, Kreis gegen Kreis, an einander vorüber. Während dem aber wehte Blumenduft zu mir herüber, je schneller der Tanz wurde, desto stärker.

Indeß ich so dem Tanze zuschaute, stiegen aus den Rissen und Spalten der Felsen kleine Männlein hervor mit großen Köpfen und langen Bärten; die hatten metallene Hämmerlein, damit klopften sie auf dem Stein den Takt zu dem Reigen. Aus den Wurzeln der Buchen aber erhoben sich allgemach kleine geharnischte Ritter, die kamen näher und näher herbei, und nahm einer nach dem andern eine der Blumenelfen, und drehte sich mit ihr. Dann aber stiegen aus dem Wasser zwei große Frauen mit schwarzen, schweren Haaren, darin trugen sie Kränzlein von Eppich und Vergißmeinnicht, ihre langen Schleier aber und schweren Gewänder hingen in's Wasser nieder, an dessen Rand sie sich setzten und zuschauten.

Die Frauen aber sangen:

Die ihr unsre Quelle ziert,
Tanzet, kleine Elfen!
Mit Gesang, wie sich's gebührt,
Laßt zum Tanz euch helfen!
Daß kein böser Stern euch sticht
Bei der nächt'gen Feier,
Hüllen wir euch sacht' und dicht
In die feuchten Schleier.

Indeß hoben sich ihre Schleier aus dem Wasser und wuchsen immer weiter das Thal herauf; sie blinkten im Mondschein, wie aus lauteren Silberfäden gesponnen. Dann sangen die Bergmännlein:

Kling, kling, klang!
Rührt euch zum Gesang!
Aus der Felsen gewundenen Gängen
Wir nahen mit Klang und Gesängen.
Wir schmieden mit emsigem Hammer
In der Erde tiefunterster Kamer,
Wir schmieden und nieten und schweißen mit Macht
Gebälke, die Erde zu tragen,
Und hüten das Feuer, das lauert und wacht,
Zerstörend zum Himmel zu schlagen;
Bis das Werk vollbracht,
Bis die stille Nacht
Rufet uns, zu schau'n,
Was im obern Licht
Stille Kräfte bau'n.
Elfen, schließt den Ring!
Kling, klang, kling!

Darauf sangen die Ritter:

Wir tragen empor zu des Himmels Blau
Der Erde treibenden Keim,
Umschlingen der Felsen gewaltigen Bau
Mit klammernden Armen geheim.
Hoch im Laub die Winde flüstern,
An den Wurzeln Wasser knistern,
Feuchte tragen wir und Flammen,
Stärk' und Biegsamkeit zusammen.

Indeß aber diese so sangen und tanzten, da leuchtete plötzlich drüben am Felsen ein gelber Strahl empor, daß die Bergmännlein erschrocken auseinander fuhren, der Reigen aufhörte, und die Frauen in's Wasser platschten. Da kam mit einem Purzelbaum aus der Tiefe hervor ein kleines gelbes Kerlchen, mit ausgezacktem Röcklein, mit spitzer Narrenkappe und Schnabelschuhen, der hatte überall an Zacken und Spitzen gelbe Glöcklein, welche hell durcheinander klangen,

während er in seltsamen Sprüngen herüberkam und sich mitten in dem Elfenring auf einen Stein setzte. Da führte er allerhand tolle Faxen auf und machte ein Gelärm mit seinen Glöcklein, indem er den Elfen mit seinen Händen Zeichen gab, den Tanz bei seiner Musik fortzusetzen; als sie dieß nicht thaten, redete er sie also an:

„Seid mir gegrüßt, edle Herrschaften, und laßt euch nicht erschrecken und daraus bringen. Ich bin ein lustiger Berggeist, und ziere gern euer Fest. Ich bin ein splendider Kerl und bei mir geht's hoch her. Darum tanzt mir, ich spiele auf!"

Nochmals begann er seine wirre Musik; aber die kleinen Blumengeister versteckten sich ängstlich hinter die Ritter, und diese schauten den neuen Gast trotzig an. Die Männlein mit den Hämmern murmelten untereinander; und nur die Nixen, welche sich wieder auf den Rand des Teiches gesetzt hatten, sahen laut lachend den tollen Geberden des Narren zu.

Da fing dieser auf einmal an, recht ernsthaft und beleidigt sich zu stellen, setzte sich auf seinem Steine zurecht, als wäre er der Kaiser auf seinem Throne, und begann: „Wie? achtet man den gelben Glanzgeist hier so wenig, den vornehmsten aller Erdgeister, den Wunsch und die Gier Aller? Wie, tanzt, schöne Blumenfräulein, und ich will eure blauen und rothen Kleidlein mit gelbem Schimmer sticken, und eure gelben will ich noch strahlender machen!"

Aber die Blumengeister wollten nichts von dem gelben Hans, und meinten, sie seien schön genug, wie die Mutter Erde sie habe wachsen lassen. Da wandte sich dieser an die Ritter und rief:

„So biet' ich euch meine Gaben an! Goldene Eier sollen eure Aeste zieren, und eure mächtigen Wurzeln sollen sich um Goldklumpen winden!"

„Was?" riefen die Ritter. „Viel lieber graben sich unsere Wurzeln in die kühle Erde und in das feuchte Gestein, die ihnen Nahrung geben, als daß sie Deine todten und tödtenden Klumpen umkrallen. Und was thäten unsere Freunde, die Vögelein und Eichkätzchen, mit den goldenen Eiern? Buchecken und Eicheln sind ihnen lieber."

Nun aber wandte sich der Gelbe an die Wasserfrauen, und sprach, indem er höflich seine Narrenmütze abnahm:

„Aber bei euch, schöne Damen, das weiß ich, werde ich nicht fehl gehen. Wie schön nähme sich in eurem vollen schwarzen Haar ein Reif meines Metalls aus? Oder wie stünde ein glänzender Gurt zu euren weißen Gewändern? Oder soll ich diese und eure Schleier mit blinkenden Sternen schmücken?"

Die eine der Wasserfrauen hatte ihren Kopf auf die Schulter der Schwester gelegt und den Arm um diese geschlungen; dazu lachte sie spöttisch, daß ihre weißen Zähne blinkten. Die Andere aber begann, indem sie verächtlich und abweisend den Arm gegen den Gelben ausstreckte:

„Es ziert die Nix' der Leib so rein,
Des Auges feuchter Glanz,
Die Lippe frisch, der Zähne Reih'n,
Das Haar mit Blumenkranz.

Begehrt sie mehr in's reiche Haar,
Als nur Vergißmeinnicht,
Aus tiefem Grund die Perle klar
Sie um die Schläfe flicht.

Du, geh' mit Deinem Gold nach Haus!
Es ist uns längst bekannt,
Wir spülen's in den Klüften aus,
Und werfen's auf den Sand."

Nun wandte sich der Gelbe hinüber zu den Bergmännlein, die ihn aber so zornig anblickten, daß er sie nicht anzureden wagte. „Ist denn Niemand da," rief er endlich, indem er sich nach allen Seiten umschaute, „welcher meine Hoheit anerkennt? Ei sieh da!" fuhr er fort, indem er mich erblickte, „dort ist ja ein Menschenkind, das uns zuschaut. Wie, Du verschmähst doch meinen gelben Glanz nicht? Erkenne meine Macht und ich will Dich mit meinen Gaben überhäufen!" —

Indeß entstand bei den andern Geistern eine Bewegung. „Ein Mensch! ein Mensch!" riefen sie halb erschreckt, halb zornig durcheinander, und die Blumenelfen flatterten davon, während die Ritter-

lein und Bergmännlein sich drohend um mich her sammelten, die beiden Wasserfrauen aber mir böse Blicke zuwarfen. Da rief ich ihnen zu:

„Laßt euch nicht stören, ihr Geister, fahret fort in eurem Reigen, dem ich mit Ergötzen zuschaue; ich habe nichts Arges im Sinn. Du aber, Gelber, laß auch mich ungeschoren mit Deinen falschen Gaben, ich begehre ihrer nicht. Heb' Dich hinweg, und laß die Elfen ihre Spiele wieder beginnen!"

„Nichts willst Du von mir?" rief der Gelbe verwundert. — „Nichts? Nichts?" fügte er halb höhnisch, halb mitleidig hinzu. — „Junges, unerfahrenes Blut! Warte nur, wenn Du älter wirst, wirst Du gescheidter werden und mich schätzen lernen."

Indem er hierauf seine Mütze etwas schief auf dem Kopfe zurecht rückte, sich an einen Stein lehnte, die Arme kreuzte und die Beine übereinanderschlug, ließ er seine Augen verächtlich umherlaufen und meinte: „Ich bin unter Gesindel gerathen, all dieses Volk ist meiner Gegenwart nicht werth!"

Da aber entstand wieder großer Tumult unter den Geistern, welche darob von mir abließen, und ein stahlgraues Bergmännlein trat vor und sprach: „Gesindel nennst Du uns, Du Unnützester unter den Unnützen! Soll ich Dir von Deiner Herkunft vermelden? Als der große Geist die Riesen geschaffen hatte, und diese seinen Himmel stürmen wollten, da zerschmetterte er sie, und aus ihren gewaltigen Knochen baute er das Felsgerüste der Erde. Und uns schuf er, damit wir ihm bauen hülfen und ineinander fügen, und damit wir die unterirdischen Feuer hüteten. Du aber, unnützer Geist, und Dein häßliches Metall, bist geschaffen aus den Herzen der Riesen, welche der große Geist gebildet hatte, alles Gute zu erkennen und zu wollen, welche aber statt dessen nur Bosheit, Haß und Neid in sich aufnahmen. Und er befahl uns, Dich so tief als möglich in die Erde hinabzuschmieden; aber Du brachest hervor, und als die tollen Wasser kamen, wühlten sie Dich herauf, und seitdem dienst Du dazu, in der Menschen Herzen die bösen Lüste aufzuregen. Was willst Du uns Gesindel heißen, Unnützester? Wir sind es, welche die Erde tragen, und uns gebührt der Vorzug vor Allen."

Als aber die Nixen am Rande des Teiches diese Rede hörten, da zischte und wallte der ruhige Wasserspiegel, ihre schwarzen Augen funkelten, sie warfen die schweren Haarflechten hin und her, und die Größere begann: „Wie, ihr kleinen Knirpse, ihr wollt die Ersten sein? Wißt ihr nicht, wie wir, die Wassergeister, eure Arbeit, von der ihr rühmt, sie sei so fest geschmiedet, auseinanderrißen und euch hin und her warfen, wie es uns gefiel? Und was wäre die Erde ohne uns? Eine öde Felsenwüste! Wir wuschen eure starren Brocken zusammen, und formten daraus das fruchttragende Erdreich, dem das Leben und die Pflanzen entquollen. Wir befeuchten die Erde noch immer, wir zieren die Thäler, und hoch zum Lichte steigen wir empor, um als segensreiche Ströme herabzufluthen! Wer will uns den ersten Rang streitig machen?"

Nun erhob sich einer der Ritter, und stolz auf sein Schwert gelehnt, sprach er: „Ihr Felsen, die ihr uns traget, dient nur uns; ihr Wasser, die ihr uns feuchtet, dient nur uns; und da ihr unsere Diener seid, sind wir die Größeren. Ein wüstes Chaos war die Erde, als ihr Berggeister und Wassergeister euch um die Herrschaft strittet. Wir erst liehen ihr Form, Farbe und Schmuck; uns dient selbst die Sonne und sendet uns mit freundlichen Strahlen Licht und Wärme; darum sind wir die Größesten!"

Während dieses Streites schienen die Elfen mich ganz vergessen zu haben; nun aber erhob ich mich und sprach: „Laßt den eiteln Zank. Ihr Alle dient nur uns, ihr Geister und Kräfte der Natur. Zu unserem Nutzen hat euch der große Geist geschaffen, damit wir durch euch die Werke vollbrächten, die ihn ehren."

Nun aber brummten die Bergmännlein, die Nixen kicherten, und die Ritter lachten laut.

Zuerst begann das Bergmännlein: „Was sagst Du, Narr? Unsere Gaben habt ihr heraufgewühlt, um euch unglücklich zu machen. Das Eisen braucht ihr, damit Einer den Andern quälen und tödten kann; und die edeln Metalle braucht ihr, damit Einer den Andern um sein Brod bringe! Was sagst Du, Narr? Sind das die Werke zur Ehre des großen Geistes?"

Der Ritter aber begann: „An unser Holz hängt ihr eure Bri-

der, um sie zu quälen, und in unserer Flamme opfert ihr sie eurem Hasse. Sind das die Werke, den großen Geist zu ehren?"

Ich aber erhob mich und rief: „Wohl mögt ihr uns darum schelten! Aber des Großen und Herrlichen, das wir Menschen vollbracht haben, gedenkt ihr nicht; ihr lebt ewig euer gleiches Sein, wir aber streben durch Freud' und Leid, durch Tugend und Laster der Vollendung zu!"

Auf diese Worte empfing mich ein allgemeines höhnisches Gelächter; am schrillsten aber tönte dazwischen das Lachen des Gelben hervor, der mich also anredete: „Du machst Dich, mein liebes Menschenkind, Du machst Dich! Du bist doch nicht so ganz fischblütig, wie Du vorhin schienest, Du hast Ehrgeiz im Leib. Nun, wir werden noch ein Geschäftlein mit einander machen. Und ihr, meine lieben Brüder und Schwestern, nur einander recht abgetrumpft, so mag ich's haben. Zieht einander nur im Koth herum, dann findet ihr zuletzt auch an mir noch ein gutes Fetzchen, und könnt mich noch brauchen.

Mich, mich brauchen sie Alle,
Mir, mir folgen sie doch,
Ich, ich bring' sie zu Falle,
Mein, mein werden sie noch!"

Damit machte er einen Satz, und schoß mit dem Kopfe vorwärts gegen die Erde, welche sich vor ihm öffnete, und er verschwand wieder mit einer gelben Flamme.

Dazwischen hatte ich bemerkt, wie die Nixen eifrig miteinander geflüstert und oft nach mir her geschaut hatten. Nun erhoben sie sich aus dem Wasser und kamen mit langsamem Schritt in ihren langen schleppenden Gewändern auf mich zu, die großen Augen starr auf mich gerichtet. Da sang die eine:

In Freud' und Leid, in Wonn' und Schmerz
Schwebt ihr wohl eine Zeit,
Bis Freud' und Leid, und Wonn' und Schmerz
Euch sind zum Eckel beid'.

Die andere sang:

Ihr seufzt zuerst: Wie schnell läuft doch
Der Lebensfaden ab;
Bald ist das Leben euch ein Joch,
Und euer Wunsch das Grab.

Die erste:

Einstmal in kühler Sommernacht,
Da spielten Zwei mit Lust,
Sie haben Aug' in Aug' gelacht,
Und drückten Brust an Brust.

Die andere:

Wie sprachen sie, wie träumten sie
Von höchster Seligkeit,
Und daß ihr Glück sich ende nie,
Trotz Wechsel, Sturm und Zeit.

Die erste:

Ich sah sie mit zerrauftem Haar,
Ein Kindlein auf dem Arm,
Und meine Fluthen, kühl und klar,
Ihr dünkten wonnig warm.

Die andere:

Ich hörte zweier Schwerter Klang
Und lauten Wiederhall,
Ich sah, wie tief das eine drang,
Ich sah den blut'gen Fall.

Die erste:

Trau' nicht so stolz, mein junger Fant,
Mein braungelockter Knab',
Wie Deine Wiege ich gekannt,
So kenn' ich auch Dein Grab.

Die andere:

Die Locke voll, die Locke weich
Von starrem Blute klebt,
Die Lippe schlaff, die Wange bleich,
Das Lid sich nicht mehr hebt!

Indeß senkten sich ihre Schleier auf mich nieder, und ich athmete schwer; ich sah nichts mehr als einen grauen, dicken Nebel. Allein durch denselben hörte ich Schwerterschläge an mein Ohr klingen, und hörte einen gellenden Hilfeschrei. Plötzlich fühlte ich es warm und unheimlich mir am Halse herunterrieseln; es war Blut, das immer höher und höher stieg und mich überfluthen wollte; ich mühte mich ab, zu entfliehen, aber ich kam nicht von der Stelle. Endlich fuhr ich auf; da lag die Schlucht vor mir in einem leichten Nebel, aber aus den Felsenritzen sahen noch, höhnisch grinzend, die dicken Köpfe der Zwerge, die Bäume flüsterten, als wollten sie mir 'was sagen, und im Wasser rauschte es, als plumpte ein schwerer Körper hinein. Ich ging zur Quelle, in deren Grunde eben die Nixen mit ihren weißen Schleiern verschwanden, aus den großen Augen mir noch einen neckischen Blick zuwerfend. Mit einem langen Zuge stillte ich meinen brennenden Durst. Dann legte ich mich wieder unter dem Felsen nieder, und schlief einen tiefen Schlaf."

5.

Das Gewitter.

„Bis —" fuhr der Erzähler fort, und blickte auf seine Zuhörerin schelmisch nieder. Diese hatte bisher mit der Aufmerksamkeit des Grausens seinen Worten gefolgt; nun aber senkte sie plötzlich die Augen.

„Bis die Waldfee kam und mich weckte!"

Da erhob sie die Augen vorwurfsvoll und bittend zu ihm und rief: „Eckbert!"

„Nun, nun!" sagte er begütigend. „Ich will nichts mehr davon wissen oder sagen, es ist ja auch nicht so ausgemacht; nur mein linkes Ohrläppchen behauptet es noch steif und fest."

Sie aber nahm eine recht ernsthafte und wichtige Miene an und sagte: „Du hast Elfen gesehen, Eckbert, das bedeutet nichts Gutes! Man erzählt Vieles von ihnen, aber die sie gesehen haben, denen soll es nie gut ergangen sein."

Der aufgeklärte Student aber unterbrach sie: „Närrchen, es war ja Alles Traum und Einbildung. So haben die alten Heiden Götter gehabt und geglaubt, wenn gleich nichts Wahres daran war, und so fabelte ich im Schlafe von Nixen, Blumenelfen, Bergmännlein und Baumgeistern.“

Gertrud aber sah sich erschrocken in allen Ecken um, und warnte: „Bst! Nenne keine Namen, das können sie gar nicht leiden. Und wenn es auch nur Einbildung gewesen wäre, es ist doch Etwas. O, ich weiß von den — Wasserfrauen (wobei sie sich wieder bekreuzte) eine böse Geschichte! Ich hörte sie in meiner frühesten Kindheit.“

„Ei, erzähle!“ rief der Jüngling neugierig.

„Von meines Vaters Schwester erzählte mir meine Mutter, sie sei mit einem Male aus dem Thurme verschwunden, und die Nixen haben sie geholt. Meine Mutter zeigte mir ein Bildchen dabei, welches meines Vaters Schwester vorstellte, und das glich Dir, Eckbert!“ fügte sie hinzu, indem sie ihn nachdenklich anschaute. „Zwar erzählten sie mir das Gleiche von meiner Mutter; aber das thaten sie nur, um mich wegen ihres Todes zu trösten; ihr Grab ist drunten im Kreuzgang zu Zwiefalten unter einem Stein. Aber von meines Vaters Schwester hat Niemand das Grab gesehen!“

„Du hast eine Mutter gehabt, Gertrud?“ rief Eckbert. „Ich weiß von keiner.“

„Sie starb frühe!“ sagte traurig das Mädchen. „Ich kann mich ihrer nur noch erinnern als einer bleichen, stillen Frau. Wenn sie mich küßte, so tropften oft ihre Thränen mir auf die Wangen, bis ich sie mit meinem Aermchen umschlang und rief: Nicht weinen, Mutter! Dann lächelte sie wieder. Bald aber trug man sie hinaus, und nun war es so einsam im Thurme. — Mein Vater, ein finsterer Mann, der sich nie um mich bekümmerte, zog kurz nach der Mutter Tode hinunter in die Einsiedelei, an die Wasserhöhle, so daß ich mit dem alten Diethelm ganz allein im Thurme lebte. Zwei Jahre lang thaten sie mich hinüber zu den Nonnen nach Marchthal, um zu lernen. Aber in den langen, gewölbten Klostergängen war es mir unheimlich zu Muthe. Mich überkam das Heimweh nach meinem Walde, und weinend schaute ich hinab in die Donau, die unten am

Felsen vorbeifloß. — Da hieß es, ich sei eines armen Ritters Kind und ein einfältiges Ding, mit dem man Nichts anfangen könne, und so wurde ich zum Thurme wieder zurückgebracht. Und da lebe ich nun einsam, und meine einzigen Freunde sind der Wald und der klare Bach, wo ich jagen und fischen gehe. Wenn aber Nachts die kalten Nebel aus dem Thale steigen, dann schaue ich aus meinem Fenster und meine, in der Ferne die Geister tanzen zu sehen, bis es mich schaudernd überläuft; dann werfe ich schnell den Eichenladen zu und drücke mein Gesicht in's Kissen."

„So einsam bist Du gewesen, Gertrud?" rief mitleidig der Schüler. „Ich habe doch mit Menschen gelebt und Lehrer gehabt, die mich in Allem unterwiesen. Und doch," fügte er sinnend hinzu, „jetzt lebte ich gerne in der Einsamkeit Deines Thurmes. Die wilden Gedanken, welche sich oft in mir regen, könnten hier sich abklären und ich würde ruhiger, sicherer werden. Und Abends — da säßest Du bei mir, Gertrud, und ich erzählte Dir, was ich weiß, oder wir gingen hinaus auf Fischfang und Jagd."

Des Mädchens Augen hingen leuchtend an ihm, während er ihr dieß Glück ausmalte; dann aber senkte sie langsam ihr Köpfchen und meinte traurig: „Wird nichts daraus!"

„Warum nicht, Gertrud?" wandte schnell der Schüler ein. „Ich bitte den Abt, daß er mich zu Dir heraufziehen läßt in den Thurm, und da laß uns mit einander leben. Denkst Du nicht, wir werden friedlich auskommen?"

Das Mädchen hatte das erröthende Gesicht weggekehrt, und als wollte sie den Gegenstand des Gesprächs abbrechen, fing sie plötzlich an: „Aber wir schwatzen zu lange! Ich wollte zu Mittag Fische in den Thurm hinaufbringen zum Mahle, und jetzt ist nach der Sonne die Mittagsstunde vorüber und ich habe noch kein einziges Fischlein. Geschwind will ich ein paar fangen, dann brechen wir auf, Du erquickst Dich noch bei uns, und dann zeigen wir Dir den Weg."

„Du hast doch noch eine Angel? Ich will Dir das Versäumte hereinbringen helfen, Du sollst mich fischen lehren!" rief Eckbert. Und so saßen sie, nachdem eine zweite Angelruthe zu Stande gebracht war, am Wasser, den Fischen auflauernd und verstohlen nach ein-

ander hinüberblickend, ob's wohl beim Andern noch nicht angebissen habe. Eckbert schwatzte dazwischen, und wenn Gertrud ihm das, als nachtheilig für ihre Beschäftigung, verwiesen hatte und er nun wieder recht ernsthaft dasaß, konnte sich das schelmische Mädchen nicht enthalten, zuerst leise, und dann immer lauter über den hochgelahrten Fischer zu lachen, der mit all seiner Weisheit nicht das Schwänzchen einer Forelle aus dem Wasser locken könne. Darüber schien er dann recht in Zorn zu gerathen und erwiderte ihr, sie treibe das Handwerk ja schon länger und fange auch nichts, bis sie zuletzt Beide wieder recht ernsthaft in ihr Geschäft vertieft waren.

Endlich schnellte Gertrud einen Fisch an's Land. Eckbert ließ seine Angelruthe fallen und wollte den Zappelnden von ihrer Angel losmachen; aber dem ungeschickten Schüler glitschte der Fisch durch die Hände und nahm die Gelegenheit wahr, wieder in's Wasser zu schnellen.

Gertrud lachte aus vollem Halse; er aber begehrte, sie solle ihn für seine Einfältigkeit züchtigen, und da sie das nicht wollte, faßte er ihre kleine Hand, um mit derselben die Strafe an seiner Wange zu vollziehen, als ein plötzlicher Donnerschlag die Beiden auseinanderschreckte. —

Das Gewitter, dessen Aufsteigen die enge Schlucht ihnen verborgen hatte, brach plötzlich herein; schwarze Wolken zogen das Thal herauf, und die Sonne verlosch. Mit jenem ersten Donnerschlag war die Natur entfesselt, der Wind brauste durch die Schlucht, die Bäume stöhnten und das Laub rauschte laut, während in dem stillen Becken die ersten schweren Regentropfen ihre Kreise verbreiteten. Die beiden Fischenden packten eilig zusammen und klommen den Berg auf dem steilen Zickzackwege hinauf zum Thurme, der grau in den dunkeln Wetterhimmel hinaufragte. Hier wollte sich Eckbert verabschieden, denn vom Thurme aus wußte er den Weg nach Zwiefalten. Aber eben dröhnte ein neuer furchtbarer Donner, und nun rauschte der Regen. Gertrud wandte sich zu dem Scheidenden um und rief ihm zu, doch das Gewitter unter Dach abzuwarten, und die flehenden Blicke des besorgten Mädchens bewogen den Jüngling zur Umkehr. Sie traten in die Burg; im untern Gemach saß hinter einem Tische,

den Kopf auf beide Arme gestützt, Diethelm und starrte mit gläsernen Augen die Eintretenden an; vor ihm stand die leere Kanne. Die Beiden aber stiegen an ihm vorüber in das höhere Stockwerk hinauf.

6.

Der Einsiedler.

Die Sonne steht schon lange über den Bergen; aber in dem grauen Thurme rührt sich noch nichts. Es scheint der Lichtgöttin endlich nicht mehr geheuer zu sein, und heißer sendet sie ihre Pfeile, glänzender strömt sie ihr Licht auf das alte Gemäuer, in dem sich endlich Etwas zu regen anfängt.

Mit rothen Augen und rother Nase, aber blassen Gesichtes, erhebt sich der Knappe Diethelm und sieht verwundert hinaus in die klare, stille Natur; ihm ist's noch so wirr im Kopfe, daß er Sonnenschein, Wald, Fels und Thal gar nicht begreifen kann. Zuletzt macht er sich an den alten, halbverfallenen Ziehbrunnen, läßt mühsam den Eimer hinab und zieht endlich einiges Wasser herauf. Er trinkt.

„Puh!“ macht er, „wie schlecht! Freilich für den Durst mag's gelten; aber für den rechten Reiterdurst Wein — Wein — Wein!“

Und nochmals nimmt er einen Zug, der ihm den ganzen Leichnam verschüttelt, und beginnt nun mit der schweren Arbeit, die durcheinandergeworfenen Gedanken zu ordnen.

Es mochte bei diesem Geschäft nicht das Tröstlichste herauskommen; denn eben beginnt sich seine Stirne recht finster zu falten, als er dadurch unterbrochen wird, daß sich die Thüre nochmals öffnet und sein Fräulein heraustritt mit einem fremden jungen Manne.

Das aber läßt das Gesicht des Knappen noch mürrischer werden, und barsch redet er den Fremdling an: „He da, was thust Du in diesem Käfig, loser Vogel?“

Das Fräulein aber fiel ihm zornig in die Rede: „Wie! willst Du den Meister spielen hier, alter Weinschlauch, und der Tochter in meines Vaters Schlosse vorschreiben, was sie thun soll? Es ist mein Gast und wirst Dich manierlich gegen ihn betragen, sonst jage ich Dich davon!“

Und dazu blitzten die blauen Augen, als sollten sie unter einem Stahlhelm, nicht unter einem gekräuselten Mädchenscheitel, hervorschauen, und die ganze Gestalt hob sich, daß der Knappe bestürzt einige Schritte zurücktrat, während er stotterte: „Euer Vater, Fräulein, hat mir —"

„Mein Vater," unterbrach die Angeredete ihn wiederum, „hat Dich zum Wächter dieses Thurmes gesetzt und Dir befohlen, ihn zu bewahren, daß kein Feind oder Strauchdieb hier eindringe. Wenn aber seine Tochter einem müden Wanderer das Haus ihres Vaters als Zufluchtsstätte vor Gewittersturm und Nacht anbietet, so geht das Dich nichts an, Du Knecht!"

Und damit den Fremden an der Hand fassend, schritt sie zum Burgthor hinaus und ließ dem erstaunten Diener das Nachsehen.

Lange Zeit gingen Gertrud und Eckbert schweigend neben einander her. Den Fußweg, der im Zickzack in das Thal hinabführte, ließen sie links, und schritten der rechten Thalwand entlang, wo sich ein breiterer Weg gegen die Aach hin langsam absenkte. Als sie an eine Stelle kamen, wo das Thal sich etwas erweiterte und die Wälder lichter wurden wandte sich Gertrud zu Eckbert:

„Hier verlaß ich Dich, mein Eckbert! Dort hinter dem Felsen ist die Wasserhöhle, und bei ihr steht meines Vaters Einsiedlerhütte, dort wirst Du ihn treffen. O, Eckbert, rede vorsichtig mit ihm, es ist ein alter, eigenwilliger Mann, setze Deine Worte bedächtig und kreuze seinen Sinn nicht mit scharfer Rede!"

Das Mädchen sah dem Jüngling ängstlich in die Augen, aus denen aber die frohe Zuversicht des Jugendmuthes lachte. „Sei ruhig, Gertrud!" sprach er, „Gott wird mit mir sein, er wird Dir und mir einen Vater schenken!"

Aber aus des Mädchens Augen brachen die hellen Thränen, fester schlang sie ihre Arme um den geliebten Jüngling, und dieser neigte den Mund zu ihr, auf den sie einen innigen Kuß drückte. — Dann aber, mit Purpur übergossen, riß sie sich hastig los und rief: „Leb' wohl, Eckbert! Gott sei mit Dir!" Und ehe er ihren Gruß erwidern konnte, war sie, wie ein scheues Reh, im Walde verschwunden. —

Der Jüngling starrte ihr nach, starrte, als er sie nicht mehr sah, noch lange nach dem Ort, wo sie verschwunden war. Endlich wandte er um und schritt das Thal hinunter. Dieses verengerte sich immer mehr; die Berge wurden höher und felsiger, und eine gewaltige Steinmasse, welche von der rechten Thalwand vorsprang, drängte Weg und Flüßchen hart zusammen, daß sie endlich die ganze, noch übrige Thalbreite einnahmen. Doch wie die Steinwand vorgesprungen war, so trat sie auch wieder zurück, und aus der Bucht, die sich dadurch bildete, rann ein eben so starker und krystallheller Wasserarm dem Flüßlein zu; anfangs langsamer fließend, gerieth dieser neue Arm bald in brausenden Sturz und mischte sich mit der ältern Aach, die gleichfalls über moosige Felsblöcke ihm entgegenstürzte. So vereinigt, brausten die Wasser in eine enge Thalschlucht hinab, wo drohende Felsen, vom Hochwald gekrönt, ihnen jeden Durchgang verwehren zu wollen schienen. Als Eckbert weiter vorschritt, bemerkte er, wie dieser zweite Arm unter dem Felsen aus einer Höhle hervorquoll; neben der Quelle aber erhob sich ein blumiger Wiesenabhang, an dessen Fuße die Hütte des Einsiedlers stand; dieser selbst knieete, den Rücken dem Fremdling zugewandt, in eifrigem Gebete vor einem Marienbild, das in einer Nische des Felsens angebracht war.

Der Jüngling trat nahe zu ihm hin, dann sprach er: „Stehe auf, Dein Glaube hat Dir geholfen!“

Der Einsiedler wandte sich um und zeigte dem Ankömmling eine tief gefurchte, eckige Stirn, von krausen, schon in's Graue spielenden Haaren umgeben; darunter zwei buschige, ineinander verwachsene Augenbrauen, unter denen zwei wilde Augen lauerten; der Mund war streng zusammengepreßt, an Wangen und Kinn spannte sich eine fleischlose Haut über tüchtige Knochen.

Auch der Einsiedler musterte die Erscheinung, die mit einem so ungewöhnlichen Gruße zu ihm getreten war.

Die zierliche, mittelgroße Gestalt hob sich in der knappen Schülertracht, in vollen Locken lagen die braunen Haare um die offene Stirne, welche das abgenommene Barett in ihrer wohlgeformten Rundung schauen ließ; um Auge und Mund aber schwamm auf den weichen Zügen ein wunderbarer Ausdruck der Wehmuth.

Der Einsiedler schlug drei Kreuze; dann begann er: „Bist Du ein Bote des Himmels, dann sei mir gegrüßt, und Gott sei gelobt!“

In Eckberts Auge glänzte eine Thräne und er erwiderte: „Nein, ich bin ein Mensch und Sünder, wie Du; aber das Wort, das ich an Dich richtete, ist Gottes. Und so magst Du mich einen Boten des Himmels heißen, weil ich Dir Gottes Wort bringe.“

Die Augen des Einsiedlers lauerten finster unter den dichten Brauen hervor, und er sprach: „Gottes Wort willst Du mir verkündigen? Bist Du ein Diener seiner heiligen Kirche?“

„Wie Du willst,“ erwiderte der Jüngling. „Ich suche dem Herrn zu dienen und mit seinem Wort meine Mitbrüder zu erquicken. Das kannst Du, wie ich es kann; das darf ein Jeder.“

„Du bist kein geweihter Priester?“ rief der Einsiedler mit zornfunkelnden Augen.

„Ich bin es nicht,“ antwortete unerschrocken der Jüngling. „Aber dennoch bring' ich Dir des Herrn Wort. Laß ab, Dich zu quälen. Kehre heim in Dein Haus und zu den Deinen, und sorge für sie. — Du willst den Himmel mit eigener Kraft durch Gebete gewinnen, aber das hilft Dir nichts; Deine Werke und Gebete sind todt und unfruchtbar. Laß ab von ihnen und vertraue Dich der Gnade Gottes!“

Da sprang der Einsiedler wild auf und schrie: „Wie! Umsonst habe ich mich gepeinigt, umsonst gekniet und gebetet, die Schande meines Geschlechtes abzuwaschen und die Flecken an der Ehre meines Hauses zu tilgen, obwohl ich selbst nicht schuld an denselben bin? — Du meinst, ich soll zum Thurme droben zurückkehren, dem Male der Schande? So sprichst Du zu mir, kein Priester, sondern ein hergelaufener Lotterbube! Wer gibt Dir Macht, mir Solches zu sagen?“

Der Jüngling antwortete ruhig: „Du willst den Himmel mit Gebeten, Fasten und Selbstpeinigung zwingen; ob solcher selbstgemachter Gelübde aber vernachläßigst Du die Pflichten, welche Dir auferlegt sind. Siehe, mit ewigem Gebet dienen dem Herrn nur seine Engel, welche ihn schauen. So lange wir aber auf Erden wandeln, dienen wir ihm mit Erfüllung unserer Pflichten. O, Mann, Du hast ein Kind, eine Tochter, zu Hause. Für sie sorgt Niemand! Einsam

ließest Du sie in Deiner Burg aufwachsen und vergaßest Deiner ersten Pflicht, der Vaterpflicht, um hier in unfruchtbaren Gebeten die Zeit zu tödten."

Der Einsiedler aber streckte den sehnigen Arm aus, ergriff den Jüngling an der Brust und schüttelte ihn, indem er rief: „Wer gibt Dir Macht, mir Solches zu sagen, wenn Du nicht Diener meiner heiligen Kirche bist? Wer bist Du? Sprich!"

„Ereifre Dich nicht so, Vater!" sagte der Jüngling, indem er sich losmachte. „Du kennst mich längst, ich bin der Eckbert vom Kloster."

„Und woher kommst Du?"

„Das Thal herab von Deiner Burg und bringe Dir die Grüße Deines Kindes."

„Wie kommst Du dorthin?"

„Ich verirrte mich, und Deine Tochter wies mir den Weg."

„Und wohin willst Du?"

„Nach Zwiefalten zu meinem Pflegevater, dem Abt."

Der Einsiedler sah den Jüngling scharf an. „Der Eckbert, sagst Du?" murmelte er. „Halb und halb sind es dessen Züge. Und das Thal herab kommst Du? In diesem Thal wohnt viel Teufelsvolk, gehörst Du auch zu demselben? Willst Du mich mit feinen Reden fangen? Aber ich will sehen, ich will Dich prüfen!"

Er schritt der Hütte zu und befahl dem Jüngling, ihm zu folgen. Dort tischte er demselben eine einfache Mahlzeit auf, und nachdem er den Dank gesprochen, lud er ihn zum Essen ein, immer mit den lauernden Augen ihn scharf beobachtend.

Das Mahl des Einsiedlers bestand, wenig einladend, aus Wurzeln und Brod. Aber unserem Eckbert, dem so viel auf dem Herzen lag, wäre wohl beim leckersten Gastmahle keine besondere Eßlust gekommen, und immer wieder suchte er mit dem Einsiedler ein Gespräch anzuknüpfen. Dieser aber, dem der geringe Appetit des Gastes gar nicht zu gefallen schien, wies ihn ab mit den Worten: „Schweig' und iß!"

Nach aufgehobener Mahlzeit schritten die Beiden weiter, Zwiefalten zu. Das Thal gestattete hier keinen Weg mehr, da der Fluß die enge Schlucht zwischen den Felsen gänzlich ausfüllte. Der Pfad

wand sich daher, nachdem die Wanderer den Bach überschritten hatten, im Zickzack an der linken Thalwand hinauf und führte so auf die Felsen, an deren Fuße die Aach vorbeischäumte.

Während des Hinaufsteigens hatte Eckbert mehrmals versucht, ein Gespräch anzuknüpfen, war aber von dem Einsiedler immer wieder mit einem kurzen „Schweig'!“ abgewiesen worden. Hier oben nun machte dieser halt, und indem er auf ein Muttergottesbild hinwies, das an einer Buche angebracht war, begann er: „Sieh hier das Bild! Hier ist die Stätte, Dich zu prüfen. Vor dieser Mutter Gottes vom Felsen bin ich schon im Gebete gelegen mit Elenden und Kranken; und die Himmelskönigin hat uns erhört und ihnen Heilung gesandt! Gehörst Du nun nicht zu den Wasserhexen und dem andern Teufelsspuck, der dieses Thal bewohnt und welchen Gott mir zur Versuchung gesendet hat, so kniee vor der Gnadenmutter!“

Der Jüngling betrachtete das Bild, welches ursprünglich eine ungeschickte Hand mit grellen Farben auf die armselige Holztafel gemalt hatte; aber die Farben waren zum Theil abgesprungen und eine Figur kaum mehr erkennbar. Dann sprach er zum Einsiedler: „Du hast im Glauben hier gekniet, und die Gnade Gottes hat Dir geholfen! Nicht dieß Bild war es, sondern Er, der Herr, selbst, der Deinen Glauben ansah. O, erkenne dieß, Vater, erkenne dieß! Sieh, dieß ist ein elend Bild, vom Regen halb zerstört; warum sollten wir dieß anbeten? Viel eher könnten wir diese Bäume anbeten, die Gott selbst geschaffen hat, nicht eines ungeschickten Menschen Hand, diese Quellen und diese Felsen. Das Alles ist Gottes Werk. Aber da er Dich erhört hat, als Du im Glauben vor diesem Bilde lagst, o, wie viel mehr wird er Dich erhören, wenn Du zu ihm selbst betest! O, erkenne seine Gnade!“

Der Einsiedler aber erhob sich in wilder Wuth und schrie: „Du willst sie nicht anerkennen, die Mutter Gottes vom Felsen, die durch mich, den Einsiedler an der Wasserhöhle, berühmt geworden ist in dem ganzen Umkreis? Du willst nicht vor ihr knieen?“

Eckbert erschrack; er fühlte, daß der entscheidende Augenblick gekommen war, und eine Zeit lang schwankte er, ob er dem Einsiedler nicht den Willen thun sollte; es galt ja seine Gertrud! Aber dann

regte sich der Stolz in ihm; nicht mit einer Lüge wollte er sie erkaufen! Und seiner bessern Einsicht gewiß, begann er noch einmal: „Nicht Du, nicht das Bild haben jene Wunder gethan, sondern allein die Gnade Gottes!“

Aber er fühlte sich von einer eisernen Faust gepackt, über ihm leuchteten die Augen des Einsiedlers, wie die eines lechzenden Wolfes, und zwischen den Zähnen knirschte derselbe: „Kniee, kniee!“

Nun rang Gewalt mit Gewalt. Der Jüngling strengte alle seine Kräfte an, sich loszureißen, und dazwischen rief er empört: „Nein, jetzt nicht, jetzt gar nicht!“

Aber seine jugendliche Kraft war den abgehärteten Sehnen des Einsiedlers nicht gewachsen; er fühlte sich zum Abgrund hingeschleppt, und wie ein Rasender schrie sein Gegner: „So schleudr' ich Dich hinab, Versucher, glattzüngiger Versucher, hinab zu den Wasserhexen und dem Teufel, die Dich zu mir gesendet haben!“

Eckbert suchte krampfhaft den Arm des Einsiedlers festzuhalten; aber indem dieser mit der linken Hand beide Hände des Jünglings faßte und von sich los machte, warf er ihn über den Felsen hinab. In einem dichten Rosenstrauch verfing sich der Mantel des Schülers und hielt einen Augenblick den Fall auf. Noch glühten über ihm die Wolfsaugen, und der Einsiedler schrie:

„Hab' ich Dich bezwungen, Du Höllenbrand!“

Noch suchte der Jüngling vom Falle sich zu retten. „Vater!“ rief er, indem er die Hand nach der Gestalt des Einsiedlers ausstreckte, die sich in geringer Entfernung über ihn herbeugte. „Laß ab! Rette mich, hilf mir! Du tödtest nicht mich, Du tödtest Dein Kind, Deine Gertrud!“

Aber so wenig diese Worte das Herz des Einsiedlers rührten, der sich an der Angst seines Opfers zu weiden schien, so wenig vermochte der Arm des Jünglings ihn zu erreichen. Eckberts unruhige Bewegungen beschleunigten nur seinen Fall. Die schwachen Zweige knickten zusammen, und bald sah der Einsiedler, nachdem die Gestalt seines Opfers verschwunden war, ein Gewölk flatternder Rosenblätter über der Tiefe schweben. Unten, von ihm ungesehen, rauschte und tobte der Fluß.

7.

Der Abt.

In dem Hofe des Klosters Zwiefalten wandelten drei Mönche auf und ab.

„Es will mir nicht gefallen, was Du sagst, Bruder Anastasius!“ begann derjenige von ihnen, welchen harte Züge und ein spärliches Haar als den ältesten erkennen ließen. „Was Du da sagst, sind Zweifel an unserem hochheiligen Glauben, und die sollten gar nicht existiren!“

Diese Worte waren an den Mittleren der Drei gerichtet, eine untersetzte, wohlgenährte Gestalt mit einem blühenden vollen Gesicht und kleinen, listigen Aeuglein, und dieser erwiderte ihm, leise lächelnd: „Erlaube mir, Bruder Chrysostomus, es sind Spiele des Geistes, welcher meint, es könnte so sein oder auch so. Aber gerade dieß So oder So beweist uns, daß er die Wahrheit, welche nur eine ist, nicht finden kann, und so stolz er sich auch geberden will, muß er sich doch unserer heiligen Kirche unterwerfen, welche allein die Wahrheit hat.“

„Bruder Anastasius,“ fiel jetzt der Dritte ein, eine hagere Figur mit vorspringender Nase und buschigen Brauen über dem streng blickenden Auge, „Spiel ist Spiel, und mit dem Heiligen sollte man nicht spielen. Das ist, wie wenn Kinder mit dem Feuer spielen, dessen Kräfte sie nicht kennen. Wenn nun ein Funke dahin fiele, wohin er nicht sollte? Wenn etwas von Deinen ketzerischen Ansichten, die Du, wie Du sagst, sogar mit Stellen der Schrift belegen willst, unter die Laien auskäme, könnte nicht das altehrwürdige Gebäude unseres Glaubens und unserer heiligen Kirche in Brand gerathen und in Flammen über uns zusammenstürzen?“

Da lächelte der Fette noch spöttischer und sagte: „Lieber Bruder Gebhard, laß es auskommen! Laß Viele der neuen Lehre nachlaufen und sich weise dünken. Je weiser sie zu sein glauben, desto mehr werden sie sich verwirren und Einer dem Andern widersprechen. — Dadurch werden wir die Hauptketzer los, das Volk aber, das ihnen

nachlief, kehrt zu uns zurück und freut sich wieder des warmen, sichern Schooßes der Mutter Kirche."

Der Hagere sagte: „Wohl, mit Worten und Ansichten werden sie uns nicht viel abgewinnen. Aber wenn Einer aufträte und behauptete, er habe einen neuen Weg zum Himmel gefunden, und diesen nicht sowohl mit Worten, als mit der That bewiese?"

Der Fette blieb stehen und lachte laut: „Mit der That bewiese, mein lieber Bruder Gebhard? Sieh, anders denken und meinen ist schon schwer, noch viel schwerer, anders handeln, als hergebracht ist. Dächte das Schaf auch, die Waide links wäre besser, so läuft es doch rechts dem Hammel nach. Die Menschheit will das, was sie für eine gute That halten soll, in geprägter Münze. Beten, Almosen geben, Klöster und Stifter wohl bedenken, die Kirche ehren, das ist's, was wir von den Gläubigen fordern, und damit sind ihre Gewissen beruhigt. Wie soll aber der Narr ankommen, der mehr und Schwereres fordert?"

Der Alte begann: „Es ist schwer, schon die Gläubigen zu lenken. Du kennst den Einsiedler droben an der Wasserhöhle. Wie viel hat der Abt mit diesem zu kämpfen, und was behauptet der immer von Anfechtungen des Teufels, die er auszustehen habe?"

Da sagte der Mittlere: „Mein lieber Chrysostomus, die Kirche, wie der Apostel Paulus sagt, soll Allen Alles sein. Will der alte heilige Mann hinter jedem Busch einen Versuchungsteufel sehen, nun, so sehen wir ihn auch! Glaubt er, die höllischen Schwestern steigen aus den Wassern und stören seine Gebete, nun, so glauben wir es auch und thun ihm nach seinem Begehren!"

„Dein Glaube ist weit und eng, Bruder Anastasius," meinte Gebhard. „Aber wenn der Alte immer auf seinen Grillen beharrt und unser Gebet und Weihwasser die Teufel nicht bannt, die ihm im Hirn stecken, was dann?"

„Die Versuchung ist gut für ihn!" meinte Anastasius. „Auch der heilige Antonius wurde versucht!"

„Aber er hält sich für einen sonderlichen Heiligen!" wandte Chrysostomus ein. „Du weißt, daß er behauptet, sein Gebet zur Mutter Gottes ob dem Felsen habe Wunder gethan und Kranke geheilt"

„Um so besser steht ihm der Teufel an," erwiderte ruhig Anastasius, „der ihn demüthigt."

„Aber er erfüllt mit Beten und Fasten alle Gebote unserer Kirche," wandte Gebhard ein, „und wenn es nun doch nichts hilft wider die eingebildete Versuchung, und er zweifelt zuletzt an der Macht unserer Kirche?" —

„Fällt ihm nicht ein, fällt ihm nicht ein!" rief schmunzelnd der Fette. „Gott segne seine Dummheit! Fällt ihm nicht ein!"

Nachdem er mit diesem Machtspruch den in Rede stehenden Gegenstand abgefertigt, begann er wieder: „Unser Abt dauert mich! Bleibt der Eckbert, sein Liebling, so lange aus, und Niemand weiß, wo er hingekommen. Schade um den armen Jungen, wenn er verunglückt wäre! Ich hatte ihn mir auch herbeigewünscht. War ein so aufgeweckter Junge; mit dem ließ sich reden, aus dem hätte sich Etwas machen lassen!"

„Wohl ist der Abt sehr betrübt über Eckberts Verschwinden," sagte Chrysostomus, „und was ihm von weiterer Nachricht ward, ist auch nicht sonderlich tröstlich. Ein Forstwächter des Klosters brachte ihm das Barett des guten Jungen, welches er in einer Schlucht an der Aach gefunden hatte."

„Und sonst weiß man nichts?"

„Bei Oedenwaldstetten auf der Alb wurde er zuletzt gesehen; dort scheint er die Straße verlassen und sich deßhalb verirrt zu haben; er kam wohl in die Nacht, wollte noch ein Obdach suchen, und stürzte über einen Felsen des Aachthales herab. Doch das sind nur Vermuthungen."

„Ei, Bruder Chrysostomus," fragte jetzt neugierig der Fette, „woher kommt er denn, der Eckbert? Es geht darüber so manches Gerede. Du bist am längsten im Kloster und weißt vielleicht etwas Näheres."

„Nicht viel," antwortete dieser. „Er wurde dem alten Abte zur Erziehung übergeben noch als ein ganz kleines Kind. Das Weib eines Hintersassen zog ihn zuerst auf, bis er in die Klosterschule kam. Der alte Abt und auch der jetzige zeichneten ihn sehr aus, er soll aus einem vornehmen Geschlechte sein."

„Schade, schade um den Jungen!“ fuhr Anastasius fort, indem er mehr mit sich selbst als mit den Andern zu sprechen schien. „Von vornehmem Geschlecht, ich glaub' es. Er hatte so 'was, so das rechte Zeug, um zu imponiren; so viel Verstand, um sich über die Anderen zu stellen und zu begreifen, daß es Betrüger oder Betrogene geben muß; aber auch so viel Gemüth, daß er dem Verstand, der ihm dieß zuflüsterte, nicht recht glauben mochte, daß er es wieder ernstlich mit Pflicht und Gewissen nahm und an etwas Besseres glaubte. Solche Leute passen an die Spitze, vor das Volk, das ihnen Glauben beimißt, weil sie selbst glauben. Aber Unsereins steht hinter ihnen —.“

Er hielt plötzlich inne, als besänne er sich, daß er zu viel gesagt habe; auf ihm ruhten die verwunderten Blicke des Chrysostomus und das stechende Auge Gebhards.

Der eben in den Klosterhof eintretende Einsiedler gab Gelegenheit, das Gespräch abzubrechen. Anastasius rief ihm entgegen: „Lupus in fabula! Von Dir redeten wir eben, und von Deinen Wunderthaten, heiliger Mann, und siehe! da bist Du selbst. Sei gegrüßt im Namen der heiligen Jungfrau!“

Der Einsiedler erwiderte seinen Gruß finster und begann nach dem Abte zu fragen, den er dringend zu sprechen wünschte. Allein der wißbegierige Anastasius ließ ihn nicht so leichten Kaufes los: „Lieber Bruder Martin, Du weißt, der Abt ist seit dem Verschwinden seines Pflegesohnes Eckbert — Warum schaust Du so finster drein?“

„Nennt ihn nicht, den Landläufer, den Ketzer!“ rief der Einsiedler mit zornfunkelndem Blicke.

„Weißt Du etwas Näheres von ihm?“ fragte Anastasius schnell.

„Er ist zu den Ketzern gelaufen, denk' ich,“ antwortete trocken Bruder Martin; „denn er war immer zu verderblichen Ansichten geneigt, und der Abt hätte ihn nicht auf die Schule schicken sollen, wo der Vorwitz des verzärtelten Kindes erst recht großgezogen wurde.“

„Was Du weißt, heiliger Bruder!“ erwiderte Anastasius, indem er seine Augenbrauen in verstellter Verwunderung in die Höhe zog. „Freilich, Deine Glaubensstärke konnte er auf der hohen Schule nicht lernen! Aber das hätte sich noch später machen lassen; so 'was kommt mit Alter und Erfahrung. Aber was treibt Dich herunter

aus Deiner Einsiedelei? Regt sich der Teufel wieder im Thale droben?"

„Du sagst es! Die Wasserhexen quälen mich wieder und ich will zum Abt, um mit ihm darüber zu sprechen."

Damit schritt die großknochige, vertrocknete Gestalt an den drei Klosterbrüdern vorüber, und kaum hatte sie ihnen den Rücken gedreht, so lagerte sich über dem wohlgenährten Gesichte des Anastasius ein sarkastisches Lächeln und mit bedeutsamer Geberde führte er den Zeigefinger gegen die Stirne und sprach: „Der, und gefährlich!"

Der Einsiedler schritt durch die wohlbekannten Gänge des Klosters vorwärts; Niemand hielt den allbekannten und für heilig angesehenen Mann auf seinem Wege auf, und so stand er bald auf der Flur, die zum Zimmer des Abtes führte; diese erhielt durch ein Fenster mit bunten Gläsern, welches über der Zimmerthüre angebracht war, ein ungewisses Halblicht, in welchem die schwarze Gestalt des Einsiedlers gespenstig verschwamm. Ein lautes Stöhnen, welches aus dem Zimmer drang, hielt diesen vom augenblicklichen Eintreten ab. Er ließ die Klinke wieder los und hörte, unfreiwillig lauschend, folgendes Selbstgespräch:

„O mein Sohn, mein Sohn! Also nichts, nichts von Dir sollte ich mehr sehen, als dieses blutgetränkte Barett! So bist auch Du, mein Liebling, dahingeschwunden und einsam bin ich in der Heimath, fremder als in der Fremde. O, wäre ich im fernen Morgenlande geblieben an den Ufern des Jordans oder auf den Felsen des todten Meeres und nimmer heimgekehrt, um dieses Elend zu schauen! Mein Kind, mein Kind! Und doch zog mich's zu Dir zurück, ich wollte sehen, was aus Dir geworden sei, ich wollte für Dich sorgen, ich wollte Dich, Dich retten, da Deine unglückliche Mutter verloren war! Und so, so mußt Du mir verloren gehen! O, wo bist Du? Wo find' ich, ach! nur Deine Leiche? Bist Du von den Felsen gestürzt und haben Dich die tückischen Wogen fortgerissen, wie Deine Mutter?" —

Wie der Geist der Versuchung, der an der Schwelle des Unglücks lauert, stand der Einsiedler an der Pforte des Klagenden. Diese Stimme klang ihm, als hätte er sie vor langer, langer Zeit schon einmal gehört und riefe quälende Erinnerungen in ihm wach. Um

sich der peinlichen Lage zu entziehen, faßte er rasch die Klinke, riß die Thüre auf und trat in das Gemach mit dem üblichen Gruße: „Gelobt sei Jesus Christus!"

Vor ihm lag der Abt von Zwiefalten, auf seinem Betschemel hingestreckt und das Haupt in die gefalteten Hände gedrückt, zwischen denen er ein zerknittertes Sammtbarett hielt. Als er sein Gesicht dem Eintretenden zuwandte, zeigte er abgehärmte, bleiche Züge und ein kummervolles, aber mildes Auge. Da er den Einsiedler erkannte, färbte ein flüchtiges Roth sein Gesicht und das milde Auge funkelte plötzlich auf. Aber im nächsten Augenblick hatte er sich wieder gefaßt und sprach würdevoll: „Ich danke Dir für Deinen Gruß, Bruder Martin! Was führt Dich zu mir?"

„Ich habe Dir Wichtiges mitzutheilen," sagte der Einsiedler rasch. „Der Teufelsspuck droben im Thale regt sich wieder und stört mich in meiner heiligen Andacht. Ich bitte Dich um Deine Hilfe!"

Der Abt sah den Einsiedler mitleidig an und fragte: „Willst Du, lieber Bruder, nicht lieber von droben wegziehen und hier im Kloster bei uns wohnen, Bruder Martin?"

Aber dieser erwiderte: „Mich bindet, wie Du weißt, ein frommes Gelübde. Es ging nicht Alles in meinem Hause, wie es sollte, und deßhalb habe ich beschlossen, an jener Stätte mein Leben Gott zu weihen und, obgleich unschuldig, meines Hauses Schande auszutilgen. Und sollte ich dem Teufel weichen, ich, früher ein christlicher Ritter und jetzt ein Diener Gottes?"

„So will ich Deinen Entschluß ehren," sprach der Abt. „Sage, was fehlt Dir? Kann ich Dir helfen?"

Der Einsiedler begann: „Jüngst kam der Teufel in eigener Person zu mir und versuchte meinen Glauben!"

„Der Teufel selbst?" fragte der Abt erstaunt. „Und wie sah er denn aus?"

„Er sah wie ein Jüngling aus, schön und unschuldig; aber ich zwang ihn, sich zu offenbaren. Zuerst stellte ich die Probe an mit dem Mahle, über welches ich den Segen gesprochen hatte; aber ich sah wohl, wie der Bissen ihm im Munde quoll. Dann führt' ich ihn hinauf zu der lieben Frau auf dem Felsen und bedräuete ihn, diese

anzubeten; als er aber nicht wollte und wieder anfing, mit glatten Worten mich zu versuchen, ich solle die Bäume, Felsen und Quellen anbeten, da erkannte ich, welches Zeichens er sei, ich schleppte ihn zum Felsen und stürzte ihn in den Abgrund."

Der Abt zitterte: „Kunrad — Martin," rief er, „was hast Du gethan?"

„Er aber zerflatterte in den Lüften, der Böse, und ließ von mir ab. Seitdem aber quälen mich die Wasserhexen wieder und singen ihre Höllenlieder!"

Der Abt hatte sich wieder gefaßt; der Schluß des Berichts hatte seinen Verdacht zerstreut, und ähnliche visionäre Erzählungen war man von dem Bruder Martin gewohnt. Nachdem er eine Zeit lang seine milden Augen auf den Zügen des Einsiedlers, welche bei dieser Erzählung noch wilder geworden waren, hatte ruhen lassen, begann er: „Und drücken Dich keine alten Sünden, Bruder Martin, weil der Böse Macht hat, Dich zu quälen? Du bist ein Ritter gewesen; hast Du damals keine jähe That vollbracht, welche Dir jetzt keine Ruhe läßt?"

„Ich habe nichts gethan," erwiderte der Einsiedler kalt und bestimmt, „als was ein ehrlicher Rittersmann thun soll und muß, eine lose Schwester verstoßen und ihren Verführer gezüchtigt, wie es mir meine Ehre gebot."

„Deine Ehre!" rief der Abt schmerzlich bewegt. „Und hast Du denn der Liebe gar nicht gedacht, als Du dieses thatest?"

„Soll ich lieben, Herr Abt, wo Schande ist?" rief der Einsiedler entrüstet.

Der Abt aber kehrte sich von ihm ab und ein tiefer Kummer zog über sein Gesicht; nachdem er sich wieder gefaßt hatte, kehrte er sich um und sprach: „Und was soll ich thun?"

„Lest mir Messe droben an der Teufelsgrotte und treibt die bösen Geister aus!" rief der Einsiedler.

Der Abt sah ihn nochmals ernst und schmerzbewegt an und sagte endlich langsam: „Ich will es thun, lieber Bruder!"

Der Einsiedler verabschiedete sich und ging zu seiner Waldhütte zurück.

8.

Die Wasserhöhle.

Es war ein Herbstmorgen, als eine feierliche Procession aus dem Kloster Zwiefalten das Aachthal hinaufzog, auf schmalem Wege den Felsen erstieg, auf welchem das Muttergottesbild stand, und von dort in die Tiefe der Schlucht hinabstieg, wo sich des Einsiedlers Hütte und die Wasserhöhle befanden. Die am klaren Himmel aufsteigende Sonne mußte schon den Reif von Wiesen und Wald wegschmelzen und die kalte Morgenluft zog wie eine Wintermahnung durch die Blätter.

An der Spitze der Procession schritt stumm und ernst der Abt von Zwiefalten, hinter ihm die drei Mönche, welche wir im Klosterhof von Zwiefalten kennen gelernt haben, unter denen der wohlgenährte Anastasius ein besonders feierliches Gesicht machte. Dann folgten die übrigen Mönche, Chorknaben und viel andern Volkes, welches zusehen wollte, wie man den bösen Geist in der Wasserhöhle austreibe. Denn das Geschrei von dem Einsiedler, seinen Wundern und Teufelsanfechtungen hatte sich weit im Lande verbreitet, und des Redens von dem heiligen Manne und der unheimlichen Stätte, welche er bewohne, war unter den Leuten gar viel geworden.

Von der Höhe niedersteigend begannen die Mönche einen Gesang, der feierlich in Wald und Klüften widertönte; allein zu den Ohren des frommen Einsiedlers, welchen man unten an der Felsennische vor seinem Marienbilde knieen sah, schien der Ton nicht zu dringen; denn dieser betete unverrückt fort, und erst als die Procession ganz nahe gekommen war und der Abt ihm den heiligen Gruß zurief, wandte er sich um und erwiderte den Gruß.

„Im Namen Gottes kommen wir zu Dir, Bruder Martin!" begann feierlich der Abt, „der Du uns von besonderer Anfechtung des Bösen vermeldet hast. Wir bieten Dir die Hilfe der heiligen Kirche an, um ihn zu bannen. Aber wisse, die Stätte, da der Böse am liebsten hauset, das ist das Herz des Menschen; denn da sitzt er mit allerlei bösen Lüsten, absonderlich mit dem Hochmuth; denn der

Hochmuthsteufel, das ist der Beelzebub selber, der Oberste der Teufel. Ist Dein Herz und Gewissen rein und abgewandt von der Gewalt des Bösen?"

Der Abt blickte während dieser Worte mit seinen mild-ernsten Augen in das Antlitz des Einsiedlers. Allein der Schluß seiner Rede erregte unter den umstehenden Laien ein unwilliges Gemurmel, da sie meinten, er trete mit solchen Ermahnungen dem heiligen Manne zu nahe. Dieser Ansicht schien auch der Einsiedler selbst zu sein, und mit einer Stimme, die nur schlecht seinen Unmuth verbarg, antwortete er: „Liege ich nicht alle Tage im Gebet? Woher sollte die Macht des Bösen über mich kommen?"

Noch einmal begann der Abt: „Es gibt zweierlei Gebet, heiliger Mann, wie Du wohl weißt. Das eine ist menschlich, von irdischem Sinn und Trieb eingegeben und will das erbitten, was den Menschen befriedigt, seien es seine gröberen oder feineren Lüste. Ein anderes aber ist das wahre Gebet, wenn der Mensch in sein Herz geht, dessen Mängel kennen lernt, sich ganz Gott zu eigen gibt und ihn um seinen Beistand anfleht." —

Der wohlgenährte Mönch hatte bei dieser Rede eine Geberde der Ungeduld nicht unterdrücken können; auch die Menge der Gläubigen, welche sehnsüchtig auf die Teufelsbannung harrte, schien an dem Predigen kein besonderes Wohlgefallen zu haben, und endlich unterbrach der Einsiedler die Rede des Abtes selbst mit den Worten: „Es sind die Gebete der heiligen Kirche, welche ich bete!"

Der Abt sah schmerzlich im Kreise umher; aber überall begegnete er demüthig niedergeschlagenen Augen, auch keiner der drei Mönche, welche hinter ihm standen, schien seine traurigen Blicke zu verstehen, und so sprach er denn: „So laßt uns den Exorcismus beginnen!"

„Hier, ehrwürdiger Herr!" sprach der Einsiedler, indem er den Abt näher zu der dunkeln Grotte führte, aus welcher die klaren Wasser des einen Aacharms so durchsichtig hell hervorströmten, daß nur die Bewegung des Wassers dasselbe dem Auge sichtbar machte. „Hier ist das Treiben der Unholdinnen, aus diesem Loche steigen sie hervor!"

Der Abt besah Grotte und Quelle; die Sonnenstrahlen fielen

in das tiefe Wasser, dessen Grund wie Perlmutter leuchtete; über diesem breitete sich, von dem Wiederschein der Wellen ungewiß beleuchtet, die dunkle Wölbung der Höhle aus.

Die Ceremonie begann; die heiligen Kerzen brannten, der Abt las seine Messe und die Chorknaben schwangen ihre Rauchfässer, während das andächtige Volk sich bekreuzend und mit gesenkten Blicken auf den Knieen lag; nur einer oder der andere wagte schüchtern emporzusehen., ob noch nicht der böse Geist aus der Höhle emporfahre. Zunächst am Eingang der Höhle kniete der Einsiedler. Nach beendigter Messe tauchte der Abt die Hand in das Weihwasserbecken, welches ihm ein Knabe vorhielt, und sprach mit erhobener Stimme: „Im Namen des Dreieinigen Gottes, hebe dich hinweg, Satanas!" worauf er das Weihwasser gegen die Höhle sprengte.

Aber kaum hatten die heiligen Tropfen das Wasser der Quelle berührt, als sie in blauen Flämmchen emporsprühten und prasselnd in der Luft verrauchten.

Ein allgemeiner Schrecken ergriff alle Anwesenden. Aber noch größer wurde die Bestürzung, als die Quelle plötzlich anfing zu brodeln, ihre Wasser sich hoben und mehr und mehr über das Bette emporschwollen. Alles nahm die Flucht; mit gesträubtem Haar aber stand der Einsiedler hart am Eingang der Höhle auf einem Steine, welchen schon das Wasser umgab, und neben ihm hielt nur der Abt Stand. —

„Fort, fort, Teufelspack!" schrie der Einsiedler, die entsetzten Blicke gegen die Höhle hingewandt. „Wollt ihr weichen? Wollt ihr der Macht Gottes weichen und der heiligen Kirche? Fort, fort!"

Aber ein schallendes Gelächter tönte aus dem Gewölbe zurück, und von feiner Stimme ließ sich folgender Gesang vernehmen:

„Wir rauschen hin, wir rauschen her
Und klingen Dir in's Ohr
Die alte, immer neue Mähr,
Die quält Dich wie zuvor:

Die Mähr von einer bleichen Frau
Von einem zarten Kind!

Die kennen wir und Du genau,
Ob lang dahin sie sind!

Sie wohnt bei uns im feuchten Grund,
Doch hegt sie trüben Muth,
Sie pflegt des Kindes weite Wund'
Und wascht vom Haupt das Blut.

Dort eilt sie auf den Wellen her,
Im Arm den todten Sohn.
Verstehst Du besser nun die Mähr?
Da ist, da ist sie schon.

Kommst von der Mutter Done Du?
Die im krystall'nen Haus
Dich wiegte ein zu süßer Ruh',
Als sie Dich stießen aus?"

Indem brauste das Wasser noch wilder auf, und wie eine zischende Schlange schäumte es aus der dunkeln Wölbung hervor, in welche der Einsiedler voll Wuth und Entsetzen hineinschrie: „Bist Du's, Schande meines Hauses, bist Du's? Geh' zur Hölle, der Du zugehörst, mit dem, den Du in den Armen trägst, dem Versucher. Geht, geht, ehe ich den Zorn der heiligen Jungfrau über euch herabrufe, ehrloses Gesindel!"

Der Abt trat näher an den Einsiedler, der ihm wie ein Rasender erschien. Wie er aber den Arm desselben erfaßte, gewahrte er am Eingang der Höhle ein seltsam Gesicht: Zwei Weiber mit schwarzen triefenden Haaren bewegten sich wild im Wasser hin und her, mit den Händen die vollen Fluthen gegen den Einsiedler herantreibend, während eine Dritte, blondhaarige, in dem einen Arm einen Jüngling hielt, zwischen dessen krausen Locken Blut hervorträufelte; den andern Arm aber hatte sie, wie um die beiden Andern anzufeuern, gegen den Einsiedler ausgestreckt. Da sie aber das bleiche Antlitz, welches sie anfangs auf den Jüngling herabgebeugt hatte, erhob und ihre von Wahnsinn verzerrten Züge sichtbar wurden, stieß der Abt einen Schrei des Entsetzens aus, die Sinne schwanden ihm, und

krampfhaft hielt er sich am Arme des Einsiedlers fest. Als er sich gesammelt hatte und wieder hinblickte, war das Gesicht verschwunden.

Während dessen sah die übrige Menge von der Wiese aus, welche sich links von der Wassergrotte emporzieht, dem seltsamen Naturspiel und den beiden unten stehenden Männern entsetzt zu, immer zur Flucht bereit, wenn die Wasser, wie sie fürchtete, noch höher steigen sollten. Der Bruder Anastasius aber rannte wie unsinnig hin und her.

„Gute Leute," sprach er die Männer an, „rettet doch den Abt, rettet den heiligen Mann, den Einsiedler! Ihr wißt, wir hatten letzten Monat starken Regen, da hat sich die Feuchtigkeit nach und nach in die Tiefe gemacht und die Wasser angeschwellt, daß sie jetzt ausbrechen. Rettet sie, denn sonst reißt die Fluth sie fort."

Er fand aber wenig Gehör: die Leute glotzten ihn an, als verständen sie nicht, was er sage, oder hielten es für Lästerung. Endlich, sich bekreuzigend, stieg er selbst hinab gegen die Beiden und rief ihnen zu. Aber die Wuth des Grottenquells war schon im Abnehmen. Bald konnte der Mönch wieder über trockenen Grund zu den Beiden hinschreiten, welche jetzt etwa vier Schritte von einander standen und mit funkelnden Blicken einander maßen.

„Herr Abt, Herr Abt, um Gottes willen," rief Anastasius diesem zu, indem er ihn am linken Arme zurückzog, „weicht von hier, flieht, ehe die Wasser wieder kommen!"

Dieser streckte den rechten Arm langsam, als wollte er drohen, gegen den Einsiedler aus; aber ebenso langsam ließ er ihn wieder sinken und sprach: „Gott erleuchte Dich! Gott sei Dir gnädig!"

Dann zu Bruder Anastasius sich wendend sprach er: „Gehen wir von hinnen, unser Amt ist vollbracht!"

Nun strömte auch die übrige Menge herbei, von Neugierde getrieben, da die Gefahr vorüber schien. Anastasius, froh, daß die Sache nicht übler abgelaufen, ordnete sogleich nach des Abts Befehl den Rückzug der Procession an, während der Einsiedler vor seiner Heiligen sich niederwarf, unbekümmert um die abziehenden Mönche und das Volk, von welchem noch Viele herankamen und die Kleider des heiligen Mannes küßten. Bald jedoch verlief sich Alles, und erst nachdem sie das unheimliche Felsthal verlassen, wagte Einer dem An-

dern seine Vermuthungen über diese wunderbare Begebenheit mitzutheilen. In der Schlucht aber herrschte wieder die alte Stille: eintönig murmelte der Einsiedler seine Gebete, eintönig plätscherten die Wasser.

9.

Die Frau vom Borne.

Einsam und unheimlich wie immer ragte der alte Thurm aus Felsen und Wäldern empor, man konnte ihn für eine unbewohnte Ruine halten, so grau und düster sah er aus. Kein Laut verkündigte die Anwesenheit von Bewohnern, dazu waren die schweren Holzläden meistens geschlossen und Gras wuchs auf dem Wege, der zur schmalen Brücke führte, Gras aus jeder Ritze dieser Brücke selbst. Aber treten wir durch die sorglos angelehnte Pforte ein.

Im unteren Gelaß saß der Knappe Diethelm; vor ihm stand der Humpen mit Wein und mit gläsernen Augen stierte er bald in diesen, bald nach der grauen Wand ihm gegenüber; indeß merkte er nicht, wie aus dem Wein ein kleiner Kerl mit kirschblauem Gesicht herausgesprungen war und sich ihm rittlings über die rothe Nase gesetzt hatte, die er mit seinen derben nackten Beinen klemmte; eben so derbe Schultern schauten oben aus dem leichten grünen Röcklein hervor; seine dicken Aermchen aber waren beschäftigt, einen runden hölzernen Hammer gegen die Stirne Diethelms zu schwingen.

„Alter Narr!“ fing der Kleine an zu summen, indeß er eifrig forthämmerte. „Alter Narr, entweder bist Du ein Schurke oder ein Dummkopf! Dein Herr hat Dir diesen Thurm zu bewahren übergeben, und Du lässest aus- und einfliegen, wer da will. Ist das recht? Ist es gescheidt? Wart, wart, bis Dein Herr heraufkommt und Dir Deine nimmersatte Kehle umdreht, ha, ha, ha!“

Dabei bog er den gedrungenen fetten Leib zurück, daß seine Schultern aus dem Röcklein weit hervortraten, und schaute mit höhnischen Blicken in die stieren Augen des Knappen. Dann auf der Nase sich vor- und zurückwiegend und in längeren Pausen seinen Hammer schwingend, begann er wieder:

„Damals, als Du den jungen Fant Dir an der Nase vorbei in's Nest fliegen ließest, da fing's an. Du alter Esel! Den Milchbart und das kaum flügge Hühnlein zusammen! Freilich, dem gefiel's im Thurm und er sah lauter Rosenschein, wie Du in Deinem Humpen. Aber es hat dem Burschen den Hals gekostet! Vor lauter Liebesschwindel, sagen sie, sei er über die Felsen hinabgestürzt. Da, als der keuchende Bote in's Schloß kam vom Abt zu Zwiefalten, um nach dem Knaben zu fragen — ging Dir da ein Licht auf, altes Faß? Drei Tage lang lag das Fräulein da und aß und trank nichts. Hast Du gemerkt, wo sie ihr Herzlein hatte sitzen lassen?“

Nun fing der Kleine an zu lachen, daß es ihn schüttelte, und schlug mit seinem Hammer einen ordentlichen Wirbel auf dem Schädel des Knappen; hierauf setzte er sich wieder zurecht und fuhr also fort:

„Freilich fehlte es dem Fräulein nicht an Trost! Du, alter Narr, liefest fort und wolltest zu ihrem Vater und brühwarm Alles eingestehen und Hilfe holen für die Kleine. Aber auf dem Wege begegnete Dir die hohe Frau mit den feuchten schwarzen Haaren und versprach, der Kleinen zu helfen. Sie wußte Dir Alles haarklein zu erzählen, was Du wußtest und wolltest, und vornehm that sie, wie eine Gräfin. Von der ließest Du Dich übertölpeln und führtest sie in die Burg, und bald ward's mit der Kleinen wieder gut. Nun aber ließest Du freilich die Frau Feuchthaar ab und zu gehen, wie sie wollte, und bald brachte sie auch ihre Schwester mit. Da ward's nun Deiner Kleinen erst recht wohl, wenn sie mit den Beiden hinausziehen durfte. Freilich aber, 'was Christliches, wie ihr es heißt, war nicht dabei! Auf den tollen Fahrten ging's durch Busch und Fels und über's tiefe Wasser, und Tag oder Nacht machte keinen Unterschied. Und als Du einmal zu brummen anfingst, altes Faß, hinter Deinem Humpen hervor, da beschwatzte Dich die Feuchthaarige und that Dir schön, daß Du in Deinen alten Tagen noch eitel wurdest und meintest, das Weibsstück habe sich in Deine Karfunkelnase verguckt. Aber als Du gegen sie vorrücken wolltest — weißt Du noch? So!“

Der Kleine steckte schnell den Hammer in den Ledergurt und spreizte alle zehn Finger gegen das Gesicht des Knappen, der sich bei dieser Geberde schüttelte und schnell nach dem Humpen griff. Dar-

über verlor der Kleine in seinem Sattel das Gleichgewicht und stürzte in den Wein zurück.

Ehe aber Diethelm den Becher absetzte, war ein anderes Geistlein aus dem Wein auf sein linkes Ohr gesprungen, auf dessen oberem Rande sich der neue, zierlich schlanke Gast mit blühendem Antlitz dreimal auf einem Beine herumwirbelte, daß sein schillerndes Röcklein emporflog. Dann aber setzte er sich keck auf den Rand des Ohres, beugte den geschmeidigen Leib zur Oeffnung desselben herunter und wisperte:

„Glaub dem alten Narren nichts! Laß uns lustig sein! Das Leben ist kurz, und Du mußt es versitzen in diesem alten Thurme. Laß uns lustig sein, was hast Du sonst? Trinke, trinke, aber trink' Dir keine Grillen. Heda, sing' ein altes lustiges Lied, wie Du als Reiter pflegtest, und denk' an die schöne Jugend, wo Du Dein schmuckes Rößlein tummeltest und den Dirnen nachliefest und sie Dir nicht allzu sehr davon. Das lassen wir Alles aus dem Becher wieder aufsteigen! Laß die Welt gehen! Sie geht doch, wie sie will. Du aber verjünge Dich im Wein und spotte der Zeit!"

Darauf begann er auf dem Ohre hin und her zu gaukeln und die Melodie eines Trinklieds zu summen, in das bald der alte Knappe mit seiner heisern Stimme einfiel.

„Puh!" schrie er auf einmal im besten Gesang, als ein kalter Wasserstrahl sein heißes Gesicht traf: vor ihm stand mit ausgespreizten Fingern, aus deren jedem, wie aus einem Springquell, Wasserstrahlen hervorspritzten, ein hohes Weib mit feuchten schwarzen Haaren. Der Hansnarr auf dem Ohre aber hatte mit einem Male seine Gelenkigkeit verloren; steif, wie eine Gliederpuppe, hing er am Ohrläppchen Diethelms, indem er sich mit Mühe fest hielt und unter dem Regenschauer zitterte. Allmählig versetzte er den erstarrten Leib in pendelartige Schwingungen, welche weiter und immer weiter wurden. Dann ließ er in dem Augenblick, in welchem er sich dem Humpen näherte, das Ohrläppchen los und stürzte in den Wein zurück.

„Treff' ich Dich so wieder, alter Schatz?" rief das Weib. „Kannst Du Dein Trinken nicht lassen? Und ich habe Dir doch mein krystallen Haus angeboten und meine Kammer von lichten Muscheln,

wenn Du den Wein lassen wollest! Bessere Dich, bessere Dich, mein Lieber!"

Der Knappe, welcher sich indessen die Spuren des Regens, mit welchem ihn die Liebhaberin begrüßte, abgewischt hatte, erhob sich und wankte mit lüsternen Blicken und ausgebreiteten Armen auf jene zu. Aber husch! war sie weg, und da lag der Alte und hatte die Nase tief im Staube des Fußbodens begraben.

Das Weib mit den schwarzen Haaren aber war hinausgehuscht in das Zimmer des Fräuleins. Dort sah es trüb und düster aus; kaum warf ein halb geöffneter Laden ein mattes Licht in das hohe, aber für seine Höhe enge Gemach, dessen ganze Bequemlichkeit ein Schrank, ein Tisch und ein Paar Stühle sammt einem Bette ausmachten; auf diesem saß in trübe Gedanken versunken die Bewohnerin; als aber die Fremde eintrat, erhob sie sich mühsam und barg ihre hellen Thränen an der Brust der Freundin.

Diese sah mit ihren großen wasserklaren Augen auf sie nieder und schüttelte langsam und traurig den Kopf.

„Ich weiß, mein Kind, was Du mir sagen willst und was Dir nicht über die Lippen will," sagte die Fremde. „Aber sei ruhig, die Frau vom Borne wird Dich nicht verlassen, wenn Dein Stündlein kommt. Vertrau' auf sie! Sie ist nicht treulos und falsch, wie die Menschen."

Das Mädchen schaute an der Trösterin empor; ein schüchterner Dank lag in ihren Blicken, endlich fing sie an: „Du bist so gut, Du bist zu mir gekommen, liebe Frau, Du hast mich hinausgeführt, daß ich meinen Schmerz vergaß. Du bist mit mir durch Wälder und Fluren gegangen, hast mir die Wunder der Natur gezeigt und erklärt, und ich glaubte wieder heiter und sorglos zu sein, wie ein Kind. Aber etwas hast Du mir nicht nehmen können. Verzeih mir, wenn ich undankbar scheine, aber Trost war es nicht, was Du mir gegeben hast. O wenn ich wieder zu Hause war so allein, dann fiel mir's schwer auf's Herz, dann netzte ich mein Bett mit meinen Thränen, dieß öde Zimmer schallte wieder von meinen Seufzern, und ich fühlte mich so elend, so unglücklich, so verlassen!"

„So seid ihr, so seid ihr Menschen all', kleine und große," be-

gann lächelnd die Frau vom Borne. „Euch ist nicht genug am goldenen Tag, ihr müßt immer an das Vergangene denken, ihr müßt Alles miteinander verknüpfen und die trüben Schatten euch emporholen aus dem Grabe entschwundener Tage. Euch sind die Dinge nicht recht, wie sie sind, ihr müßt nachgrübeln und hinter Allem etwas suchen, an Alles die schweren Gewichte eurer Gedanken hängen, daß euch die Lust zum Schmerz und der Schmerz zur Verzweiflung wird."

„Aber sag', was soll aus mir werden? Was ist aus ihm geworden, meinem Geliebten?" sprach die zagende Jungfrau.

„Und eure größte Thorheit ist es, nach der Zukunft zu forschen," fuhr die Frau vom Borne in ihrer Belehrung fort. „Was kommen muß, das kommt. Ist es nicht genug, das zu wissen?"

Die Jungfrau aber warf sich wieder an die Brust der Frau vom Borne und rief: „O, daß Du so kalt bist! O, daß ich Dich lieben könnte!"

„Kalt, mein Kind?" erwiderte die Angeredete, indem sie einen Blick aus ihren klaren Augen auf das Mädchen warf. „Wohl kalt, aber klar. Euch treibt das heiße Herz das Blut zum Kopfe, dann seid ihr freilich heißer, aber auch toller. Doch komm, laß Deine Fragen und setze Dich nieder. Ich will Dir zeigen, was ich Dir mitgebracht habe."

Sie zog eine goldene Nadel hervor, deren Kopf aus einem feurigen Rubin bestand, von Perlen umgeben; geheimnißvoll funkelten die Kleinode im Halbdunkel des Zimmers. „Sieh, sieh," sprach die Fremde, „das ist eine Zaubernadel: diesen Gluthstrahl des Erdfeuers dämpften die Thränen der tiefen See. Diese Nadel stecke ich Dir in's Haar, so wird auch Dein Schmerz sich gefangen geben.

Nimm hin den glühenden Edelstein
Zusammt der Perle bleich,
Und brennt zu hell des Steines Schein,
So dämpf die Perl' ihn gleich.

Die Beiden trage gleich im Sinn,
Wie gleich sie hält das Gold;
So flieht die böse Stunde hin,
So bleibt die gute hold!"

Während sie die Nadel in das Haar der Jungfrau steckte und das Lied sang, war diese auf ihr Bett zurückgesunken und sanft entschlummert. Die Frau vom Borne legte sie vollends auf dem Lager zurecht und schloß den einzigen noch offenen Laden, daß völlige Dunkelheit in dem Zimmer herrschte. Nur der Edelstein, die Perlen, sowie die Augen der Frau vom Borne strahlten rothweiß, bläulich, jedes in besonderem Glanze. Dann sang diese noch:

„Bald bist Du aller Bürde frei
Und ledig aller Last,
Dann hol' den Liebsten ich herbei,
Der wonnig Dich umfaßt.

Im kühlen Grunde brennt kein Schmerz,
Da stößt man euch nicht aus;
Geborgen seid ihr allerwärts
In dem krystall'nen Haus."

10.

Das Wiedererkennen.

Es war am Abend eines Märztages und noch deckte tiefer Schnee die Schluchten des Aachthals; nur ein lauer Südwind, welcher zerrissene Wolken über den Himmel trieb, ließ das Nahen einer bessern Jahreszeit ahnen. Die Felswände deckte weißer Reif, mit dem sie sich der Winterkälte entledigten; Buchen und Eichen ließen lustig ihre welken Blätter herabwehen, als gedächten sie schon des frischen Kleides, mit welchem bald der König Frühling sie schmücken werde. Aber stets lebendig und in den kälteren Wintertagen dampfend, rann die helle Fluth der Aach, und auf ihrem Grunde wuchs frischgrüne Kresse. Durch die Ritzen der Einsiedlerhütte sah man helles Feuer gastlich leuchten und die Rauchwolken flogen lustig mit dem Thauwind davon.

Aber im Innern der Hütte sah es so gastlich nicht aus. Der Einsiedler handirte drin, nicht in seiner langen Kutte, nicht eintönige Gebete murmelnd, sondern in hirschledernen engen Kleidern, wie die Ritter unter der Rüstung sie zu tragen gewohnt waren, war er eben

beschäftigt, sein Schwert und seine verrostete Pickelhaube zu putzen, welche beide er aus ihrem Versteck unter dem Bette von dürrem Laub und Moos hervorgezogen hatte. Dabei murmelte er zornig zwischen den Zähnen:

„Kommt noch einmal hervor! Noch einmal muß ich hingehen und meines Hauses Ehre sühnen. Aber man soll sehen, daß weder Alter noch Fasten und Beten die Kraft gebrochen haben und den Muth verkühlt in den Knochen und im Herzen des alten Ehrenhelfers. Und muß es auch am eigenen Kinde sein, sie soll es erfahren!“

So in sein Selbstgespräch und in das Reinigen der Waffen vertieft, hatte er nicht bemerkt, wie durch die Thüre seiner Hütte ein Fremdling eingetreten war, und fuhr erschrocken empor, als ihm die Worte in's Ohr klangen: „Herr Kunrad von Ehrenfels!“

Der Einsiedler schaute hoch auf. Vor ihm stand in zierlicher Hoftracht aus Sammt und Seide mit geschlitzten und zierlich ausgenähten Aermeln ein hagerer Mann, dessen spärliches graues Haar ein Sammtbarett mit Federn bedeckte; aber die Seide seiner Kleider war verblaßt, der Sammt abgeschaben, und dieser Zustand seiner Kleider stand in traurigem Einklang mit den eingefallenen Zügen, der gefurchten Stirne, den milden, aber kummertrüben Augen, welche auf dem Einsiedler ruhten.

Dieser begann, nachdem er den Eindringling lange gemustert hatte: „Deiner Kleider, Fremdling, erinnere ich mich noch wohl, sie trug einst der flotteste Ritter im Lauterthal und bildete sich wohl etwas ein auf seine seidenen Fetzen und seine reichen Besitzthümer. Er wußte auch mit den Fräulein zärtlich zu thun, bis es ihm einer versalzte. Aber Deine Züge sind die des Abtes von Zwiefalten. Bist Du der Abt, was soll die Mummerei? Bist Du aber Siegbert von Gundelfingen, den ich einst zur Hölle schickte, weil er die Ehre meines Hauses angetastet hatte, so geh' wieder zu Deinem Schwarzen. Schrecken wirst Du mich nicht; ich bin der Teufeleien in diesem Thale gewohnt worden.“

„Ich bin Siegbert von Gundelfingen,“ fing der Fremde an. „Ich komme, von Dir meinen Sohn zu fordern, wie ich einst mein Weib von Dir gefordert, Du scheinheiliger Mörder!“

„Deinen Sohn?“ rief der Einsiedler, dessen Haare sich sträubten. „Wenn es Dein Sohn war, so war es ein Ketzer. Dein Weib? Du weißt wohl, Gespenst, es war nicht Dein Weib, und da sie sonst etwas war, so hatte ich nichts mehr mit ihr zu schaffen.“

„Gespenst heißest Du mich, Kunrad von Ehrenfels? Ich lebe, ich athme, wie Du, und bin der Abt von Zwiefalten. Aber wie ich in jener Nacht vor Deinen Thurm kam und mein Weib von Dir verlangte, die Du mich im Walde suchen hießest, so komme ich heute und verlange meinen Sohn, den Du über die Felsen hinabwarfst. Stehe mir Rede, Kunrad von Ehrenfels!“

Dieser schritt langsam auf den Fremden zu und befühlte mit hartem Griff seine Schulter. Siegbert blieb ruhig stehen, die Augen unverrückt auf den Gegner gerichtet. Dieser trat wieder einige Schritte zurück, faßte sein Schwert, und die rostige Klinge beschauend, sprach er: „So hast Du nicht reine Arbeit gemacht, alte Klinge!“

„Nein, Kunrad!“ rief Siegbert, „was Du gewollt hast, hat der Himmel verhütet, und Alles, Alles wäre wieder gut geworden, wenn Du nicht so hart und lieblos gewesen wärest!“

„Wieder gut geworden, mein feiner Junker von Gundelfingen? All' die Schmach, die Du mir angethan, wieder gut geworden? Ich war ein armer Ritter, Du warst der reichste in der ganzen Umgegend. Meine enge Burg schaute in ein einsames Waldthal, Dein Schloß blickte stolz herab auf die Dörfer, Mühlen und Wiesen des Lautergrundes und weithin über die Fluren der Alb. Was auf den Wiesen ging, das war Dein, was von den Fluren kam, das mahlte die Mühle für Dich. Du warst reich, ich ein Bettler gegen Dich; aber meine Ritterehre hatte ich so gut wie Du.“

„Ich wollte Dir Deine Ehre nicht nehmen.“

„Nicht nehmen? Geh', ich haßte Dich und hatte Grund dazu! Als wir hinunterritten zu des neuen Herzogs Hochzeit, des Wirtembergers, da sah ich wohl die spöttischen Blicke, die Du auf das schäbige Ritterlein, auf mich, warfst. Aber ich söhnte mich mit Dir aus, als Du freundlich in mein Schloß kamst, als Du mich hinüberführtest in Deine Burg, an Deiner Tafel oben sitzen ließest und reich bewirthetest, als Du mich in Allem um Rath fragtest und meine Weis-

heit herausstrichest, da ließ ich Narr mich kirren; in meiner Eitelkeit vergaß ich der Ehre meines Hauses und Du, schlauer Vogelsteller, konntest Deine Leimruthe aufstecken!"

„Es mag zum Theil wahr sein, was Du mir vorwirfst, Kunrad," sprach Siegbert gesenkten Auges. „Aber was ich Dir Unrecht that, hab' ich bereut und gebüßt, und was Du mir von Falschheit vorwirfst, da hast Du schwarz gesehen. Wohl sah ich Deine Schwester gerne, aber ich meinte es ehrlich mit ihr, und wäre Deine Raschheit nicht gewesen, so säße sie jetzt drüben auf meiner Väter Burg als Herrin, die im Elend zu Grunde gehen mußte."

„Die Schande war da, Siegbert," rief hier der Ehrenfelser, „und hintendrein ist gut reden. Als ich es merkte, da hatt' ich meinen Entschluß gefaßt, und gerade recht traf ich Dich auf der Jagd. Du machtest Dich freundlich an mich, Du wünschtest mit mir auf meinen Thurm zu gehen, und das erhöhte und bestärkte meinen Grimm. Will er wieder zum Liebchen schleichen, dacht' ich, und hält mich für dumm genug, daß ich ihm den Weg zeigen werde? Ich hielt aber noch an mich. Du gingst voran hinunter die enge Waldschlucht und ich hinter Dir drein. Oft dacht' ich: schlag' ihn nieder, der Schurke hat nicht mehr verdient. Aber Gott soll richten und meine Klinge soll ihn im ehrlichen Kampfe stellen, kam mir's dann wieder, und so ging ich ruhig hinter Dir drein bis wo die beiden Thäler zusammenstoßen, dort oberhalb des Ursprungs der Aach; da ist ein Wiesenplan, der däuchte mir zum Kampfe recht. Da stellt' ich Dich und Gott hat gerichtet!"

„Mit Nichten!" sprach Siegbert, „denn es war doch kein ehrlicher Kampf. Du fielest mich an und ließest mich nicht zum Wort kommen, obgleich ein Augenblick Geduld Alles gelöst hätte. Ich wollte Dich um die Hand Deiner Schwester bitten."

„Was, was?" schrie Kunrad. „Wohl, wohl, als ich Dir den Degen auf die Brust setzte und der Muth Dir entsank, da hättest Du wohl versprochen, das Fräulein von Ehrenfels zu nehmen, um Dein feiges Leben zu retten. Aber nachher hätte mir der glatte, sammtne Herr sein Versprechen rein weggeläugnet. Und wenn Du auch Wort gehalten hättest, an einen Feigling wollte ich meine Schwester nicht

verhandeln. Aber mein Arm war zu hitzig und nicht sicher genug, oder hat Dich der Teufel gerettet mir zum Trotz, sonst ständest Du jetzt nicht lebendig vor mir."

„Kunrad von Ehrenfels," sprach Siegbert bedächtig, „Du bist noch der Alte. Nicht die Jahre, nicht Dein Beten haben Deinen trotzigen Sinn anders gemacht, heute noch, wie damals, lässest Du mich nicht zu Worte kommen, gält' es auch mein und Deiner Schwester Leben. Aber ich will Dir erzählen, wie Gott mich gerettet hat, und merke wohl auf, damit auch Du seinen Finger erkennest! Ein treuer Diener war mir nachgegangen und fand mich in meinem Blute. Seine Kunst und Pflege rettete mich, er brachte mich auf meine Burg Dorneck und ich befahl ihm, Niemand etwas zu sagen von der ganzen Sache und wohl Acht zu haben, was drüben auf Deiner Burg vorgehe. Meinem Bruder aber, der auf dem Schlosse zu Gundelfingen verweilte, ließ ich melden, ich habe eine weite Reise schnell antreten müssen, er solle indeß meine Güter verwalten. Ich war kaum genesen, als ich durch meinen Diener erfuhr, daß Deine Schwester Bertha mir einen Sohn geboren habe, und nun war nicht mehr zu zögern. Nachts ritt ich hinüber, trat vor Dein Burgthor und forderte mein Weib. Wie Du mich hinwegwiesest, weißt Du."

„Ja, ja, ich hatte desselbigen Tages Deine Buhle fortgeschickt, damit sie nicht länger die Burg meiner Väter entehre. Dich aber hielt ich für ein Gespenst, sonst wärst Du nicht lebendig entkommen."

„Suche sie im Walde draußen, riefst Du herunter, Kunrad," so fuhr jetzt Siegbert mit gehobener Stimme fort. „Im Walde aber hatte sie eben mein Diener gefunden. Der hatte sie aus der Aach gezogen und das unschuldige Kindlein lag nicht weit davon am Wege. Hier saß Deine Schwester, wo Deine Hütte jetzt steht, auf welcher der Fluch liegt. Aber sie war wahnsinnig; sie sang in sonderbaren Reimen vor sich hin und meinte, sie müsse zurück zu ihren Schwestern, den Wasserfrauen, ihr Lieb sei todt und ihr Bruder habe sie verstoßen. Mich kannte sie nicht mehr. So haben wir sie mit vieler Mühe zu den frommen Frauen nach Marchthal gebracht, welche sie verpflegten. Das Kind aber brachte ich zu Zwiefalten unter, wo ich dem alten

Abte meine ganze Geschichte vertraute. Der versprach mir für den Waisen zu sorgen; denn mich trieb es fort aus dem Lande, am Grabe des Herrn wollt' ich meine Sünden aussöhnen und so schied ich, wie ich glaubte, auf Nimmerwiederkehr. — O Kunrad, Kunrad, auch ich habe gebetet und gekniet wie Du, an allen heiligen Orten. Ich warf mich nieder auf dem Berge, von wo aus man Jerusalem zuerst erblickt; denn jetzt, dacht' ich, ist das Heil gefunden. Dann kniete ich in der Kirche des heiligen Grabes, auf dem Oelberg, ich wallfahrtete hinüber zum Jordan und tauchte mich unter in die heilige Fluth — aber immer wieder tönte mir's im Herzen: Dein Weib, Dein Kind! Und wenn ich alle meine Sünden bekannt hatte und wieder im Dämmerschein der heiligen Grabeskirche kniete und um Ruhe flehte, dann tönte mir's wie die Stimme des Herrn selbst aus den dunkeln Wölbungen entgegen: Dein Weib, Dein Kind!"

Siegbert schwieg eine Weile und sandte prüfende Blicke hinüber nach Kunrad. Aber dessen Gesicht zeigte seinen alten düstern Trotz und er sagte mürrisch: „Weiter, wenn ich die Geschichte doch hören muß!" —

„So kehrte ich zurück in die Heimath, wo man mich vergessen hatte. Ich kam zu den heiligen Frauen zu Marchthal und fragte nach Bertha. Im Wahnsinn, sagte man mir, sei sie ihren Wächtern entsprungen und habe sich in die Donau gestürzt. Ich ging weiter und trat vor meinen Bruder. Der erschrack, als er mich erkannte, denn er hatte mich schon längst todt geglaubt und dachte, jetzt müsse er die reichen Güter unseres Hauses wieder an mich zurückgeben. Allein ich sagte ihm, er möge mich immerhin für todt ansehen; ich erbat mir nur den Sondernacher Hof als Geschenk für das Kloster Zwiefalten, und dort beschloß ich meine Ruhe zu suchen, wo ich auch mein Kind geborgen hatte. Freundlich empfing mich der ehrwürdige Abt und führte mir den Knaben zu, dessen er wohl gepflegt hatte. O, das Kind war mein Schatz, mein Kleinod, und der Knabe wuchs so herrlich heran, die Freude seines Vaters, der ihm freilich den lieben Sohnesnamen nicht geben durfte. Aber Du, finstrer Mann, tratest wieder zwischen mein Glück, Du hast ihn über den Felsen herabgestürzt in den Abgrund der Aach, dort fand man sein Barett noch und ein

Diener unseres Forstes, der von der anderen Seite zusah, hat mir kürzlich Alles selbst erzählt."

„Du weißt wohl schön die Worte zu setzen," erwiderte der Ehrenfelser, „das konntest Du schon als feiner Junker, da Du die Ehre meiner Schwester hinwegschwatztest. Wohl liegt sie in der Donau; denn das war unserer Väter Sitte, das Schandbare zu bergen vor dem Auge des heiligen Tages. Du sagst mir, Du seiest in Jerusalem gewesen und habest keine Gnade gefunden am Grabe des Erlösers. Das zeugt mir dafür, daß auch Du ein Ketzer bist, obgleich Abt von Zwiefalten, wie Deine Bastardbrut, welche ich vom Felsen stürzte, ehe sie mit falscher Lehre die Welt verwirrte. Wenn Du mehr mit mir verhandeln willst, feiner Junker und ketzerischer Abt, so laß unsere Schwerter entscheiden. Hier ist die Klinge, der Du schon einmal entronnen bist, Feigherziger. Probir' es noch einmal!"

Während der Ehrenfelser sich zum Fechten zurechtstellte, blieb Siegbert ruhig und erwiderte jenem mit Hoheit: „Du bist nicht der Kunrad von Ehrenfels mehr, noch bin ich der Siegbert von Gundelfingen. Du bist ein Einsiedler und das Volk glaubt an Dich und nennt Dich einen heiligen Mann, so daß es Deine Unthaten lieber mit Schweigen bedeckt als anzeigt, wie jener Waldhüter, der mir die Ermordung meines Sohnes erst nach so langem Zögern offenbarte. Ich aber bin ein Diener der Kirche, also laß die Schwerter, sie geziemen unsern Händen nicht mehr. Du hast meinen Sohn gemordet, weil Du in Deinem scheinheiligen Hochmuth ihn einen Ketzer nanntest, ja für den Versucher selbst hieltest. Wohl mag sein reiner, offener Sinn Deine finstere unfruchtbare Frömmigkeit Dir verwiesen haben, wohl mag er darin zu weit gegangen sein. Aber Du warst nicht sein Richter, auch wenn er Unrecht gethan hat. O mein Kind, mein Kind, daß Du in die Hände des Wolfes fallen mußtest, Deines Vaters Sünde zu büßen! Aber ich kam nicht her, mit Dir zu rechten, Einsiedler, nur das wollt' ich Dir sagen und zeigen, wie Dein starrer Trotz Alles bös gemacht hat, was noch hätte gut werden können. An diesem hältst Du noch heute fest und Dein Eigensinn ist um so schlimmer geworden, seit er sich in das Gewand der Heiligkeit gehüllt

hat. Kehre um, ändere Deinen Sinn, das ist das Erste, was der Herr fordert. Du hast es nicht gethan und Deine Zeit verplappert mit sinnlosen Gebeten, welche nicht zum Himmel aufsteigen. Aendere Deinen Sinn, sag' ich Dir noch einmal, und will Dir Alles, was Du mir gethan hast, verzeihen, wie Dir der Himmel verzeiht."

Der Einsiedler hatte sich während dieser Rede an die Wand gelehnt und seine funkelnden Augen schauten mit der Freude des Wolfes hinab auf die alte Ritterklinge. Als Siegbert schwieg, erhob er sich, stellte sich nochmals zum Fechten bereit und rief: „Ist's gefällig?"

Der Abt hob flehend die Hände zu ihm empor und sprach nochmals: „Aendere Deinen Sinn, so lange es noch Zeit ist!"

Aber der Einsiedler erwiderte mit einem rohen höhnischen Gelächter und schweigend ging Siegbert von dannen.

11.

Das Gericht.

Nicht lange nachher sah man auch den Einsiedler seine Hütte verlassen. Er trug eine Kienfackel, in deren Schein seine trotzigen Züge noch wilder aussahen, und so schritt er, einem bösen Geiste gleich, das Thal hinauf seinem grauen Thurme zu.

Mit einem wilden Fluche stieß er die Pforte auf, die er statt verschlossen nur angelehnt fand, und der Knappe, der gerade bemüht war, eine neue Kanne aus dem Keller heraufzuholen, sah mit Schaudern seinen Herrn vor sich stehen.

„Heißt das mein Haus bewahren, Du Hund?" schrie Kunrad ihm entgegen. „Gesindel geht bei mir aus und ein und meine Tochter hält offene Kammer, wie man mir gesagt hat. Ist es so, Knecht?"

Diethelm suchte sich zu fassen und lallte endlich: „Ja, Herr, aber —"

„Ja sagst Du, Schuft? Das ist genug!" rief wüthend sein Herr, schüttelte ihn mit seiner nervigen Hand und stürzte ihn dann mit einem kräftigen Stoße die steile Kellertreppe hinab. Unten hörte man ein leises Stöhnen, bald war aber Alles still.

Nun ging er hinauf in's Obergemach. Schlummernd lag dort

seine Tochter auf ihrem ärmlichen Bette, neben ihr ein Säugling, um den sie sorglich den rechten Arm geschlungen hatte. Kunrad warf die Fackel zu Boden und riß das Kind aus ihren Armen. Darob erwachte die Tochter, und als sie ihr Kleines in den Armen des Eindringlings sah, fuhr sie auf wie eine Tigerin und riß es wieder an sich. Vom Scheine der am Boden liegenden Fackel beleuchtet standen sich Vater und Tochter gegenüber.

„Ehrlose Buhlerin!“ rief endlich Kunrad. „Fleuch hinweg aus dem Hause Deiner Väter, dessen Du nicht werth bist, hinweg mit dem vaterlosen Kinde!“

„Vaterlos?“ erwiderte ihm Gertrud. „Ja wohl, vaterlos, weil Du seinen Vater umgebracht, wie sie sagen. Ich schickte ihn zu Dir, aber Du hast ihn getödtet!“

„So, der war's?“ rief jetzt Kunrad und brach in ein höhnisches Gelächter aus. „Desto besser, desto besser! Der hat wohl des Vaters Zunge geerbt, daß er Dich beschwatzte, wie Jener meine Schwester. Aber weg von hier, um so mehr, da Du dem Sohne meines Todfeindes Deine Kammer geöffnet!“

Die Tochter aber schaute den Vater mit funkelnden Augen an, die dem Trotze der seinigen wenig nachgaben: „Aber ich liebte ihn, Vater,“ rief sie, „den Du den Sohn Deines Todfeindes nennst; was wußte ich davon? Ich liebte ihn, weil er freundlich zu mir sprach, die ich ungeliebt in der Einsamkeit meines Thurmes wohnte, weil ich aus seinen treuen Augen sah, daß er mir gut war. Ich liebte ihn und gab mich ihm hin; hätte ich es nicht thun sollen, Vater? Dann hättest Du mich das früher lehren sollen. Aber Du ließest Deine Tochter aufwachsen in der Einsamkeit dieses Thurms, ohne Dich nach ihr umzusehen, und zum Hüter setztest Du ihr einen alten Trunkenbold. Jetzt kommst Du daher, da es zu spät ist, und sprichst davon, Deines Hauses Ehre zu retten, Du Vater!“ schloß sie, das letzte Wort höhnisch betonend. „Doch ich gehe schon, ich gehe; Du brauchst mich nicht zum zweiten Male fortzuweisen. Ade, Vater!“

Sie schritt stolz mit ihrem Kinde hinaus, während der Vater ihr nachstarrte; dann murmelte er vor sich hin: „So war es Recht von meinen Vätern her und so soll es bleiben, so lange dies Haus steht.“

Dann wandte er sich und stieg, ohne die Fackel aufzuheben, die enge Treppe hinab, durchschritt den kleinen Hof und drehte den Schlüssel in dem halbverrosteten Schlosse knarrend um; hierauf warf er ihn in den Burggraben und ging davon.

Ohne sich umzuschauen war die Tochter hinausgeschritten, ohne sich umzuschauen schritt der Vater davon; jene auf dem Zickzackstege den Wald hinab, dieser auf dem breiten Wege seiner Hütte zu. Indessen hatte im Hause die Flamme der Fackel ihr Werk begonnen: roth im Widerscheine des Feuers, das weithin Wald und Felsen beleuchtete, schaute der alte Thurm zu den Wolken empor, die immer dichter mit dem Thauwinde dahinjagten. Immer mächtiger schlug die Flamme empor, bis das Herrenhaus zusammenstürzte und dicker Qualm Alles verhüllte. Einsam und düster wieder Alles; nur hie und da eine verglühende Kohle oder ein knisternder Funke.

Indessen eilte Gertrud im Walde umher. Ihre nackten Füße sanken tief in den Schnee, welchen der Thauwind erweicht hatte, das eisige Wasser zerriß die Haut und bald rann das Blut hervor; sie achtete es nicht, der körperliche Schmerz schien ihr nur den Seelenschmerz zu lindern. Hoch oben zogen die gepeitschten Wolken daher, und nur wie schnell verlöschende Lichtlein schauten die Sterne zwischen ihnen hervor. In den Bäumen schien es zu klopfen: die geharnischten Baumelfen warfen von der Wurzel herauf durch Stamm und Zweige ihre dünnen Speere, um den Säften, welche sich zu regen begannen, die Gänge zu öffnen. Dazwischen schauten sie neugierig aus den Astlöchern hervor und nickten dem vorübergehenden Mädchen zu, das sie wohl kannten. Wenn aber Gertrud auf eine schneefreie Stelle trat, so fühlte sich's unter der Fußsohle an, wie ein wimmelnder Ameisenhaufen; das waren die Keime der Gräser und Blumen, die sich wieder zum Lichte drängten. Aus den Felsenritzen lauschten die Bergmännlein hervor und besahen sich erstaunt die Veränderung der Oberwelt, da das Leben drunten bei ihren feurigen Essen immer das gleiche ist. Dazwischen hinein pfiffen die Stöße des Südwinds durch die Schlucht und wilde Schneebäche gurgelten die Felsrinnen herab; hoch droben in den Lüften aber schien es zu tönen: Frühling, Frühling, Erlöser!

Das arme, verstoßene Menschenkind aber überkam zwischen diesem geschäftigen Treiben der Natur ein stechendes Gefühl ihrer Verlassenheit; sie dünkte sich wie das dürre Blatt, welches mitten in diesem Frühlingsjubel matt zu Boden flatterte. Die Welt hatte sie verstoßen, wo sollte sie hin? An ihrer Brust begann der Säugling zu wimmern, sie aber blickte mit dem thränenlosen Auge der Verzweiflung auf ihn nieder. So war sie, ohne daß sie es wußte oder wollte, auf den Felsen gekommen, unter dem die Aach entsprang. Sie schaute hinab in den Teich, der, von Schneebächen geschwellt, trüb aufbrodelte. Darin sah sie ihre Freundinnen, die Wasserfrauen, in wilden Tänzen umhergaukeln; am Ufer aber saß eine Frau mit verwirrt herabhängenden blonden Flechten, die schlug mit der einen Hand in's Wasser, als wollte sie den Takt angeben zu den Tänzen der Wasserfrauen. Diese aber sangen:

Die erste:

Der Winter geht, es schmilzt der Schnee
Und jede Fessel springt,
Die Nix' im Bach, die Nix' im See,
Sie jubelt auf und singt.

Die andere:

Der Frühling kommt, der Sausewind
Stürmt her von Süden lau;
Komm, Sausewind, o komm geschwind,
Tanz' mit der Wasserfrau!

Die erste:

Kommst aus dem braunen, sand'gen Meer,
Kommst über grüne Well',
Kommst von beschneitem Fels daher,
Leichtfertiger Gesell?

Die andere:

Dreh' dich mit mir — schon bist du fort!
Nur immer, immer zu!
Trag' hoch zum Nord dein Lösungswort,
Du Frühlingsbote du!

Die erste:

Siehst du der Bächlein hüpfend Heer,
Gekrönt mit weißem Schaum?
Sie rinnen her, sie stürzen her,
Bedecken jeden Raum.

Die andere:

Siehst droben du der Schwestern Tanz,
Der Wolken tollen Schwall?
Dahin ist ganz der Sterne Glanz,
Wir herrschen überall.

Beide:

Der Rache, Rache Tag ist heut,
Der wild das Herz uns schwellt,
Heut wirbeln wir, so viel uns freut,
Und fegen aus die Welt!

„Rache, Rache!“ krächzte hier die Blondhaarige dazwischen, und als Gertrud sie genauer anschaute, bemerkte sie, wie dieselbe auf ihrem Schoß einen Jüngling hielt, den sie mit einem Arm umschlungen hatte. Als die Blonde einen Augenblick stille hielt, wurde sie auch die starren Züge des Jünglings gewahr, dessen offene Augen sie anzuglotzen schienen. „Eckbert, Eckbert!“ schrie sie auf.

Mit grinzendem Lachen und mit Augen, aus welchen die wirre Freude des Wahnsinns glänzte, schaute jetzt die Blonde herauf zu ihr und winkte ihr mit der freien Hand. Die Wasserfrauen aber, welche sie auch bemerkt hatten, sangen:

Beide:

Da bist Du, Liebchen! Komm herab!
Dann sind's der Schwestern vier,
Dann wirbeln wir das Thal hinab,
Den Kehraus tanzen wir!

Die erste:

Zum Kindlein blickst Du unverwandt?
Es bricht Dir fast das Herz.

O denk', sein Loos ist Qual und Schand',
Schnell ende seinen Schmerz!

Die andere:

Es tropft sein Blut auf weißen Schnee,
Es schlummert ohne Qual,
Es schießen Röslein in die Höh',
Ein lieblich Todtenmal.

Als noch während dieses Gesangs Gertrud in ihr aufgelöstes Haar griff, fiel ihr die Nadel in die Hand, welche ihr einst die Frau vom Borne gegeben hatte. Rasch faßte sie dieselbe, schaute ihr Kindlein an, küßte es und grub ihm die Nadel tief in die Brust. Dann warf sie sich wild auf die Erde nieder, scharrte mit den Händen Schnee und Rasen hinweg und barg die Leiche darunter. Wieder trat sie vor zum Rande des Felsens. Die Blonde lachte wahnwitzig, Eckberts Augen schienen sich langsam zu bewegen, die Nixen aber wirbelten im schäumenden Wasser umher und winkten ihr, indem sie sangen:

„Komm, Liebchen, schnell, Dein Buhle winkt,
Komm, eile an sein Herz!
Wenn ihr im Grund euch hier umschlingt,
Dann endet aller Schmerz.“

Gertruden däuchte es, als wanke unter ihr der Fels, ihre Sinne schwanden; sie sank hin und stürzte hinab in die brodelnden Wasser, welche wie jauchzend über ihr zusammenschlugen.

* * *

Nach einigen Tagen, als die Fluthen des Wildwassers sich verlaufen hatten, fand man nahe beim Kloster die Leiche des Einsiedlers von den Wellen an's Land gespült.

Inhalt des ersten Bandes.

Seite


F. X. BEER
kgl. Hofbuchbinder
in
MÜNCHEN
Lederergasse N°25.

